HANS LAMM

VON JUDEN IN MÜNCHEN

Ein Gedenkbuch

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

1958

NER-TAMID-VERLAG MÜNCHEN

Umschlagentwurf Kurt Lewy

Copyright by Ner-Tamid-Verlag München · 1958 · Printed in Germany

Gesamtherstellung in den Werkstätten Rudolf Rother München

ROSENTHAL

Dem Gedenken derer

die vor uns gingen

Inhaltsverzeichnis

Hans Lamm, Zur Einführung 13

Werden und Wesen der Gemeinde

Leo Baerwald, Juden und jüdische Gemeinden in München vom 12. bis 20. Jahrhundert 19
Das jüdische Vereinsleben in München 1915 und 1932 30
Werner J. Cahnmann, Die soziale Gliederung der Münchener jüdischen Gemeinde und ihre Wandlungen 31
Förderer der israelitischen Literatur in München vor 100 Jahren (Mordechai Bernstein) 42
Ernst Roth, Machsor-Handschriften in der Bayerischen Staatsbibliothek 43
Heinrich Feuchtwanger, Jüdische Sakralkunst in München 50
Stephan Schwarz, Streiflichter auf die Frühzeit der Juden-Emanzipation in München 53
Erich Ortenau, Aus einer jüdischen Familientruhe Münchens 60
Siegfried Danzinger, Geselligkeit und Gesellschaftsleben der Münchener Juden 69
Rahel Straus, Jüdische Wohlfahrtsarbeit in München 72
Elisabeth Kitzinger, Jüdische Jugendfürsorge in München, 1904—1943 75
Julius Spanier, Das Israelitische Schwestern- und Krankenheim 80
Julius und Helene Weil, Erinnerungen an das Jüdische Lehrlingsheim 84
Lotte Pick, Die Jüdische Haushaltschule zu Wolfratshausen 87

Begegnungen — Menschen und Ideen

Schalom Ben-Chorin, München 91
Bernhard Brilling, Der Chevalier von Geldern in München 92
Prinz Konstantin von Bayern, Ludwig I. und Nanette Kaula 96
Hans-Joachim Schoeps, Friedrich Julius Stahl und das Judentum 99
Heinrich Heine, Aus „Reise von München nach Genua“ 104
Heinrich Heine, Schluß der „Besprechung von Michael Beers ‚Struensee‘“ 105
Felix Mendelssohn-Bartholdy, Brief an Goethe aus München 106
Franz Seitz, Aus dem „Nachruf für Hermann Oettinger“ 107
Ignaz Döllinger, Schluß der Akademierede „Die Juden Europas“ 109
Jakob Wassermann, Gründung des Simplicissimus 111
Leo Baeck, Das erste Tausend 113
Eugene Spiro, Student in München, 1894—1897 117
Ernst von Possart, Aus „Hermann Levi“ 119
Siegfried Wagner, Am Grabe Heinrich Porges 121
David Baumgardt, Student in München vor 50 Jahren 122
Max Halbe, Erinnerungen an Franz Herzfeld 127
Moritz Goldstein, Der „Kunstwart“-Aufsatz zur Judenfrage 130
Ricarda Huch, Bekenntnis zum Zionismus 135
Ludwig Feuchtwanger, Die Juden und die Entstehung des Kapitalismus 136
Eberhard Hölscher, Die Persönlichkeit Th. Th. Heines 141
Bertha Badt-Strauß, Studententage in München, 1912—1913 143
Karl Wolfskehl, Und dennoch sind wir da 146
Sigbert Feuchtwanger, Aus dem Buch „Die Judenfrage“ 147

Nachum Goldmann, Zur Psychologie der Ostjuden 150
Gustav Landauer, Ostjuden und Westjuden 155
Julie Meyer-Frank, Erinnerungen an meine Studienzeit 158
Wilhelm Hausenstein, Aus „Erinnerung an Eisner“ 163
Martin Buber, Erinnerungen an einen Tod (Dem Gedächtnis Gustav Landauers) 166
Julius Moritz Bonn, Meine Beziehungen zu München 170
Max Reinhardt, Aus einem Brief an Willy Trenk-Trebitsch 176
Karl Ettlinger, Der Münchener Fasching (Ein Schüleraufsatz) 177
Wilhelm Hausenstein, Aus dem „Vortrag über den Simpl“ 178
Rudolf Frank, Meine Münchener Jahre 179
W. E. Süskind, Ja, damals 184
Annette Kolb, Eine Fußnote 186
Alfred Polgar, Alfred Kerr, Kurt Tucholsky: Karl Valentin 187
Schalom Ben-Chorin, Traumgeographie 192
Hans Brandenburg, Münchener Juden, die ich kannte 193
Herbert Freeden, In jenen Tagen 199
Willy Haas, Ein literarischer Ahnherr des Münchener Antisemitismus 203
Stefan Zweig, Aus „Abschied von Rilke“ 207
Lion Feuchtwanger, Vom Geschichtsbewußtsein der Juden 208
Lion Feuchtwanger, Der Literarische Verein „Phöbus“ und seine Heine-Feier 211
Thomas Mann, Freund Feuchtwanger 212
Robert Rafael Geis, Drei Freunden 215
Aloys Wenzl, Richard Hönigswald 218
George F. J. Bergmann, Münchens jüdische Bergsteiger 220
Maria („Mutz“) Föger, Bergkameraden 224
Herbert Günther, Bruno Frank 225
Karl Schwarz, Jüdische Kunsthändler, Sammler und Künstler in München . . . 231
Emil Gratzl, Nachruf auf Lucian Scherman 237
Hans Ludwig Held, Aus der Einleitung zu Franz Rapps „Goethe und München“ 238
Julius Bab, Nachruf auf Franz Rapp 238
Bruno Kirschner, Einige persönliche Erinnerungen an das jüdische München 239
Thomas Mann, Aus „Gedenkrede auf Max Reinhardt“ 242
Albert Einstein, Nachruf auf Josef Scharl 243
Friedrich Deich, Jüdische Mediziner in München 244
Gerty Spies, April 1945 251
Manfred Sturmann, Die Mutter 252
Manfred Sturmann, Capriolo des Alltags 253
Alfred Werner, Jüdische Juristen in München 256
Ludwig Thoma, Aus „Erinnerungen“ 261
Eugen Roth, Ein Erinnerungsblatt 262
Erich Kuby, Von der Bruderstraße 12 und der Alexandrastraße 3 265
Lilly Marschütz, Die Isar 270
Alfred Einstein, Juden in der Musik 271
Emil Preetorius, Epitaph für Karl Wolfskehl 274
F. P. Bargebuhr, Karl Wolfskehl, deutscher Dichter und Jude 277
Margarete Susmann, Das Wort 285
Karl Wolfskehl, So hat es kommen müssen 291
Gerty Spies, Erinnerungen an Elsa Bernstein 292
Hermann Sinsheimer, Paul Nikolaus Coßmann 295
Arnold Zweig, Klage über den Untergang einer schöpferischen Sprache 298

Von Weltkrieg zu Weltkrieg: Von Krise zum Untergang

Immanuel Birnbaum, Juden in der Münchener Räterepublik 301
Sigmund Fraenkel, Ein Brief aus der Räterepublik und ein Aufsatz aus der Frühzeit des Nationalsozialismus 304
Sigmund Fraenkel, Die konfessionelle Verhetzung in München 306
Alfred Neumeyer, Schlußwort der Ansprache bei der Gründung des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden 310
Carl Landauer, Erinnerungen an die Münchener Sozialdemokratie 1921—1923 311
Jakob Reich, Eine Episode aus der Geschichte der Ostjuden Münchens 318
Josef Hofmiller, Aus dem „Revolutionstagebuch 1918/19 322
Richard Willstätter, Die Geschichte meines Rücktritts 323
Karl Vossler, Ansprache an die im Korporationsausschuß vereinigten studentischen Verbindungen 331
Thomas Mann, Aus „München als Kulturzentrum“ 334
Chaim Weizmann, Am Vorabend des Verhängnisses 335
Industrie- und Handelskammer München: Verzeichnis jüdischer Kammermitglieder und Handelsrichter 1932/33 336
Albert Einstein, Briefwechsel mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 337
Alfred Neumeyer, Brief an Franz von Epp 338
Anzeige des Oberstaatsanwalts der Ermordung des RA. Strauß (München) . . . 339
Michael von Faulhaber, Aus den Adventspredigten „Judentum — Christentum — Germanentum“ 340
Erich Kästner, Aus der Rede „Über das Verbrennen von Büchern“ 341
Hans Lamm, Der Weg bergab — illustriert an einem Zeitungs-Jahrgang 342
Otto Freiherr von Taube, Errettung eines jüdischen Kindes in München, 1943, 344
Kurt Großmann, Zeugnisse menschlicher Tapferkeit im Dritten Reich 345
Emanuel Kirschner, Abschied von der Münchener Hauptsynagoge 348
Carl Oestreich, Die letzten Stunden eines Gotteshauses 349
Otto Bernheimer, Kunde Göring 351
Else B. Rosenfeld, Leben und Sterben der Münchener Gemeinde 1938—1942 . . 354
Karl Stahl und Bruno Finkelscherer, Briefe an Oberstlandesgerichtsrat Alfred Neumeyer über die letzten Tage der Münchener Kultusgemeinde . . . 360
Erich Lüth, Mein Freund Philipp Auerbach 364
Mordechai Bernstein, Die kulturelle Tätigkeit der Sharit Hapleita 369
Thomas Wimmer, Gedanken des Stadtoberhauptes 372
Gerty Spies, Nachher 374
Anmerkungen zu den Autoren und ihren Aufsätzen 375
Anmerkungen zu den Illustrationen 393
Literaturverzeichnis 397

Bilderverzeichnis

Gegenüber
Seite

16 Der Bundespräsident bei einer Probe des „Tagebuch der Anne Frank" im Münchner Schauspielhaus, 1957
Aus der Botschaft des Bundespräsidenten an den Kongreß „Vergangenheit als Aufgabe", München, 1958

17 Gefallenendenkmal auf dem Israelitischen Friedhof an der Ungererstraße

32 Liste der Münchner Märtyrer von 1285, aus dem Nürnberger „Memorbuch"

33 Brief der Münchner Juden an die Straßburger Juden, 1381

48 Aus Münchner Machsorhandschriften; links oben: Cod. hebr. 3 (2; Bl. 214 r); rechts unten: (Cod. hebr. 3 (1; Bl. 48 r); dazwischen: Cod. hebr. 86 (Bl. 49 v 40 r)

49 Gewürzbüchse des Matthäus Wolf, um 1700
Thoraschild des J. C. Drentwett, um 1750

64 Patent des Kurfürsten Maximilian Joseph für den Hofjuden Samuel Wertheimer, 1765

65 Assecuration von 1765, auf der Rückseite Empfangsbestätigung David Joseph Wertheimers

80 Nanette Kaula, Bildnis Joseph Stielers in der Schönheitsgalerie Ludwigs I.
Altersbildnis der Nanette Heine, geb. Kaula, Joseph Stieler zugeschrieben

81 Zimmer des Notars Dr. I. Ortenau, Kaufingerstraße 16, mit Heinrich Heines Schreibtisch, um 1860

96 Münchens erste neuzeitliche Synagoge, Aquarell von Ferdinand Petzl
Medaillen, geprägt anläßlich ihrer Einweihung, 1825

97 Die Synagoge an der Herzog-Max-Straße, Zeichnung aus dem Baujahr
Medaille, geprägt zur Erinnerung an die Einweihung, 1887
„Der Stürmer" berichtet über die Zerstörung der Synagoge, 1938

128 Hermann Levi
Botschaft Hermann Levis an Richard Wagner, 1867

129 Brief Theodor Herzls an den Vorstand der Münchner Kultusgemeinde über den 1. Zionistenkongreß, 1897 (Erste und letzte Seite)

144 Thomas Theodor Heine, Titelblatt des 1. Jahrgangs des „Simplicissimus", 1896
Brief Th. Th. Heines an den Abiturienten Karl Buff, 1911

145 Plakat Thomas Theodor Heines für das Künstler-Kabarett „Die Elf Scharfrichter", 1900

192 Drei Rabbiner der Hauptsynagoge und ihre Amtsperioden: Joseph Perles (1871—1894), Cosmann Werner (1895—1918), Leo Baerwald (1918—1940)

193 Alfred Neumeyer, Karl Neumeyer

208 Franz Rapp,
Lucian Scherman, Gemälde von Oskar Graf

209 Emanuel Kirschner
Otto Bernheimer, Skizze von Olaf Gulbransson, 1948

256 Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, 1916

257 Heinrich Ehrentreu, Rabbiner von „Ohel Jakob", Bildnis von Hermann Segall, 1926
Elias Straus

272 Albert Einstein, Bildnis von Eugene Spiro, 1941

273 Maria Luiko, Anrufung, 1937

304 Arnold Zadikow, Selbstporträt
Elisabeth Springer, Mutter und Kind
Arnold Zadikow, David

Gegenüber
Seite

305 Richard Willstätter
Briefe Willstätters an Chaim Weizmann, 1935 und 1939

320 So fing es an

321 Das war das Ende

336 Münchner jüdische Zeitschriften

337 Publikationen der befreiten Juden nach dem Zweiten Weltkrieg

352 Karl Wolfskehl, letztes Bildnis
Grab Karl Wolfskehls auf Neuseeland

353 Denkmal für die Opfer 1933—1945 auf dem Friedhof an der Ungererstraße

HANS LAMM

Zur Einführung

Prag und Warschau, Wien und Berlin, Frankfurt und Fürth und manch andere Gemeinde spielten in der Entwicklung des Judentums in Europa eine weit bedeutsamere Rolle als München und seine nicht sehr alte jüdische Gemeinde. Die Juden Münchens, von deren Leben dieses Buch kündet, waren jedoch eine Gruppe, deren Eigenart und Wirken sie über viele andere, größere Gemeinden hinaushob. Von diesem Besonderen, das sich der Definition ebenso entzieht wie das Wesen des Münchners überhaupt, werden die folgenden Seiten Zeugnis ablegen.

Weil dieses Buch ein Novum ist, muß gesagt werden, was es sein will und was nicht. „Von Juden in München" vermißt sich nicht eine „Geschichte der Juden in München" zu sein. Eine restlose Darstellung der Entwicklung dieser Gemeinschaft konnte nicht angestrebt werden. Vieler Lücken ist sich der Herausgeber wohl bewußt: wesentliche Themen, z. B. Juden im Wirtschaftsleben, jüdisches Schulwesen und jüdische Jugendbewegung, wurden nur gestreift, weil bereits heute, knapp zwei Jahrzehnte nach der Auflösung der alten Münchner Gemeinde sachkundige Bearbeiter für jene und manch andere Kapitel nicht mehr zu finden waren. Um so wichtiger erscheint es, daß in dem 25. Jahr nach Hitlers Machtergreifung und dem 20. nach der Zerstörung der Münchner Synagogen ein Bild dessen gegeben werde was einst war, auch wenn diese Darstellung nicht beanspruchen kann, geschlossen und in allen Einzelheiten fehlerfrei zu sein.

Dieses Buch, das sich nicht bemüht, eine lückenlose Geschichte der Juden Münchens zu geben, hat es sich noch weniger zum Ziel gesetzt, eine genaue Darstellung der Entwicklung der Israelitischen Kultusgemeinde München, ihrer Institutionen und Organisationen, zu liefern. Aus eigenem Erleben weiß der Herausgeber, daß z. B. die Orthodoxie ihren erheblichen geistigen Beitrag zum Gemeindeleben leistete, — wie dies auch andere Gruppen getan haben, — und dennoch wird in diesem Buch darauf kaum mit Einzelheiten eingegangen werden. Ebenso wird die eine oder andere Persönlichkeit, diese oder jene Vereinigung und Einrichtung nicht oder nur kurz erwähnt werden: dies ergibt sich aus dem Charakter des Buches und nicht aus irgendwelchen Tendenzen der Autoren oder des Herausgebers. Tatsächlich lag uns vor allem daran, die eigenartige und vielleicht einzigartige Atmosphäre jüdischen Lebens in München im 19. und 20. Jahrhundert spürbar zu machen, weswegen wir glaubten, in Kauf nehmen zu sollen, wenn nicht jede Einzelheit des damaligen Geschehens getreu wiedergegeben wurde.

Weil es uns vor allem auf die geistigen und menschlichen Gehalte jener Epoche ankam, ist auch die ungleiche Verteilung des Inhalts kein Zufall. Der erste Teil, der bis in unsere Zeit führt und der letzte, der die Jahre der Verfolgung

und der Vernichtung in ausgewählten Dokumenten zu uns sprechen läßt, sind nicht so umfangreich wie der Hauptteil des Buches, der Begegnungen mit Menschen und Ideen gewidmet ist. Hier kommt eine große Zahl von Autoren, — Juden wie Nichtjuden, — zu Wort, die, jeder in seiner besonderen Weise, zu Juden in München und großenteils auch zu den kulturellen Problemen des modernen Judentum ihre eigene Beziehung haben. U. a. befassen sich dort drei jüdische Autoren mit der Gestalt Karl Valentins und dieses Treffen jüdischen und Münchner Geistes in recht konzentrierter Form mag zu aufschlußreichen Einsichten führen. Mehrere Mitarbeiter haben sich Karl Wolfskehl, den Mann und sein Werk, zum Gegenstand gewählt; diesen großen jüdischen Dichter deutscher Zunge damit neuerlich in die Erinnerung zu rufen, betrachten wir als vordringliche Ehrenpflicht.

Wenn dieses Buch schon nicht die Aufgabe hat, eine umfassende historische Darstellung zu geben, so liegt seine Absicht noch viel weniger auf einer anderen Ebene. Während seiner Zusammenstellung wurde der Herausgeber des öfteren wohlwollend-besorgt gefragt, ob er ein apologetisches Werk plane. In aller Ehrlichkeit wurde mit der Gegenfrage: „Apologetik — für die Deutschen oder die Juden?“ geantwortet. Tatsächlich lag uns solche Verteidigung für die einen oder die anderen fern. Wir bemühen uns, und wir genossen dabei die selbstlose Hilfe von überraschend vielen guten und klugen Freunden, aufzuzeigen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Anklage oder Entschuldigung sind nicht die Aufgabe dieses Buches. Wenn die darin erwähnten Tatsachen und Begebenheiten im einen oder anderen Sinn beredt zu uns sprechen, dann ergibt sich dies unmittelbar aus der Gewalt des geschichtlichen Geschehens.

Dieses Buch erwähnt als jüdische Persönlichkeiten in der Regel nur solche, welche die jüdische Gemeinschaft nicht verlassen hatten. In einigen wenigen historischen Fällen, z. B. Heine und Hermann Levi, hielten wir es für berechtigt, von dieser Regel abzuweichen.

Der Herausgeber hatte das Glück, eine stattliche Zahl von Autoren zu gewinnen, die weiser und erfahrener sind als er. Deswegen verstand es sich von selbst, daß sie frei waren, die Dinge so zu schreiben, wie sie ihnen im Gedächtnis beharrten und ihre oft sehr persönlichen Ansichten auszudrücken. Daß dadurch zuweilen verschiedene Auffassungen zum Vorschein kamen stört uns nicht; wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, den sinnlosen Versuch zu unternehmen, die zahlreichen Mitarbeiter auf einen Nenner zu bringen. Im Gegenteil: die Fülle der zuweilen von einander abweichenden Gesichtspunkte ist ein getreues Abbild des modernen Judentums und der von ihm geprägten Menschen, die jeder nach ihrer Art ihren eigenen Lebensstil entwikkelten. Diese Vielfalt scheint uns nicht nur für die Juden sondern gerade auch für die Stadt München kennzeichnend zu sein, und darum war die ungezwungene Freiheit, in der jeder Autor schreiben durfte, doppelt am Platz, — handelt doch dieses Buch gleichermaßen von Juden und von München.

Da zahlreiche der Originalbeiträge über ihren sachlichen Inhalt hinaus dokumentarischen Wert besitzen, werden sie, soweit als möglich, unverändert abgedruckt. Dadurch ergibt sich, daß Eigenheiten von Sprache und Stil bewahrt und zuweilen ein Ereignis oder eine Persönlichkeit von mehr als einem Mit-

arbeiter geschildert wurden. Gelegentlich erwiesen sich Kürzungen als unumgänglich.
Jeder Beitrag trägt einen Vermerk, der das Jahr angibt, wann er geschrieben wurde. Die große Mehrzahl der Aufsätze werden hier erstmals veröffentlicht und wurden eigens für dieses Buch verfaßt.
Dieses Buch ist im wesentlichen ein Buch des Gedenkens und hat darum nur das Geschehen bis 1945 zum Gegenstand. Im Schlußteil befinden sich zwei Aufsätze, die darüber hinausgehen; auch sie befassen sich jedoch mit Menschen und Werken, die nicht mehr unter uns weilen.
Das Zustandekommen dieses Buches wäre unmöglich gewesen, wenn sich nicht eine große Zahl von Persönlichkeiten und Behörden verständnisvoll und selbstlos dem Plan zur Verfügung gestellt hätten. Ihre Aufzählung würde zu viel Raum beanspruchen, und so sei stellvertretend für die vielen Freunde nah und fern besonderer Dank abgestattet den letzten Rabbinern der 1938 zerstörten Münchner Synagogen, der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße, Herrn Dr. Leo Baerwald (jetzt New York) und dem der orthodoxen Synagoge an der Herzog-Rudolf-Straße, Dr. Ernst Ehrentreu (jetzt London). — Bibliotheken und Forschungsinstitute in aller Welt haben diesem Unternehmen Hilfe gewährt; wir sind u. a. für großzügige Mitarbeit zu Dank verpflichtet der Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf; der Monacensia-Abteilung der Stadtbibliothek München; dem Geheimen Hausarchiv, München; der Bayerischen Staatsbibliothek, München; dem Richard-Wagner-Archiv, Bayreuth; der Deutschen Bücherei, Leipzig; dem Stadtarchiv, Straßburg; der Wiener Library, London; den Central Zionist Archives, Jerusalem; Yad Vashem, Jerusalem, und dem Weizmann-Archiv, Rehovot, Israel.
Sie alle trugen dazu bei, denen, die vor uns gingen, ein Denkmal zu setzen.

Der Bundespräsident bei einer Probe des „Tagebuch der Anne Frank" im Münchner Schauspielhaus, 1957

Aus der Botschaft des Bundespräsidenten an den Kongreß „Vergangenheit als Aufgabe", München, 1958

Und doch hat sich in den letzten zwei Jahren etwas Merkwürdiges und Ergreifendes begeben: ein kleines jüdisches Mädchen hat nach ihrer "Liquidierung", wie der Vorgang des genormten Mordens genannt wurde, durch einen Stoß Papier, den sie hinterließ, Geschichte gemacht. Das ist wohl zu pathetisch formuliert. Aber ich lasse den Satz stehen, weil ein Stück Optimismus in ihn hineingeraten. "Das Tagebuch der Anne Frank", absichtsloses, doch begabtes Kinderspiel der Not, ist zu einem fast missionarischen Auftrag gekommen. In der Begegnung mit ihm handelte es sich fast um etwas wie eine Bewährungsprobe der deutschen Gewissensprüfung. Und wie sie bestanden wurde, das hat etwas Tröstliches.

Theodor Heuss

Gefallenendenkmal auf dem Israelitischen Friedhof an der Ungererstraße

WERDEN UND

WESEN DER

GEMEINDE

LEO BAERWALD

Juden und jüdische Gemeinden in München [1]) *vom 12. bis 20. Jahrhundert*

1. Die Gemeinde von etwa 1200 bis 1442

Im Jahre 1158 ließ Herzog Heinrich der Löwe die schon seit den Römerzeiten wichtige Ost-West-Straße über eine neue Isarbrücke leiten und gründete an der Stelle des Überganges die Stadt München, die heute ihr 800jähriges Bestehen feiert. Jahrhunderte hindurch war die herzogliche, späterhin kurfürstliche Residenz eine beschauliche und ruhige Kleinstadt. In den folgenden Jahrhunderten hat sich München, dank der Förderung durch das kunstsinnige Fürstenhaus der Wittelsbacher und die verständnisvolle Bürgerschaft, zu einer Stadt künstlerischer Kultur entwickelt. Begünstigt durch ihre Lage auf der Bayerischen Hochebene, am Fuße der Alpen, als ein wichtiger Durchgangsplatz in der Mitte Süddeutschlands wurde die Stadt zu einem Zentrum der Künste und Wissenschaften, aber auch zu einem Ort frohen Lebensgenusses, dessen wohltuende Atmosphäre viele Menschen anzog.
Der Jude, der in dieser Stadt geboren oder in sie hineingewachsen ist, wird im Hinblick auf dies Jubiläum die Frage stellen: wie und wie lange hat die jüdische Gemeinschaft am Leben Münchens teilgenommen? Sehr bald werden wir des Gegensatzes gewahr, der uns entgegentritt: Hier eine Stadt, die, in bewußter Planung gegründet und weitergeleitet, geworden und gewachsen ist, bis sie eine der bemerkenswertesten und beliebtesten Städte nicht nur Deutschlands, sondern der Kulturwelt wurde, die gerade jetzt in die Reihe der Millionenstädte eintreten konnte; dort eine Gemeinschaft, die, den Seltsamkeiten und der Ungunst des jüdischen Schicksals ausgesetzt, auch in München für längere Zeit eine stets schwankende, fast immer bedrohte Existenz gefunden hat, bis das 19. Jahrhundert und das erste Drittel des 20. Jahrhunderts der jüdischen Gemeinde einen erfreulichen, ja geradezu imponierenden Aufschwung ermöglicht hat. Die heutige Generation weiß, wie die schmerzlich bekannten Ereignisse die blühende Gemeinde vernichtet haben.

Niemand ist in der Lage anzugeben, wann zum erstenmal Juden nach München kamen, oder wer der erste Jude war, der hier Fuß gefaßt hat. Es wird, wie in den älteren, noch in den Römerzeiten gegründeten deutschen Städten der Fall gewesen sein, daß ein als Kaufmann umherziehender Jude sich niederließ und andere nach sich zog. Die Gründung Heinrichs des Löwen kann noch nicht lange bestanden haben, als sich schon Juden ansiedelten. Man darf wohl annehmen, daß Juden aus benachbarten Städten — man wird vor allem an Regensburg zu denken haben — in diese neue Gemeinde übersiedelten. Man hat auch vermutet, daß von den 1180 aus Frankreich vertriebenen Juden eine Anzahl nach München gekommen seien. Urkunden aus der Zeit vor 1200 berichten von den „mercatores de Munichen“ (Münchener Kaufleute), unter denen mit

großer Wahrscheinlichkeit Juden anzunehmen sind. Bereits im Jahre 1210 hören wir, daß sie im damaligen Judengäßlein (der späteren Gruftstraße, nahe der Rückseite des Neuen Rathauses) mit herzoglicher Erlaubnis eine Synagoge, 1225 einen Begräbnisplatz errichteten. Der erste mit Namen bezeichnete Jude findet sich in einer Urkunde von 1229 als Abraham, der Municher.

Diese erste Münchener Judengemeinde hätte wohl an den durch die Kreuzzüge angebahnten Handelsbeziehungen mit dem Orient und dem sich daran anschließenden wirtschaftlichen Aufschwung Anteil nehmen können, zumal einige bayerische Herzöge von den Juden Geld entliehen. Allein die so angebahnte günstige Lage sollte nicht lange Bestand haben, und auch der Münchener Gemeinde stand das Schicksal bevor, das so viele Judengemeinden in deutschen Landen nach den Kreuzzügen zu erleiden hatten. Wie an so vielen Orten hat auch in München die Verbindung religiöser Schwärmerei und finsteren Aberglaubens mit dem wirtschaftlichen Neid einen Haß erzeugt, der einmal zur furchtbaren Entladung kommen mußte. Im Jahre 1285 hat hier das Ritualmord-Märchen seine unheilvolle Wirkung ausgeübt. Auf ein Gerücht, die Juden hätten ein Kind getötet, brach die Raserei des Volkes los, und man erstürmte das Judenviertel. Der größte Teil der Gemeinde hatte in der Synagoge Zuflucht gesucht und, obgleich der Herzog Ludwig der Strenge die Unglücklichen schützen wollte — das zügellose Volk legte an das Gotteshaus Feuer, und 180 Seelen fanden am 12. Oktober 1285 in den Flammen den Tod. Die Namen dieser Märtyrer von München sind im sogenannten „Nürnberger Memorbuch" (einem Verzeichnis von Märtyrern aus verschiedenen Gemeinden) vom Jahre 1296 enthalten.[2]) Zwei Jahre nach dieser Katastrophe durften sich Juden wieder ansiedeln und die zerstörte Synagoge aufbauen.

Längere Zeit schweigen die Nachrichten über die Gemeinde, bis im Jahre 1345 wiederum ein Ritualmord-Märchen mehrere Opfer forderte. Vier Jahre später, in der Zeit des Schwarzen Todes, der schlimmsten Periode, die unsere Vorfahren in Deutschland durchzumachen hatten, gab die ebenso unsinnige Anschuldigung der Brunnenvergiftung Anlaß zu einer neuen Verfolgung.[3]) Das Jahr 1413 sah wiederum eine blutige Verfolgung, diesmal wegen einer angeblichen Hostienschändung, — damit auch diese Anklage in der Geschichte der Münchener Juden nicht fehle. Aus dem Jahre 1416 berichtet dagegen eine Urkunde, daß die Herzöge Ernst und Wilhelm den Juden in München für sich und alle ihre Nachkommen einen Friedhof „zwischen Moosach und dem Rennweg" angewiesen haben, wie ihnen in dieser Urkunde auch zugesichert wurde, daß sie „alle Rechte und Freiheiten, wie andere Juden in deutschen Ländern haben sollten". Entgegen diesem Versprechen wurden sie jedoch im Zuge der Vertreibung der Juden aus Oberbayern 1442 aus München vertrieben, ihre Synagoge wurde in eine Kirche umgewandelt, deren Keller, „Gruft" genannt, der Gruftstraße ihren Namen gegeben hat.[4])

So schließt die erste Periode der Geschichte der Juden in München. Es war ihnen, wie man sieht, nichts erspart geblieben; auch in den Zeiten, in denen keine blutige Verfolgung über sie hereinbrach, waren sie den beschränkenden und entehrenden Verordnungen unterworfen, die den Juden im Mittelalter das Leben schwer machten. Besonders bemerkt sei hier die von Kaiser Ludwig dem

Bayern (1314—1347) eingeführte Kopfsteuer, der „Güldene Pfennig". Ferner sollte ihnen die Zugehörigkeit zur kaiserlichen Kammer, die „Kammerknechtschaft" (seit dem zwölften Jahrhundert) einen gewissen Schutz durch den Kaiser sichern; in Wirklichkeit wurde dieses Schutzverhältnis zu einer weiteren Quelle von Steuern und Repressalien. Am schwersten wurden sie wohl durch die „Judenschuldentilgungen" Kaiser Wenzels (1390) getroffen: da das kaiserliche Edikt alle ihre ausstehenden Guthaben mit einem Federstrich für nichtig erklärt hatte, wurden sie fast aller Vermögenswerte beraubt. Andererseits hatten sie, was nicht unterschätzt werden soll, eine gewisse Selbstverwaltung und eine beschränkte interne Gerichtsbarkeit. — Einige Einzelheiten der Schikanen, denen die Juden ausgesetzt waren, seien hier verzeichnet. Eine polizeiliche Verordnung hatte 1370 bestimmt, daß kein Metzger den Juden Fleisch verkaufen, kein Bader ihnen ein Bad zurichten, kein Fischer sie einen Fisch anrühren lassen dürfe, sie hätten ihn denn gekauft. Bei der Rückkehr nach einer Vertreibung hatten sie sich bei einer Strafe von 10 Gulden verpflichten müssen, nichts anderes zu treiben, „denn Geld um Wucher (= Zins) zu leihen, als Juden von Rechtswegen tun".

2. Der Übergang

Nach der Vertreibung von 1442 hören wir lange Zeit nichts von Juden in München; erst am Ende des 17. Jahrhunderts bildet sich wieder — wahrscheinlich nicht durch ausgesprochene Wiederzulassung, sondern durch stillschweigende Duldung — eine kleine Gemeinde, der auch kein langer Bestand gegönnt war. Schon im Jahre 1715 erließ Kurfürst Max Emanuel ein erneutes Ausweisungsdekret. Es ist verständlich, daß die Juden dennoch bald trachteten, in die Landeshauptstadt wieder zugelassen zu werden. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts, besonders in der zweiten Hälfte, sehen wir unter dem Einfluß der immer stärker werdenden freiheitlichen Tendenzen eine, wenn auch sehr langsam fortschreitende, Erleichterung der Lage der Juden. So wurde gegen Ende des Jahrhunderts die früher verbotene Abhaltung des Laubhüttenfestes gestattet; die jüdischen Frauen durften in München entbinden, während sie früher aus diesem Anlaß nach Kriegshaber bei Augsburg gehen mußten. Die kleine Gemeinde, die um die Mitte des Jahrhunderts etwas mehr als 20 Personen zählte, vergrößerte sich bis zum Ende des Jahrhunderts auf etwa 200 Personen. Seit 1762 bestand auch eine Betstube im Tal, im Hause der späteren Mohrenapotheke. Wenn auch noch viel Beschränkungen bestanden, z. B. der Judenleibzoll bis 1805, so war doch die Zeit für eine grundlegende Änderung reif geworden.

3. Die „Israelitische Kultusgemeinde" von 1815 bis zum ersten Weltkrieg

Unter der Herrschaft Maximilians von der pfälzischen Linie der Wittelsbacher, der 1799 Kurfürst, 1806 als Max I. Josef König von Bayern wurde, erfolgten die wichtigen Maßnahmen, durch welche die Juden endlich festen Boden unter den Füßen bekamen. 1805 wurde ein „Regulativ" erlassen, wonach die „Juden-Matrikel" in München eingeführt wurde. Dieses Matrikelgesetz erlaubte nur dem jeweils ältesten Sohn eines Juden eine Familie zu gründen, denn die Zahl der Juden sollte in der Regel „nicht vermehrt, viel-

mehr nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß ist". Ausnahmen waren für solche Personen vorgesehen, die für das wirtschaftliche Leben des Landes förderlich waren; wie denn auch das Hausiergewerbe gesetzlich ausgeschaltet wurde. Trotz dieser Einschränkung war die Verordnung von 1805 die Grundlage für die Bildung der Gemeinde, deren erster Vorsteher Abraham Uhlfelder, (etwa 1748—1813), deren Rabbiner seit 1802 Hesekiel Hessel aus Sulzbürg (etwa 1754—1824) war.

Der hier vorhandene Ansatz zur Regelung der jüdischen Verhältnisse wurde im „Judenedikt" von 1813 erweitert und auf ganz Bayern ausgedehnt, wodurch für die Bildung von Kultusgemeinden nunmehr eine rechtliche Grundlage gegeben war. Bildete auch sonst die Toleranz ein Ideal der damaligen Zeit, den Juden gegenüber wurde sie nur unvollkommen angewandt, da das Judenedikt bei weitem nicht die bürgerliche Gleichstellung der Juden brachte. Immerhin konnte sich anfangs des Jahres 1815 die „Israelitische Kultusgemeinde München" konstituieren. Ihre ersten Vorstände waren Israel Hirsch Pappenheim und Eduard Marx. Die wichtigsten Bedürfnisse erfüllte die Gemeinde, indem sie 1816 den Friedhof an der Thalkirchner Straße anlegte (der neue Friedhof an der Ungererstraße wurde 1907 eingeweiht) und 1824—1826 eine Synagoge an der Westenrieder Straße durch den Architekten Metivier, einen Klenze-Schüler, im klassizistischen Stil erbauen ließ. Von den Marmorsäulen, die das Innere der Synagoge schmückten, waren vier vom König gestiftet worden. Die Synagoge wurde von dem Nachfolger des 1824 verstorbenen Rabbiners Hessel, Hirsch Aub, (etwa 1796—1875) aus Baiersdorf, eingeweiht. Die Gemeinde war damit sozusagen mündig geworden.

Die folgenden Jahrzehnte waren ausgefüllt durch die Konsolidierung der Gemeinde und ihrer Einrichtungen, sowie durch die Sicherung der rechtlichen Lage. Das äußere Wachstum ging zunächst nur langsam vor sich. Man zählte 1825 etwa 607 Seelen, ungefähr ebensoviel, wie die Gemeinde Ichenhausen um diese Zeit hatte. 1860 war man erst auf etwa 1200 gekommen, weil bis in die sechziger Jahre hinein ein großer Teil der Juden aus den bayerischen Kleingemeinden nicht in die Großgemeinden zog, sondern nach Nordamerika auswanderte, da das Matrikelgesetz mit seiner Beschränkung bis 1861 bestand. Von 1840—1870 waren etwa 25000 bayerische Juden nach Amerika ausgewandert. Danach sehen wir ein stärkeres Wachstum: 1880 gab es etwa 4100, 1900: 8700, 1910 etwas über 11000 jüdische Einwohner in München. Sie machten für einige Jahrzehnte etwa 2% der gesamten Bevölkerungsziffer aus. Von den rund 11000 Juden im Jahre 1910 war etwa die Hälfte in Bayern, etwa ein Viertel im übrigen Deutschland und ein Viertel im Ausland geboren. Über diese Zahl ist die Gemeinde nie hinausgekommen, während sie in den dreißiger Jahren rapide sank.

Trotz der verhältnismäßig geringen Zahl spielten die Juden bald eine wichtige Rolle in der Stadt, besonders im wirtschaftlichen Leben. Es ist erstaunlich, welch bedeutsamen Anteil sie nicht nur am Klein- und Großhandel, sondern auch an Gewerbe und Industrie hatten. In einigen Berufszweigen waren jüdische Firmen lange Zeit führend. Ihre Zahl im ärztlichen und juristischen Beruf war besonders stark; in verhältnismäßig geringerem Maße waren sie zunächst

in den Reihen der Beamten, Hochschulprofessoren, Künstler und in anderen freien Berufen zu finden.
Parallel der fortschreitenden Vergrößerung der Gemeinde und dem wirtschaftlichen Aufstieg der Mitglieder gehen bedeutsame innere Wandlungen bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vor sich. Für eine längere Zeit war die politische Gleichberechtigung ein heißersehntes und mühevoll erkämpftes Ziel. Einen so großen Fortschritt gegen früher auch das Edikt von 1813 bildete, so rückständig und unzulänglich erwies es sich verglichen mit den Gesetzen, die etwa in den Vereinigten Staaten 1788 und in Frankreich 1791 den Juden Gleichberechtigung gewährten. Während die preußische Verfassung von 1812 die Juden zu Staatsbürgern machte, versagte die bayerische Verfassung von 1818 ihnen immer noch die volle Gleichberechtigung, obwohl sie alle bürgerlichen Pflichten erfüllen mußten. So hatten die Juden von München im Verein mit denen im übrigen Bayern nachdrücklich für die Gewährung voller Rechte zu kämpfen. 1819 hat in München eine Versammlung von jüdischen Notabeln aus Bayern stattgefunden, die an den Landtag eine Petition um Gewährung voller Gleichberechtigung richtete; sie blieb ohne Erfolg. Die hin- und herwogende Diskussion, — in der sich auch der bekannte Theologe und Historiker Ignaz von Döllinger (1799—1890), hervortat, dessen Akademierede „Die Juden in Europa" ein klassisches Dokument ist, — hatte erst im Jahre 1861 mit der Beseitigung des Matrikelgesetzes einen Erfolg, bis endlich 1872 die nun auch für Bayern gültige Verfassung des Deutschen Reiches die volle Gleichberechtigung brachte.
In den Jahrzehnten, in denen dieser Kampf um die Emanzipation geführt wurde, wurde auch die Gestaltung des religiösen Lebens in München nicht widerstandslos neu geordnet. Der freiheitliche Zug, der im 18. Jahrhundert in verschiedenen Ländern Europas durch Sturm und Drang, über Aufklärung, Revolution oder friedliche Entwicklung zu neuen Ansichten und Formungen des geistigen und politischen Lebens geführt hatte, war auch an den Juden Europas nicht spurlos vorübergegangen. Während die fortschreitende Emanzipation die Ghettotore mehr oder weniger weit öffnete, waren viele der Meinung, daß auch die jüdische Religion dem Zuge der Zeit folgend moderner und freiheitlicher, besonders im Gottesdienst, gestaltet werden müsse. Es dürfte bekannt sein, zu welch schweren Kämpfen der Gegensatz der Anschauungen in den größeren Gemeinden Deutschlands geführt hat, wo Orthodoxe und Reformer einander aufs schwerste bekämpften und verketzerten. Erst im letzten Teil des Jahrhunderts, oder gar erst Anfang dieses Jahrhunderts, haben die Gemüter sich beruhigt und ein modus vivendi wurde gefunden, mit dem Orthodoxe, Konservative und Liberale (eine eigentliche Reform nach amerikanischer Prägung hat es in Deutschland ja kaum gegeben) nebeneinander in den Gemeinden lebten.
Diese Auseinandersetzungen religiöser Art wurden in München viel schneller, viel milder und würdiger als anderswo geführt. Das lag einerseits daran, daß hier keine zu extremen Ansichten zutage traten, und die Temperamente im allgemeinen erheblich ruhiger waren, wie denn auch die Majorität der Juden in München noch von der in Süddeutschland allgemein üblichen konserva-

tiven Gesinnung beseelt war. Immerhin können wir auch hier einige grundsätzliche Auseinandersetzungen verfolgen. Der oben genannte Gemeindevorsteher Eduard Marx, Königlich Dänischer Kommerzienrat, der sein Amt bis 1845 innehatte, war ein energisch nach Neuerungen strebender Mann. Er fand schon beim Bau der Synagoge, dann bei der Abfassung der Gemeinde-Statuten den Widerstand konservativer Gemeindemitglieder. Diese Streitigkeiten waren aber unwesentlich und konnten bald beigelegt werden. Sein Nachfolger Lippmann Marx hatte in seiner Amtszeit 1845—1864 mehr mit den Kämpfen um die politische Gleichberechtigung als mit der Änderung der Gemeindeverhältnisse zu tun. Sein Nachfolger Max Ritter von Wilmersdorffer legte 1870 sein Amt nieder, als die Anhänger eines modernisierten Gottesdienstes die Mehrheit erlangten. Er starb im Jahre 1903.

Der Kampf um die Neugestaltung des Gottesdienstes wurde dann durch Max Aub vorwärtsgetrieben. Er war der Sohn des Rabbiners Aub, der 1871 in den Ruhestand getreten war. Max Aub hatte seine Kämpfernatur bereits 1848 erwiesen und wollte seine freiheitliche Gesinnung auch in der Gemeinde betätigen, deren Vorsteher er 1874—1878 war. Mit seiner starken Energie setzte er die Wünsche der liberal gerichteten Kreise der Gemeinde durch, die vor allem eine Modernisierung des Gottesdienstes und des Gebetbuches verlangten. So wurde 1876 ein neues, immer noch in sehr bescheidenem Maße modernisiertes, Gebetbuch, aber auch die in viel stärkerem Grade umstrittene Orgel mit gemischtem Chor eingeführt. Die Folge war nicht der Austritt der orthodoxen Mitglieder und die Bildung einer neuen konservativ gerichteten Gemeinde in München — das war nach bayerischem Gesetz nicht möglich —, sondern die Schaffung eines Vereines innerhalb der Gemeinde, „Ohel Jakob", der einen Gottesdienst orthodoxer Prägung in seiner Synagoge an der Kanal-, später Herzog-Rudolf-Straße bis zum 9. November 1938 unterhielt. Nach jenen Auseinandersetzungen, die im Vergleich zu den Kämpfen in anderen Gemeinden friedlich zu nennen sind, war das Verhältnis der religiösen Hauptrichtungen in den folgenden Jahrzehnten durchaus befriedigend, umsomehr, als die Führer der Gemeinde und die neben- und miteinander wirkenden Rabbiner friedfertige und versöhnliche geistige Männer waren, denen die ungetrübte Einheit der Gemeinde entscheidend viel bedeutete.

Der Nachfolger Hirsch Aubs wurde 1871 Dr. Josef Perles, der, 1835 geboren, am Breslauer Rabbinerseminar ordiniert war. Seine Amtstätigkeit fällt in die Zeit der größten Entfaltung der Gemeinde. Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistungen haben ihn zu einem hervorragenden Rabbiner gemacht, dem auch die religiös anders gesinnten Gemeindemitglieder volle Verehrung zeigten. Die Synagoge „Ohel Jakob" hatte 1885 ihren Rabbiner in der Person Dr. Heinrich Ehrentreus (1854—1927) gefunden, dessen Schriften zur talmudischen Wissenschaft seine hervorragende Gelehrsamkeit bezeugen. Er hatte u. a. das 16-bändige Werk des Privatgelehrten R. N. Rabbinowitz (1835—1888) „Dikduke Soferim", das sich mit dem Text des Talmuds befaßt, vollendet. Durch seine vornehme, friedfertige Gesinnung hat er zur Erhaltung des gemeindlichen Friedens viel beigetragen. Sein Nachfolger wurde sein Sohn, Rabbiner Dr. Ernst Ehrentreu, jetzt in London.

In die Amtszeit von Perles fällt das Ereignis, das der Gemeinde München nach außen hin ein besonderes Gepräge, nach innen eine starke Erhöhung des Selbstbewußtseins gegeben hat: der Bau der Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße, die bei ihrer Eröffnung 1887 die drittgrößte Synagoge in Deutschland war. Ein prachtvoller Bau, eine Zierde der Stadt München, wurde sie die erste Synagoge, die man 1938 bereits im Juni-Juli zerstört hat, noch ehe das Barbarenwerk der Vernichtung aller deutschen Synagogen im November 1938 unternommen wurde. Mit der Synagoge in München ist der Name des ersten Kantors Emanuel Kirschner eng verbunden. Er war ein würdiger Nachfolger der Kantoren Meyer Kohn und Löwenstamm, die an der alten Synagoge gewirkt und sich durch synagogale Kompositionen hervorragende Namen erworben haben. Emanuel Kirschner hat als Baal Tefillah, Komponist und Künstler sich in die erste Reihe seiner Berufsgenossen gestellt. Er hat, wie bei der Einweihung der Synagoge 1887 auch beim 50jährigen Jubiläum ihres Bestehens und schließlich beim Abschiedsgottesdienst am Vorabend der Zerstörung mitgewirkt. Kirschners Nachfolger war Abraham Müller, der 1939 in Dachau starb. Neben Kirschner sei genannt der zweite Kantor, Chordirigent und Lehrer Heinrich Frei (1846—1923), der sich durch seine hervorragende Pflichttreue und vorbildliche Berufsausübung die Hochachtung der Gemeinde erworben hat. Sein Nachfolger als Chordirigent war Josef Ziegler, der sich auch als Komponist hervorgetan und die über 100 Jahre alte Tradition einer wohlgepflegten Synagogenmusik in der Münchener Synagoge bis zu ihrem Ende aufrecht erhalten hat. Er starb 1943 in München. Der Organist Heinrich Schalit war ein Komponist von überdurchschnittlicher Begabung und künstlerischer Originalität.

Joseph Perles' Nachfolger wurde 1895 Dr. Cossmann Werner (1854—1918), Rabbiner der Gemeinde Danzig, der ebenfalls aus dem Breslauer Seminar hervorging. Gegenüber dem stillen Gelehrten Joseph Perles war Werner ein Mann starker Aktivität und vor allem großer rhetorischer Begabung; ein glänzender Redner mit einem machtvollen Organ. Er ist von Gemeinden, Vereinen und Organisationen so oft als Redner berufen worden, daß man ihn manchmal den „Sprecher der Juden in Deutschland" genannt hat.

Von den Gemeindevorstehern während der Amtszeit von Perles und Werner seien hier noch genannt: Ignaz Ortenau (1881—1883), Hermann Müller (1883—1894), Lippmann Schwab, Abraham Ofner (gest. 1917) und Michael Nussbaum — Männer, in deren Händen die Verwaltung der Gemeinde gut aufgehoben war.

Die Zeit der Wernerschen Amtstätigkeit war zu einem großen Teil ausgefüllt durch den Ausbau der verschiedenen gemeindlichen Einrichtungen und durch die Teilnahme an umfassenden Organisationen. Ritus, Kultus, Unterricht sind im wesentlichen ohne Änderungen beibehalten worden, dank der konservativen Haltung nicht nur des Rabbiners, sondern auch der Gemeindeverwaltung. Bei den Arbeiten organisatorischer Art innerhalb der Judenheit in Deutschland vor dem ersten Weltkriege war Rabbiner Werner außerordentlich aktiv und durch seine Stellung in der Mitte einflußreich. Von den in der Welt und in Deutschland sich vorbereitenden Umwälzungen hat er in den Kriegsjahren

kaum die Ansätze gesehen. Er starb durch einen Herzschlag im Sommer 1918. Seine Witwe, die überall verehrte Rosa Werner, hat ebenso wie die Witwe des Vorgängers, Rosalie Perles, die allgemeine Dankbarkeit für das verständnisvolle Wirken in der Wohlfahrtsarbeit der Gemeinde genossen.
Der Nachfolger Cossmann Werners wurde im Herbst 1918 der Schreiber dieser Zeilen, der 1911 als Rabbinatssubstitut nach München gekommen war und 1914—1917 als Armeerabbiner der 6. Armee im Westen gedient hatte.

4. Die Gemeinde bis 1945

Von den Menschen, die am Ende des ersten Weltkrieges erleichtert aufatmeten, haben nur wenige geahnt, welche Zäsur in unser Leben die Jahre 1914—1918 gebracht hatten. Auch diese wenigen werden sich kaum vorgestellt haben, durch welch tiefgreifende Revolutionen und stürmische Entwicklungen, unter denen uns heute der zweite Weltkrieg fast nur wie eine Episode erscheint, die Welt taumeln werde. Jetzt allerdings wissen wir, daß wir noch mitten im reißenden Strome treiben. Welch wohltuenden Gegensatz dazu bildet die friedliche Entwicklung, die ein großer Teil der Welt in dem Jahrhundert zwischen den Napoleonischen Kämpfen und dem ersten Weltkrieg durchgemacht hat. Das trifft besonders auf die Stadt München zu, die in dieser Zeitspanne die Erhebung Bayerns zum Königreich und die Umwandlung in eine Republik gesehen hat und die durch die Initiative der ersten Könige aus einer Stadt mittleren Gepräges zu einer weltoffenen Metropole geworden ist. Die Gründung von zwei Akademien und einer Technischen Hochschule, die Verlegung der Universität in die Landeshauptstadt, die Heranziehung bedeutender Männer, Philosophen, Gelehrter, Dichter, Maler, Architekten — vor allem die Bauten, welche die Reihen der Renaissance-, Barock- und Rokokogebäude fortsetzten und in geräumige Plätze und großzügige Straßenanlagen hineingestellt wurden — all das hat die Stadt umgewandelt und ihr einen Zug ins Weite gegeben, ohne ihr den intimen Charakter zu nehmen; so wurde das Wort Ludwig I. wahr gemacht, daß keiner, der München nicht gesehen habe, Deutschland kenne.
Wir dürfen die jüdische Gemeinde nicht schelten, daß sie an diesem Aufschwung zunächst keinen Anteil gehabt hat. Die Dichter Heine und Saphir wirkten nicht in ihrem Rahmen. Als fast Einziger ist an dieser Stelle zu nennen der Dichter Michael Beer (1800—1833) — Bruder Giacomo Meyerbeers —, dessen Drama „Struensee" auf Veranlassung Ludwigs I. in München aufgeführt wurde; er ist auf dem Münchener alten israelitischen Friedhof an der Thalkirchner Straße begraben. Die Gemeinde war zu jung, ihre Mitglieder eben erst aus kleinen Plätzen zugewandert; der Aufbau und die Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz war begreiflicherweise ihr Hauptanliegen, wie denn ja auch das Gros der Bürger Münchens trotz der Metamorphose ihrer Stadt den kleinbürgerlichen Charakter im wesentlichen behandelt hat. In wenigen Jahrzehnten jedoch hatte ein großer Teil der jüdischen Bürger den Vorsprung eingeholt. Viele Familien waren wohlhabend geworden, viele ergriffen akademische oder andere sozial höher bewertete Berufe. Unter den Menschen, welche die aufblühende Stadt anzog gab es auch eine Reihe von jüdischen Wissenschaftlern, Künstlern und ähnlichen Persönlichkeiten, die den Charakter der

Gemeinde direkt oder indirekt beeinflußten. Manche von ihnen haben allerdings am gemeindlichen und am jüdischen Leben nicht oder nur in beschränktem Maße teilgenommen oder gar das Judentum verlassen, wie der Hofkapellmeister Hermann Levi, der Rabbinersohn aus Gießen, den Richard Wagner zum ersten Dirigenten seines Parsifal erwählt hatte.

Wer um 1900 auf das abgelaufene Jahrhundert zurückblickt, mußte den gewaltigen Fortschritt erkennen, den in dieser Zeit auch die Israelitische Kultusgemeinde gemacht hatte. Aber vielleicht hat doch erst der Weltkrieg und die Entwicklung, die bis zu seinem Beginn und durch ihn weiterhin gemacht worden ist, die Gemeinde in ein neues Licht gerückt. Sie war aus der Isolierung, in der bis dahin die jüdischen Gemeinden in Deutschland mehr oder weniger gestanden haben, herausgetreten. Es waren Verbindungen und Zusammenschlüsse geschaffen, nicht nur mit den Juden in Bayern, sondern auch im übrigen Deutschland und der weiten Welt. Das Bedürfnis hierzu war zum Teil geweckt worden durch den seit den achtziger Jahren neu erstandenen Antisemitismus, durch das Auftreten des nationalen Gedankens im Judentum und den Zionismus, durch die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses und der Organisierung aller Kräfte. So erlangten eine immer größere Bedeutung: die Alliance Israelite Universelle, der Hilfsverein der deutschen Juden, der Centralverein, zionistische Organisationen, um nur einige zu nennen. Als nach dem Ende des ersten Weltkrieges die neue Reichsverfassung die alten judengesetzlichen Bestimmungen größtenteils überholt hatte, war die Möglichkeit und Notwendigkeit der Zusammenfassung der Juden des Landes und des Reiches gegeben. Verbände wurden gegründet, die großen Aufgaben der Wohlfahrtspflege der Juden Deutschlands wurden durch die Schaffung der Zentralwohlfahrtsstelle bearbeitet, politische Kämpfe wurden auf eine breitere Basis gestellt. Für viele wurde der nationale Gedanke und die zionistische Bewegung das jüdische Lebenselement, religiöse Erneuerung in den verschiedenen Richtungen und Gruppen, Verbreitung und Vertiefung des Wissens wurde erstrebt — es war, als hätte man eine Ahnung, daß nur noch eine kurze Frist gegeben sei, in der viel geleistet werden müsse.

Es ist natürlich, daß an allen diesen Bestrebungen, den Zusammenschlüssen und Organisationen die Gemeinde München lebhaften Anteil nahm. Es fügte sich, daß die Männer, welche die Gemeinde nach dem Kriege vertraten, zum großen Teil einer jüngeren Organisation angehörten. An der Spitze der Gemeinde stand seit 1920 Dr. Alfred Neumeyer, Rat am Obersten Landesgericht. Seine weise Voraussicht, sein klug abwägendes Urteil, seine Menschenkenntnis, seine guten Beziehungen zu vielen Personen in leitenden Stellungen, sein traditioneller Sinn und die Treue zur väterlichen Religion haben ihn zu einer Persönlichkeit geformt, die für die Führung einer Gemeinde, besonders in so kritischen Zeiten, wie prädestiniert war. Neben der Gemeinde galt seine Hauptsorge dem durch seine Initiative und sein Geschick 1920 gegründeten „Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden“, der die bis dahin schwache und wenig bedeutende Landesorganisation ersetzte. In seiner Mitarbeit an der von Leo Baeck geleiteten „Reichsvertretung“, der späteren „Reichsvereinigung“, hat er durch seine Persönlichkeit und seine Stellung zwischen den Parteien oft Ge-

gensätze ausgeglichen und Schwierigkeiten beseitigt. Er hat es verstanden, in der Gemeinde wie im Landesverbande eine große Zahl ausgezeichneter Mitarbeiter zu gewinnen, unter ihnen die beiden stellvertretenden Vorsitzenden der Gemeinde Justizrat Dr. Elias Straus (gest. 1933 in München) und Justizrat Dr. Carl Oesterreich (jetzt in London).

Die Hauptinstitutionen der Kultusgemeinde blieben im wesentlichen, wie sie sich in den vorausgehenden Jahrzehnten entwickelt hatten. Das gilt vor allem für den Gottesdienst in der Hauptsynagoge und in der Synagoge „Ohel Jakob", von denen schon die Rede war. Im Jahre 1931 trat die Synagoge an der Reichenbachstraße hinzu, die von den aus dem Osten stammenden Gemeindemitgliedern mit der Hilfe der Kultusgemeinde erbaut wurde. In diesem Kreise, der einige kleinere Betsäle unterhalten hatte, wirkte 1928—1939 Rabbiner S. Wiesner (jetzt in New York).

Der Religionsunterricht, der bis in die dreißiger Jahre hinein an den öffentlichen Schulen gegeben wurde, wurde von tüchtigen Lehrern erteilt, von denen Oberlehrer Moritz Dingfelder ein bekannter und vorzüglicher Pädagoge, Vorsitzender des Bayerischen Jüdischen Lehrervereins (gest. 1928 in München) genannt sei. 1934 wurde die von dem Verein „Ohel Jakob" gegründete und zehn Jahre geführte Volksschule von der Gemeinde übernommen und u. a. von den Oberlehrern Moritz Rosenfeld (gest. 1940) und Jakob Krämer (jetzt in New York) geleitet.

Der Hunger nach jüdischer Bildung kam in der Nachkriegszeit zu deutlichem Ausdruck. Keineswegs waren Indifferenz und Säkularisationsbestrebungen jetzt geschwunden — sie blieben immer noch stark genug — aber in stärkerem Maße kam die Besinnung auf das Vätererbe zum Vorschein, der Wunsch, das Judentum, seine Geschichte, seine Probleme und Aufgaben kennenzulernen. Diesem Bedürfnis wurde seitens der Gemeinde von 1926 ab durch Lehrkurse Rechnung getragen, an deren Planung und Führung Dr. Ludwig Feuchtwanger (gest. 1944 in Winchester, England) einen bedeutenden Anteil hatte. Er hat sich weiter verdient gemacht durch die Schriftleitung des Gemeindeblattes, das zugleich das Organ des Bayerischen Landesverbandes war. Es war nicht nur ein Mitteilungsblatt der Gemeinde und des Verbandes, sondern diente der Belehrung durch gediegene und interessante Aufsätze. Als das Naziregime die Juden vom kulturellen Leben Deutschlands ausschließen wollte, war es der „Kulturbund", der in trostloser Zeit wie in anderen Gemeinden so auch in München durch seine Veranstaltungen vielen Freude und Erhebung brachte und damit den jüdischen Kulturträgern Möglichkeiten des Wirkens und Erwerbes bot. Bei seiner Organisation erwarb sich Rechtsanwalt Dr. Alfred Perlmutter, um seine künstlerische Leitung Kapellmeister Erich Erck-Eisner, große Verdienste.

Dem Wohlfahrtswesen wurde in den schweren Jahren mit ihren immer härter werdenden Lebensbedingungen besondere Beachtung geschenkt, sowohl von der Gemeinde wie von den Wohlfahrtsvereinen. Die Gemeinde besaß seit Jahrzehnten gut eingerichtete Wohlfahrtsanstalten, u. a. zwei Altersheime, ein Kranken- und Schwesternheim, eine Speiseanstalt, und ein vor der Inflation mehrere Millionen Mark betragendes Stiftungsvermögen, das durch den Wohltätigkeitssinn der Mitglieder in wenigen Jahrzehnten zusammen gekommen war

und in der Hauptsache caritativen, zum Teil auch kulturellen Aufgaben diente. Die Heime und Institutionen, von denen ein Teil der Gemeinde, andere selbständigen Vereinen gehörten, wurden seit Beendigung des ersten Weltkrieges ausgebaut und ergänzt, insbesondere durch Anstalten für die Jugend, wie Kinderheime, Erholungsheime, ein Lehrlingsheim und später ein Beth-Chaluz für junge Palästinapioniere. Diese Arbeit, sowie die Fürsorge für bedürftige Personen und Familien wurde durch das Wohlfahrtsamt der Gemeinde in glücklicher und ersprießlicher Zusammenarbeit mit Vereinen und einzelnen sozial interessierten Menschen geleistet.

Alles was in dieser Zeit geschah, stand unter der drohenden Ungewißheit des jüdischen Schicksals, das allerdings seit 1933 immer deutlicher erkennbar wurde. Die Bemühungen, so viel Menschen als möglich zur Auswanderung zu verhelfen, hatten 1933 eingesetzt. Die Aussichten wurden immer düsterer, bis die Novemberereignisse 1938 deutlich zeigten, in welchen Abgrund der Weg führen sollte. Vielen war es möglich, dem drohenden Verhängnis zu entkommen; eine sehr große Zahl von den Brüdern und Schwestern unserer alten Heimatgemeinde gehörten jedoch zu den Märtyrern, an die wir mit Trauer und Ehrfurcht denken.

Nach 1938 ist es ein Auflösungsprozeß, innerhalb dessen die Menschen in München sich bemühten, das Bestehende aufrecht zu erhalten, bzw. in Ordnung aufzulösen. Rat Neumeyer war tätig, bis er 1941 zu seinem Sohn nach Argentinien auswanderte, wo er 1944 starb; seine Gattin war ihm kurz vorher im Tode vorangegangen. Sein Nachfolger war Karl Stahl, der mit einigen anderen tapferen und besonnenen Männern die Gemeindegeschäfte leitete so lange es ging. Der Nachfolger des im Jahre 1940 ausgewanderten Schreibers dieses Berichtes war Dr. Bruno Finkelscherer, ein geborener Münchener, der 1943 nach Auschwitz deportiert wurde. Sein Vater, Dr. Israel Finkelscherer (geb. 1866), ein vornehmer und gelehrter Mann, der seit 1898 als zweiter Rabbiner in München gewirkt hatte, wurde mit seiner Gattin nach Theresienstadt deportiert.

Der rückschauende Blick wird mit tiefster Wehmut an alles denken, was von vergangenen Geschlechtern in mehreren Jahrhunderten in der Münchener Gemeinde geschaffen worden ist, an all die Arbeit, die selbstlos geleistet wurde, an allen Idealismus, der so oft schmählich enttäuscht worden ist, an die vielen Menschen, die ihr Leben haben dahingeben müssen. Wir wissen aus der Geschichte, daß all das zu unserer Bestimmung gehörte. Vielleicht hat die Vorsehung uns diesen Leidensweg gehen lassen, um uns zu erhalten, um uns durch die Erinnerung an alles frevelhaft Zerstörte und an die Millionen unserer Märtyrer die Mahnung und die Kraft zu geben, im Sinne unseres großen Erbes und zu Ehren unserer Vergangenheit eine bessere Zukunft aufzubauen. Niemand vermag heute zu sagen, ob und inwieweit der heute im kleineren Umfange wieder erstandenen Gemeinde München ein Aufblühen gewährt sein wird. Je weiter wir uns von Vernichtung und Untergang entfernt haben, desto eher werden wir den Trost begreifen und annehmen, den uns der Prophet gegeben hat:

„Ich, der Herr, baue das Zerstörte wieder auf,
pflanze das Verwüstete neu.“ (Jech., 36, 36)

[1]) Die vorstehenden Ausführungen stützen sich teils auf die den Sachkennern bekannten Quellen und Darstellungen, teils auf persönliche Erinnerungen, teils auf das zum 50jährigen Jubiläum der Münchener Hauptsynagoge 1937 von Dr. Ludwig Feuchtwanger (gest. 1944 in Winchester, England) und mir herausgegebene Erinnerungsbuch, in dem außer den Beiträgen der Herausgeber sich Kapitel der Folgenden finden: Dr. Werner Cahnmann (New York), Dr. Arthur Cohen (Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule München, gest. 1940 in München), Kantor Emanuel Kirschner (gest. 1938 in München), Oberstlandesgerichtsrat Dr. Alfred Neumeyer (gest. 1944 in Avigdor, Argentinien) und Dr. Rudolf Wassermann (Santiago, Chile). L. B.

[2]) Vgl. Abbildung.

[3]) Daß 1381 eine jüdische Gemeinde in München bestand beweist der bekannte Brief, den sie an die Juden Straßburgs richtete. Vgl. Abbildung.

[4]) Verkohlte Mauerreste der ältesten Münchner Synagogen fand man bei Grabungen in der Gruftstraße im Jahre 1865. *(1958)*

Das jüdische Vereinsleben in München 1915 und 1932

Im 1. Jahrgang des „Jüdischen Echo" (München, 1915) veröffentlichte Dr. Ludwig Wassermann Statistiken über das jüdische Vereinsleben in München. Aufgrund des „Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland, 1932—1933" (Berlin, 1932) können Vergleichszahlen gegeben werden, wobei die Kategorien, die der Verfasser 27 Jahre vorher eingeführt hatte, wieder benutzt werden:

	1915:	1932:
Religiöse und soziale	20	38
studentische	6	3
wissenschaftliche	3	3
Jugend- und Sportvereine	4	9
gesellige Vereinigungen	1	4
Logen	1	2
Zweigvereine größerer jüdischer Organisationen	9	9
	44	68

WERNER J. CAHNMANN

Die soziale Gliederung der Münchener jüdischen Gemeinde und ihre Wandlungen

I

Soweit wir in die deutsche Geschichte zurückblicken, sind jüdische Menschen und jüdische Gemeinden mit ihr verbunden gewesen, und was im allgemeinen gilt, das kann im besonderen von der Stadt München gesagt werden. Selbst die moderne jüdische Gemeinde, die im achtzehnten Jahrhundert langsam wieder entstand, hat im Laufe von zwei Jahrhunderten grundlegende Wandlungen erfahren. Die Judengemeinde des achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts war eine Hofjudengemeinde gewesen, das heißt sie war mit dem Adel und Fürstenhaus enge verbunden und stand nur in losem Zusammenhang mit der Bürgerschaft[1]). Obwohl den Juden der Aufenthalt in der Haupt- und Residenzstadt gesetzlich verboten war, so wurde doch einer beschränkten Anzahl das dauernde oder vorübergehende Aufenthaltsrecht auf dem Wege des Privilegiums zugestanden, weil sie dem Hof und Staat zum Nutzen gereichten. Diese Männer, die außerhalb der bürgerlichen Klasse standen und durch keinerlei zünftlerische Rücksichten gehemmt waren, wurden Geburtshelfer des modernen bayerischen Staates. Die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser wenigen Familien darf nicht unterschätzt werden. Von den 98 jüdischen Familienvorständen, deren Namen in der Münchener Judenbeschreibung von 1804 vermerkt sind, waren 41 ausschließlich mit dem Geld-, Juwelen- und Münzenhandel befaßt[2]); im Zeitraum von 1804 bis 1808 wurden über 81% aller von der bayerischen Regierung aufgenommenen Anleihen von drei jüdischen Bankiers aufgebracht, und noch im Jahre 1835 wurden 63% des Aktienkapitals der neugegründeten Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank von einer Gruppe von neun jüdischen Familienvorständen gezeichnet[3]). Im Leben der Stadt spielten die Juden freilich eine bescheidene und nach außen hin wenig sichtbare Rolle.

Um diese Zeit zählte München, bei rund 75000 Einwohnern, nicht mehr als 700 Juden. Der Wendepunkt kam im Jahre 1861, mit der Aufhebung der bayerischen Matrikelordnung, unter welcher, von Ausnahmen abgesehen, nur ein Abkömmling einer jüdischen Familie einen Hausstand gründen und ein Geschäft führen durfte. Die übrigen Kinder mußten anderswo ihr Glück suchen. Die Vermehrung der jüdischen Bevölkerung in München betrug von 1824 bis 1859 über 600 Seelen, sie war in diesen 35 Jahren, in denen die Gesamtbevölkerung von 62000 auf 92500 Einwohner stieg, von 592 auf 1206 Seelen angewachsen[4]). Es ist daher nicht verwunderlich, daß es in den 30er, 40er und 50er Jahren des 19. Jahrhunderts nur wenigen Juden aus den überfüllten schwäbischen, fränkischen, ober- und rheinpfälzischen Landjudengemeinden gelang, nach München zuzuziehen. Das waren die Jahrzehnte, in welchen die jüngeren Söhne nach Paris und London und insbesondere nach den Vereinigten Staaten

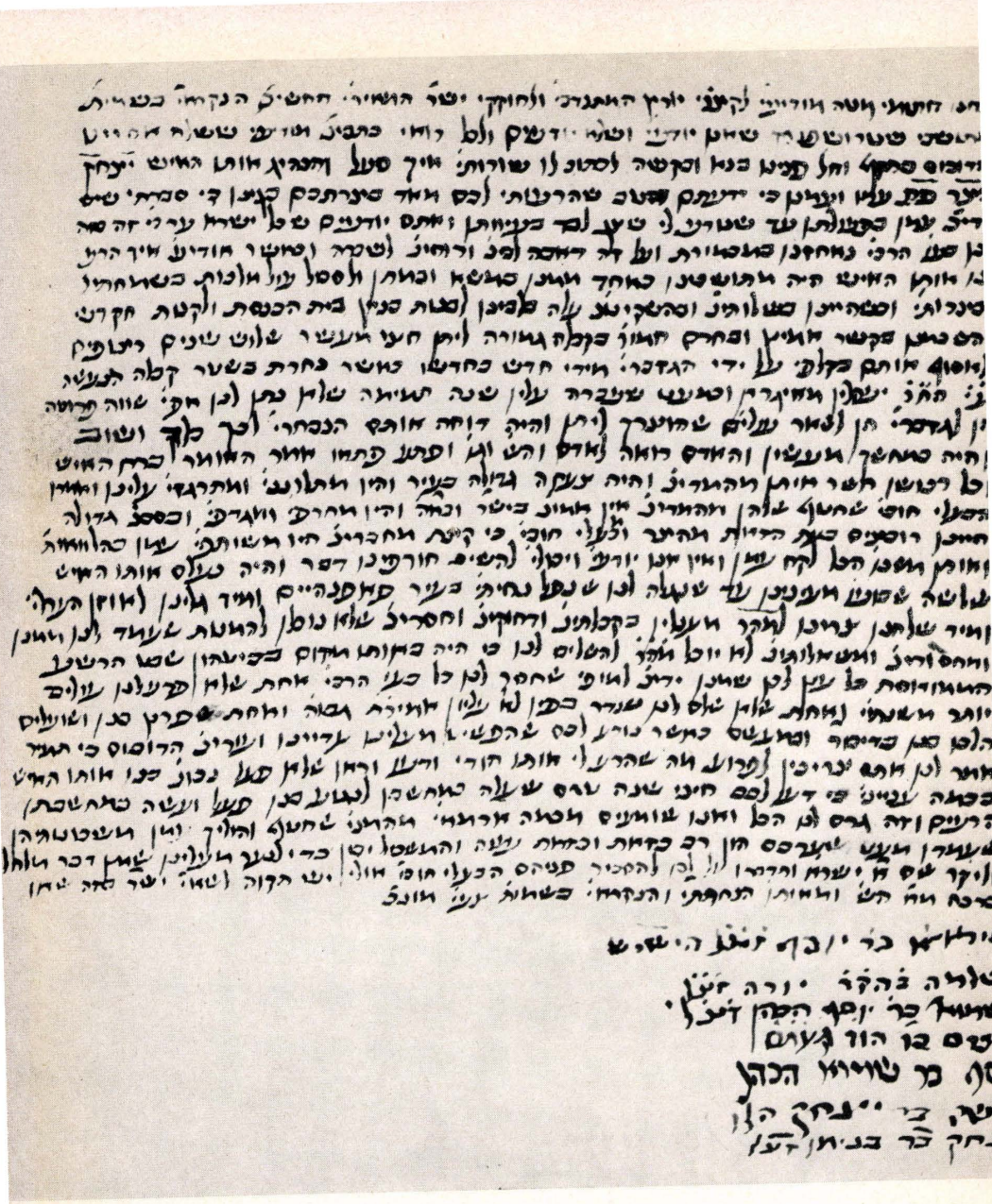
von Nordamerika auswanderten. Nach 1861, und insbesondere nach 1871, wurde das anders. Mein Urgroßvater Bernhard Krämer, ein Sohn des Kultusvorstandes von Ichenhausen, etablierte seine Familie im Jahre 1860 im Gasthaus zum Blauen Bock am Münchner Viktualienmarkt zu „vorübergehendem Aufenthalt". Bereits ein Jahr später konnte er diesen vorübergehenden Aufenthalt in einen ständigen umwandeln, in den folgenden Jahren einen Bruder und eine verwitwete Schwester, die nach den Vereinigten Staaten ausgewandert waren, von dort zurückrufen, und den Grundstein für mehrere Familien legen.

In den kurzen Jahrzehnten von 1861 bis 1933 sind die Münchener Juden in die bürgerliche Gesellschaft eingetreten, haben sich an diese assimiliert und sie beeinflußt. Von den etwa 11000 Juden, die im Jahre 1910 in München lebten, waren nur eine Handvoll die Nachkommen jüdischer Familien, die bereits vor 1861 in München ansässig waren. Nicht wenige von diesen waren, wenigstens im Mannesstamme, ausgestorben, andere, wie die unter dem Namen Baron von Eichthal geadelte Familie des ehemaligen Hofbankiers Aaron Elias Seligmann, waren längst katholisch getauft. Aber der Münchener Judengemeinde gehörte der Ruhm, den letzten und berühmtesten aller Hofjuden hervorgebracht zu haben, den Baron Moritz von Hirsch auf Gereuth[5]), einen Mann, der seinen in Staatsanleihen und türkischen Eisenbahnspekulationen gewonnenen fabelhaften Reichtum in großzügigen jüdisch-philanthropischen Unternehmungen, insbesondere in der Jewish Colonization Association, anlegte und der unter den jüdischen Massen des Ostens als „der Baron" schlechthin zur legendären Gestalt eines weltlichen Erlösers heranwuchs. Die Namen der Familie Hirsch auf Gereuth waren auf den Wohltätertafeln in der Münchener Hauptsynagoge eingetragen, aber die Männer, die an den Hohen Feiertagen auf den Bänken ihren Platz nahmen, waren von Plätzen wie Fischach, Buttenwiesen, Harburg, Mönchsroth, Binswangen, Aufhausen, Oberdorf, Thannhausen, Deggingen, Krumbach, Ichenhausen, Fellheim, Monheim, Nördlingen, Öttingen, Gunzenhausen, Thalmessing, Baiersdorf, Sulzbach, Kitzingen, Marktbreit, Mellrichstadt, Wertheim, Laupheim und Landau — die Namen ließen sich unschwer verzehnfachen — als arme Landjugend nach München gekommen, hatten sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu achtbaren Geschäftsinhabern emporgearbeitet und erfreuten sich nun eines gediegenen Wohlstandes im Kreise von Kindern und Enkelkindern. Alle diese Männer wollten gute Juden und gute Bürger sein, ohne über das eine oder das andere Prädikat viel nachzudenken[6]).

Nunmehr ergibt sich das merkwürdige Doppelphänomen, daß die wirtschaftliche Betätigung der Münchener Juden sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr derjenigen ihrer bürgerlichen Umgebung angleicht und von dieser absorbiert wird, und gleichzeitig ihre kulturelle Eingliederung an Intimität und weitreichender Wirksamkeit zunimmt. Die überwältigende finanzielle Rolle, welche die Münchener Juden zu Beginn des 19. Jahrhunderts gespielt hatten, haben sie später nie wieder erreicht. Verglichen mit der Bayerischen Vereinsbank und der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank waren die später gegründeten Privatbankgeschäfte Münchens, wie J. L. Feuchtwanger und H. Aufhäuser, mittelständische Unternehmungen. Sie waren aus dem gewöhnlichen Altwaren-, Hypotheken- und Grundstückshandel hervorgegangen oder mit dem

הכחור ר׳ שלמה בר׳ אליעזר וזוגתו מרת דולצא בת ר׳
יחיא ובניהם שלשה יחיא׳ ושמשון ויוסף ואחות זוגתו
מרת בילא בת ר׳ יחיא׳ ואחיו ר׳ יוצץ בר׳ אליעזר ובנו
אליעזר ר׳ אפרים בר שמוא׳ הכחור ר׳ שואיף׳׳
שרופי מונכן יב׳ במ׳ר׳ח׳ש׳ו יום ה׳ מו׳ל׳אלף ה׳ש׳ש׳׳
ר׳ שכתי וזוגתו מרת רבקה׳ ר׳ יוסף
בר שכתי׳ ר׳ שלמה בר שכתי ואשתו מרת לאה׳ אליעזר
בר שלמה׳ החבר ר׳ שמריה בן ה׳ר׳ ישר׳ וזוגתו מרת רות
ובניהם ר׳ ישר׳ וחנגיל׳ ובנותיהם מרת מינא וגוטא׳ ר׳
יוסף בר זרוכבל וזוגתו מרת מרים וג׳ ילדיהן׳ ר׳ משה בר
זרוכבל ובנו ר׳ מאיר וחתנו ר׳ יום טוב הלוי וזוגתו מרת
גולדא׳ מרת נעמה׳ ר׳ מרדכי הכהן וזוגתו מרת שלטלא
ושני בניהם׳ ר׳ אפרים בר בריך וזוגתו מרת שרה ושני
בניהם׳ ר׳ שמחה בר אהרן וזוגתו מרת יוטה ושני בניהם
ר׳ חיים בר שר שלום וזוגתו מרת אסתר׳ החסיד ר׳ דוד
בר קלונימוס׳ ר׳ מנחם בר יעקב וזוגתו מרת זלעלטלא
ושני בניהם׳ ר׳ פנחס וזוגתו מרת בערלא׳ ר׳ יוסף העיתי
וזוגתו ובנו׳ ר׳ זרוכבל בר חכמן׳ מרת קושא הערקיר
ושני בניה אליה ואליעזר׳ מרת ברסנא אשת ר׳ יעקב
מרת חנה חזקינה׳ מרת ברונא ושני בניה׳ ר׳ יעקב
הכחור ויצחק׳ מרת ליאה האלמנה וכתה׳ מרת נרנא
וילדיה יוסף וכתה מרת פרומיט בת ר׳ שכתי ואורכעה
ילדיה׳׳ כתתקעה לפרט נהרוג שני פרחי כהונה׳
בנבערק ר׳ משה בר מרדכי הכהן׳ ור׳ יעקב בר יהוד
הכהן

Liste der Münchner Märtyrer von 1285,
aus dem Nürnberger „Memorbuch“



Brief der Münchner Juden an die Straßburger Juden, 1381

vielfach spekulativen Landesproduktengeschäft verbunden. Ihre Klienten waren nicht Fürsten und adelige Herren, sondern bürgerliche Konteninhaber und Unternehmer. Der Jude verlieh das Geld in Notstandsfällen, und wenn die Klienten wohlhabend wurden, legten sie ihre Ersparnisse wiederum beim Juden an. Manchmal ging es sogar umgekehrt, wie in dem Fall der Schüleinschen Unionsbrauerei, welche von den Brüdern meines Großvaters übernommen wurde, um eine festgefahrene Bankhypothek zu retten. Zur zweitgrößten Brauerei Bayerns herangewachsen, wurden sie nach dem ersten Weltkrieg mit der Löwenbrauerei fusioniert. Die meisten der Münchener jüdischen Bank- und Landesproduktionsgeschäfte verloren in der Inflationsperiode ihre Substanz. Als die Nationalsozialisten schließlich die Macht übernahmen, stand ihnen hier keine jüdische „Geldmacht" gegenüber.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war die dünne Oberschicht der süddeutschen Juden mit der herrschenden Schicht der allgemeinen Gesellschaft, insbesondere mit den Fürstenhöfen und Staatsbehörden, in Verbindung gekommen, während die Masse der armen Handelsjuden sich kümmerlich mit Gelegenheitsgeschäften ernährte. Am Ausgang des 19. Jahrhunderts waren die Söhne der ehemaligen Handelsjuden entweder nach Amerika ausgewandert oder sie waren in die aufblühenden Großstädte, zum Beispiel nach München, gezogen und hatten das Hausiergeschäft, das sich am Rande der Gesellschaft vollzogen hatte, in eine normale bürgerliche Geschäftsbetätigung umgewandelt. Die gesetzgeberisch umkämpfte Geschichte des deutschen Warenhauses ist mit der Eröffnung der Firma Hermann Tietz in München im Jahre 1888 aufs engste verbunden. Zwischen den Großunternehmungen auf dem Gebiete der Herstellung und des Vertriebs wurde das Tätigkeitsgebiet des Großhandels und des Vertretungsgeschäfts mehr und mehr eingeengt, und was die Einzelhandelszweige in der Textilbranche und anderwärts betrifft, so erstand den jüdischen Geschäften später wirksame christliche Konkurrenz. In ähnlicher Weise wie der Textilhandel wuchs der Kunst-, Antiquitäten- und Münzenhandel aus dem Altwarenhandel und aus dem Leih- und Versatzgeschäft hervor. Aber hier waren der jüdische Qualitätssinn und der Genius des Ortes so sehr verbunden, daß selbst die Zerstörungen der Hitlerzeit nicht alle Spuren verwischen konnten. Die Namen Bernheimer, Thannhauser, Wallach genießen noch heute Weltruf.

Während die relative Bedeutung der Juden Münchens auf dem Gebiet wirtschaftlicher Betätigung zurückging, nahm ihr Einfluß auf dem Gebiet der Kulturbeziehungen zu. Die wohlhabenderen unter den Geschäftsleuten wurden Kunstsammler und Literaturmäzene. Die Söhne studierten an der Universität, wurden Juristen, Ärzte, Wissenschaftler, die Töchter nahmen Tanzstunden, kleideten sich nach der neuesten Mode und besuchten die Theater- und Opernvorstellungen. Man verehrte die Klassiker, man las die neueste Literatur, man schwor auf Max Bernsteins Kritik in den „Münchener Neuesten Nachrichten"[7]), Vielen waren Goethe und Wagner die Kulturheroen. Mein Vater, der aus einer badischen Dorfjudenfamilie von echter Originalität stammte, hielt sich an Schiller und Heine, deren sittliches Pathos er als dem urjüdischen Weltgefühl entweder bluts- oder wahlverwandt empfand, aber in München hatte Michael Bernays, der getaufte Sohn des Hamburger Rabbiners Bernays, die

literarische Bewunderung Goethes heimisch gemacht, hatten Hermann Levi und Felix Mottl, den Wagnerkultus zur zweiten Religion erhoben. Zwischen dem Judentum und der idealistischen Philosophie, dem Judentum und der sozialrevolutionären Gesinnung konnten Brücken gebaut werden, nicht aber zwischen dem Judentum und der Anbetung der Kunst als Kunst und der Verehrung des rücksichtslosen Genius als des Drachentöters der überkommenen Werte. Die jüdischen Intellektuellen, wie Paul Nikolaus Cossmann, die auf dem Altar solcher Idole opferten, wurden ihrer Gemeinschaft entfremdet, ohne sich aber dadurch den Eintritt in die germanische Walhalla erkaufen zu können. Die Tragik dieser Generation wurde in Theresienstadt besiegelt.

II.

Die Welt meiner Kindheit, die sonnenumglänzte Welt des bayerischen Oberlandes, wurde im ersten Weltkrieg erschüttert, in den Inflationsjahren zermürbt, in der Hitlerzeit zerstört. Kann man eine zerstörte Welt wiederherstellen? Ist es möglich, das Bild der Vergangenheit in die Zukunft einzubauen? Eines ist sicher, nämlich daß meine Welt im ersten Weltkrieg fürs ganze Leben gestempelt und ausgeprägt worden ist. Dahingegangen waren die sonntäglichen Fiakerfahrten mit dem Urgroßvater im Englischen Garten, die Frühlingsferien im Park des Hotels „Kaiserin Elisabeth" in Feldafing, die langen Sommernachmittage auf den abgeheuten Wiesen hinter dem Tölzer Kalvarienberg — die unbewegte, bukolische Welt des Friedens. Das Gemüt des Knaben war nun erfüllt mit der Erwartung heldenhafter Taten, aber auch mit Mißtrauen gegen diejenigen, die von planvollem Streben und friedlichem Fortschritt sprachen, wenn Verwandte und Freunde in Frankreich erschossen wurden und die Zerstörung des Vaterlandes eine grausige Möglichkeit blieb. In jenen Jahren habe ich von der optimistischen und individualistischen Welt, in der meine Eltern und älteren Verwandten groß geworden waren, für immer Abschied genommen. Mitten im Weltkrieg, und ohne daß dies meinem Patriotismus Abtrag getan hätte, las ich Ruppin und Herzl, wurde ich Zionist. Der Gedankengang von damals ist unschwer nachzuzeichnen: wenn der Frieden eine Illusion, der Fortschritt eine Lüge, das Glück des Einzelmenschen eine Chimäre ist, dann müssen wir uns darauf einrichten, in einer gefährlichen Welt zu leben, in der wir Sicherheit nur in der Gemeinschaft und in der gegenseitigen Hilfe finden können. Und wenn das große deutsche Reich in Gefahr ist, was soll dann mit dem kleinen Judenvolk geschehen? Kampf war das Losungswort. Ich habe niemals der zionistischen Partei angehört, aber ich habe dem zionistischen Gedanken des Selbstvertrauens und der Selbstbehauptung stets die Treue gehalten. Es war freilich ein süddeutscher Zionismus, in dem die Verteidigung der Heimat und die Verteidigung des Judentums nebeneinander bestanden und sich gegenseitig bestärkten.

Die innere Gliederung der Münchener Judengemeinde in den beiden letzten Jahrzehnten vor der nationalsozialistischen Machtergreifung kann vielleicht nicht mehr vollgültig dargestellt werden. Aber wir müssen festhalten was festzuhalten ist. Äußerlich war die liberale Gemeindepartei im Sattel; in allen Wahlen erhielt sie ungefähr zwei Drittel aller abgegebenen Stimmen, während

nur ein Drittel auf die gemeinsame Liste der Zionisten, Orthodoxen und Ostjuden entfiel. Aber in Wirklichkeit war alles in Bewegung. Die Kämpfe zwischen Reformern und Altgläubigen, welche insbesondere die ein- und einhalb Jahrzehnte zwischen der Aufhebung der Wolfsheimerschen Gemeindeschule im Jahre 1872 und der Einweihung der neuen Hauptsynagoge im Jahre 1887 erfüllt hatten, waren abgeklungen[8]). Von der überkommenen jüdischen Formenwelt blieben die Beschneidung, die Konfirmation, die Trauungszeremonie, das Begräbnis und das altheilige Kaddischgebet erhalten und hinzugefügt wurden die neue Würde des Gottesdienstes, der Orgelklang und die deutsche Predigt. Das Judentum der Generation, die nun abklang, war eine Religion des Gefühls, der Pietät gegen die Voreltern, der Familienverbundenheit und der Ehrenhaftigkeit.

Die Opposition dagegen formte sich in zwei entgegengesetzten Flügeln, in der Orthodoxie und im Austritt. Um die weitverzweigten und hochangesehenen Fraenkelschen und Feuchtwangerschen Familien sammelte sich die orthodoxe Gemeinde, welche innerhalb der Gesamtgemeinde religiöse Autonomie genoß. Ihr führender Kopf war Kommerzienrat Siegmund Fraenkel. Der spätere Vorsitzende der orthodoxen Gemeinde, Justizrat Dr. Max Feuchtwanger, und eines ihrer hervorragenden Mitglieder, Justizrat Dr. Elias Straus, der zugleich der Führer der Münchener Zionisten war, waren Freunde meiner Familie; durch sie gewann ich Zutritt zu einer Welt echter jüdischer Herzens- und Geistesbildung, die ich im Kreise der Hauptgemeinde am edelsten in einem Manne hatte entdecken können: dem ebenso berühmten wie bescheidenen Hauptkantor Emanuel Kirschner, der einer der Lehrer meiner Jugend gewesen war. Eli Straus gelang es, eine Anzahl jüngerer Akademiker um sich und die zionistische Idee zu scharen; das allgemein vorwaltende Empfinden, daß neue Formen jüdischen Zusammenlebens gefunden werden müßten, brachte sie zusammen. Eine weitere Verstärkung erfuhr die Opposition durch die Familien ostjüdischer Herkunft, die in den 20er Jahren über 20 % der Gesamtgemeinde ausmachten[9]). Prächtige gelehrte und charaktervolle Einzelgestalten kamen von Fall zu Fall der Gesamtgemeinde und ihrer Erziehung zu verstärktem jüdischem Kulturbewußtsein zugute. Aber, wie Ludwig Feuchtwanger in seinem Beitrag zur gemeindlichen „Festgabe" von 1937 ausgeführt hat, „gerade die weiteren Kreise aus dem Osten, denen die seit Moses Mendelssohn in Deutschland wachsende religiös-liberale Bewegung immer fremd blieb, streiften oft die alten jüdischen Formen radikal ab und gaben sich ausschließlich dem Erwerbsleben und dem Emporkommen hin; sie konnten darin manchmal ihre westlichen Brüder noch übertroffen"[10]).

Inzwischen hatte eine andere, völlig unorganisierte aber negativ wirksame Oppositionsgruppe den radikalen Weg des Austritts aus der Gemeinde gewählt. Zu dieser Gruppe gehörten vor allem akademische Familien, teils weil sie eine für sie subjektiv inhaltslos gewordene Vergangenheit als Belastung empfanden, teils weil sie den Weg der formenbefreiten Gefühlsreligiosität zu Ende gegangen waren. Die einen waren, dem katholischen Milieu Münchens entsprechend, häufig katholisch getauft und standen nicht nur religiös, sondern auch sozial außerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Die anderen waren Mitglieder der frei-

religiösen Gemeinde, des Vereins für Ethische Kultur und der Sozialdemokratischen Partei, hatten aber den sozialen Anschluß an die jüdische Gruppe nicht völlig aufgegeben; fein und feinste Nuancen des gerade-noch-Juden-seins und des schon-nicht-mehr-Jude-seins waren da zu beobachten. Um die Tendenz zur totalen jüdischen Indifferenz zu bekämpfen, war um die Jahrhundertwende die München-Loge im Unabhängigen Orden B'ne B'riss (eine brüderliche Vereinigung jüdischer Laien, die in Amerika ihren Ursprung hatte) begründet worden. Die Loge, in der Liberale und Orthodoxe zusammenarbeiteten, entwickelte sich in ein Sammelbecken der breiten Gruppe der aus den Landorten zugezogenen Geschäftsleute, während sie die obere Bourgeoisie zunächst nicht anzuziehen vermochte. In der Schicht, in der sie wirksam war, nämlich im Mittelstand, hat sie zur Erneuerung des jüdischen Selbstbewußtseins und zum Wachstum jüdischer Selbstverantwortlichkeit Entscheidendes beigetragen. In den zwanziger Jahren ging dieser Beitrag einer Gruppe jüngerer Akademiker, die pro-zionistisch gesinnt waren und die eine zweite Loge, die Jesaia-Loge, gründeten, noch nicht weit genug, und die Veränderung des Meinungsklimas in der Gemeinde, die im Gefolge des ersten Weltkrieges eingetreten war, zeigte sich darin, daß beide Logen nun in der Betonung ihrer positiven jüdischen Einstellung fast wetteiferten. Der organisatorische Ausdruck der neuen Situation war nicht der Sieg des Parteizionismus, sondern die Erneuerung der liberalen Führerschaft. Oberstlandesgerichtsrat Dr. Alfred Neumeyer, ein Mann von humanistischer Bildung und gewinnender Konzilianz, trat an die Spitze der Gemeinde, zu deren Mitleitung er den Führer der Zionisten, Dr. Eli Straus, und liberale „Jungtürken", wie Dr. Alfred Werner, heranzog. Die Gemeindeführung ruhte damit in den Händen intellektuell und sozial respektabler Männer, die sich der Verantwortung, die auf ihnen ruhte, bewußt waren. Eine Serie jüdischer Lehrkurse, nach dem Muster von Franz Rosenzweigs Frankfurter jüdischem Lehrhaus, wurde eingerichtet; damit wurde jüdisch-kultureller Tätigkeit, außerhalb der rein religiösen Sphäre, zum erstenmal in München ein Heim bereitet.

Die Zeiten waren darnach angetan, die Kräfte zu sammeln und die Verteidigungswerke zu stärken. Die Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden in München waren bis dahin freundlich gewesen, ohne daß damit gesagt sein soll, daß sie jederzeit von Spannung frei waren. Das Eindringen kapitalistischer Wirtschaftsmethoden nach der Gründung des Reiches hatte in der quasi-mittelalterlichen Gesellschaftsstruktur Altbayerns Veränderungen hervorgerufen, die irritierend wirken mußten und die bald den „Preußen", bald den „Juden" in die Schuhe geschoben wurden. Wer diesen Dingen nachgehen will, braucht nur die alten Jahrgänge von Dr. Sigls „Bayerischem Vaterland" in die Hand zu nehmen, und er wird eine bedenkliche Blütenlese des populären Antisemitismus in die Hand bekommen. Um nur ein Beispiel zu nennen, die Ablehnung des ersten Zionisten-Kongresses, dessen Abhaltung 1896 in München von Dr. Theodor Herzl geplant gewesen war, durch den damaligen Münchener Gemeindevorstand war der Furcht vor dem antisemitischen Vorwurf des mangelnden Patriotismus zuzuschreiben[11]). In der Zeit, in der ich aufwuchs, war diese Furcht in den Hintergrund getreten. So viele junge Juden hatten ihre

Liebe zum Vaterland mit dem Tod besiegelt, daß man an die Vergeblichkeit dieser blühenden Menschenopfer nicht glauben wollte. Das alles begann sich langsam zu ändern. Kurt Eisner und die Räterepublik haben dazu nur den Vorwand abgegeben, wie ich aus meinem eigenen Erleben bezeugen kann. Während der Kriegsjahre hatten mich meine Eltern in den „Wehrkraftverein" gesteckt, und ich habe dort unter der Leitung von Heines, Demlhuber und anderen späteren Naziführern das Kartenlesen, den Marschtritt, das Deckungsuchen im Unterholz und den Dauerlauf über lehmige, verregnete Novemberäcker gelernt. Im Römerschen Institut an der Kaulbachstraße, kaum nach Kriegsende, war dann der Bismarckische Nationalliberalismus schon zum vollgültigen rassischen Nationalsozialismus herangereift. Persönlich habe ich im Institut, wie vorher im Wittelsbacher- und nachher im Max-Gymnasium nie gelitten, was ich darauf zurückführe, daß ich ein mittelmäßiger Schüler und ein guter Turner war. Aber ich habe in diesen Jahren mehr wie einen dunkeläugigen Judenbuben aus den unteren Klassen nach der Schule unter Geschrei nach Hause begleitet. Die „Trägheit der Herzen", von welcher der Dichter Jakob Wassermann, ein bayerischer Jude, der entscheidende Jahre in München verbrachte, in seinem Kaspar-Hauser-Roman so herzzerreißend spricht, hat damals ihre größten Triumphe gefeiert.

Auf der Universität wehte uns eine freiere Luft an. Zwar fehlte es nicht an antisemitischen Bemerkungen vom Katheder, aber die guten Kräfte waren stark genug, um einem jüdischen Studenten das Gefühl geistiger Kameradschaft zu geben. Insbesondere der Politisch-Akademische Klub, der Studenten aller politischen Schattierungen vereinigte, hielt das Banner akademischer und politischer Freiheit bis zum Schluß aufrecht. Unter dem Rektorat von Karl Vossler herrschte ein weltzugewandter Geist; Hugo von Hofmannsthals ideenreicher Vortrag über „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation", der unter Vosslers Vorsitz im Auditorium Maximum stattfand, war einer der Höhepunkte des kulturellen Lebens jener Jahre. Für eine Anzahl vorgeschrittener Studenten war das Seminar Otto von Zwiedineck-Südenhorsts der Sammelpunkt: Juden und Katholiken, Sozialisten und Liberale, Nationalisten und Freidenker, selbst ein so verbohrter Einspänner wie der spätere „Stellvertreter des Führers" Rudolf Hess, suchten da die erregten Zeiten und ihre sozial-ökonomischen Hintergründe in umfassender akademischer Diskussion zu begreifen, unter der Führung eines weitoffenen Mannes, der alle verstand, der allen ein Freund sein wollte. Otto von Zwiedineck fühlte sich zu einigen seiner jüdischen Schüler besonders hingezogen. Als Österreicher in Nationalitäten denkend, konnte er es nicht verstehen, daß ein Jude etwas anderes als ein Jude sein wollte. Für ihn gab es zwei Arten von Juden, stolze Aristokraten und verächtliche Opportunitätshascher.

Wie ich in den Central-Verein hineingekommen bin, hat manchem meiner Freunde Kopfzerbrechen verursacht. Der Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der einen umständlichen und vielleicht sogar mißverständlichen Namen hatte, ist oft falsch gewürdigt worden. Im Jahre 1894 in Berlin gegründet, war er nicht weniger als der gleichzeitig entstandene, aber viel weiterreichende Zionismus, ein Ausdruck jüdischer Selbstwehr gegen den Anti-

semitismus. Innerhalb des jüdischen Kreises hatten beide Reaktionsbewegungen gegen diejenigen anzukämpfen, die Juden nur im eigenen Hause, auf der Straße aber nichts als Menschen sein wollten. Wenn sie angegriffen wurden, verließen sie sich auf den Geist des Fortschritts, der sich irgendwann und irgendwie doch durchsetzen müsse, und auf die Polizei. Der Central-Verein suchte die deutschen Juden unter dem Banner der Selbstverteidigung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu sammeln. Das Übel des Antisemitismus, von dem Deutschland geplagt wurde, konnte der Central-Verein zwar nicht ausrotten, aber auf rechtlichem Gebiet, zum Beispiel gegen solche Erscheinungen wie literarische Verleumdung und wirtschaftlichen Boykott, hat er Nützliches geleistet. Vor dem Nationalsozialismus hat er rechtzeitig gewarnt, aber man hat auf die Kassandrarufe nicht hören wollen. Gegen Ende der zwanziger Jahre, als der Marsch der zerstörenden Kräfte schon weit vorgeschritten war, trat der Verein mehr und mehr in die politische Arena ein und wurde ein Mittelpunkt antinazistischer Planung und Information. München und Bayern waren eine wichtige Bastion im Kampf; da waren Leute nötig, welche die Gemeinde auf breiter Grundlage organisieren und sich in Versammlungen und vor Behörden im Landesdialekt verständlich machen konnten. Der damalige Münchener Vorsitzende, Sanitätsrat Dr. Baron, ein harter Norddeutscher, trat zurück und R.-A. Dr. Alfred Werner trat an seine Stelle. Ich selbst wurde von dem Direktor des Central-Vereins, Dr. Ludwig Holländer, der durch viele Jahre als Student und Anwalt in München gelebt hatte, aufgefordert, das Amt des Syndikus des Bayerischen Landesverbandes zu übernehmen. Als ich mich in Nürnberg den Herren des Landesverbandes vorstellte, sagte der alte Justizrat Gallinger: „No, wenn der Dr. Holländer Sie empfiehlt, werden wir schon mit Ihnen arbeiten. Aber a bißerle jung sind Sie halt doch." Ich war damals 27 Jahre alt.

Meine Aufgabe war dadurch erleichtert, daß die Rechtsvertretung nach wie vor durch unseren Freund, Justizrat Dr. Wilhelm Levinger, der 1957 in New York starb, besorgt wurde, dem für seine uneigennützige Arbeit niemand jemals gedankt hat. Ich selbst hatte das Büro zu organisieren, die Mitgliedschaft zu beraten, und die politischen Verbindungen aufzunehmen und auszuwerten. In den kaum drei Jahren, die uns damals von der nationalsozialistischen Machtergreifung trennten, habe ich das Hinterland der Münchener Judengemeinde, die zerstreuten jüdischen Gemeinden in den schwäbischen, fränkischen und oberpfälzischen Kleinstädten des Landes, gründlich kennengelernt. Ich habe die Mitglieder in ihren Betstuben und Versammlungsräumen ermutigt, ihnen das Gefühl zu geben versucht, daß sie nicht allein sind, habe mich mit den ernsten, verantwortungsbewußten Männern, welche die Ortsgruppen leiteten, besprochen, mich mit jungen Leuten und ihren Familien über Einzelfälle beraten. Diese Männer und Frauen konnten Freund und Feind im Dunkel der Nacht unterscheiden und waren imstande, mich über jede Bewegung des Volksempfindens auf dem Laufenden zu halten. Der politische Kleinkrieg, dem die Händler und Ladenbesitzer ausgesetzt waren, war, insbesondere in den lutherischen Landesteilen, zermürbend; in den katholischen Landesteilen war die politisch-psychologische Konstellation günstiger, da die katholische Geistlich-

keit dem Nationalsozialismus mißtrauisch gegenüber stand. In der Landeshauptstadt selbst konsolidierte sich die Lage mehr und mehr. Die große katholische Bayerische Volkspartei hatte von dem Irrtum, den ihre Wortführer im Beginn der zwanziger Jahre gemacht hatten und der zum Hitlerputsch von 1923 geführt hatte, die Lehre gezogen, daß die anti-berlinische Pose der nationalsozialistischen Partei lediglich gegen die damaligen Regierungen des Reichs und Preußens gerichtet war und mit einer grundsätzlichen föderalistischen Einstellung nichts zu tun hatte. Die katholische Kirche, unter der Leitung des weisen Kardinals Michael von Faulhaber, hatte verstanden, daß die Philosophie des Nationalsozialismus vermessenes Heidentum war, und daß alle verfügbaren Kräfte gegen diesen sündigen Götzendienst eingesetzt werden mußten. In diesem Kampf war die Unterstützung durch die Juden nicht unerwünscht, selbst wenn man dies nicht öffentlich zugeben konnte. Da die Demokratische Partei in Bayern so gut wie verschwunden war und die Sozialdemokratische Partei sich zur Bedeutungslosigkeit verdammt hatte, betrachtete ich es als meine Aufgabe, die Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Juden zu befestigen, aber die Juden haben keinen Kardinal und meine Aufgabe war daher nicht einfach. Der anti-klerikale bayerische Liberalismus lag den Juden in den Knochen, und als der Name des Führers der Bayerischen Christlichen Bauernvereine, des Dr. Georg Heim, in den Verhandlungen genannt wurde, wurden Stimmen laut, daß eine solche Verbindung den Juden als „Reichsfeindschaft" ausgelegt werden könne. Zwar war die Zuverlässigkeit meiner katholischen Freunde über alle Zweifel erhaben, aber gegen den Dammbruch, der im Winter 1933 in Berlin erfolgte, waren wir alle machtlos.

Das dritte Jahrzehnt des Jahrhunderts war das Jahrzehnt der Vernichtung. Im Jahre 1933 wurden die Juden von der übrigen Bevölkerung isoliert, nach 1938 wurden sie atomisiert und in den vierziger Jahren standen dann die Gaskammern bereit[12]). Das Central-Vereins-Büro wurde am 10. März 1933 demoliert und einige Wochen später, am 12. Mai, behördlich geschlossen. Da ich meine Arbeit an anderer Stelle fortsetzte, wurde ich als der Führer einer „illegalen Organisation" am 24. Dezember 1933 verhaftet und ins Polizeigefängnis an der Ettstraße überführt. Von meiner Entlassung im Januar 1934 bis zu meiner Verbringung nach Dachau im November 1938 war ich als Münchener Vorstandsmitglied des „Kulturbundes der Juden in Deutschland", als gelegentlicher Dozent im Lehrhaus der Münchener Jüdischen Kultusgemeinde und als Mitarbeiter an jüdischen Zeitschriften tätig. In dieser Periode der Isolierung haben die Münchener Juden ihre Feuerprobe bestanden. Druck von außen kann zermürben, er kann aber auch zusammenschweißen. Unter dem Druck der unbarmherzigen Verfolgung wurde die Münchener jüdische Gemeinde für kurze Jahre eine Gemeinschaft, ja beinahe eine Familie. Die Gottesdienste füllten sich, teils mit Gemeindemitgliedern, die sich vorher kaum hatten blicken lassen, teils mit Juden, die von den Landstädten in die Großstadt zugewandert waren. Die jüdische Volksschule, in der u. a. mein Freund, der später ermordete Hauptlehrer Max Adler, wirkte, wurde eine Zufluchtsstätte für die Kinder. Junge Leute wurden in den Lehrwerkstätten der Gemeinde ausgebildet und für die Auswanderung vorbereitet. Der Jüdische Turn- und Sportverein wurde ein

gesellschaftlicher Sammelpunkt. Die „Bayerische Israelitische Gemeindezeitung“ verwandelte sich unter der Leitung von Dr. Ludwig Feuchtwanger in ein literarisch hochstehendes Blatt. Der „Kulturbund“ brachte die Gemeindemitglieder in festlichen Konzerten und Vortragsabenden in der Synagoge zusammen. In den hebräischen Sprachkursen, sowie den biblischen Geschichts-, Literatur- und Philosophiekursen des „Lehrhauses“, an denen ich als Vortragender und Schüler teilnahm, wurde vielleicht die produktivste Arbeit geleistet. Die erwachsenen Teilnehmer waren, an der Gesamtzahl der Gemeindemitglieder gemessen, nicht zu zahlreich, aber wir hatten eine Schar von jungen Menschen, die sich in den jüdischen Jugendbünden zusammengefunden hatten, deren idealistischer Hingabe in den Annalen der Münchener jüdischen Gemeindegeschichte die Erwähnung nicht versagt werden soll. Unter den Leitern befanden sich Söhne und Töchter altansässiger bayerischer Familien, von denen zum mindesten zwei, Georg (Giora) Josephtal aus Nürnberg und Fritz (Perez) Harburger aus München, heute im Staat Israel führende Stellen einnehmen[13]). Ich bezweifle, daß die geistige und gefühlsmäßige Höhe dieser Veranstaltungen für die Spätergeborenen ins Leben zurückgerufen werden kann. Ich erinnere mich an eine Serie von Kursen, zu deren Leitung Martin Buber nach München gekommen war. Der Gegenstand war das biblische Buch Jona. Buber erklärte zunächst den Text Silbe für Silbe und Wort für Wort, dann machte er den gesellschaftlichen Hintergrund und die ethisch-religiöse Bedeutung des Buches verständlich. Schließlich las er den hebräischen Text wie eine mahnende und beschwörende Volksrede, so daß inmitten der „Sündigen Stadt“ die Herzen der Hörer wie feurige Flammen der Zukunft entgegenschlugen.

Eine solche gespannte Situation konnte naturgemäß nicht anhalten. Wenn sie gedauert hätte, wäre das Judentum, wenn auch ökonomisch gebrochen, so doch moralisch gekräftigt aus der Probe hervorgegangen. Die Münchner Synagogenzerstörungen vom Juni und November 1938 leiteten die Phase der „Endlösung“, der Vernichtung ohne Gnad und Erbarmen, ein. *(1958)*

Anmerkungen

Für die obigen Ausführungen konnten, außer der lebendigen Erinnerung, nur solche Quellen benützt werden, die in New York, fern vom Schauplatz der Handlung, zur Verfügung standen. Das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde München, das von dem in Auschwitz umgekommenen Rabbiner Dr. Bruno Finkelscherer und mir selbst nach der Zerstörung der Hauptsynagoge sorgfältig registriert und verpackt worden war, ist nicht wieder aufgefunden worden. Aber die Frühzeit der Gemeinde ist von Prof. Arthur Cohen mehrfach dargestellt worden, und für die Spätzeit gibt die von Dr. Leo Baerwald und Dr. Ludwig Feuchtwanger herausgegebene „Festgabe 50 Jahre Hauptsynagoge München 1887—1937“ einen kurzen, aber lebendigen Überblick. Auch konnte ich einige meiner eigenen Arbeiten heranziehen. Dank der aus den Erhebungen des Vereins für die Statistik der Juden in München hervorgegangenen Veröffentlichungen ist München eine der demographisch bestdokumentierten jüdischen Gemeinden Deutschlands, aber die gegenwärtige Studie ist nicht demographischer Art und benutzt daher nur wenige der dort aufgespeicherten Materialien. Wichtiger sind die Ereignisse selbst und ihre Ausdeutung. Man darf die Hoffnung aussprechen, daß diese Zeilen wenigstens für einige von denjenigen, welche die letzten Jahrzehnte in München und Bayern miterlebt haben, den Anlaß abgeben werden, ihre Erinnerungen aufzuschreiben.

Fußnoten

[1]) Arthur Cohen, Die Münchener Judenschaft 1750—1861. Eine bevölkerungs- und wirtschaftsgeschichtliche Studie. *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland.* II. Jahrg., Jan. 1931, 4. Heft, S. 262-283, sowie die dort angegebene Literatur.

[2]) Werner Cahnmann, Die Münchener Judenbeschreibung von 1804. *Z. f. d. G. d. J. i. D.*, VII. Jahrg., Okt. 1937, 3. Heft, S. 180-188.

[3]) Ludwig Hümmert, Die finanziellen Beziehungen jüdischer Bankiers und Heereslieferanten zum bayerischen Staat. München 1927, S. 21, 28-28. Vgl. auch Hümmerts Aufsatz im „Bayerland", 2. Oktoberheft 1926, und Paul Sundheimers Aufsatz ebendort.

[4]) *Festgabe,* Viertes Kapitel (Neuere Geschichts-Verwandlungen 1837-1887-1937).

[5]) Über ihn und seine Ahnen vgl. Jos. Prys, „Die Familie Hirsch-Gereuth".

[6]) Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stammten ungefähr 50 % der Münchener Juden aus fränkischen, 20 % aus kurpfälzischen und anderen rheinischen Orten, der Rest war vom übrigen Süddeutschland und zum Teil sogar ostdeutscher Provenienz. Beinahe alle aus Franken kommenden Juden waren aus Mittel- und Oberfranken. Um die Mitte des Jahrhunderts nahm die Einwanderung aus schwäbischen und unterfränkischen Gemeinden zu, während diejenige aus den rheinischen Gebieten abnahm. Gegen Ende des Jahrhunderts kam die Einwanderung aus Württemberg, Baden, verschiedenen preußischen Provinzen und eine anschwellende Einwanderung aus Österreich, Ungarn und Rußland hinzu. Vgl. Cahnmann, *op. cit.*, sowie die von Arthur Cohen, *op. cit.* in Fußnote (58) erwähnte statistische Literatur.
Die Zahl der Juden nach den amtlichen Volkszählungen war folgende:

1812:	1852:	1871:	1880:	1900:	1910:	1925:	1933:
380	1252	2903	4144	8739	11 083	10 068	9005

[7]) Max Bernstein, von Beruf Anwalt, war mit Elsa Porges, aus der bekannten Prager Musikerfamilie, verheiratet. Elsa Bernstein schrieb unter dem Namen Ernst Rosmer. Vgl. über sie Gerty Spies' Aufsatz in diesem Gedenkbuch.

[8]) *Festgabe,* Fünftes Kapitel (Administratoren und Vorstände im 19. Jahrhundert).

[9]) *Festgabe,* Drittel Kapitel Bevölkerungsstatistische und wirtschaftsgeschichtliche Betrachtungen über die Juden in München); für die 30er Jahre vgl. Werner J. Cahnman, The Decline of the Munich Jewish Community, 1933-38. *Jewish Social Studies,* vol. III., No. 3, 1941, S. 285-300. Bereits im Jahre 1910 waren 27 % der Münchener jüdischen Bevölkerung im Ausland geboren, 21 % in Deutschland außerhalb Bayerns, nur 52 % in München und anderen bayerischen Orten. Der Prozentsatz der im Ausland, meist in osteuropäischen Ländern, geborenen Münchener Juden nahm nach dem ersten Weltkrieg ab, aber der Prozentsatz der in München von osteuropäischen Eltern geborenen Personen nahm zu. Der Prozeß der Osteuropäisierung der Münchener Jüdischen Gemeinde, der in den 50er Jahren weit fortgeschritten ist, geht in seinen Ursprüngen auf den Beginn des 20. Jahrhunderts zurück.

[9]) *Festgabe,* Viertes Kapitel (Neuere Geschichte — Verwandlungen 1837-1887-1937).

[10]) Werner J. Cahnman, Munich and the First Zionist Congress. *Historia Judaica,* vol. III, April 1941, No. 1, S. 7—23.

[11]) Werner J. Cahnman, Jewish Morale in our Time. *Social Forces,* vol. 20, No. 4, May 1942, S. 491—496. Ich habe in diesem Aufsatz die soziologische Typologie der Moralzerstörung wie der Moralerhaltung am Beispiel der deutschen Juden und ihrer nationalsozialistischen Feinde dargelegt.

[12]) Die geistig-kulturellen Schulungskurse für Jugendleiter wurden von Hans Lamm 1934 ins Leben gerufen und von ihm für den Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden bis 1938 organisiert. Der erste fand im November 1934 in München statt mit Dr. Leo Baerwald, Hugo Rosenthal, Dr. Ernst Simon, Karl Adler und den Pro-

fessoren Dr. Curt Bondy und Ernst Kantorowicz als Dozenten (vgl. „Israel. Familienblatt", 1934, Nr. 49). Siehe auch Hans Lamm, „Fruchtbare Jugendarbeit", Israel. Familienblatt, 1937, Nr. 12.
Umfassende Darstellungen über den Jüdischen Kulturbund in Bayern und das künstlerische Leben der Juden Bayerns von Manfred Sturmann bzw. Kurt Pinthus im „Israelitischen Familienblatt" (Hamburg), 1937, Nr. 12. In dieser Bayern-Sonderbeilage vom 25. März 1937 finden sich auf den Seiten 17—23 zahlreiche wertvolle Aufsätze zum Thema.

Förderer der israelitischen Literatur in München vor 100 Jahren

In einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1859 in der Druckerei Oskar Leinert, Leipzig, ist eine alphabetische Liste der Förderer der israelitischen Literatur erschienen, die als Abonnenten des „Institutes zur Förderung der israelitischen Literatur" in seinem vierten Jahrgang vom 1. Mai 1858 bis zum 1. Mai 1859 beigetragen haben.
Diese Liste enthält die folgenden Namen von Abonnenten aus München:

H. Aub, Rabbiner
J. L. Feuchtwanger
Wolf Fraenkel
Siegmund Friedmann
Dr. Friedmann
B. S. Guggenheimer
M. Kirchdörfer
M. Kohn, Kantor
Arnold Marx
Lippmann Marx, Kultusvorst.
A. Merzbacher
M. Oberndorffer
Marcus Pflaum
E. Prager, Literat
S. A. Weil
Max Wilmersdorfer
Dr. Selz, Rabbiner in Harburg

(Mitgeteilt von Mordechai Bernstein)

(1958)

ERNST ROTH

Machsor-Handschriften in der Bayerischen Staatsbibliothek

Die „Münchener Hofbibliothek", aus der die heutige „Bayerische Staatsbibliothek" sich entwickelte, wurde im Jahre 1558 — vor genau 400 Jahren — durch Herzog Albrecht V. (1550—1579) gegründet. Als Grundstock der damaligen Bibliothek diente die reiche Sammlung des Johann Albrecht Widmanstetter (1506—1557). Da diese Sammlung auch an hebräischen Hand- und Druckschriften reich war, sind die Anfänge der Hebraica-Sammlung in der Hofbibliothek mit den allgemeinen Anfängen der Bibliothek verbunden.

Die Geschichte der Gründung und Weiterentwicklung der Hebraica-Sammlung wurde wiederholt geschrieben, letzthin anläßlich des XXIV. Internationalen Orientalisten-Kongresses vom 28. August bis 4 September 1957 in München durch Bibliotheks-Direktor Dr. Hans Striedl[1]). Es darf betont werden, daß die Leitung der Bibliothek stark bemüht ist, die Hebraica-Sammlung mit Erwerbung zahlreicher neuerer — meistens wissenschaftlicher — Publikationen zu bereichern und zu ergänzen.

An dieser Stelle wollen wir einiges über sogenannte „Machsor"-Gebetbücher der Bayerischen Staatsbibliothek mitteilen. Zunächst aber manches über Machsorim im allgemeinen.

„Machsor" ist die Sammlung der Gebete — und der mit ihnen verknüpften Anweisungen — die alljährlich innerhalb einer bestimmten Zeitdauer periodisch verrichtet werden[2]). In der Gebrauchssprache bedeutet „Machsor" aber „Gebetbuch für die Festtage". Bei den franko-germanischen Juden war „Machsor" schon im X. Jahrhundert mit dem Begriff des „Sziddurs" (= allgemeines Gebetbuch) verwandt, und als eine Art von Gebetbuch aufgefaßt[3]). Machsor bedeutet eigentlich: Rückkehr, Umkreisung, Zyklus — besonders als astronomische Bezeichnung.

Zunz vermutet[4]), es „mögen die ersten Machsor-Kalender gewesen sein, die mit den Gebeten und Lektionen fürs ganze Jahr ausgestattet waren; als aber der Piut — der poetische Teil — zunahm, trat der Kalender in den Hintergrund, wenn auch der Name blieb, der von ihm herstammt". Überzeugend ist aber diese Hypothese nicht, denn auch vor dem Zuwachs der Piutim in den Gebetbüchern waren die Zyklus-Tabellen dem Umfange nach nicht so bedeutend, daß man das ganze Werk nach ihnen benennen sollte; dann: sie hießen auch eher „Tekufoth-Rechnungen" und nicht „Machsor-Tabellen". Schon Isak ben Mosche „Or Zarua" (um 1180—1250) nannte das älteste uns erhaltene Gebetbuch, das „Szeder Rav Amram Gaon", „Machsor" des Amram Gaon[5]), obwohl im Buche selbst keine Zyklustabelle zu finden ist. Der viel ältere spanische Chronist, Abraham Ibn Daud (um 1110—1180) sagt auch: „Rabbi Mosche Ibn Gikatila und viele andere schrieben Bücher, „Machsoroth", Gedichte und Lobgesänge"[6]). Hier sind keinesfalls die Zyklus-Berechnungen gemeint,

und sie stehen mit ihnen gar nicht in unmittelbarem Zusammenhang. „Machsoroth“ ist hier — wahrscheinlich — im Sinne von Piutim zu den Festtagen des Jahres gemeint — ähnlich wie: „Machsor Jannai“ [7]). Machsor ist also: Gebetbuch für einen Zyklus, scl.: für ein Jahr.

Meines Erachtens hat Machsor noch eine weitere Bedeutung. Über Rav Aschi wird nämlich erzählt, daß er den Talmud in seiner Schule zweimal mit seinen Schülern durchlaufen hat. Diesbezüglich wird dort von „Mahadura qamma“ (= erster Durchlauf) und von „Mahadura bathra“ (= letzter, zweiter Durchlauf) gesprochen[8]). Die syrische radix „hdr“ ist mit der hebräischen „chsr“ aequivalent. Dem Sinne nach hat Mahadura hier die Bedeutung von „Durchlaufen“: durchnehmen die Serie einer abgeschlossenen Materie, die nacheinander wiederholt wird — wenn auch nicht unbedingt im Rahmen eines astronomischen Zyklus[9]). In diesem Sinne kann also das Wort Machsor leicht erklärt werden: Buch zu einem jährlichen Durchlauf.

Das Machsor war natürlich eines der wichtigsten Bücher des mittelalterlichen Juden; nicht jeder war aber imstande das kostspielige Werk zu besorgen[10]). Die Bemittelteren jedoch ließen sich von fachkundigen Kalligraphen die gewünschten Machsorim anfertigen[11]). Die Bücher sind oft mit meisterhaften Illustrationen und Initialen geschmückt worden, von denen viele noch bis jetzt aufbewahrt sind; sie geben von dieser Phase der mittelalterlichen jüdischen Kunst ein anschauliches Bild[12]).

Einige Gelehrte des Mittelalters haben sich dahin ausgesprochen, daß die Verzierungen der Gebetbücher eigentlich nicht erlaubt seien. Teils stören diese Bilder die Andacht der Betenden, teils sind auch solche Gestalten in den Machsorim zu sehen, die zu zeichnen vom religiösen Standpunkt aus grundsätzlich nicht gestattet ist[13]). Jedoch haben sich viele Abschreiber über diese Bedenken hinweggesetzt, und wir wissen von einer großen Anzahl geschmückter Gebetbücher[14]).

In der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden sich zur Zeit neun solche hebräische Handschriften, die man als „Machsor“ bezeichnen kann[15]). Da diese Machsorim durch Moritz Steinschneider schon beschrieben sind[16]), will dieser Aufsatz keine neue Katalogisierung liefern. Das Ziel ist vielmehr, einige ihrer Merkmale zu schildern, und zwar aus Platzmangel nur von wenigen ausgewählten.

Cod. Hebr. No. 3 ist ein großes (36.5 x 27 cm), zweibändiges Machsor. I. für den Versöhnungstag, 488 Blätter; II. für Laubhüttenfesttage, 371 Blätter. Geschrieben auf Pergament in schöner, großer, deutsch-jüdischer Schriftart. Nach Steinschneider „von den besten der jüdischen Kalligraphie im deutschen Mittelalter“. Im Kolophon rühmt sich der Schreiber, daß er als 61jähriger das Machsor ohne Brille geschrieben und punktiert habe. Teil I wurde im Jahre 1459, Teil II vermutlich im Jahre 1460 geschrieben. Die Behauptung Steinschneiders, daß Teil II von einer anderen Hand geschrieben wurde, ist unrichtig[17]). Dem Kolophon nach wurden sie von „dem R. Jakob Mathithjahu ben R. Isak s. A. in Ulm“ verfertigt. Vermutlich sind von demselben auch für die übrigen Festtage die Machsorim geschrieben worden, und vielleicht wird auch noch dieser Teil — oder Teile — einst ans Licht kommen.

Das geschmackvolle und reichgezierte Machsor kam nach München von der Klosterbibliothek zu Polling in Bayern — von wo auch eine der kostbarsten Handschriften der Bayer. Staatsbibliothek, der berühmte Münchener Talmud-Codex, stammt[18]). Unter den vielen Illustrationen ist auch der ganze Tierkreis[19]) zu sehen (in zwölf Bildern), beim Gebet um Regen, in der Liturgie vom Schemini Azereth[20]).

Beim Beginn des „Jozer"-Gebetes von Jom Kippur ist eine Illustration von besondere Bedeutung (I. Blatt 48a). Der Text des Gebets lautet: „Gelobt bist Du... der das Tor der Gnade *öffnet*" (= „ha-potheach"). Dazu ist ein Thora-Schrein gezeichnet, mit *offenen* Flügeln — „ha-potheach" künstlerisch eingebaut —, und hinter dem linken Flügel ist ein Vorhang zu sehen. Sie ist die einzige mittelalterliche Illusion, die einen Vorhang zum Thora-Schrein darstellt — und dadurch auch dessen Vorhandensein beweist[21]). Am Schluß des Morgengebetes von Jom Kippur ist ein kurzer Piut in alphabetischer Ordnung zu finden (= „Hajjaum theamzenu"). Der Text, der sich in den üblichen Gebetbüchern befindet, ist sehr fragmentarisch, und umfaßt nur die ersten vier und die letzten drei Buchstaben des hebräischen Alphabetes. Es sind uns aber auch vollständige Texte überkommen[22]). Auch in der *Kaufmann-Geniza* der Wissenschaftlichen Akademie in Budapest ist ein vollständiger Text vorhanden[23]). Die vierte Zeile — Buchstabe „daleth" — lautet: „Mögest Du — Gott — heute unser zum Guten gedenken." In unserem Kodex ist aber folgender Text zu sehen: „Mögest Du über das verflossene Blut Deiner Knechte Rechenschaft fordern" (I. 212b; 356a; 483b). Diese Bitte ist aus der Situation des Mittelalters, aus der Zeit der Pogrome und Judenhetzen, leicht zu verstehen. Sie ist auch in manchen anderen Machsor-Handschriften[24]) zu finden. Von einer späteren Hand aber ist dieser Satz schon gestrichen. Ähnlichem Verfahren begegnen wir beim „Awinu Malkenu" Gebet, wo der Satz „nekom nikmath" im besprochenen Machsor gestrichen ist[25]).

Der Kodex hat auch wertvolle Randglossen, meistens als Zitat, von einer späteren Hand. Vermutlich stammen sie in ihrer Mehrheit von *Meïr Rothenburgs* Schule (13. Jahrhundert). So ist zum Beispiel zitiert, daß der Vorbeter den Segensspruch „Baruch ha-Schem ha-meworach" usw. nicht wiederholen soll (I. 47a); und es scheint, auch der Kopist selbst hatte diese Anschauung vertreten (I. 221b). Dieses Zitat z. B. ist Wort für Wort bei *Samson ben Zadok* — Schüler Rothenburgs — zu finden[26]). Ferner: in einem Piut zu Muszaf heißt es: „Schlage, oh, den Verleumder (= Szatan) in *Fesseln* (= Kewel)". Wenn man aber dem Verleumder nur Fesseln anlegt, kann er doch noch reden und verleumden?! Darum wird in der Glosse zu unserer Handschrift — im Namen Rothenburgs — bemerkt, daß man statt „Kewel" „*Kefel*" zu sagen hat, weil nämlich „Kefel" „Maulband" bedeutet! Auch diese Korrektur findet sich im erwähnten „*Taschbez*" (No. 134)

Der Abschreiber wollte — vermutlich als „angenehme Überraschung" — im Machsor selbst den Namen des Bestellers und seiner Söhne in entsprechender Weise verewigen. Im Teil II — nach der Thora-Vorlesung an Szimchath-Thora — sind nämlich drei „Mi scheberach" Texte geschrieben. Zuerst ein gewöhnlicher „Mi scheberach", in dem der Name des Besitzers angeführt ist,

als ob er zur Thora aufgerufen wäre (342b). Sein Sohn, R. Abraham, ist in dem „Reschuth“ und in dem darauffolgenden „Mi scheberach“ (343b) als „Chathan Thorah“ eingetragen, der als solcher der Bruderschaft (= Chawrutha) Schmaus und guten Wein reichlich spendet. Zum Schluß wird der zweite Sohn, R. Mosche, als „Chathan Bereschith“ erwähnt (347b; 351a), der ebenfalls der Chawrutha viel spendet[27]).

Es wäre logischer, den Vater als „Chathan“ darzustellen; der Kopist wollte aber auch die zwei Kinder des Besitzes eintragen, und so hat er den Vater als ersten erwähnt. Auch in der Jom-Kippur-Liturgie sind Vater (221b) und der ältere Sohn, Abraham, im „Mi Scheberach“ (222b) angegeben. Der Sohn als „Maftir-Leiner“.

Übrigens haben die Benennungen „Chathan Thorah“ und „Chathan Bereschith“ meiner Ansicht nach — auf Grund von Belegen — folgende Geschichte: lange vorher war es üblich, den Bräutigam am Sabbath vor der Hochzeit feierlich zur Thora aufzurufen, und er hat auch am selben Tage die Gemeinschaft bewirtet. Später hat sich dieselbe Sitte auch auf jene Person übertragen, die zum letzten und zum ersten Abschnitt der Thora aufgerufen wurden. Dadurch hat man diese mit dem wirklichen Bräutigam verglichen, und auch wie diese genannt.

Cod. Hebr. No. 4 ist ebenfalls ein großes (35.3 x 29 cm), zweibändiges Machsor. I. für Sondersabbathe, Purim, Osterfest und Wochenfest, 181 Blätter; II. für Neujahr, Versöhnungstag, Laubhüttenfest und Sabbath-Chanukah, 197 Blätter. Geschrieben auf Pergament in deutsch-jüdischer Schriftart. Die Illustrationen sind meistens von bizarrem Geschmack; mit Tiergestalten[28]). Zeit des Abschreibens ist unsicher; nach Zunz vor dem 15. Jhdt. Besitzer — aber von späterer Zeit — Gerschon *Oppenheimer*; Mordechai ben R. Binjamin *Schalit* (?)[29]). Blatt 2b hat folgende Bemerkung: „... ich kaufte dieses Machsor von der Witwe Gutchen Juda[30]) und unterzeichnete meinen Namen... Nechemja ben R. Jakob ha-Lewi...“ Auch zwei von seinen Nachkommen — von denen einer Phöbus Lewi Schalit heißt, haben ihren Namen unterschrieben. Der Name Uri (= Phöbus) Lewi Schalit ist in einem Wormser Minhag-Buch, vom Jahre 1306, zu finden[31]). Über die Herkunft dieses Machsors herrscht Unsicherheit, wahrscheinlich kommt es von einer Klosterbibliothek Bayerns[32]). Der Kopist schrieb den Gottesnamen — aus religiösem Bedenken — nie in der üblichen Form[33]), wohl aber hat er die originale Form in der Abschrift von den Rollen (Hoheslied, Ruth, Koheleth) beibehalten.

Die Piutim[34]), die in den üblichen Machsorim gedruckt sind, haben zum Schluß in diesem Machsor sehr oft eine Anzahl von biblischen Sätzen, die als Unterlage für die Piutim, oder als Ergänzung dienen. Viele Piutim werden dadurch verständlicher. Dasselbe haben wir auch in vielen anderen Machsorim der Bayer. Staatsbibliothek wahrgenommen. Zum Beispiel: im Piut-Schluß „Af orach“ (Musaf zu Rosch Haschana I.) fehlt jeder Übergang zum nächstfolgenden Satz: „Jimloch“ usw. — in unserem Machsor hingegen ist er vorhanden (II. 12b), und der Piut ist dadurch verständlich. Ein anderer Piut z. B. „Malchutham thikkon“ (Morgengebet zu Jom Kippur) bekommt durch diese Zusätze einen neuen Charakter (II. 102b).

Der Beginn des „Achtzehn-Gebetes“ ist — für den Vorbeter jedenfalls — der-

selbe, der im Text von Kabbalath Sabbath dem Vorbeter bestimmt ist (z. B. II. 32a)[35]). Diesen Text habe ich in unserem Kodex nur bei Jamim Noraim festgestellt, Cod. Hebr. No. 88 hat ihn aber auch zu Pesach-Morgengebet (72b; 82a).

Das „Alenu"-Gebet, das so oft schon besprochen wurde[36]), hat auch eine merkwürdige Korrektur, im Text und in der Punktation. Der übliche Text ist wie folgt: „... und sie (= die Heiden) beten zu einem Gott (= „el el"), der nicht helfen kann." Das Zitat ist von *Jesajah* XLV. 20 entlehnt. Natürlich, „Gott" bedeutet hier einen Abgott. Wie es scheint, wollte man doch nicht die Benennung „Gott" in diesem Sinne anwenden, daß er nicht helfen kann, darum hat unser Kodex folgendes: „... und sie beten *zu dem* (= „le-el", mit kurzem „e"!), der nicht helfen kann" (II. 19a; 50a). Im *„Machsor Bonn"* ist wieder eine andere Version: „le-lo" (= *der nicht)*[37]), aber diese Korrekturen stammen aus übertriebenen Bedenklichkeiten; der biblische Text kann ruhig in der originalen Form bleiben!

Besonders feierlich war die Thora-Vorlesung noch in den Tagen des Abschreibers an gewissen Festtagen; und zwar: am siebten Tag des Pessach- und am ersten des Wochenfestes. Satz für Satz wurde in die aramäische Sprache (= *„Targum"*) übersetzt, und an einigen Stellen mit sehr interessanten, kurzen Vorträgen ergänzt. Diese Stücke sind in *Machsor Vitry* noch aufbewahrt[38]), aber in unserem Kodex sind auch solche Teile, die in Machsor Vitry fehlen.

Diese Targumim haben auch Einleitungen in der aramänischen Sprache, in Form von Hymnen, in denen der Vortragende die Gemeinschaft für sein Auftreten um Erlaubnis (= *„Reschuth"*) bittet. Am bekanntesten sind: „Akdamuth" zu der Thora-Übersetzung und „Jeziw Pithgam" zu der Haftarah-Lektion. Im Machsor Vitry aber und in den alten Machsorim befinden sich auch andere „Reschujoth".

Die Targumim wurden im allgemeinen durch Kinder vorgetragen[39]); darum lautet eine solche Reschuth manchmal so naiv und eigenartig. In *Cod. Hebr. No. 88* haben wir zum Beispiel folgendes: „Ich öffne meinen Mund zum Lob des Herrn des Himmels, mit Eurer Erlaubnis: Ihr Alten und Jungen. Ich bin noch ein Knabe, und in der Gesellschaft der jüngste. Ihr gehört doch zum Kreise von Gelehrten, und von einem Dolmetsch wie ich — der kleinste von den Knaben — ist es nicht recht, vor Greisen zu erscheinen. Darum bitte ich Euch, Herren: seid — oh — mir gegenüber freundlich, daß ich in Eurer Gegenwart Lobsprüche, das Lob über Mosche, den Meister der Gelehrten sage"[40]). Daß diese aramäischen Stücke in der besprochenen Handschrift noch übernommen wurden, beweist schon genügend das hohe Alter des Machsors.

Cod. Hebr. No. 86 ist ein Machsor für Neujahr, Versöhnungstag und Laubhüttenfest; in deutsch-jüdischer Schriftart auf Pergament; 250 Blatt; mit einigen Initialen, und stammt ungefähr aus dem 14. Jahrhundert[41]). Die Antiquität sieht man auch am „Kol Nidre"-Text, in dem der Schreiber zwei Anschauungen — ob die Auflösungen von Gelübden retroaktiv zu verstehen sind — des 12. Jahrhunderts miteinander vermengt. Seine Herkunft ist nicht geklärt.

Das „Unethanne Tokef" hat eine interessante Interpretation. Wir sagen: „Du — Gott — sitzt auf dem Thron mit Wahrheit (= „be-Emeth"). Es ist wahr

(= „Emeth"), daß Du Richter, Zeuge usw. bist" — das ist die angenommene Erklärung des hebräischen Textes. Der Glossator hingegen will das Wort „Emeth" mit dem Vorstehenden in Verbindung bringen, und der Sinn wäre: darum urteilt Gott mit Wahrheit, weil Er in einem: Richter, Zeuge, und allwissend ist — ein irdischer Richter hingegen muß in ihm persönlich nicht in allen Einzelheiten bekannten Dingen Urteile fällen. „Machsor Bonn" aber — Machsor mit deutsch-jüdischer Übersetzung aus dem 16. Jahrhundert — hat die andere, früher erwähnte, Erklärung (Cod. Hebr. No. 89. 15a).

Äußerst eigenartig ist der Schofarbläser illustriert: einen Fuß hat er auf einem Schemel (40a. Vgl. Abbildung). Ähnliche Bilder sind in einem handschriftlichen Machsor im Besitz der Wissenschaftlichen Akademie in Budapest zu sehen. Einmal ist ein betender *Jüngling* dargestellt, wie er im Judenhut vor einem Gebetpulte, einen Fuß auf einem Schemel haltend, aus einem Buche den „Reschuth"[42]) zum Wochenfest vorliest; die andre Illustration: „ein Posaunenbläser auf einem Schemel stehend, mit rotem Beinkleide, schwarzen Schuhen und Judenhut bekleidet; von den Schofartönen entläuft wütend der Satan"[43]). Auch beim Judeneid finden wir, daß im mittelalterlichen Deutschland der Eidleistende auf einem Stuhle stand[44]).

Die Rolle des Schemels ist nicht klar. Ich vermute: das Ziel ist — durch den Abstand von der Erde — die Verbindung mit den unterirdischen Kräften zu unterbrechen[45]). Möglich aber, daß der Schemel nur zu bezwecken hatte, daß diese Personen bei ihrer Tätigkeit gut sichtbar und dadurch auch gut hörbar wurden. Beim Eidleisten ist aber in einigen Texten ausdrücklich ein „dreibeiniger" Stuhl erwähnt, und das muß ja schon aus Magie und Zauberwesen erklärt werden.

Wir hoffen und glauben, daß der mittelalterliche, satanische Geist von den Jubeltönen der achthundertjährigen Stadt Münchens völlig verscheucht worden ist — und dadurch wird die weltberühmte Hebraica-Sammlung in München wieder zu einer der wichtigsten Forschungszentren des Judentums werden.

(1958)

---

1) Geschichte der Hebraica-Sammlung der Bayer. Staatsbibliothek. In „Orientalisches aus Münchener Bibliotheken und Sammlungen". Hrsg. von H. *Franke*. Wiesbaden, 1—38.

2) Siehe A. M. *Habermann*, in Ha-Arez, Jerusalem, 24. 10. 1947 („Machsoram schel Jiszrael").

3) Vgl. A. N. Z. (= Ernst) *Róth*, in Semitic Studies in Memory of Immanuel *Löw*, Budapest 1947. 120—121.

4) Die Ritus des synagogalen Gottesdienstes, Berlin 1859. 20. Vgl. auch: Ismar *Elbogen*, Der Jüd. Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung. Frkft. a. M. 1931 (III. Auflage). 6—7.

5) *Or Zarua*, Zitamir 1862. I. 26b.

6) *Szefer ha-Kabbalah*, ed. Prag 1795. 55b.

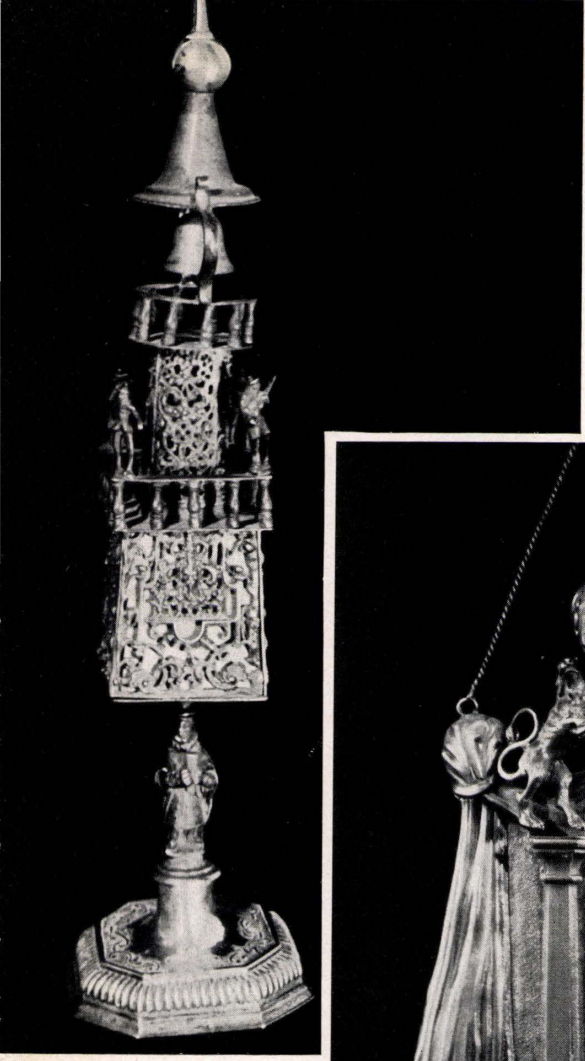
7) Mahsor Yannai N. Y. herausgegeben von I. *Davidson*. Leider ist mir das Buch z. Zt. nicht zugänglich.

8) Talmud babli. Baba bathra, 157b.

9) Vgl. jedoch: Jacob *Levy*, Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim, s. v. „mahadura".

10) Über den Wert eines derartigen Machsors vergleiche z. B.: Zunz, Ritus, 33.

Aus Münchner Machsorhandschriften
links oben: Cod. hebr. 3 (2; Bl. 214 r)
rechts unten: Cod. hebr. 3 (1; Bl. 48 r)
dazwischen: Cod. hebr. 86 (Bl. 49 v 40 r).



Gewürzbüchse
des Matthäus Wolf,
um 1700

Thoraschild
des J. C. Drentwett,
um 1750

[11]) Eine Liste von Abschreibern und Punktatoren ist in der *Zeitschrift für Hebraeische Bibliographie,* 1915 (XVIII.), veröffentlicht worden; auf Grund neuerer Kataloge ist sie aber zu ergänzen.

[12]) Vgl. D. *Kaufmann,* Zur Geschichte der jüdischen Handschriften-Illustrationen. Ges. Schriften, III. Frankfurt a. M. 1915. Kapitel XI. Auch als Anhang zu D. H. *Müller* — J. v. *Schlosser,* Die Haggadah von Serajewo, Wien 1898.

[13]) Siehe *Kaufmann,* ibid. 186; I. A. *Agus,* R. Meir of Rothenburg, Philadelphia 1947. I. 266 (No 216); *Beth ha-Keneszeth,* Jerusalem 5715. 282.

[14]) Vgl. z. B. *Kaufmann,* ibid. 190. Note 1.

[15]) Cod. Hebr. No. 3; 4; 21; 69; 82; 86; 88; 89; 381.

[16]) Die hebr. Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in Muenchen, Muenchen 1875. II. Auflage: Muenchen 1895.

[17]) Man hat nur zu vergleichen z. B. I. 228 und II. 60.

[18]) Siehe *Striedl,* ibid. S. 22-23.

[19]) Vgl. Is. *Sonne,* The Zodiak Theme in Ancient Synagogues and in Hebrew Printed Books (In: Studies in Bibliography and Booklore, Vol. L. No. 1. June 1953, Cincinnati, Ohio), 3 ff.

[20]) Teil II. 280b - 288a.

[21]) Siehe Franz *Landsberger,* Old-Time Torah-Curtains. Hebrew Union College Annual. XIX. Cincinnati 1945-46. 364; auch Anmerkung 19.

[22]) Siehe I. *Davidson,* Thesaurus of mediaewal Hebrew Poetry, N. Y. II. „H", 500.

[23]) Vgl. S. *Widder,* in Semitic Studies ... Löw, 50. No. 44 (Hebr. Teil).

[24]) z. B. München, C. H. No. 4. II. 60b; 119b.

[25]) C. H. No. 3, 18b; 214b; vgl. auch Seligmann *Beer,* Awodath Israel, Redelheim 1868. 111.

[26]) *Taschbez,* ed. Warsawa. No. 252; vgl. auch Juda *Abbarzeloni,* Szepher ha- I- thim, ed. *Schor,* Krakau 1903, 250. Anmerkung 30.

[27]) Vgl. A. *Epstein,* Die Wormser-Minhagbücher. Kaufmann - Gedenkbuch, Breslau 1900. 311 ff.

[28]) Siehe Abbildung; vgl. Striedl, ibid. Tafel 13.

[29]) Vgl. M. Steinschneider, ibid. No. 4. Den Namen „Schalit" hat er nicht als einen Familiennamen aufgefaßt.

[30]) Jedoch: „Juda" mit Fehlerzeichen versehen.

[31]) Siehe *Epstein,* ibid. 291. Anmerkung 7. Vgl. auch M. W. *Bernstein,* Brands plucked out of the Fire. IWO. Buenos Aires, 1956, Seite 320, Abb. 2.

[32]) Vgl. Striedl, ibid., 24.

[33]) Die Umschrift ist: „Kel", „Elokim"; statt zwei „Jod" sind immer drei gesetzt.

[34]) Die Piutim der Mss bedürfen einer speziellen und ausführlichen Untersuchung.

[35]) Vgl. auch: J. *Mann,* Genizah Fragments of the Palestinian Order of Service. Hebrew Union College Annual, Cincinnati. II. 1925. S. 310.

[36]) Letztens: Schlomo *Aschkenazi,* Nesche Jisrael bi-gewurathan, Tel-Aviv, 1946. 62 ff; *Melilah.* A Volume of Studies. Manchester University Press, 1950. III-IV. 91-92.

[37]) Cod. Hebr. No. 89. Bl. 21b.

[38]) ed. S. *Hurwitz,* Nürnberg, 1923, 305 ff.; siehe auch: Elbogen, ibid. 190 ff.

[39]) Vgl. Machsor Vitry, ibid. 304.

[40]) „Reschuth" zum VII. Pesachtag (Bl. 91a - 91b).

[41]) Vgl. Striedl, ibid. 25.

[42]) Vgl. oben Anmerkung 39.

[43]) Vgl. M. *Weisz,* Katalog der hebr. Handschriften und Bücher in der Bibliothek des Prof. D. Kaufmann s. A., Frankfurt a. M., 1906, No. 388. I. - II.

[44]) Vgl. *Stobbe,* Die Juden Deutschlands, 185; *Müllenhof* und *Scherer,* Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, II³. 468; Guido *Kisch,* Jewry Law in Mediewal Germany. N. Y. 1949. 142; 218.

[45]) Vgl. Talmud Jeruschalmi, Chagigah, II. 77d.

HEINRICH FEUCHTWANGER

Jüdische Sakralkunst in München

Eine umfassende Kunstgeschichte der Juden — so farbenprächtig und buntschillernd sie auch in ihren Details wäre — ist bis jetzt noch nicht geschrieben worden. Das hat seine guten Gründe: Nicht so sehr das biblische Bildverbot, das zu keiner Zeit streng wörtlich genommen wurde, ist die ausschlaggebende Ursache. Schwerer wiegt der Einwand, daß (und in wie weit) die jüdische Kunst eine Lehnkunst der sie umgebenden Einflüsse — angefangen von der phönizischen, hellenisch-römischen bis zur gotischen und maurischen — gewesen sei. Der entscheidende Grund jedoch dürfte in der Tatsache der jeweiligen abrupten Unterbrechungen liegen, die zu allen Zeiten über das jüdische Volk hereinbrachen: vom babylonischen Exil über die Zerstörung von Stadt und Tempel, der Zwangswanderungen im Frühmittelalter, des schwarzen Todes, Austreibung aus Spanien bis zur Hitlerschen Ausrottung. Diese mangelnde Kontinuität konnte zwar weder das Kunstgefühl und Kunstbedürfnis noch die Betätigung einzelner Künstler unterbinden, verhinderte aber die Bildung von Kunstschulen, Entwicklungsströmungen und Zünften. So viele Belege aus der talmudischen und mittelalterlichen Responsonliteratur vorhanden sind, die da zeigen, wie groß das Interesse und die Betätigung in der Kunst war, so sehr sind wir auf diese Hinweise als alleinige Zeugen angewiesen; von den Kunstwerken selbst ist fast nichts mehr erhalten geblieben (außer wenigen illuminierten Handschriften, Bauten und Grabsteinen). Das mag für eine so lange Zeitspanne — etwa 500 bis 1500 n. Chr., also rund tausend Jahre — sehr befremdlich erscheinen; wer aber die Geschichte der Juden im Mittelalter kennt, der weiß wie radikal die Mörder- und Räuberbanden hausten, die sich als Religionsbeschützer, Kreuzfahrer, „Ritualmord"rächer und Christuszelote gebärdeten, um ungestraft ihre Verbrechen zu begehen. „Selbst die phantastischsten Vorstellungen übertreffen die Verfolgungen der Juden... Damit war ihre mittelalterliche Siedlung in Deutschland vernichtet, mit den Menschenleben ihre ganze Kultur zerstört. Die Judenbrände hatten alles vertilgt was sich in der Judengasse befand, die Häuser der Einzelnen und der Gemeinden, mit allem ihren Inhalt, mit ihren materiellen und geistigen Werten, die Synagogen wie die Ratsstuben mit ihren Beständen an Thorarollen, an Büchern, an Urkunden, an Kostbarkeiten. Selbst die Friedhöfe wurden nicht geschont, Grabsteine herausgerissen und bei Kirchen, Rathäusern, Stadtmauern als Bausteine verwendet." (Elbogen, „Geschichte der Juden in Deutschland" [Epoche des Schwarzen Todes 1348/49], Berlin 1935.) Kein Wunder, daß auch von der ersten Judensiedlung in München im 13. Jahrhundert kaum Spuren mehr erhalten blieben, ebenso wenige wie von den übrigen deutschen Gemeinden dieser Zeit. Kein Wunder auch, daß Münchens Juden das gleiche Martyrium erlitten wie die übrige Judenschaft. — Auch die allmähliche Wiederbesiedelung der Städte vollzog sich parallel mit

anderen Orten und so finden wir gegen Ende des 17. Jahrhunderts wieder eine kleine Gemeinde in München, nachdem Jahrhunderte lang kein Jude dort wohnen durfte. Sicher waren es keine reichen Juden, die sich dort ansässig machten, und doch hatten auch sie ein natürliches Gefühl für Kunst und den Wunsch, ihre religiösen Zeremonien in schöne Gewänder zu kleiden. Wir verweisen auf einen Elia-Pokal (Silber, teilfeuervergoldet, Münchener Beschauzeichen JME [Johann Michael Ernst, 1680 bis 1715 tätig] R³ 3517, Höhe 25 cm), er trägt hebräische Beschriftung und Datierung von 1680, und dürfte nicht nur eines der frühesten Münchener Kultgeräte sein, die noch erhalten sind, sondern überhaupt einer der ersten uns bekannten Elia-Pokale. — Damals durften die Münchener Juden ihre Toten noch nicht am Platz beerdigen, sondern mußten sie nach Kriegshaber bei Augsburg überführen; aus dieser Zeit stammten wohl die Beziehungen zu Augsburg, dessen Silberschmiede auch für Münchner Juden Bestellungen ausführten, z. B. eine Besamim-(Gewürz-)Büchse (Silber, teilweise in alten Emaillefarben bemalt, Augsburger Beschauzeichen, Meister Matthäus Wolff [gest. 1716], R³ 726, Höhe 35 cm), verfertigt um das Jahr 1700. Am Fuße Gestalt eines Juden in altertümlicher Tracht mit Halskrause und den Habdalahbecher haltend, darüber Gewürzturm mit Wächtern, Dach mit Glöckchen. — Diese kleine Münchner Gemeinde hatte nicht lange Bestand, 1715 wurden die Juden wieder aus München vertrieben und wanderten in andere Städte Bayerns, vor allem nach Nürnberg-Fürth. Auch hier fanden sie Goldschmiede, die ihre Kultgeräte — freilich nach genauen Anweisungen, Erklärungen, Skizzen und Vorbildern — verfertigen. Der Chanukaleuchter (Silber, teilvergoldet, Nürnberger Beschau, Meister MS im ovalen Feld, R³ 3767, um 1720, Höhe 32 cm) weist Rückwand mit erhabener Krone und Glöckchen, stilisierten Leuchten, zwei offenen Fenstern (für die Weihsprüche) auf, seitlich auf Säulen: Judith mit Schwert und Kopf des Holofernes, Jehuda Makkabi mit Schild und Speer. In dieser Epoche treffen wir sogar einen jüdischen Goldschmied in Fürth, der Mitglied der allgemeinen Zunftinnung war: IR und Fürther Beschauzeichen, R³ 2157. Er hieß (laut Marc Rosenberg) I. Rimonim und trug diesen Namen wegen der Thorabekrönungen (Rimonim), die er verfertigte (siehe Narkiss, „The Hannukkah Lamp", Jerusalem 1939, S. 59). Ein jüdischer Paramentensticker dieser Zeit — Elia Naumburg in Fürth — ist uns durch seine prächtigen Thoravorhänge bekannt. Auch Zeugnisse echter jüdischer Volkskunst sind uns aus dieser Epoche erhalten: wie etwa ein Misrach (Gebetsrichtungstafel) in zarter Aquarellmalerei auf Papier (Größe 33:21 cm): Volkstümliche Darstellungen der jüdischen Feste während des ganzen Jahres. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts kehrten einzelne Juden nach München zurück und nahmen wieder ihre früheren Handelsbeziehungen auf; aus dieser Zeit stammt das Thoraschild (Silber, feuervergoldet, Augsburger Beschau, Meister JCD [Johann Christian Drentwett, gest. 1763], R¹ 867, Länge 43 cm), das eine hebräische Datierung von 1744 aufweist. Wappenform, Krone, Säulen, Löwen, Vorhänge, zwei plastische Ovalmedaillons (Opferung Isaaks, Engel bei Abraham), Krug (Levitenzeichen), Bogenschütze (Monatssymbol Kislew). — Von dieser Zeit ab entwickelte sich die jüdische Gemeinde Münchens und wurde ein Handels- und Kulturfaktor für Bayerns Hauptstadt. Das 19. Jahrhundert war reich an jüdi-

schen Mäzenen, Kunstverständigen und Förderern, das kulturelle Leben trug schöne Blüten und Münchens Juden betätigten sich auf allen Gebieten der Kunst — Malerei, Musik, Numismatik, Bibliophilie, Archäologie, Architektur, Museumskunde, Antiquitätenhandel und Kunstauktionswesen. Die Namen sind noch bekannt und die Erinnerungen zu frisch, als daß sie im einzelnen aufgezählt werden müßten. Während dieser Zeit wurden drei prächtige Synagogen erbaut und aufs schönste ausgestattet, sie bargen reiche Schätze an Kultgerät aller Art, wie Thora-Silber, -Mäntel und -Vorhänge, Trauhimmel usw. — Kunstsammlungen auf allen Gebieten entstanden und trugen viel zum Ruhm der Kunststadt München bei. Ein jüdischer Museumsverein in Bayern, der sehr wertvolle Objekte jüdischer Sakralkunst zusammentrug, wurde gegründet; seine Schätze schmückten die Räume der Kultusgemeinde. Eine der größten jüdischen Kultgerätsammlungen, der auch die abgebildeten Stücke entstammen, stand ehemals in München und verschwand in den Hitlertagen, ebenso wie die Juden selbst, die ihre Gemeinde und ihre Institutionen in Deutschland zu Grabe tragen mußten. So endete ein stolzes Kapitel jüdischer Kultur, jüdischer Kunst und jüdischen Lebens. *(1958)*

STEPHAN SCHWARZ

Streiflichter auf die Frühzeit der Judenemanzipation in München

In dem von Aretin unter dem 25. März 1802 entworfenen Judenreglement finden wir einen großen Teil der Bestimmungen des Ediktes von 1813. Die wichtigste und entscheidenste Bestimmung des Aretinschen Judenreglements ist die, daß nur eine gewisse Anzahl von Judenfamilien für die schon bisher von Juden bewohnten Orte zugelassen werden sollten. Jene Orte aber, an denen bisher keine Juden wohnten, sollten ihnen auch fernerhin verschlossen bleiben.
Das Judenreglement Aretins bedeutete im Vergleich zu den bis dahin erlassenen Judenverordnungen in anderen Ländern zweifellos einen Rückschritt. Ganz abgesehen von dem französischen Gesetz von 1791, das den Juden in Frankreich volles uneingeschränktes Bürgerrecht verliehen hatte, war auch die Judenverordnung Kaiser Josefs II. von 1782 wesentlich toleranter und fortschrittlicher. Sie hatte den Juden eigene Schulen gelassen, hatte ihnen die Grundhandwerke geöffnet. Die Josefinische Judenverordnung kennt vor allem keine Beschränkungen bezüglich der Niederlassung und Heirat. Mit dem Zuwachs der großen fränkischen jüdischen Gemeinden hat aber die Emanzipationsbestrebung der jüdischen Bevölkerung Bayerns einen neuen Antrieb erfahren. Denn nun beginnen die Eingaben und Bittschriften an den Kurfürsten und späteren König aus dem jüdischen Lager selbst, die nicht mehr die Lösung einer Einzelfrage wie z. B. die Aufhebung der Wohnbeschränkungen, des Güterhandels, des Hausierverbots usw. zum Ziele hatten, sondern in denen sie die völlige Emanzipation d. h. die uneingeschränkte Gleichstellung der Juden mit den übrigen Staatsbürgern anstrebten. So ist die Bittschrift des Professor Oberthür aus Würzburg bekannt, der sich für die Juden in Franken wie sein Amtsbruder und Gesinnungsgenosse Gregoire für die Juden von Frankreich einsetzte.
Die am 18. Juni 1804 erlassene Verordnung „den verbesserten Schulunterricht bei den Juden betreffend" ist die erste unmittelbare Frucht der Judenreformbestrebungen von 1801/02. Es ist bezeichnend, daß durch die Verordnung zunächst jenes Teilproblem in Angriff genommen wurde, das nach Meinung der Regierungsstellen die Basis für die spätere Emanzipation schaffen sollte, nämlich die Erziehung der Jugend.

Im einzelnen bestimmt diese Verordnung:

1. Der jüdischen Jugend ist erlaubt, alle höheren und niederen Lehranstalten des Landes zu besuchen.
2. Beabsichtigt eine jüdische Gemeinde eine eigene Schule zu errichten, dann auf eigene Kosten und mit Genehmigung des Generalschul- und Studiendirektoriums.

   Der Lehrplan jüdischer Schulen hat vom Religionsunterricht abgesehen, den

Vorschriften zu entsprechen, deren Einhaltung durch die Schulinspektion überwacht wird, die auch die jüdischen Lehrer zu überprüfen hat.

3. Wo keine jüdischen Schulen bestehen, müssen die jüdischen Kinder die christlichen Schulen besuchen. Religions- und Gewissensfreiheit der jüdischen Jugend sind dabei auch genauest zu respektieren.
4. Der Religionsunterricht verbleibt dabei den jüdischen Lehrern. Noch unter dem Datum dieser Verordnung wurde diese von sämtlichen untergeordneten Landesdirektionen zur „Wissenschaft und genauen Darnachhaltung" übersandt.

Aber im Jahre 1805 forderte eine Verordnung die Juden in München auf, eine eigene Schule zu errichten. Es fällt hier auf, daß man die in der oben erwähnten Verordnung von 1804 vorgesehene Möglichkeit des Besuches der christlichen Schulen durch die Münchner jüdischen Kinder völlig außer Acht ließ. Es ist anzunehmen, daß diese Möglichkeit von den Juden selbst aus begreiflichen Gründen nicht wahrgenommen wurde, denn als man noch im Jahre 1810 in einer Sitzung des Staatsrats diese im Zusammenhang mit dem Gutachten von Aretin behandelte, stand Montgelas auf dem Standpunkt, daß man mit Nachdruck die jüdischen Kinder anhalten muß, die christlichen Schulen zu besuchen.

Die 1805 geforderte jüdische Schule in München entstand erst im Jahre 1807 und zwar auf Initiative von zwei jüdischen Lehrern mit Billigung der bayerischen Schulbehörde. Ein Bericht der inzwischen neu errichteten Studiensektion an die Polizeisektion vom 15. Dezember 1808 zeigt jedoch, daß diese Schule von Anfang an um ihre Existenz zu ringen hatte. Die Studiensektion nahm dies zum Anlaß zu der bewegten Klage, daß es zur Zeit noch, der „Mehrheit der sich zum mosaischen Gesetz bekennenden Glaubensgenossen an Sinn und Willen fehle, die ihnen von der Regierung zugedachten bürgerlichen Rechte und Bildungsmittel zur radikalen und dauerhaften Verbesserung ihres Zustandes zu benützen". Dies war bestimmt zum Teil übertrieben. Der Schulunterricht der jüdischen Jugend in Deutschland war im Zeitalter Mendelssohns bei weitem nicht so schlecht wie es angenommen wurde. Eine Einladung zur ersten öffentlichen Prüfung der jüdischen Elementarschule zu München, gehalten den 26. August 1808 von M. Farnbacher und N. Zirndorfer, enthält ein Verzeichnis der damaligen zwanzig Schüler von fünf bis elf Jahren und eine Aufstellung folgender Unterrichtsgegenstände:

1. Tugend- und Religionslehre verbunden mit der Bibel im hebräischen Text nach Mendelsohnischer Übersetzung;
2. Mensch — ganz nach vorgeschriebenem Lehrplane;
3. Naturgeschichte, Naturlehre, Erderkenntnis;
4. Kunst nach dem Lehrplane;
5. Sprache, Sprechen, Lesen, Schönschreiben, Sprachlehre, Rechtschreibung hebräisch und deutsch.

Das damalige „Intelligenzblatt" schrieb anläßlich dieses Ereignisses in der Münchener jüdischen Gemeinde folgendes: „Diese Einladung ist uns wichtiger als viele Folianten der Vorwelt." Und fährt fort:

a) „daß schon seit fünf Vierteljahren eine verbesserte Judenschule in München bestehe, worin die hiesige Jugend in hebräischen als in deutschen Elementar-Gegenständen unterrichtet wird;

b) daß obige genannte zwei Schullehrer, angefeuert von dem innigsten Wunsche der den Mangel guter Schulanstalten fühlenden Eltern, sich entschlossen haben, die hiesige jüdische Jugend gemeinschaftlich zu unterrichten und die hebräischen und deutschen Gegenstände so eng als möglich zu verbinden, und daß sie in dieser Hinsicht hinwegblickend über viele Hindernisse, welche sie zu bekämpfen hatten, sich ein Schulzimmer gemietet und den Schulapparat auf eigene Kosten nicht nur selbst angeschafft sondern auch, um sich zu den wichtigsten Schulgeschäften auszubilden und den Forderungen des Lehrplanes mehr Genüge zu leisten, das königliche Schullehrerinstitut besucht haben um Sittlichkeit zu verbreiten, allgemeine Menschenliebe und Treue zum Volk und ihre Religion in die Herzen ihrer Schüler zu pflanzen."

Interessant ist auch zu erwähnen, daß sich unter den damaligen Schülern der im siebenten Lebensjahr stehende Enkel des Gemeinde-Vorstandes der jungen jüdischen Gemeinde von München, Abraham Uhlfelder, der später getaufte, unter dem Namen Friedrich Julius Stahl bekannte Rechtsphilosoph und konservative Politiker befand. (Über ihn und seine Beziehung zum Münchner Judentum vgl. den Aufsatz von Professor Schoeps in diesem Buch.)

Ferner ist es bekannt, daß wohlhabende jüdische Familien ihre Kinder durch Haus- und Privatlehrer unterrichten ließen. Neben gründlicher Sprachkenntnis wurde in den meisten Fällen auch Gewicht auf die Kenntnis der hebräischen Sprache und des jüdischen Schrifttums gelegt. Selbst die weibliche Jugend wurde in den besseren Familien, mindestens die Gebete deutsch zu übersetzen gelehrt, sogar Henriette Herz, die schöne „Salon"-Fürstin und Freundin Schleiermachers und Humboldts, lernte die hebräischen Gebete zu übersetzen.

In fast jeder jüdischen Gemeinde wurde, insbesondere für die unbemittelten Kinder, es als eine der wichtigsten und vornehmsten Aufgaben betrachtet, eine hebräische Schule einzurichten. Die Lehrer dieser Schulen, Talmud-Thora genannt, waren zwar nicht pädagogisch ausgebildet, aber sie besaßen zumeist gewisse Kenntnisse der hebräischen Sprache und Literatur und waren Männer von ernster sittlich-religiöser Denkweise, die einen guten Einfluß im jüdischen Sinne ausgeübt haben. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß die frommen Juden den vom Staat aufgedrängten Schulen ein Mißtrauen entgegenbrachten, sie als einen lästigen Polizeizwang betrachteten, der darauf ausging die Jugend dem väterlichen Glauben zu entfremden und sittlich zu schädigen. Die neuerrichteten Schulen wurden deshalb schwach besucht.

In meiner größeren Arbeit, die in Kürze erscheinen wird, sind die in dieser Epoche erlassenen Verordnungen aufgezählt, ihre Entstehung, Ursache und Auswirkung einer gründlichen Analyse unterzogen worden. Hier sei nur noch einiges andeutungsweise erwähnt, was auf die Geschichte der Juden der Stadt München Bezug hat.

Im Juni 1805 erließ die Regierung für die Juden der Landeshauptstadt München ein Regulativ, das die Verhältnisse für die wichtigeren Fragen zu regeln

versuchte. Es ist zum größten Teil aus dem von Aretin 1802 entworfenen Regulativ hervorgegangen. Wir dürfen annehmen, daß man hier auf regional begrenztem Gebiet zunächst einmal die Probe aufs Exempel machen wollte.
Der Inhalt ist auch hier wieder bestimmt von dem vermeintlichen Nutzen des Staates und der These von der Schädlichkeit des Judentums. Die Zähigkeit der überkommenen Anschauungen verrät sich in den die Zahl der Juden in München einschränkenden Bestimmungen. Von jeder Familie durfte sich nur ein Kind niederlassen. Die Voraussetzung von Niederlassung und Heirat war also die Erledigung einer Schutznummer, wobei jeder heiratende Jude ein Vermögen von wenigstens tausend Reichstalern nachweisen mußte. Ein Entgegenkommen für die Verhältnisse in Altbayern ist die Bestimmung, daß die Juden in der ganzen Stadt wohnen, also nicht auf bestimmte Viertel oder Straßen beschränkt waren. Hier soll bemerkt werden, daß in München niemals ein geschlossenes Ghetto vorhanden war, obzwar sich die Juden in München in der ersten Zeit der Geschichte der Stadt München auf den sogenannten „Schneeberg" — ungefähr dort wo sich heute die Gruftstraße befindet — konzentriert haben. Auch der Besitz eigener Häuser war ihnen erlaubt. Hausgesinde durfte jeder Jude halten soviel er wollte, doch erlangte dieses keinen Anspruch auf Niederlassung und Verheiratung. Trotz einiger Reskripte, die die Judenaufnahmen für München immer wieder einschränkten, Neuaufnahmen verboten, war durch die tolerante Haltung der unteren Instanzen die Zahl der jüdischen Familien in München von etwa 30 Familien 1800 auf etwa 100 Familien 1805 angewachsen. Gleichzeitig mit dem Regulativ wurde deshalb befohlen, daß neben dem Hoffaktor Seligmann, dessen Sohn Aaron und Schwiegersohn Pappenheimer und noch 29 Judenfamilien in die Matrikel eingetragen werden durften, alle übrigen ausgewiesen werden mußten (Staatsratsakten). Scharfe Bestimmungen enthält das Regulativ bezüglich des Handels und beschränkt die jüdischen Handelsleute auf acht Märkte und zwar: München, Landshut, Passau, Straubing, Alt- und Neu-Ötting, Gern und Ingolstadt.
Das Regulativ erlaubt den Münchener Juden endlich auch die Anlegung eines eigenen Friedhofes, da die Juden bis dahin ihre Toten nach Kriegshaber bei Augsburg zur Beerdigung überführen mußten. Anstoß dafür war wahrscheinlich ein Vorfall im Jahre 1804. Damals wurde im Tal in München ein Jude tot aufgefunden und konnte wegen des Sabbaths nicht nach Kriegshaber überführt werden. Für München ist das Regulativ die Judenordnung, die bis dahin fehlte. Man kann sagen, daß mit dem Regulativ von 1805 die Landesverweisung von 1553 auch de jure aufgehoben wurde. Es ist ein Nachzügler der alten Judenordnungen und Judenschutzprivilegien, wie wir sie in großer Zahl auch in den neuen Landesteilen finden.
Verwehrt war den Juden weiterhin die Ausübung ihrer Religionsbräuche (z. B. Laubhüttenfest) in öffentlich zugänglichen Gebäuden. Mit einer Verordnung vom Jahre 1808 wird bestimmt, daß die Juden, wenn sie bürgerliche Rechte genießen oder bürgerliches Eigentum besitzen, der Militärpflicht, gleich ihren christlichen Mitbürgern, unterworfen sind. Doch auch hier konnte die persönliche Dienstleistung durch Geldzahlung abgelöst werden. Die jüdische Bevölkerung Münchens hat jedoch auf die Ablösung durch Geldzahlung ver-

zichtet und sich zum Dienst gestellt und in diesem Zusammenhang ist bemerkenswert eine Anerkennung im Jahre 1808 seitens des Königs Max Joseph, die damals an die jüdischen Bewohner von München zu Händen des Vorstandes der Kultusgemeinde Münchens, Abraham Uehlfelder ergangen ist. Jüdische Bankiers, Hoffaktoren und Heereslieferanten halfen entscheidend den modernen bayerischen Staat aufzubauen (vgl. in diesem Buch die Aufsätze Cahnmanns, Ortenaus und Ludwig Feuchtwangers).

Zwischen den Jahren 1801 und 1808 wurden allein 8 500 000 fl. von jüdischen Bankhäusern dem bayerischen Staat vorgestreckt. Der Anteil nichtjüdischer Bankhäuser mit 1 950 000 fl. ist vergleichsweise gering. Der jüdische Anteil am bayerischen Staatsanteilgeschäft betrug über 81 %. Schon im Jahre 1726 betrugen z. B. die Vorschüsse der Schwabacher jüdischen Firma Nathan Moyses et consortes etwa 900 000 fl.

Unter den jüdischen Hofbankiers Bayerns des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die dem in Geldnot verzweifelt ringenden bayerischen Staat geholfen haben, nimmt Aaron Elias Seeligmann (ab 1814 Freiherr von Eichthal) eine überragende Rolle ein. Im Jahre 1804 wurde dem Hofbankier Seeligmann das Rechnungswesen des „Ministerial auswärtigen Departements" übertragen. Seeligmann hatte die Gehaltszahlungen an die Beamten des auswärtigen Dienstes in München und im Ausland vorzunehmen. In den Hungerjahren 1817 und 1818 lieh er dem Ministerium des Innern zinslos 100 000 fl. zum Ankauf von Getreide im Ausland. Von jüdischen Familien des Bankwesens (Rothschild und dem Sohn des Aaron Elias von Eichthal) stammt der Vorschlag zur Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank (1833). Im Gründungskapital dieses Bankhauses im Jahre 1835 sind jüdische Bankiers mit 63% beteiligt (Hümmert).

So haben diese einflußreichen jüdischen Persönlichkeiten in Bayern mit ihren Beziehungen und Verdiensten für den bayerischen Staat viele Vorurteile zu vermindern geholfen.

Und doch besaßen die mittelalterlichen Verbote, Beschränkungen und Judenverordnungen ihre Gültigkeit. Es hieß im jüdischen Lager mit aller Energie den Kampf um die Gleichberechtigung anzutreten. Die Opposition bot verschiedene negative Gutachten an, die sich gegen die Gleichberechtigung der Juden aussprachen.

Henle Elkan aus Fürth hatte schon im Jahre 1803 eine Broschüre „Über die Verfassung der Juden im Königreich Bayern und die Verbesserung derselben zum Nutzen des Staates" dem Minister Montgelas überreicht. Ähnliche Eingaben der Juden wurden von da an von zahlreichen jüdischen Gemeinden Bayerns unterbreitet. Auch München hat einen verzeichnenswerten Anteil bei diesen Bestrebungen geliefert.

Hier muß die eindringliche und hervorragende Eingabe der Kultusgemeinde in München, vom 8. April 1812, erwähnt werden, die der Vorstand Abraham Uhlfelder überreicht hat. In ihr hieß es:

> Als Vorsteher und Deputierter der Israelitischen Gemeinde in der Haupt- und Residenzstadt glauben wir keinen Vorwurf zu verdienen, wenn wir zuerst es wagen, die Güte und Gerechtigkeit Ew. Königlichen Majestät,

um die Emanzipation unserer Glaubensgenossen im ganzen Königreich allerunterthänigst anzuflehen und um den Genuß der staatsbürgerlichen Rechte allerdevotest zu bitten, indem wir zugleich die treueste und heiligste Erfüllung aller staatsbürgerlichen Pflichten ohne Ausnahme geloben. Ob die Juden in Rücksicht ihrer Religion des Genusses der Bürgerrechte fähig und würdig sind? Ob ihre Religion ihnen gestattet, sich den Gesetzen des Staates, da dieselben sich nur auf die Verhältnisse der Gesellschaft beziehen, vollkommen zu unterwerfen und alle Bürgerpflichten ohne Ausnahme zu erfüllen, welche ebenfalls sich nur auf das Wohl der Bürger und des Bürgerlichen Kreises beschränken?

Diese Fragen sind theoretisch längst affirmativ beantwortet und diese affirmative Beantwortung seit mehreren Jahren auch praktisch in vielen Ländern bewährt und bestätigt worden. Ohne von neuem in weitläufige theologische und philosophische Discussionen einzugehen, um eine Sache darzuthun, deren Existenz der Augenschein und die Erfahrung beweisen und welche sonst nur von dem gemeinsten Obskurantismus oder von bösem Willen und der Verfolgungssucht in Zweifel gezogen werden könnte, berufen wir uns auf das, was seit mehreren Jahren in dieser Hinsicht wirklich geschehen ist.

Dann bezieht sich die Petition auf die in Frankreich, Holland, Westfalen, Preußen und Dänemark erfolgte Gleichberechtigung der Juden und fragt anschließend:

Und in Bayern sollten wir zurückstehen? In diesem Lande, wo seit der Regeneration von Deutschland die Fackel der wahren Aufklärung und Toleranz am hellsten leuchtet; wo ein allgemein anerkannter und gesegneter Geist der Humanität und Seelengröße alle Gesetze und Verordnungen der geliebtesten Regierung belebe; wo jeder Einwohner sich glücklich fühlt unter dem glorreichen Zepter eines angebeteten Königs zu leben, wo ein kräftiges, verständiges, gutmütiges und biederes Volk, brüderlich mit verschiedenen Glaubensgenossen vereint, lange schon die intolerante Idee einer, in Beziehung auf den Staat allein herrschenden Kirche nicht mehr hegt; in Baiern sollten die Israeliten als verstoßene Kinder, als unbrauchbare Glieder des schön geformten Staatskörpers fortvegetieren, blos weil sie eine eigene Religion, einen eigenen Cultus haben? Nicht möglich! Die Constitution (vom 1. Mai 1808) und mehrere frühere und spätere Gesetze und organische Edicte sprechen zu bestimmt vollkommene Religions- und Gewissenfreyheit aus, als daß wir von dieser Seite etwas zu befürchten hätten.

Jedoch erst am 10. Juni 1813, also fast ein Jahr später, wurde das berühmte Edikt mit seinen 34 Paragraphen erlassen. Dieses sogenannte Erziehungsgesetz, das nur als eine Übergangsstufe gelten sollte, war mit seinen mittelalterlichen Beschränkungen Jahrzehnte maßgebend für die Beziehungen der Juden zum Staat und zu der bürgerlichen Gesellschaft. An Stelle des ehemaligen Schutzbriefes trat die Matrikel, welche für jede im Jahre 1813 ortsansässige Familie bei der Kreisregierung eingetragen wurde und vom Vater auf den Sohn sich vererbte.

Nach § 12 und § 13 des Ediktes durfte die Zahl der jüdischen Familien an dem Orte, wo sie damals wohnten, in der Regel nicht vermehrt, vielmehr nach und nach vermindert werden, wenn sie zu groß erschien. — Wollte der Sohn eine Familie gründen, so mußte er auf den Tod seines Vaters warten. Unglücklich war ein zweites Kind, welches nur im besten Falle eine frei gewordene Matrikel mit viel Geld (1000 fl. und 30 Gulden an Taxen) kaufen konnte. Wie unsagbar rückständig war damals die Denkungsart und die Mentalität der Herrscher in Bayern, wie unüberbrückbar die menschliche Beziehung zum Mitbürger — den Juden — trotz der französischen Revolution — trotz des angekleideten Mantels des Ratio, des Erwachens der Völker, der freien Ideale, dem gigantischen Kampf sich der Zeit des Freigeistes und Fortschrittes anzupassen, wenn ein Gesetzentwurf mit „pharaonischen Maßregeln" herausgebracht werden konnte, der, wie Rabbiner Eckstein sagte „eine Axt der Vernichtung, die man an die Wurzel der jüdischen Gemeinden legte" war.

Es ist aber nicht zu verkennen, daß dieses Gesetz doch etwas Gutes für die Juden in Bayern brachte und zwar in Bezug auf die bürgerliche und religiöse Kultur und ferner ein Ende ihres rechtlosen Zustandes.

Sie hatten bürgerliche Rechte erworben, zwar Bürger zweiter Klasse, aber ihre Stellung, ihr Dasein, war gesetzmäßig anerkannt und dies mit einem einheitlichen Gesetz für das ganze Königreich Bayern. Das war die konsequente Politik des allgewaltigen Staatsministers Graf von Montgelas. Er war kein Freund der Juden, aber im Verfolg seiner Staatspolitik hat sich vieles Positive für die Juden herausgeschält.

Montgelas sagt selbst in seinen Memoiren: „Es handelt sich darum, sie [= die für die Juden geltenden Einzelbestimmungen] in ein einheitliches System zu bringen, diesem alle bayerischen Juden zu unterstellen." Dies entsprach ganz dem „System" Montgelas, das ja nicht selten unter Mißachtung organisch gewachsener Dinge, auch auf vielen anderen Gebieten staatlicher Funktion, die rechtlichen Verhältnisse änderte und vereinheitlichte. *(1958)*

ERICH ORTENAU

Aus einer jüdischen Familientruhe Münchens

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.
(Goethe)

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in München bildet nur ein kleines Steinchen im Mosaik der allgemeinen Stadthistorie und ein noch winzigeres im Gesamtbild jüdischer Geschichte. So kurz aber die Gemeinde bestanden hat und so klein ihr Kreis gewesen ist, so weittragend waren die Ereignisse, die sich um sie herum abgespielt haben. Die Geburtswehen der neuen Zeit, die Kriegswirren des ausgehenden 18. Jahrhunderts, führten zur Geburtsstunde der jüdischen Gemeinde und die Apokalypse des zweiten Weltkrieges zu ihrer Todesstunde. Zwischen diesen beiden Wendepunkten lebten ihre Männer und Frauen als Menschen von Fleisch und Blut, deren Leiden und Freuden die Größe und die Torheiten ihrer Zeit wiederspiegeln.

Wenn mein Vater mir die Bilder, Gegenstände, Briefe und Dokumente meiner Vorfahren erklärte, dann huschten wie auf einem Zauberspiegel für flüchtige Sekunden die Schatten vergangener Gestalten an meinem Auge vorbei.

Hinter der „Assecuration des durchleuchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian Joseph ... für die hinterlassenen Söhne und Erben des im Leben gewesten Churfürstl. Ober-Hof-Factors Juden Wolfen Wertheimbers" vom 7. Nov. 1765 (siehe Abb.) taucht die Gestalt meines Ahnen Wolf Wertheimber auf, der im Frühjahr desselben Jahres in München gestorben war. Seit 1733 hat er fast ausschließlich in München gelebt und den verschiedenen aufeinanderfolgenden Kurfürsten gedient. Er war mit dem Hofjuden Noe Samuel Isaak der Geldgeber des bayerischen Staates. Als er zur Beerdigung nach Kriegshaber überführt wurde, schlossen sich die jüdischen Gemeinden von Gunzenhausen, Pfersee und Stepach seinem Leichenzug an. Einen interessanten Einblick in die Verhältnisse seiner Zeit gewährt uns sein Testament, das er in München den 17. Elul 5522 (1762) geschrieben hat. Es heißt darin:

„So ist auch bekannt, daß von meinen an den frommen Churfürsten und die löbliche Landschaft in München liquiden großen Forderungen bei der mit der Churfürstl. aufgestellten Schuldencommission geschehenen Atestierung, mir von derselben ein unerhörter, höchst schädlicher Abbruch geschehen ist und ich leider nach ihrem Willen habe bequemen müssen, weil ich sonst lebenlang zu keinem Ende hätte gelangen können."

Da die Kürzungen 3½ Millionen Gulden betrugen, konnten nach seinem Tode zunächst die in dem Testament gemachten milden Stiftungen nicht verteilt werden. Sein Testament empfiehlt Wolf Wertheimer dem Schutz der Österreichischen Majestäten:

„Nachdem mein Vater, der selige Rabbiner dem allerhöchsten Hause Österreich fünfzig Jahre lang gar viel erspriessliche Dienste sowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten allerunterthänigst geleistet hat."

Nach der Ausgabe der Assecurationen durch die Chur-Bayrische Schulden-Abledigungs-Commission berieten sich im Winter 1769/70 in München die Enkel Samson Wertheimbers darunter Samuel und David Wertheimber (siehe Abb. der Urkunden) über die Abfassung der Stiftungen. In ihrem Vertrag vom 16. Schebat 5530 (1770) heißt es u. a.:

„Nach 30 jahrelangem Warten schauete endlich der Ewige, der die Herzen der Regenten lenkt allgnädig vom himmlischen Wohnsitz herab und erregte den Geist seiner Durchlaucht, unseres frommen Herrn Churfürsten von Bayern, dass Höchstderselbe — dessen Herrlichkeit und Thron möge ewig blühen — alle Schulden, welche von den erlauchten Ältern und Voraltern seiner Durchlaucht herrührten, zu zahlen ... nämlich in neuen Churfürstl. Assecurationen, die Hälfte von 1764 prima Jänner an bis Mai 1779 zu 4 % Zinsen jährlich und die andere Hälfte von Juli 1769 prima an bis März 1787 unverzinslich."

Diese Assecuration, die mit dem Siegel meines Ahnen versehen vor mir liegt, ist mehr als ein vergilbter Schuldschein; sie ist auch das Sinnbild einer Epoche. Es war dies eine Zeit, in der die Existenz des einzelnen Juden vollständig davon abhing, wie weit er der Person des Fürsten nützlich war.

Um das zu verstehen, müssen wir uns die Gesellschaftsordnung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation vergegenwärtigen. In ihr gehörte jeder Mensch durch seine Geburt einem Stand an, dessen von Gott gewählte Natur auch sein irdisches Tun und Schicksal kollektiv bestimmte. Der Bauer war Mehrer des Bodens, der Jude Mehrer von Gold und Kleinod und als solche gehörten beide dem Kaiser als dem „Obersten Mehrer des Reichs". Anfang und Ende der bäuerlichen Leibeigenschaft und der jüdischen Kammerknechtschaft fallen deshalb mit dem Anfang und Ende des Kaisertums zusammen. Die goldgelbe Judenfarbe, das Zinsprivileg der Juden und der spätere Brauch ihre Familien nach Gold und Edelsteinen zu benennen, brachten alle die dem Juden zugewiesene Rolle als Mehrer von Gold und Kleinod klar zum Ausdruck. In diesem Sinn kann man die immer wiederkehrenden Verpfändungen von Reichs- und Landeskleinodien an die doch völlig rechtlosen Juden begreifen. Die wundergläubige mittelalterliche Gesellschaft glaubte, daß durch den vorübergehenden Kontakt etwas von der Mehrungskraft der Juden auf sie übergehen würde. Die gleiche Denkungsweise erlaubte auch nur dem Fürsten, Nutznießer der Tätigkeit von Bauern und Juden zu sein. Im Krönungsbenifizium von 1462 heißt es: „denn so ein yeder Römischer König oder Kaiser gekrönt wirdet, mag er den juden allenthalben im rich all ir güt nemen." Erst 1848 starb mit dem alten Ständestaat die Idee vom Kollektivberuf der Juden; die von ihrer Kollektivschuld sollte freilich noch etwas länger leben.

Wir finden deshalb im München des 18. Jahrhunderts die wenigen ansässigen Juden um die Persönlichkeiten und Geschäfte einzelner Hofjuden gruppiert. 1728 lebten hier nur acht jüdische Haushaltsvorstände und nur einer hatte seine Frau und seinen Sohn bei sich. Erst 1788 finden wir in München jüdische Familien. In diesem Jahre hatten von den 30 ansässigen Schutzjuden 16 ihre Frauen und ihre 46 Kinder bei sich. Der Grund für diesen eigenartigen

Wandel ist darin zu finden, daß erst am 26. Oktober 1785 der Kurfürst Karl Theodor „gnädigst verfügte, daß die Judenweiber an Haltung ihrer Kindbetten in hiesiger Stadt nicht mehr zu behindern seyen". 1792 wurde ihnen dann erlaubt, die jüdischen Bestattungsgebräuche zu beobachten und sogar gegen Bezahlung von 500 fl. an die Armenkasse das bisher streng verbotene Laubhüttenfest zu feiern. In der Wertheimberschen Wohnung im Thal Mariä 424, im Haus der jetzigen Mohrenapotheke, befand sich seit 1762 eine lange, schmale Betstube, die etwa 50 Männern Platz bot. Als man damals zum erstenmal es wagte, dort das Schofar (Widderhorn) am Rosch-Haschanah (Neujahrsfest) zu blasen, mietete man kleine Buben, beschenkte sie mit Holztrompeten, auf denen sie blasen mußten, um den Laut des Schofars nach außen zu übertönen.

Die Lebensbedingungen für die Juden in München waren damals schon rein äußerlich recht schwer. So wurde z. B. 1791 der täglich zu entrichtende Leib- und Pflasterzoll von 5 auf 20 Kreuzer erhöht. Erst 1805 verschwand diese Abgabe in München und 1808 dann in ganz Bayern. Die Befreiung des einzelnen Juden von dieser Kollektivlast erfolgte im gleichen Jahr wie die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft. Interessant ist es, wie in dieser Zeit der bürgerlichen Rechtslosigkeit der Juden auch in München langsam die neuen Vorstellungen von den Menschenrechten Eingang fanden. Ein Schokolademacher Hader hing 1790 vor seiner Kaffeeschenke eine Tafel mit der Inschrift auf: „Hier in diesem Zimmer verbittet man sich allen Judenbesuch". Die Regierungskommission verurteilte ihn, die Tafel binnen einer Stunde zu entfernen, mit der Begründung, er habe nicht das Recht, seine Nebenmenschen öffentlich zu beschimpfen.
Allmählich werden auch in München aus den jüdischen Geldlieferanten für das Prunkbedürfnis der Fürsten Glieder eines allgemeinen Wirtschaftssystems. Während noch für die Hochzeit des Kurprinzen Karl Albrecht mit der Kaisertochter vier Millionen Gulden gebraucht wurden, so wurden mit dem beginnenden 19. Jahrhundert Geldanleihen in immer stärkerem Maße für den Ausbau der Wirtschaft verwandt. Aus diesem Grunde wurde auch in München den Juden die Errichtung von Fabriken gestattet, während ihnen die anderen Erwerbszweige zunächst nahezu ganz verschlossen blieben. Charakteristisch für die Entwicklung ist hier der Hofagent A. E. Seeligmann, der am 22. September 1814 als Hofbanquier zum Freiherrn von Eichthal erhoben wurde. Sein jüngster Sohn Simon gründete unter Mithilfe des Meier Amschel Rothschild die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank. In noch höherem Maße hat vielleicht Jakob Hirsch diese Entwicklung in seiner Person verkörpert. 1818 als Hirsch auf Gereuth geadelt, wurde er der erste jüdische Großgrundbesitzer Deutschlands, der die Patrimonialgerichtsbarkeit besaß. Am 15. Februar 1821 erhielt er die allerhöchste Bewilligung zur Ansässigmachung in München.
Immer galten nämlich noch die Bestimmungen des Judenediktes vom 10. Juni 1813, dessen § 16 Abs. 4 „zur Bewohnung in der Residenzstadt die Genehmigung der allerhöchsten Stelle erforderte". Dieses Edikt war ein großer Fortschritt gegenüber den „umfassenden Anordnungen über Erteilung des Judenschutzes" von 1805, da es sie zu den meisten bürgerlichen Erwerbszweigen zu-

ließ (§ 15). Wie sehr sich aber Theorie und Praxis voneinander unterschieden, zeigt die Übung der „kgl. Polizey-Direction München", alle Gesuche von jüdischen Händlern zur Ausübung eines anerkannten Gewerbes abzuschlagen. In einer Petition „unterm 13. April 1819 an die erste Stände-Versammlung des Königreichs Baiern von den jüdischen Glaubensgenossen zu München" wird aufgeführt, daß von den damals in München ansässigen 65 Familien lediglich eine die Konzession habe, ein Gewerbe in einem offenen Laden auszuüben. Doch trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen die Juden damals zu kämpfen hatten, beginnt sich schon eine neue Richtung abzuzeichnen. Die Petition sagt auf Seite 11: „Wem ist es unbekannt, daß die hier wohnenden Familien alles aufbieten, keine Unkosten scheuen, ihrer Jugend eine zweckmäßige Erziehung zu geben, sie in allen Zweigen unterrichten zu lassen? Nicht zum Handel allein wird die Jugend der in München befindlichen jüdischen Glaubensgenossen gebildet; sie zählt bereits Apotheker, Gold- und Silberarbeiter, verschiedene Handwerker und würde unendlich mehr tun, wenn sie sich nur einmal überzeugen könnte, daß diese Bemühungen nicht fruchtlos sein werden."

Vor mir liegt ein Sticktuch, das meine Urgroßmutter Emilie Ortenau geb. Wertheimer 1809 als kleines Mädchen angefertigt hat. Die Jahreszahl ist umrahmt vom deutschen und hebräischen Alphabet. Unter den Zahlen von 1 bis 10 und ihren Initialen bewacht ein Hündchen einen mit Äpfeln gefüllten Korb. Dieses unscheinbare Erzeugnis kindlicher Hände atmet den Geist dieser Zeit, die begann, Jüdisches und Deutsches im Zeichen eines liebenswürdigen Stiles miteinander zu vereinigen. Dieser Zug kommt noch mehr in dem Schulentlassungszeugnis meiner anderen Urgroßmutter Nanette Wertheimer vom 11. Junius 1823 zum Ausdruck. Eine kgl. bairische Local-Schulcommission bescheinigt ihr, daß sie: „mit dem gesetzlichen Zeugnisse sehr lobenswerter Sittlichkeit, vieler Fähigkeiten, großen Fleißes und sehr guten Kenntnissen zu ihrem anderweitigen weltbürgerlichen Berufe entlassen wird. Unsere Segenswünsche begleiten sie unter Hoffnungen, sie werde sich immer als eine dankbare Tochter des Vaterlandes beweisen."

Die Vorstellung von einer allgemeinen Menschenwürde gewann immer mehr in diesen Jahren an Boden und zeitigte oft auch schon sichtbare Ergebnisse. Als ein Fanal dieser Einstellung könnte man das Vermächtnis des letzten Grafen von Erthal des Kammerherrn Franz Lothar bezeichnen, der den Platz seiner Stammburg der Judengemeinde in Untererthal zusammen mit einem Legat von 450 fl. hinterließ, damit dort eine Synagoge errichtet würde. Ein Hauch dieser Gesinnung weht uns auch aus dem Handschreiben des Kurfürsten Maximilian Joseph vom 26. Januar 1802 an die Generallandesdirektion entgegen, worin es heißt: „Es ist deshalb bei seiner Churfürstl. Durchlaucht der landesherrliche Wunsch rege geworden, daß dieser unglücklichen Menschenclasse... eine solche Einrichtung gegeben werden möchte, durch welche sie allmählich zu würdigen Staatsbürgern erzogen würde und die Würdigkeit dazu erlangen könnte."

Eine Reihe von erfolgreichen jüdischen Geschäftsleuten wurde durch die Gunst des Landesherrn aus der Masse herausgehoben und geadelt. Wie wir aus der Geschichte von Hirsch und Eichthal erfahren, hatten diese jüdischen Adeligen

aber nach wie vor unter den allgemeinen Beschränkungen zu leiden. Die meisten sind deshalb damals zum Christentum übergetreten und mehr oder minder im bayerischen Adel aufgegangen, wie z. B. Salomon Pappenheimer, der Schwiegersohn A. E. Seeligmanns, der als Edler von Kerstorf geadelt wurde und J. L. Bresslau, dessen Nachkommen als Bresselau von Bressendorf dem bayerischen Staate eine lange Reihe von fähigen Generälen und Offizieren schenkte. Ein Einzelfall blieb der Gewehr- und Säbellieferant Marx, dessen Sohn und Enkel als Glaubensjuden Majore in der bayerischen Armee wurden. Außer diesen wurden nur drei weitere Münchner Juden Berufsoffiziere, Major Friedmann, Oberstleutnant Ortenau und Oberst Henle, wenn man von dem Oberstabsarzt Dr. Bernhard Strauß absieht.

Das Judenedikt von 1813 brachte endlich die rechtliche Grundlage für die Bildung von Kultusgemeinden. Die jüdischen Gemeinden erhielten nach § 13 des Judenedikts und §§ 32—38 des Religionsedikts von 1818 den Charakter einer Privatkirchengesellschaft. Erst die Schaffung des Verbands Bayerischer Israelitischer Gemeinden nach dem ersten Weltkrieg brachte die volle staatliche Anerkennung als Religionsgesellschaft. Am 19. Januar 1815 kamen in der Wohnung meiner Ahnin Judith Wertheimer, der Witwe von Abraham Wolf Wertheimer im Thal Mariä 424/II, jene 39 Männer zusammen, die bis zum 26. Februar die israelitische Kultusgemeinde konstituierten. Im Jahr darauf, am 24. März 1816, wurde bereits der Friedhof eingeweiht, womit in Zukunft die Überführungen nach Kriegshaber überflüssig geworden waren. Erst am 26. Juli 1824 konnte die Grundsteinlegung der ersten neuzeitlichen Synagoge stattfinden, die dann am 21. April 1826 feierlich an der Theaterstraße, (heute Westenriederstraße) in Gegenwart Ludwig I. und seiner Gattin Therese eingeweiht wurde. Vier Säulen aus Tegernseer Marmor hatte der verstorbene König Max Joseph dazu gestiftet. Der seit 1802 amtierende Rabbiner Hesekiel Hessel erlebte diesen Tag nicht mehr, nachdem er schon am 21. September 1824 gestorben war. Sein Nachfolger, der 1796 in Baiersdorf geborene Hirsch Aub, wurde am 17. Dezember 1825 in sein Amt eingeführt.

Mit dem Thronantritt Ludwig I. im Jahre 1825 kam ein Monarch zur Regierung, der zwar im Prinzip den Juden weniger gewogen war als sein Vater Max Joseph, der aber durch seine geistigen und künstlerischen Interessen dem neuen Geist des Jahrhunderts in München eine Heimat bereitete.

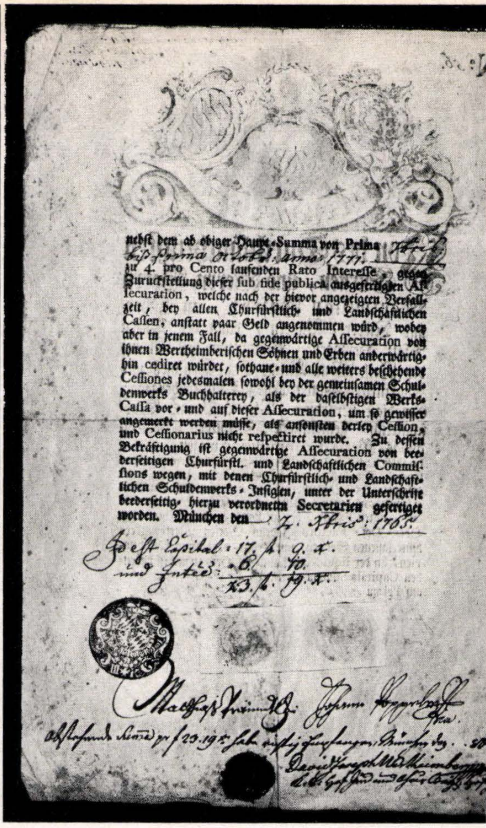
Die Jahre zwischen seiner Thronbesteigung und seiner Abkehr vom Liberalismus bei der Berufung des Ministeriums Abel im Jahre 1838 wirken wie eine Fermate in der Musik. Die Wirren der Napoleonischen Zeit waren zur Ruhe gekommen und die des Vormärz noch nicht entstanden. Aus jener Zeit leuchten ein paar stille, freundliche Bilder zu uns herüber, die den Sinn des Beschauers bezaubern. 1829 ließ Ludwig I. bekanntlich durch seinen Hofmaler Stieler die damals 17jährige „Nanni“ Kaula als hübscheste Münchner Jüdin für seine Schönheitengalerie malen (siehe Abb.). Vier Jahre später bestellte er für diese Sammlung das Portrait der blendend schönen Cäcilie Wertheimer, der Schwester meiner Urgroßmutter. Ihr Mann, Salomon Rau, den sie im gleichen Jahr heiratete, erlaubte allerdings nicht, daß das Bild aufgehängt wurde und kaufte es Stieler ab. Eine kleine Kopie aus dieser Zeit stellt das

Patent des Kurfürsten Maximilian Joseph für den Hofjuden Samuel Wertheimer, 1765

№ 56.

ASSECUR.

Von des Durchläuchtigsten Fürsten, und Herrn, Herrn Maximilian Joseph, in Ober- und Nieder-Bayern, dann der Obern Pfalz Herzogen, Pfalzgrafen bey Rhein, des Heil. Röm. Reichs Erz-Truchseß und Churfürsten, Landgrafens zu Leuchtenberg ꝛc. ꝛc. Gnädigst verordnet Churfürstl. und Landschaftlich-gemeinsamen Schulden-Abledigungs-Werks-Commissions wegen, werden bezahlet nach dem Inhalt der zwischen höchst-ermannt-Ihro Churfl. Durchläucht unserm Gnädigsten Herrn, dann gesamter Lobl. Landschaft in Bayern abgeschlossenen Verordnung, aus denen zu diesem gemeinsamen Schuldenwerk ausgezeigten Fundis, des im Leben gewesten Churfürstl. Ober-Hof-Factors Judens Wolfen Wertheimers hinterlassenen Söhnen, und Erben, oder deren Cessionarien, an der liquid-anerkannt-ausstehenden Orts zu suchen habenden Capitals-Summa pr. 1848. fl. 3. x. auf Prima October. d. d. sind ausfand sieben hundert, ein und zwanzigisten Jahrs, bis namblichen Silvesterfest gilt 9. x.



nebst dem ab obiger Haupt-Summa von Prima Sept. prima Octob. Anno 1775 zu 4. pro Cento laufenden Rato Interesse, dieser Zurückstellung dieser sub titulo publica ausgefertigten Assecuration, welche nach der hievor angezeigten Verfallzeit, bey allen Churfürstlich- und Landschaftlichen Cassen, anstatt paar Geld angenommen würd, wobey aber in jenem Fall, da gegenwärtige Assecuration von ihnen Wertheimberischen Söhnen und Erben anderwärtighin cediret würdet, sothane- und alle weiters bestehende Cessiones jedesmalen sowohl bey der gemeinsamen Schuldenwerks Buchhalterey, als der daselbstigen Werks-Cassa vor- und auf dieser Assecuration, um so gewisser angemerkt werden müsse, als ansonsten deren Cession, und Cessionarius nicht respectiret würde. Zu dessen Bekräftigung ist gegenwärtige Assecuration von beederseitigen Churfürstl. und Landschaftlichen Commissions wegen, mit denen Churfürstlich- und Landschaftlichen Schuldenwerks-Insigeln, unter der Unterschrift beederseitig hierzu verordneten Secretarien gefertiget worden. München den 7. Aprilis 1765.

Post Epistol. 17. fl. 9. x.
und Intad. 6. fl.
13. fl. 19. x.

Matthias Heinrich Freyherr von Hoyerbach
Churfl. Secretarius.

Johann Wagnerbauer
Secretarius.

Obbesagte Summa pr. fl 23.195. habe richtig empfangen, München den 20. [illegible]
David Joseph Wertheimer
[illegible]

Assecuration von 1765, auf der Rückseite Empfangsbestätigung David Joseph Wertheimers

äußere linke Bild über dem Heineschreibtisch dar (siehe Abb.). Das Original wanderte 1866 mit ihrer Tochter Elisabeth nach Paris, die den dortigen Hofjuwelier Napoleon III. heiratete. Diese Elisabeth hat übrigens als Zögling des berühmten Ascher-Instituts Geschichte gemacht, als sie ihrer Mitschülerin, der Prinzessin von Oettingen-Wallerstein eine Ohrfeige gab. Es hat dies damals auch außerhalb des Instituts Aufsehen erregt, denn das Austeilen dieser Handgreiflichkeiten war das Prärogativ der Institutsleiterin Therese Ascher, von dem sie reichlich Gebrauch machte. 1840 hatte die Jüdin Therese Ascher, die mit 18 Jahren zum Katholizismus übergetreten war, ihr berühmtes Erziehungsinstitut gegründet. 70 Jahre lang gehörten die „Äscherlinge" mit ihren hellgrauen Pelerinen zum Münchner Stadtbild. Franz von Pocci dichtete und Moritz von Schwind zeichnete für die Feste dieser feudalen Schule. Sie stand unter der besonderen Protektion Ludwig I. Nach seiner Abdankung konnte man den alternden, ob seiner Schwerhörigkeit mißmutigen Monarchen oft zu Therese Ascher gehen sehen, um sich ein Buch auszuleihen oder sich mit ihr zu unterhalten.

Das Bild Stielers ist zwar nicht wieder nach München zurückgekommen, wohl aber der Urenkel des Originals, der Colonel Sorbac (Sauerbach), der nach 1945 hier fünf Jahre lang Chef der französischen Militärmission war. Ich habe die große Freude gehabt, seine betagte Mutter gleich nach Kriegsende wohlbehalten in Paris zu sehen, der Stadt, aus der sie zweimal in ihrem Leben der Krieg vertrieben hat. 1870 ist sie als kleines Kind, noch ehe die Belagerung begann, zur Familie nach München gebracht worden und 1940 mußte sie vor den Kopfjägern des Dritten Reiches flüchten. Ihr ältester Sohn ist in Auschwitz umgekommen. Das im Jahre 1825 gegründete Bankhaus von Salomon Rau gehörte 60 Jahre lang zu den führenden Privatbanken Bayerns. Das Gebäude hat die Zeiten überdauert und steht heute noch in fast unveränderter Gestalt am Karolinenplatz, wo es u. a. die berühmte Firma Karl und Faber beherbergt.

Die liberale Ära Ludwig I. zog auch M. G. Saphir nach München, der 1830 die Zeitschriften „Der Bazar", „Neues Mitternachtsblatt" und „Deutscher Horizont" gründete, denen das Jahr darauf „Der Bayerische Beobachter" und „Das Konversationsblatt für Deutschland und Bayern" folgten. Von 1832—34 war er Hoftheaterintendantsrat. Saphir trat am 29. Januar 1832 zum Protestantismus über, er operierte, — wie er sich ausdrückte —, seinen „Geburtsfehler" wie Börne und Heine. Neun Jahre vorher war ein anderer im öffentlichen Leben stehender Jude getauft worden, Dr. Bernhard David von Breslau, Geheimer Rat, Professor an der Universität und Leibarzt des Königs. Sein Sohn Bernhard wurde später der bekannte Ordinarius für Gynäkologie in Zürich.

Die Taufe war damals nicht nur, wie Heine spöttisch bemerkte, das „Entrée-Billett in die europäische Kultur", sondern auch Ausdruck der neuen Vorstellung von der freien Willensentscheidung des Menschen. Während seit Beginn des Mittelalters die Geburt das Schicksal eines Menschen bestimmte, sollte nun der Wille des Menschen sein Schicksal entscheiden. Nur wenn wir uns das vor Augen halten, können wir den Männern und Frauen dieser Zeit gerecht

werden. Unter dem Bilde meines Großvaters Ortenau hängt das Aquarell einer Berglandschaft, das er 1854 gemalt hat. Darunter schrieb er ein Gedicht, dessen letzte Zeilen als Leitmotiv dieser Periode gelten könnten:

„Du selber bist's und ohn' Erschlaffen
Ring nur, die Welt Dir selbst zu schaffen!"

Als sich die Tore der Ghettos auftaten, gewannen die Juden nicht nur ihre Handlungsfreiheit, sondern auch den Weg zur Natur zurück. Das hat ihnen mehr als alles andere die längst verloren geglaubte schöpferische Jugendkraft zurückgegeben. Mein Großvater hat die frische Luft seines Zeitalters mit vollen Zügen eingeatmet. Bilder und Gedichte von seiner Hand zeigen, daß die Rückkehr zur Natur zusammen mit seinem Glauben an die freie Willensbestimmung zur Quelle seiner Schaffenskraft wurden. Sie spiegeln die Freude wieder, mit der er die Alpengipfel bestieg und in ihrer Einsamkeit malte und dichtete. Seine große Liebe zum Bergsteigen ließ ihn zu einem der Mitbegründer des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins werden.
„München im Völkerfrühling 1848!" steht auf einer der Silhouetten, die meinen Großvater mit acht seiner Kommilitonen von der Burschenschaft Rhenania aus den Jahren 1847—1849 darstellen. Das eine dieser Bildnisse zeigt Julius Knorr, den späteren Verlagsgründer. Am 9. Februar 1848 hatten die Rhenanen ihren täglichen Stehkonvent außerhalb der Hofkirche, als Lola Montez herauskam und mit der Reitpeitsche auf sie hindeutend die Studenten anfuhr: „Warum grüßen Sie nicht?" Julius Knorr gab ihr als Antwort eine schallende Ohrfeige. Das war das Signal zum allgemeinen Losschlagen. Die Anhänger der Lola, die sogenannten Lolamannen, wurden in die Flucht geschlagen, sie selbst konnte sich gerade noch in die nahe gelegene Residenz retten, mußte aber am selben Abend noch aus München fliehen.
Das Jahr 1848 brachte den Juden in Bayern die politische, wenn auch noch nicht die bürgerliche Gleichstellung mit der christlichen Bevölkerung. Eine Reihe von jüdischen Juristen, die seit langen Jahren ihr Leben als Rechtskonzipienten fristen mußten, erhielten nun die Zulassung zur kgl. Advokatur, die bis dahin nur ein einziger Jude in Bayern besessen hatte. Es hatte auch nichts genützt, daß Dr. Feust den Minister von Abel fragte: „Hast Du nur einen Segen, Vater?" als dieser ihn unwirsch anfuhr: „Ich kann doch nicht alle Juden in Bayern zu Advokaten machen!" In die neue Abgeordnetenkammer des Jahres 1849 zogen bereits zwei jüdische Abgeordnete ein, die kgl. Advokaten Dr. Fischl-Arnheim (1849—1864) und Dr. David Morgenstern (1849—1855). Es herrschte nun der eigenartige Zustand, daß Juden zwar Abgeordnete werden konnten, aber z. B. vom Lumpensammlerberuf ausgeschlossen blieben. Um diese merkwürdigen Rechtsverhältnisse etwas zu klären, stellte die juristische Fakultät der Münchner Universität 1849 als Preisaufgabe das Thema: „Historisch dogmatische Darstellung der rechtlichen Stellung der Juden in Bayern". Außer Jakob Gotthelf und Ignaz Ortenau reichte nur noch ein dritter Bewerber eine Arbeit ein. Der Preis wurde der meisterhaft klaren Abhandlung

Gotthelfs zuerkannt, die 1852 als Buch erschienen ist. Die vielen Anmerkungen von der Hand meines Großvaters in dem vor mir liegenden Band zeigen seine Bedeutung für die tägliche Praxis seiner Zeit.
Erst die Reichsgründung von 1871 sollte die formelle Gleichberechtigung vor dem Gesetz bringen. Bis zum Landtagsabschied vom 10. November 1861 galt in Bayern die Bestimmung der Judenmatrikel, wonach nur ein Abkömmling sich ansässig machen und einen Erwerb ergreifen durfte. Allein von 1840 bis 1854 sind deshalb aus Bayern über 10 000 Juden ausgewandert, d. h. etwa 1/6 der damaligen jüdischen Bevölkerung. Die meisten gingen nach Nordamerika, viele aber auch nach Belgien und Frankreich. Der Bruder meines Urgroßvaters David Ortenau zog nach den Vereinigten Staaten. Der Bruder meiner Urgroßmutter Emilie Ortenau, Dr. Leopold Wertheimer ging nach Studium und Assistenzzeit in München Ende der 20er Jahre nach Paris und wurde dort Arzt und Freund von Heinrich Heine, dessen Schreibtisch er erbte und bei seinem Tode meinem Vater vermachte. Heute noch schauen unsere Familienbilder aus dieser Zeit beschaulich darauf herab (siehe Abb.). Der Bruder meiner Ur-Urgroßmutter, Jakob Assur Cahen wandte sich von Schopfloch, dem verleugneten Geburtsort von Sarah Bernhardt nach Paris, wo er 1832 in die neugegründete Fremdenlegion eintrat. Er brachte es bis zum Capitain. Vor mir liegt eine Urkunde unterzeichnet von Isabella II. von Spanien, in der sie dem Teniente Don Jacobo Cahen den Orden vom Hlg. Ferdinand 1. Kl. für Tapferkeit bei den Kämpfen um Segur in Catalonien am 16. November 1835 huldvollst verlieh. Er war mit seinem Regiment für den Krieg gegen die Karlisten an die spanische Herrscherin ausgeliehen worden. Die Schwester meines Großvaters Ortenau ging mit ihrem Mann zunächst nach Konstantinopel, das in den 60er Jahren eine recht rege Verbindung mit München hatte. Der Bau der Bahn von Belgrad nach Konstantinopel wurde nämlich hauptsächlich von dem Münchner Bankhaus Hirsch im Zusammenhang mit ihrer Filiale in Belgien finanziert. Der leitende Ingenieur Lang und der Direktor der Bahn v. Kühlmann, der Vater des späteren Staatssekretärs, waren beides Bayern. So kam auch der Bruder meiner Großmutter Ortenau, August Seligmann, in türkische Staatsdienste. Er brachte es bis zum Bey und Personalchef im ägyptischen Finanzministerium.
Obwohl der Judeneid als besondere Eidesformel für Juden weiter bestehen blieb, wurden sie eigenartigerweise seit 1861 zum Staatsdienst zugelassen. So wurde mein Großvater Dr. Ignaz Ortenau nach Dr. Hausmann im Jahre 1862 der zweite jüdische Notar und 1867 der erste jüdische Regimentsauditeur (Kriegsgerichtsrat) in Bayern. 1873 wurde München zum erstenmal durch einen jüdischen Abgeordneten, den Geh. Hofrat Sigmund v. Henle, vertreten. Sein Sohn war übrigens der einzige Jude im Bayerischen Kadettenkorps. Im Secundo-Genitur-Prozeß, dem Streit um das Erbe des Griechenkönigs Otto, vertrat Henle den Prinzen Otto gegen den von meinem Großvater beratenen Prinzen Luitpold. Henle gewann den Prozeß und mein Großvater eine goldene Medaille. Er hatte sich das Vertrauen des späteren Prinzregenten besonders durch seine Mitarbeit an der gesetzgebenden Kommission des Justizministeriums und seine „Subhastationsordnung im Königreich Bayern", eines der klassischen Werke der bayerischen Jurisprudenz, erworben.

Mein Großvater folgte 1881 auf Hausmann in das Amt des 1. Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde. Er erreichte, daß Ludwig II. auf dem Gelände der Maxburg den Bauplatz für eine neue Synagoge zur Verfügung stellte. Er leitete noch die Herstellung der Synagogenbaupläne, starb aber vor der Grundsteinlegung im Jahre 1884. Am 16. September 1887, am Vorabend von Rosch-Haschanah, wurde das Haus seiner heiligen Bestimmung übergeben. Die Festpredigt hielt Rabbiner Dr. Perles vor einer glänzenden Versammlung. Besondere Bewunderung fand der Gesang des Kantors Emanuel Kirschner, den mein Großvater 1881 als Nachfolger von Max Löwenstamm gewonnen hatte. Mit ihm kam einer der bedeutendsten liturgischen Sänger Deutschlands nach München. Noch im hohen Alter klang seine Stimme voll und rein und ich werde nie vergessen, wie er mit seinem Gesang am Freitag-Abend den Familienkreis in den Sabbath hineinführte. Ihm verdankte übrigens der große Wagnersänger Heinrich Knote seine Laufbahn. Es ist überhaupt interessant, wieviele Juden das Kunst- und Geistesleben Münchens beeinflußt haben. Bemerkenswert ist, daß sie dabei niemals den typisch Münchnerischen Rahmen gesprengt haben. Ihnen half dabei die bajuwarische Gabe, alles Neue mit dem angestammten Alten harmonisch zu verschmelzen.

Die Männer, die Erew Rosch-Haschanah (Vorabend von Neujahr) 1887 in ihrer neuen Synagoge versammelt waren, konnten nicht ahnen, daß diese Fähigkeit einem einzigen Manne gegenüber einmal tragisch versagen würde. Sie konnten das Verhängnis nicht ahnen, das daraus ihren Enkeln entstehen sollte. Sie sonnten sich noch im Bewußtsein, einen Weg zurückgelegt zu haben, der aus dem Zwielicht der Geschichte in das helle Licht des Tages geführt hat. Die Anwesenheit der Glaubensgenossen, deren Wirken öffentliche Anerkennung gefunden hatte, wie das der Landtagsabgeordneten Maison und Frankenburger, des Landesgerichtsrats Eppstein und des Hofkapellmeisters Levi, Wagners „alter ego", mochte in ihnen den Glauben an den Fortschritt aller durch die Leistungen einzelner befestigt haben.

Ich stand 51 Jahre später an dieser Stelle, als unter dumpfem Krachen eine von einem Kran geschwenkte Demolierungskugel das stolze Gotteshaus zerschmetterte. In der Menge, die stumm zusah, konnte man kein Zeichen der Zustimmung verspüren. Ein beklommenes Schweigen ging von ihr aus. Ahnte sie die vielen Trümmer, die dieser gottlosen Saat folgen sollten? Fühlte sie, daß die stürzenden Mauern den Geist und die Menschenwürde einer Epoche unter sich begruben? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, daß wir, die dem Inferno entkommen sind, die Pflicht haben, den unzerstörbaren Werten, die unsere Vorfahren hinterlassen haben, im täglichen Leben wieder Geltung zu verschaffen. Wenn wir das tun, machen wir die Worte Goethes wahr:

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt.
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

(1958)

SIEGFRIED DANZIGER

Geselligkeit und Gesellschaftsleben der Münchener Juden

Die Erinnerung an die früheste Zeit meiner Jugend — ich bin ein geborener Münchner — erlaubt mir, die Gedanken auf die frohsinnige Einigkeit der einstigen jüdischen Mitbürger vergangener Tage und ihr Wirken, zu lenken.
In offener und freiherziger Geselligkeit trafen sich in den neunziger Jahren unsere Glaubensgenossen in ihrer Verbundenheit in zwei Vereinigungen, nämlich in der Concordia, von der später noch die Rede sein soll und in dem bis zum Ende der neunziger Jahre existierenden alten Verein Frei-Union insoferne sie nicht in kleineren Kreisen sich in den allgemeinen beliebten Cafés der Stadt begegneten. Frei-Union, eine Vereinigung, die viele Glaubensgenossen zusammenführte, hatte seine Pforten im bereits damals bekannten Restaurant Schwarz aufgeschlagen und dieses Restaurant, das später in der Schommerstraße weltbekannt war wegen seiner kulinarischen Genüsse und seiner hohen Gastlichkeit ein internationales Publikum als Gäste hatte, lag in der Westenriederstraße. Allabendlich sah man dort oder auch „beim Jochsberger" wie kurz das andere über München hinaus bekannte rituell geführte jüdische Restaurant genannt wurde, die jüdischen Mitbürger in zwangloser, münchner-geselliger Art, vereint. Dort war es auch, wo ich beobachten konnte, wie fast immer nach dem Theater der berühmte Dirigent der Hofoper Hermann Levi eintrat und händeschüttelnd von Tisch zu Tisch eilte, bevor er seinen Platz eingenommen hatte und noch bevor er abgelegt hatte, um alle Bekannten, speziell die von Frei-Union, zu begrüßen und ihnen die Hände zu schütteln. Trotz seiner hohen Stellung hatte er sein Judentum nie verleugnet und bei jeder Gelegenheit es hervorgehoben.
Die Concordia konnte im Jahre 1928 ihr 90jähriges Jubiläum feiern. Das Festprogramm liegt vor mir und ich möchte einige Namen daraus festhalten, da in dem grandiosen Festspiel und im Jubiläumsgedanken viele Namen verzeichnet sind von Mitgliedern dieser prachtvollen Vereinigung, von denen leider ein großer Teil nicht mehr unter uns weilt. Wenn ich zunächst an die Vorstandschaft denke, so sind es die oft genannten und in München bekannten Männer, Rechtsanwalt Dr. Michael Siegel und Kommerzienrat Nußbaum und unter der Rubrik „Festspiel" die Namen: Dr. Franz Gutmann, Dr. Waldner, Dr. Heinrich Lamm, Walter Stahl, Adolf Marx, Heinz Scharff, Ludwig Freund, Siegfried Danziger und viele Damen. Dazu gab es damals ein jüdisches Kammerorchester, das unter der Leitung des vorgenannten Dr. Heinrich Lamm gestanden war.
Auch die U.O.B.B. München-Loge beging schon im Mai 1922 ihr 25jähriges Jubiläum. Ich blicke in das von unserem unvergeßlichen Kantor Kirschner komponierte und von Emil Fraenkel hiezu gedichtete Bundeslied, das verklungen ist und die traurige Erinnerung daran weckt, daß unsere München-

Loge (Es gab auch eine jüngere U.O.B.B. Loge, die Jesaia-Loge) dieser Zweig der weltumfassenden Organisation U.O.B.B. in München durch den Nationalsozialismus, erloschen ist.

Wenn vorher der Name des unvergeßlichen, noch heute in der gesamten Musikwelt, schon wegen seiner Verdienste um die Werke Richard Wagners in München und Bayreuth, berühmt gewordenen Generalmusikdirektors Levi angeführt wurde, so müssen die Namen anderer verdienter jüdischer Künstler hervorgehoben werden, die ebenfalls in München gewirkt haben. In der großen Zeit, der Blüte der Münchener Oper, die damals noch königliches Hof- und Nationaltheater hieß, war ein Intendant der Leiter und Gründer des Prinzregenten-Theaters, zugleich auch ein Meister der Schauspielkunst. Es war Ernst Ritter von Possart. Nach den Aufzeichnungen von Mensi-Klarbach, A. Kohut und dem Weimarer genealogischem Verzeichnis war er als Jude geboren. Ihm zur Seite waltete Felix Mottl als Generalmusikdirektor. Später, als aus dem Hoftheater das Nationaltheater mit nicht weniger künstlerischer Weltgeltung wurde, waren eine Reihe jüdischer Künstler tätig, die auch in gesellschaftlicher Beziehung in München eine Rolle spielten. Es waren dies Frl. Ella Flesch und die Herren Gimpler, Fischer, Ries, Sterneck und zuletzt verzeichnet, weil der berühmte Künstler noch unter uns in München lebt, der berühmte Tenor-Buffo der Oper: Dr. Paul Kuhn.

Neben den Vertretern der ernsten Kunst, die alle zu nennen, wohl einer besonderen Abhandlung vorbehalten ist, möchte ich nicht vergessen, Künstler der heiteren Muse anzuführen, die im Gärtnertheater gewirkt haben und oft in der Erwähnung der Glanzzeit dieses Theaters genannt werden. Gisela Fischer und Fritz Werner (eigentlich Otto Herzl).

Wenn ich aus der Reihe des vorgenannten Theaters nur diese beiden Künstler jüdischen Glaubens angeführt habe, so deshalb, weil sie in gesellschaftlicher Beziehung und mit ihren großen Erfolgen (Gisela Fischer war die erste „Lustige Witwe" in München) lange Zeit dem Leben in München eine besondere Note gaben.

Auf einem anderen Gebiete darf nicht ein jüdischer Mitbürger und Künstler übersehen werden — ohne dessen Mitwirkung viele, viele Jahre keine große heitere Veranstaltung ihr Programm entwarf: Julius Thannhauser. Er war ein Humorist von seltsamer Eigenart. Mit seiner Riesenstimme und in eigenen Gedichten, die sarkastisch Gegenwart und Vergangenheit in Münchner Mundart trafen, oder wenn er in parodistischer Weise Wagner auf Münchnerisch brachte, entfesselte er ungeheuere Beifallsstürme. Daß Thannhauser neben seinem Wirken ein Hutgeschäft betrieb, fällt heute, wo Tenöre und andere Künstler gastronomische Betriebe haben, nicht weiter auf. Damals erregte es Staunen.

Eine andere gesellschaftliche Rolle spielten verdiente Männer unserer Glaubensgemeinschaft, die sich ehrenamtlich in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt hatten. Sie halfen mit, dem Namen der „Münchner Juden" Ansehen zu verschaffen, indem sie für das öffentliche allgemeine Wohl ihre Kräfte einsetzten. Sie schufen auch eine ständige Verbindung mit der Umgebung und trugen zur gegenseitigen Wertschätzung bei, die in allen Kreisen gewürdigt wurde. So waren es Landräte, wie Michael Nußbaum, Karl Ullmann, Norbert Danziger,

oder Armenpflegschaftsräte, Waisenräte oder Distriktsvorsteher (ich durfte mich auch dazuzählen) und ich möchte nur wenige aber immer wiederkehrende Namen nennen: Kommerzienrat Niedermeier, Brandeis, Kaumheimer. Eines Mannes, dessen Reden im Rathause noch manchem Münchner in Erinnerung stehen dürfte, möchte ich besonders gedenken, des Magistratsrates Lebrecht. Wenn ich am Anfang von „Frei-Union" sprach, möchte ich nicht enden, ohne nochmals auf diese Vereinigung zu kommen. Denn in ihr war auch der Name eines damals populären Gelehrten zu finden, ein jüdischer Rektor, — namens Brentano. Er war der Vorfahre eines jüdischen Justizrates in München: Dr. Benario. Dieser erregte gegen Ende des ersten Weltkrieges mit einem für heutige Zeiten sogar prophetisch anmutendem öffentlichem Vortrage großes Aufsehen. Es war das für damalige Zeit gewagte Thema „Die Umwälzung der Begriffe".

Leider ist dieses Voraussagen auch in Beziehung auf das gesellschaftliche Wesen in starker Weise eingetroffen. Es bleibt daher so vieles nur Erinnerung. Die Erinnerung kann man uns nicht nehmen, wenn man uns auch inzwischen viel genommen hat! *(1958)*

RAHEL STRAUS

Jüdische Wohlfahrtsarbeit in München

Es gab wohl keine noch so kleine jüdische Gemeinde in Deutschland, in der nicht irgendwelche Wohlfahrtsinstitutionen bestanden, und natürlich gab es solche auch in München, wo die Gemeinde über 10 000 Mitglieder zählte. Es war private Initiative, die, auf der alten jüdischen Tradition der Zedaka fußend, Vereine schuf, um den armen Gemeindemitgliedern zu helfen.

Der älteste Verein, die Chewra Kadischa (1806) sorgte nicht nur für die Beerdigung, sondern war auch bereit, bei Krankenpflege zu helfen. Im Laufe der Jahre wurden weitere Vereine gegründet, die bestimmte, begrenzte Aufgaben erfüllten: So ein Verein zur Hilfe für Studierende, zur Beschaffung von Arbeit (1826), einer zur Versorgung Bedürftiger mit Brennmaterialien (1829), einer zur Ausstattung von Bräuten, ein weiterer für Bekleidung von Schulkindern (1885). Diese Vereine arbeiteten völlig selbständig, standen jedoch in Verbindung mit der Gemeinde, die wahrscheinlich auch gelegentliche geldliche Beihilfen leistete.

Auch der Israelitische Frauenverein (1830) arbeitete vollkommen unabhängig. Er hatte sich zur Aufgabe gestellt, arme kinderreiche Familien zu unterstützen. Gleichzeitig schuf die Kultusgemeinde eigene gemeinnützige Institutionen, wie das erste Altersheim, eine Speiseanstalt für Bedürftige und das jüdische Krankenheim.

In den Jahren 1900 bis 1910 entstanden die „Jüdische Jugendhilfe", die „Israelitische Krankenfürsorge" und der „Kindersparverein". Die Wohlfahrtsarbeit dieser Vereine wurde schon in einem etwas moderneren Geiste durchgeführt. Nach dem ersten Weltkrieg wurde das Proportionalwahlrecht gesetzlich für alle staatlichen und gemeindlichen Organisationen eingeführt. Dadurch zogen zum ersten Male Kreise in die Gemeindestube ein, für die es bei dem bis dahin bestehenden Mehrheitswahlsystem unmöglich war, in die Vorstandschaft der Gemeinde zu gelangen — wie Vertreter der Ostjuden und der Zionisten. Und mit ihnen kam ein neuer Geist in die Vorstandschaft der Gemeinde. Sie waren nicht zufrieden, daß die Gemeinde, wie bisher, nur für die religiösen Bedürfnisse der Juden Münchens sorgte, für Einrichtung und Erhaltung von Synagogen und Friedhöfen, für Religionsunterricht, Schlachthaus usw. Sie wollten, daß die Jüdische Gemeinde eine Stätte sei für wirklich jüdisches Leben; sie wollten aus einer Kultusgemeinde eine Art Volksgemeinde machen.

Sie forderten die Gründung einer jüdischen Volksschule mit Unterstützung der Gemeinde. Diese Schule wurde 1924 geschaffen und hat in der Hitlerzeit, als jüdische Kinder nicht mehr öffentliche Schulen besuchen durften, die kluge Voraussicht ihrer Initiatoren bewiesen.

Außerdem forderten sie die Errichtung eines Jugendheimes, in dem Jugendbünde aller Richtungen ihre Veranstaltungen abhalten sollten und in dem Ver-

treter aller Bünde in gemeinsamer Beratung Lösung für ihre Probleme suchen sollten. Auch diese Forderung wurde im Jahre 1930 verwirklicht und das Jugendheim wurde zu einem Zentrum des Lebens der jüdischen Jugend.
Ihre Hauptforderung war aber die Anerkennung des Anspruches auf Unterstützung jedes einzelnen Mitgliedes der Gemeinde im Falle der Hilfsbedürftigkeit.
Diese Gruppe und insbesondere ihr Hauptvertreter, Dr. Eli Straus, der zum 2. Vorsitzenden der Gemeinde gewählt worden war, verlangte — bei aller Anerkennung dessen, was die philantropische Wohlfahrtspflege bisher geschaffen hatte — eine neue Form der Wohlfahrtspflege: die Zusammenfassung der jüdischen Wohlfahrtsarbeit in einem Wohlfahrtsamt der Gemeinde München.
Die Initiatoren waren sich klar darüber, daß ein jüdisches Wohlfahrtsamt sich nur durchsetzen würde, wenn die Voraussetzungen für eine gute und wirkungsvolle Tätigkeit geschaffen würden, die bessere Arbeit garantieren würden, als die privaten Vereine leisten konnten.
Die beiden wichtigsten Voraussetzungen waren: ein gesichertes, ausreichendes Budget und fachlich geschulte Kräfte.
Im Jahre 1921 wurde das Wohlfahrts- und Jugendamt der Israelitischen Kultusgemeinde München gegründet. Damit wurde der jüdischen Gemeinde eine neue Aufgabe gegeben, die durchaus jüdischer Tradition entsprach und doch ganz modern in ihrem Aufbau war und nur durchgeführt werden konnte mit gemeindlichen Mitteln. Mit der Zeit flossen zwanzig Prozent des Gemeindebudgets dem Wohlfahrtsamt zu.
Bald stellte sich heraus, wie nötig ein spezielles jüdisches Wohlfahrtsamt war. Im Jahre 1923-24 sollten plötzlich alle Ostjuden aus Bayern ausgewiesen werden. Durch die Arbeit der gemeindlichen Gremien konnte ein großer Teil der Ausweisungen verhindert werden. Aber durch staatliche Maßnahmen war ein wesentlicher Teil dieser Menschen arbeitslos und dadurch hilfsbedürftig geworden. Für diese Gruppe gab es keine städtische Hilfe. Hier konnte nur das jüdische Wohlfahrtsamt sorgen, das ihnen den Anspruch auf Unterstützung als vollberechtigte Mitglieder der jüdischen Gemeinde zuerkannte.
Das jüdische Wohlfahrtsamt arbeitete im Geiste der jüdischen Tradition. Zwischen den Hilfsbedürftigen und den Fürsorgerinnen bestanden warme menschliche Beziehungen, die die Unmittelbarkeit der persönlichen Hilfe gewährleisteten. Die Persönlichkeit von Dr. Eli Straus, der dieses sein Werk vom ersten Tag an führte, gewährleistete die Durchführung der Arbeit in diesem Geiste. Er kümmerte sich persönlich um jeden wichtigen Fall und widmete täglich einige Stunden dem Wohlfahrtsamt. Er suchte und fand die Fachkräfte, die in seinem Sinne mit wirklicher Hingabe arbeiteten und denen keine Mühe zu viel war, für die Schützlinge, die Rat und Hilfe suchten, sich einzusetzen.
Die Arbeit des Amtes erweiterte sich von Jahr zu Jahr und umfaßte immer neue Gebiete, wodurch immer mehr fachlich ausgebildete Kräfte nötig wurden. Ich möchte hier die Namen einiger Fürsorgerinnen nennen, die unter der Leitung von Dr. Straus am Aufbau des Wohlfahrtsamtes mitgewirkt haben: Dr. Emmy Straus, Dr. Grete Kitzinger, Lene Katzenstein, Hilde Kohn, Clarisse Levite, Dora Fraenkel.

Die Tätigkeit des Amtes umfaßte — wie oben gesagt — die volle geldliche Unterstützung nichtreichsdeutscher Juden und die zusätzliche Unterstützung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit. Ebenso wichtig war die Wirtschafts- und Berufsberatung, sowie Stellenvermittlung für Erwachsene, deren Bedeutung mit der zunehmenden Zahl der Arbeitslosen in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg stetig anstieg. Die Zahl der auf irgend einem Gebiet Betreuten war verhältnismäßig groß.

Bei der Jugendfürsorge fand das Amt gute Vorarbeit, die durch den Verein „Jüdische Jugendhilfe" geleistet worden war und die den Aufbau des Jugendamtes der Israelitischen Kultusgemeinde ermöglichte, das dann die Arbeit gemeinsam mit der Jugendhilfe fortführte.

Das Jugendamt betreute Kinder jeden Alters auf allen Gebieten der Jugendfürsorge und hat sich besonders auch der Frage der Berufsberatung für Schulentlassene gewidmet, die für alle Kreise der Bevölkerung zur Verfügung stand. Im jüdischen Kinderhort wurden die Kinder im schulpflichtigen Alter bei ihren Aufgaben beaufsichtigt und in Spiel und Handfertigkeit unterwiesen.

Der Mädchenklub diente den berufstätigen Mädchen zum geselligen Zusammenschluß.

Es bestand enge Zusammenarbeit zwischen dem Jugendamt und den beiden geschlossenen Anstalten der Jüdischen Jugendhilfe, dem Kinderheim und dem jüdischen Lehrlingsheim.

Ein weiteres Arbeitsgebiet war die Gesundheitsfürsorge für Kinder und Erwachsene. Eine ausgebildete Krankenschwester betreute die Alten und Kranken unter den Hilfsbedürftigen. Die Kinder, die unter der Aufsicht des Jugendamtes standen, wurden regelmäßig ärztlich untersucht, im Bedarfsfalle behandelt und in Erholungsheime geschickt.

Ein besonders wichtiges Arbeitsgebiet, das in diesen schweren Jahren von besonderem Segen war, war die Durchwandererfürsorge, die unter der Leitung von Dr. Straus für das ganze Land organisiert wurde.

München hat das Verdienst, eines der ersten modernen jüdischen Wohlfahrts- und Jugendämter geschaffen zu haben und es so geführt zu haben, daß alle Sozialarbeiter, die dort gearbeitet haben, so erfüllt waren von ihrer Arbeit, daß sie ihre Freude am Beruf, ihre Liebe und ihr Können nach Israel mitgenommen haben und hier im Sinne ihres Leiters weiterarbeiten.

Dr. Straus selbst konnte dem Ruf von Henriette Szold, in Israel die soziale Wohlfahrtspflege einzuführen, zu organisieren und zu leiten, nicht mehr folgen. Mitten aus der Arbeit wurde er 1933 abberufen. Er hat die Schrecken der Hitlerzeit nicht mehr erlebt, und nicht mehr erleben müssen, wie das mit so viel Liebe aufgebaute Werk zugrunde ging mit der ganzen jüdischen Gemeinde. *(1958)*

ELISABETH KITZINGER

Jüdische Jugendfürsorge in München, 1904—1943

Zu Beginn des Jahrhunderts lag die gesamte Wohlfahrtspflege, damals „Wohltätigkeit" genannt, in den Händen von Vereinen, die die Notleidenden mit Geld unterstützten.

Um diese Zeit kamen infolge der Pogrome in Rußland eine große Anzahl bedürftiger Kinder nach München. Zwei junge Mädchen — Elisabeth und Luise Merzbacher —, die stark beeindruckt waren von diesem Geschehen, entschlossen sich, zunächst in ihrer eigenen Wohnung, täglich acht Kinder von 3—6 Jahren aufzunehmen. Das war im April 1904. Die Nachfrage war so groß, daß schon im Herbst 1904 zwei allerdings sehr bescheidene Parterrezimmer im Rückgebäude Baaderstraße 32 gemietet werden mußten. Eine Freundin — Ida Kohnstamm, die bis zu ihrer Verheiratung mit Dr. Blumenstein Kindergarten und Hort leitete und die durch ihre guten Ideen der jüdischen Sozialarbeit durch Jahrzehnte wertvollste Dienste leistete — schloß sich den beiden Mädchen an. Der neue Kindergarten, vom Stadtrat München genehmigt unter der Bedingung, daß Kinder aller Konfessionen aufgenommen werden, wurde mit zwölf Kindern eröffnet. Die Mittel wurden durch private Spenden von Freunden und Verwandten aufgebracht.

Die Tätigkeit des Vereins gibt ein Bild vom Übergang von der freien zur gemeindlichen Wohlfahrtspflege. Der neue Verein bekam rasch Mitglieder und Spenden und so konnte schon im März 1905 eine 3-Zimmerwohnung, Baaderstraße 5, bezogen und 30 Kinder konnten aufgenommen werden. Bereits im Herbst desselben Jahres wurde an den Nachmittagen ein Hort für Schulkinder eröffnet. Auf Wunsch der Loge wurde an den Abenden ein Mädchenklub eingerichtet, der berufstätigen Mädchen nach der Arbeit Erholung und Anregung gab. Nähabende, Sprach- und Literaturkurse, gesellige Abende, an denen den Mädchen Musik und Vorträge geboten wurden, waren ein großer Erfolg, der in erster Linie der geschickten Leitung der Damen Clementine Krämer und Erna Rheinstrom-Feuchtwanger zu verdanken war. Auch die Mütter erschienen einmal in der Woche zum „Mütterabend". Mit Rat und Tat wurde ihnen beigestanden. Pädagogische Probleme wurden besprochen und sie wurden über Hygiene, die ihnen fremd war, aufgeklärt.

Im Jahre 1912 wurde eine zweite Wohnung, angrenzend an die bisherige, dazu gemietet und nun konnten 100 Kinder aufgenommen werden. 1914, zu Beginn des ersten Weltkrieges, wurde im gleichen Haus eine dritte Wohnung gemietet und damit war die Möglichkeit gegeben 150 Kinder aufzunehmen. Die Kinder, deren Väter teilweise beim Heeresdienst, deren Mütter berufstätig und nicht zuhause waren, verbrachten den ganzen Tag im Heim. Sie wurden auch dort verpflegt. Es war vor allem der Tüchtigkeit der beiden Leiterinnen, Hedwig Jacobi und Marta Reutlinger, die in dieser schweren Zeit Hervorragendes lei-

steten, zu verdanken, daß diese große Aufgabe geleistet werden konnte. Marta Reutlinger, die pädagogisch besonders begabt war, stellte ihre Kraft 12 Jahre lang in den Dienst der Jugendhilfe.

Im Jahre 1919 wurde eine Sammlung zur Errichtung eines eigenen Heimes veranstaltet mit dem schönen Ergebnis von M 63 197.-. Im Februar 1920 wurde ein geeignetes Objekt gefunden. Die Mittel, die zur Verfügung standen, reichten jedoch nicht aus. Durch Vermittlung von Frau Else Basch, die bis zu ihrem tragischen Ende durch die Nazis in vorbildlicher Weise die Finanzen des Vereins verwaltete, entschloß sich Baronesse Rosa Benedicta von Neuschotz zu einer hochherzigen Stiftung. Zum Andenken an ihre verstorbene Mutter, Baronin Adelaide von Neuschotz, spendete sie M 50 000.- und so wurde der Kauf des Hauses Albanistraße 9 ermöglicht. Infolge der Wohnungszwangswirtschaft war es jedoch nicht möglich, Wohnungen frei zu bekommen.

Dann kam die Zeit der Inflation. Nur durch Auslandsspenden, besonders den Zuschüssen aus dem Joint Distribution Committee, konnte die Arbeit weitergeführt werden. Eine Quäkerspeisung für Kinder wurde in den beschränkten Räumen der Baaderstraße errichtet. Auf die Dauer war es jedoch nicht möglich, den Betrieb des Kinderheimes aufrecht zu erhalten und so wurde das Heim im Jahre 1923 für einige Zeit nach Krumbach verlegt in das Heim der Israelitischen Ferienkolonie.

Die Arbeit der Offenen Jugendfürsorge war ständig gewachsen und so hatte der Verein im Jahre 1921 eine Fürsorgerin angestellt. Um diese Zeit schuf Dr. Elias Straus das Wohlfahrtsamt der Israelitischen Kultusgemeinde München. Dr. Straus, der hervorragendes Verständnis für die gesamte soziale Arbeit hatte und in seiner klugen gütigen Art nicht nur Interesse für die großen, sondern auch für die kleinen und kleinsten Probleme hatte, nahm die Jugendfürsorgerin als erste Sozialbeamtin ins Wohlfahrtsamt. Es war von da an das Bestreben der Jugendhilfe, die offene Jugendfürsorge dem Wohlfahrtsamt der Gemeinde einzugliedern. Das im Entstehen begriffene Wohlfahrtsamt stellte jedoch so große Anforderungen an die Beamtin, daß sie beim besten Willen nicht auch noch den Aufgaben der Jugendfürsorge gerecht werden konnte. So verblieb diese Aufgabe vorerst noch dem Ausschuß für Jugendfürsorge. Ein Zuschuß der Gemeinde ermöglichte es, eine bezahlte Kraft halbtags anzustellen. Bald jedoch stellte die Gemeinde eine Jugendfürsorgerin an. Noch aber war die Israelitische Jugendhilfe der Träger der Jüdischen Jugendfürsorge. Erst im Jahre 1929 wurde sie vergemeindlicht, das heißt, die Gemeinde finanzierte die gesamte Offene Jugendfürsorge, beauftragte jedoch den Ausschuß für Jugendfürsorge zur Weiterführung der Geschäfte in der bisher geübten Weise und ordnete in die Arbeitssitzungen ein Mitglied der Gemeindevertretung ab. Damit waren der Gemeinde die eingearbeiteten Kräfte erhalten, der Arbeit aber ein sicherer und stärkerer Rückhalt gegeben. Welches waren die Aufgaben der Offenen Jugendfürsorge? Sie umfaßte die Hilfsbedürftigen von Geburt bis zum 18. Lebensjahr. Sie bestand in ständiger Überwachung des Säuglings, in Unterbringung von kranken Kindern in Heilanstalten und Krankenhäusern, von erholungsbedürftigen auf dem Lande, aber auch in vorbeugenden Maßnahmen jeder Art. Die Fürsorge für schwer erziehbare Kinder wurde mit Hilfe von

Ärzten und Heilpädagogen ganz besonders berücksichtigt — aus dem Grundsatz heraus, daß geholfen werden muß, ehe die Not in körperlicher oder seelischer Beziehung zu groß ist, so daß Hilfe kaum mehr oder sehr schwer mehr möglich ist. Durch Hausbesuche, Fühlungnahme mit den Schulen, Zuführung zu Ärzten, die sich stets bereitwilligst zur Verfügung stellten, wenn erforderlich durch dauernde Pflegschaften, durch Vermittlung von Adoptionen und Pflegestellen — gemeinsam mit dem Jüdischen Berufsvormund und der Zentrale für Pflegestellen- und Adoptionsvermittlung des Jüdischen Frauenbundes — wurde für das Notwendigste Sorge getragen. Kindergarten und Hort Herzog-Rudolf-Straße 1, die geschaffen wurden, nachdem die Israelitische Jugendhilfe den Betrieb der halboffenen Fürsorge — Kindergarten und Hort — in der Baaderstraße eingestellt hatte, standen unter gemeindlicher Oberaufsicht. Von guten Fachkräften geleitet, in enger Verbindung mit der Jüdischen Volksschule, waren dort etwa 60 Kinder zu Spiel und Arbeit vereint. Einige besonders bedürftige Kinder wurden dort auch gespeist.
Einige Zahlen aus dem Jahre 1928 sollen hier ein typisches Bild geben von der Tätigkeit der Offenen Jugendfürsorge:

Allgemeine Fürsorge	300	Kinder	und	Jugendliche
Erholungsfürsorge	90	„	„	„
Erziehungsfürsorge	75	„	„	„
Lehrstellenvermittlung	21	„	„	„

Zu den wichtigsten Aufgaben gehörte die rechtzeitige und geeignete Überführung in die Berufsausbildung und die Vermittlung passender Lehrstellen. Die gesamte Arbeit geschah in engem Kontakt mit dem Stadtjugendamt. Der Direktor dieses Amtes war stets bereit zur Beratung in schwierigen Einzelfällen. Auch mit dem Jugendgericht wurde zusammengearbeitet.
Die intensive Arbeit der Offenen Jugendfürsorge hatte zur Folge, daß die Errichtung eines Kinderheimes immer dringender wurde. Die Räume Baaderstr. 5, in denen 24 Kinder untergebracht waren, waren in jeder Beziehung ungenügend. Trotz aller äußeren Beschränkung hatte man für diese Kinder, die aus traurigsten Verhältnissen kamen, ein Heim geschaffen, in dem sie körperlich und seelisch aufs Beste betreut wurden. Aber es war eben nur ein Notbehelf. So stand die Israelitische Jugendhilfe vor der großen Aufgabe, das neue Heim zu schaffen. Das Rentehaus in der Albanistraße war infolge der Wohnungszwangswirtschaft nicht frei zu bekommen. So wurde nach einem in jeder Beziehung geeigneten Haus gesucht. Endlich 1925 wurde das Ziel erreicht. Das Haus Antonienstraße 7 wurde gekauft, brachte die Jugendhilfe aber in eine schwere finanzielle Lage. M 95000.- mußten innerhalb von 4 Wochen aufgebracht werden.
Das neue Heim, in einem schönen Garten gelegen, bestand aus 20 Räumen. Die Inneneinrichtung übernahm der Schwesternbund der München-Loge. In vorbildlicher Weise, mit größter Umsicht wurde die Sammlung der Einrichtungsgegenstände, der Wäsche und was sonst nötig war, von Frau Dr. Baerwald organisiert. Die München-Loge stiftete einen Betraum, der sehr geschmack-

voll ausgestattet war und in dem an den Freitag-Abenden und an Feiertagen Gottesdienst abgehalten wurde.
Am 29. März 1926 zogen die Kinder in das neue Heim.
Aufnahme in das Heim fanden elternlose, uneheliche oder im Elternhaus gefährdete Kinder, den seit der Inflation geschaffenen Verhältnissen zufolge auch Kinder des schwer bedrängten Mittelstandes, ferner schulentlassene Mädchen zur Erlernung des Haushalts und der Kinderpflege.
Das Heim hatte eine Säuglingsstation für fünf Säuglinge, eine Kleinkinderabteilung für 15 und eine Schulkinderabteilung für 20 Kinder, sowie die Gruppe der Haushaltsschülerinnen für 50 Mädchen. Ein Kindergarten von 5—10 Kindern wurde angegliedert, durfte aber nur von jüdischen Kindern besucht werden, obwohl eine große Nachfrage von seiten christlicher Eltern aus der Nachbarschaft um Aufnahme ihrer Kinder vorhanden war.
Das Heim wurde von einer Jugendleiterin geleitet. Von 1928 bis 1932 hatte Hilde Rosenberg bis zu ihrer Verheiratung mit Dr. Kaumheimer mit wahrhaft vorbildlicher Treue und Aufopferung auf ihrem Posten gestanden. Ab 1933 war es Alice Bendix, die mit großem Geschick und hervorragendem Verständnis für die Kinder, die Jugendlichen und für ihre Mitarbeiterinnen die Leitung inne hatte. Der Leiterin standen gut ausgebildete Fachkräfte zur Seite: eine staatlich geprüfte Säuglings- und Krankenschwester, eine Kindergärtnerin, eine Jugendleiterin für die Gruppe der Schulkinder, eine hervorragend tüchtige Wäschemeisterin, Clara Mayer, die später gemeinsam mit der Küchenleiterin, Emma Goldstein, nach Polen deportiert wurde, eine Haushaltpflegerin und eine Küchenpraktikantin. Ärztlich wurden die Kinder durch fast 30 Jahre von Herrn Dr. Ludwig Kaumheimer in aufopferndster Weise betreut.
Es wurde alles getan, um den Kindern im Heim einen Ersatz für ihr Elternhaus zu geben. Durch individuelle Behandlung in kleinen Gruppen wurde der Familiencharakter gewahrt und zugleich eine enge Bindung geschaffen an die die Jugendlichen leitenden Persönlichkeiten. Den Schulentlassenen wurden hauswirtschaftliche und kinderpflegerische Ausbildung vermittelt, wobei jedes starre Prinzip ausgeschaltet war. Denn öfters zeigte sich während der Ausbildung völlige Untauglichkeit oder besondere Begabung für einen anderen Beruf. Es wurde nicht gezögert, für geeignete Ausbildung bzw. Überführung in einen anderen Beruf Sorge zu tragen. Die in der Hauswirtschaft ausgebildeten Mädchen wurden in passenden Stellungen untergebracht und der Kontakt mit ihnen aufrecht erhalten. Schon im Jahre 1928 kamen Anfragen aus allen Teilen Deutschlands. Das Haus in der Antonienstraße reichte nicht mehr aus und so wurde eine große Wohnung in der Nähe des Heimes dazu gemietet. Nachdem vielfach der Wunsch nach einer Ausbildung im Schneidern geäußert wurde, stellte man eine Meisterin in diesem Fach an und errichtete eine Lehrwerkstätte für Schneiderei.
Ein anderes Bedürfnis machte sich mit der Zeit geltend: junge, im Erwerbsleben stehende Mädchen unterzubringen. So wurde das Mädchenheim für etwa 15 Mädchen geschaffen. Dieses wurde im Hause Virchowstraße 1 untergebracht. In demselben Haus wurde ein kühner Versuch unternommen. Eine Wäscherei wurde errichtet, in der ausschließlich schwierige Mädchen und Frauen beschäf-

tigt wurden, die, obwohl sie arbeitsfähig waren, ständig vom Wohlfahrtsamt der Gemeinde unterstützt werden mußten.
Im Jahre 1928 war es dringend notwendig geworden, ein Heim für schulentlassene Jungens zu schaffen. Sie waren dem Kinderheim entwachsen. Versuche, sie in Familien unterzubringen, scheiterten. So wurde unter großen Opfern, wieder mit Hilfe der Zentralwohlfahrtsstelle der Deutschen Juden und dem Staatsministerium für Soziale Fürsorge in Bayern das Haus Wagnerstraße 3 gekauft. Herr und Frau Dr. Weil werden an anderer Stelle über ihre siebenjährige Tätigkeit bis zu ihrer Auswanderung im Jahre 1935 berichten. Hier soll nur kurz berichtet werden über die Entwicklung des Lehrlingsheimes ab 1935. In dieser Zeit strömten aus ganz Bayern junge Menschen nach München und so war das Haus in der Wagnerstraße nicht mehr ausreichend. Da entschloß sich der Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden zu dem Kauf des großen Hauses Hohenzollernstraße 4 und war nunmehr auch der Träger des Heimes. 45 Jungen wurden aufgenommen. Sie alle sollten vor ihrer Auswanderung praktischen Berufen zugeführt werden. Die Leiter des Heimes waren Ingenieur Traubner und seine Frau, die unter den schwierigen Verhältnissen ihr Bestes taten. Solange es möglich war, wurde der Betrieb aufrecht erhalten. Zuletzt fiel auch er dem Nationalsozialismus zum Opfer.
Das Kinderheim in der Antonienstraße ist bis zu seinem traurigen Ende unter der hervorragenden Leitung von Alice Bendix allen Anforderungen gerecht geworden. Schon im Jahre 1938 hatte das Stadtjugendamt die Auflösung des Heimes verlangt. Doch konnte damals durch Verhandlungen ein Aufschub erreicht werden. Im Jahre 1942 jedoch mußte das Heim geräumt werden und die restlichen 13 Kinder wurden in einem Raum der Heimanlage für Juden in Berg am Laim untergebracht. Sie wurden dort aufs Beste betreut von Alice Bendix und Hedwig Jacobi, die durch drei Jahrzehnte hindurch der Jugendhilfe unschätzbare Dienste geleistet hat. Von Berg am Laim aus wurden die Kinder mit den beiden Damen im Jahre 1943 nach Auschwitz deportiert und fanden ihren Tod in der Gaskammer.
In Verbindung mit der Reichsvertretung der deutschen Juden und dem Hilfe- und Aufbauwerk wurde die Auswanderung von Kindern aus ganz Bayern, meist nach England, organisiert. Viele Eltern mußten sich, angesichts der Notlage, dazu entschließen, sich von ihren Kindern zu trennen. Frau Dr. Anna Renner, die in den letzten Jahren vor dem völligen Zusammenbruch die Leitung des Jugend- und Wohlfahrtsamtes der Gemeinde und des Verbandes hatte, führte all die schwierigen Aufgaben in vorbildlicher Weise mit größter Aufopferung durch. Sie harrte aus auf ihrem Posten, obwohl sie Gelegenheit gehabt hätte, nach England auszuwandern. Im Jahre 1943 wurde auch sie deportiert.
Wenn hier ein kurzer Überblick über die jüdische Jugendfürsorge von Beginn des Jahrhunderts bis zum Jahre 1943 gegeben ist, so ergibt dies nur ein flüchtiges Bild der Arbeit in fast 40 Jahren. Viele Namen müßten genannt werden von Menschen, die ihre Kräfte, ihren Rat oder Geldmittel zur Verfügung stellten. Nur wenige wurden hier namentlich erwähnt, da leider der Raum zu beschränkt ist. Aber ihre Leistung dauert fort in den vielen, denen sie den Weg ins Leben zu ebnen geholfen haben. *(1958)*

JULIUS SPANIER

Das Israelitische Schwestern- und Krankenheim

Die Pflicht eines jeden jüdischen Menschen, hilfsbedürftigen und namentlich kranken Menschen seinen Beistand und seine Hilfe zu gewähren, ist so alt wie das jüdische Gesetz. Seit Jahrhunderten waren denn auch die sogenannten frommen Brüderschaften und die jüdischen Frauenvereinigungen dazu berufen, dieses Werk der Nächstenliebe zu üben. Die Älteren unter uns erinnern sich wohl noch recht gut, wie man in Krankheitsfällen bei jüdischen Nachbarn, bei Freunden und Bekannten sich in die Pflege eines Kranken teilte, um die ärztlichen Anordnungen gewissenhaft zu erfüllen und die Angehörigen des Kranken zu entlasten. Mit den Fortschritten der ärztlichen Wissenschaften und insbesondere mit der Zunahme von technischen Handgriffen und sachkundiger Pflege des Kranken erhöhte sich immer mehr das Bedürfnis nach geschultem Pflegepersonal. Wenn auch in früheren Zeiten die schon seit langer Zeit tätigen christlichen Schwesternschaften in dankbar anzuerkennender Weise ihre Hilfsbereitschaft ohne Ansehung der Religion auch den jüdischen Kranken zur Verfügung stellten, so setzte sich gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts doch immer mehr der Gedanke an Gründung von jüdischen Schwesternschaften durch und dies um so mehr, als gerade in damaliger Zeit an verschiedenen größeren Städten Deutschlands jüdische Krankenhäuser erstanden waren wie z. B. in Berlin, Köln, Frankfurt. Diese Anstalten waren denn auch die berufenen Ausbildungsstätten unserer jüdischen Schwestern unter der Leitung von Ärzten, die z. T. Weltruf genossen, wie z. B. in Berlin Professor Bernhard Zondek, u. a.

Als nun gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts auch in München ein jüdisches Schwesternheim unter der Leitung der verdienstvollen und allseits verehrten Oberin Melitta Feuchtwang ins Leben gerufen war, da begrüßte man es in der jüdischen Gemeinde München mit Freude, daß nun auch München den Vorzug genoß, hervorragend ausgebildete jüdische Schwestern, zunächst zehn an der Zahl, zur Verfügung zu haben, die bald nicht nur bei den von ihnen betreuten Kranken sondern auch bei den Ärzten größte Anerkennung und Achtung fanden. Um ihre finanziellen Bedürfnisse und damit den Bestand des jungen Unternehmens zu sichern, wurde 1909 der „Verein Israelitisches Schwesternheim“ ins Leben gerufen. Es war der bekannte Röntgenologe Sanitätsrat Dr. Rudolf Sielmann, ferner Herr Versicherungsdirektor S. Silber und der Vater des Verfassers dieser Zeilen, Joseph Spanier, die sich der Existenzsicherung der jungen Schwesternschaft annahmen. Stationiert waren die Schwestern damals im Hause der Lipschützschen Alters- und Versorgungsanstalt in der Mathildenstraße 9.

Die Schwestern widmeten sich der ambulanten Krankenpflege, eine von den Schwestern stand in regelmäßigem Turnus der Israelitischen Kultusgemeinde

Nanette Kaula
Bildnis Joseph Stielers
in der Schönheitsgalerie
Ludwigs I.

Altersbildnis der
Nanette Heine, geb. Kaula,
Joseph Stieler zugeschrieben

Zimmer des Notars Dr. I. Ortenau, Kaufingerstraße 16, mit Heinrich Heines Schreibtisch, um 1860

als Wohlfahrts- und Fürsorgeschwester zur Verfügung und es ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß nach Ausbruch des ersten Weltkrieges vier Schwestern des Heimes sich zur Krankenpflege im Felde freiwillig zur Verfügung stellten und mit ehrenvollen Auszeichnungen nach Beendigung des Krieges ins Heim zurückkehrten.

Inzwischen war bereits die Zeit gekommen, da für die Schwestern neben ihrer ambulanten Tätigkeit eine schon lange gewünschte klinische Betätigung sich bieten sollte. Bei der Ausdehnung der Stadt München und der Zunahme der jüdischen Bevölkerung wurde es immer schwieriger, das Bedürfnis nach ritueller Kost, auf die in damaliger Zeit doch immerhin eine beträchtliche Zahl jüdischer Bürger reflektierte, bei klinischen Krankheitsfällen zu befriedigen. Wohl hatte die Stadt München im städtischen Krankenhaus links der Isar und später auch im Schwabinger Krankenhaus spezielle Abteilungen geschaffen, in denen rituelle Verpflegung gewährleistet war, jedoch war bei einem Großteil von insbesondere chirurgisch zu behandelnden Patienten es notwendig gewesen, die Verpflegung durch die Familien zu gewährleisten.

Unter diesen immer schwieriger sich gestaltenden Umständen wurde in der B'ne Briss „München-Loge", insbesondere auf Anregung des damals sehr bekannten Arztes Dr. August Feuchtwanger und unter tatkräftiger Mitwirkung des damals und später gerade in jüdischen Belangen außerordentlich rührigen Münchner Arztes Dr. Joseph Marschütz die Errichtung eines jüdischen Krankenheimes ins Auge gefaßt und schließlich auch verwirklicht. Am 25. März 1910 entstand so durch Ankauf und entsprechenden Umbau der Häuser Hermann-Schmid-Straße Nr. 5 und später auch Nr. 7 das Israelitische Krankenheim in Gemeinsamkeit mit dem Israelitischen Schwesternheim, wobei die Anforderungen einer zeitgemäßen klinischen und hygienischen, wie einer hochkultivierten Inneneinrichtung volle Berücksichtigung fanden. Jetzt konnten die jüdischen Schwestern ihre vorbildliche Ausbildung und ihre Kenntnisse zum vollen Einsatz bringen und es ist ihnen sowohl wie der vorbildlichen Ausstattung des Krankenheims zuzuschreiben, daß sich das neue Israelitische Krankenheim bei den Patienten aller Konfessionen und bei den dort nach dem Prinzip des Belegarzt-Systems tätigen Ärzten der größten Beliebtheit erfreute. Die bedeutendsten und bekanntesten Ärzte Münchens, praktische und Fachärzte, Chirurgen und Frauenärzte haben ihre Patienten dort behandelt und operiert, unter anderen auch S. K. H. Dr. med. Prinz Ludwig Ferdinand, der ein häufiger und verehrter Gast des Hauses war, und der 1913 Mitglied des Vereines „Israelitische Privatklinik e. V." wurde. So konnte das Haus wie die Schwestern in aufopfernder Tätigkeit viel Gutes stiften, viel Liebe geben, aber auch viel Gegenliebe empfangen. Und das war und blieb so viele Jahre. Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und der damit verbundenen antisemitischen Massenpsychose änderte sich zwangsläufig die Lage der jüdischen Bürger Münchens im allgemeinen und die des Schwestern- und Krankenheims im besonderen. Angst und Furcht bestimmten die Denk- und Handlungsweise der Menschen, und das natürlich ganz besonders, als nach dem berüchtigten 9. November 1938 die Gestapo und die SS das Regiment im Hause führte, nichtjüdische Angestellte des Hauses verwiesen, nur mehr jüdische Ärzte oder solche jüdischer

Abstammung das Haus betreten durften, und alle Bedürfnisse des ganzen Hauses, insbesondere die Belieferungen von Haus und Küche überwacht und sowohl für Patienten wie für das Pflege- und Bedienungspersonal auf ein Minimum reduziert wurden. Es war für die inzwischen in die Leitung des Hauses berufene Oberin Renata Brückner im Verein mit der Oberschwester Hanna Berliner wahrlich eine fast übermenschliche Aufgabe, das Schwesternheim und Krankenheim und deren Betrieb aufrecht zu erhalten, was aber um so bedeutsamer und nötiger war, als jüdische Patienten in damaliger Zeit, gleichgültig ob Kind oder Greis, in staatlichen oder städtischen Krankenhäusern keine Aufnahme finden durften und die Seuche des Freitodes unter der jüdischen Bevölkerung wütete wie kaum jemals in der Geschichte. Es war keine Seltenheit, daß im Tage acht bis zehn Selbstmordfälle dem Israelitischen Krankenheim zur Aufnahme überwiesen wurden, ganz zu schweigen von der Anzahl derer, bei denen eine Aufnahme wegen Aussichtslosigkeit sich von selbst erübrigte. In diesem Zusammenhang würde es der Wahrheit und den Tatsachen widersprechen, wollte man nicht rühmlich hervorheben, daß es immer noch auch in dieser Zeit nichtjüdische Menschen, insbesondere auch Ärzte und Professoren der medizinischen Fakultät gegeben hat, die ihre Hilfe den gequälten und hilfsbedürftigen Menschen gegenüber trotz der für sie bestandenen Gefahren nicht versagten, sondern im Gegenteil dem damaligen Chefarzt (dem Verfasser dieser Zeilen) gegenüber ausdrücklich betonten, in gegebenen Fällen stets zur Verfügung zu stehen. Es ist gut zu verstehen, daß in jenen Jahren das Krankenheim stets überbelegt war, die Schwestern derart überbeansprucht waren, daß der Betrieb sich nur unter Mitwirkung von freiwilligen Helferinnen aus jüdischen Kreisen aufrecht erhalten ließ; alles half zusammen, wo immer Hilfe benötigt war! Da kam im Juni 1942 der Befehl, daß das Schwestern- und Krankenheim aufgelöst und geräumt werden müsse oder wie es in der damaligen Amtssprache hieß: „Evakuierung" des Krankenhauses der Israelitischen Kultusgemeinde München nach Theresienstadt. Am 4. Juni 1942 ging der erste Transport unter dem Befehl und der Aufsicht der Gestapo und der SS ab. Etwa fünfzig Kranke, Schwerstkranke, ja Sterbende mit drei Schwestern unter der Leitung des Chefarztes wurden auf Krankenbahren in einen Möbelwagen verladen, die ganze „Fracht" dann am Südbahnhof abgesetzt und in bereitstehende Waggons übergeführt. Während des Abtransportes war die Hermann-Schmid-Straße für den Verkehr gesperrt, nur ein Major der Wehrmacht durfte die Straße passieren. Als dieser des unheimlichen Transportes ansichtig wurde, frug er die Oberin nach dem Grunde dieses merkwürdigen Vorgangs. Als er von ihr dann wahrheitsgemäß unterrichtet war, rief er voll Entsetzen und ungeachtet der umstehenden Gestapo und SS mit lauter und wohlvernehmbarer Stimme aus: „Was? Kranke und sterbende Menschen? Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein!" Und diesem ersten Transport folgten dann in kurzen Abständen noch zwei weitere. Das Haus — Israelitisches Schwesternheim und Krankenheim in der Hermann-Schmid-Straße in München —, das so viel Gutes für alle Menschen, ohne Unterschied der Konfession, geleistet hatte, war entleert und geräumt. Von den Machthabern wurde es bestimmt zu einer Unterkunft des „Jungborns", eine Zuchtstätte „edelsten" deutschen Rassenwahns.

Von den auf diese Weise „Evakuierten“ des ganzen Hauses kehrte 1945 nur der ehemalige Chefarzt mit Frau zurück, von den Schwestern waren nur mehr zwei am Leben geblieben. Die Oberin und die Oberschwester mit den übrigen Schwestern erlitten im Herbst 1944 im Vernichtungslager Auschwitz den Gastod. So endete ein einst für München und darüber hinaus weitbekanntes, mit viel persönlichem Einsatz und Hingabe erstandenes Werk der wahren Nächstenliebe durch Menschenwahn und Menschenhaß. Das Gebäude selbst — ein Fingerzeig Gottes — wurde durch Bombeneinwirkung vernichtet. *(1958)*

JULIUS UND HELENE WEIL

Erinnerungen an das Jüdische Lehrlingsheim

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, um ein Fürsorgewerk rückschauend realistisch und objektiv zu beschreiben. Man ist leicht geneigt, sich von den Erlebnissen der Zeit und den Entwicklungen in der Wohlfahrtspflege beeinflussen zu lassen und das Gewesene von dieser Warte aus zu beurteilen. Die folgenden Aufzeichnungen sind Erinnerungen an ein Werk, mit dem wir aufs engste verbunden waren, und in dem wir einst unsere Lebensaufgabe sahen. Es war die Betreuung und Behandlung fürsorgebedürftiger und zum Teil gefährdeter, männlicher, jüdischer Jugendlicher während der Jahre ihrer körperlichen, seelischen, geistigen und beruflichen Entwicklung.

Das Israelitische Lehrlingsheim München war ursprünglich eine Gründung der Israelitischen Jugendhilfe e. V. in München, einer Organisation, der die Jüdische Gemeinde und die Stadt München einige ihrer fortschrittlichsten Wohlfahrtsanstalten in der Jugendpflege verdankten. Die Leitung des Heimes wurde uns im Jahre 1929 übertragen. Die Gruppe der Jugendlichen, mit denen das Heim wenige Jahre zuvor begonnen worden war, waren ehemalige „Antonienheim-Kinder", Jungen, die bis zu ihrem Berufsausbildungsalter im Kinderheim der Israelitischen Jugendhilfe, an der Antonienstraße, erzogen wurden. Erst später wurden Jugendliche aus anderen Städten Bayerns und außerbayerischen Gemeinden aufgenommen. Nach der Schließung des Erziehungsheimes in Wolzig unter der nationalsozialistischen Regierung erstreckten sich die Aufnahmen auch auf Norddeutschland.

Die Jugendlichen waren meist Halb- oder Vollwaisen oder entstammten zerrütteten Familien, Kinder des ersten Weltkrieges, deren häusliche Verhältnisse den schrecklichen Folgen der Nachkriegszeit, Hunger, Inflation und sozialer Not, nicht standhalten konnten. Nach jetzigen gruppentherapeutischen Begriffen war es eine bunt zusammengewürfelte Gruppe, in welcher der normale, begabte Junge neben dem erziehungsschwierigen, geistig schwächeren, oder dem Jungen mit pathologischer Veranlagung unter einem Dache, in einem Zimmer, am gleichen Tische, in einem Gemeinschaftsraum seine Entwicklungsjahre verlebte. In den Jahren unserer „zweiten Ausbildung" in der Sozialfürsorge in den Vereinigten Staaten, einer Ausbildung, in der psychiatrische Gedankengänge eine bedeutende Rolle spielen, haben wir uns oft gefragt, wieso es bei einer derartigen Gruppenkonstitution dennoch möglich war, gute Erziehungsresultate zu erreichen. — Wie fast jedes Pionierwerk begann auch das Lehrlingsheim mit dem praktischen Zwecke, den Kindern ein Obdach, ein „Ersatz-Elternhaus" zu geben, von dem aus die Berufsausbildung des Einzelnen gewählt und gefördert werden sollte. Diese zwei großen Aufgaben „Heim und Beruf" brachten in sich selbst schon Probleme für den einzelnen Jungen, wobei die seelischen Entwicklungsschwierigkeiten, unter denen die meisten dieser

Jugendlichen litten, zusätzliche Anforderungen an das Verständnis und die heilpädagogische Behandlung der Erzieher und des Gesamtmilieus stellten. Es war in den Jahren, in denen Professor Aloys Fischer an der Universität München Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik lehrte. Die tiefgründigen, von schlichter Weisheit getragenen Erziehungsmethoden dieses großen Lehrers wurden die Grundideen der Erziehungsarbeit im Lehrlingsheim München: der aufrichtige Wille für das Verstehen der menschlichen Probleme des Einzelnen in der Gemeinschaft, Güte und Geduld in der Behandlung der Krankheitserscheinungen, eine positive, gesunde Atmosphäre im Heim, neben einer, den Anlagen entsprechenden, beruflichen Betätigung, das war unser „Erziehungsklima". Von nicht geringem Einfluß auf unsere Arbeit waren die Erfahrungen, die Professor Erich Benjamin in seinem Jugendheim für erziehungsschwierige Kinder in Ebenhausen gemacht hatte und die Zusammenarbeit mit Professor Max Isserlin, dessen wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der neurologischen Anomalien in manchem Falle die Grundlage zur Diagnose und Behandlung der Krankheitsursache bildeten.

Was wir heute in der Sozialfürsorge „Psychiatrische Caseworkbehandlung" nennen, entsprach der heilpädagogischen Behandlung des Einzelfalles, während das Gemeinschaftsleben im Heim dem Sinne der modernen „Groupwork Idee" sehr nahe war. Die Jugendlichen wählten aus ihrer Mitte einen „Ältestenrat", ein Komitee von etwa fünf Jungen, die das Vertrauen der Gesamtheit genossen. Mit diesem Ältestenrat besprachen wir offen Maßnahmen und Pläne, welche die Gruppe und oft auch den Einzelnen betrafen. Es war demokratisches Denken und Handeln, auf denen dieser Gruppengeist basierte; nur waren die Erwartungen und Anforderungen an die Mitarbeit und Selbstdisziplin des Einzelnen größer als man sie heute in der Schwererziehbarenfürsorge stellt. Wir erinnern uns noch genau an das „Heim-Motto", das die Mehrzahl der Gruppe nach eifriger Debatte wählte. Sie einigten sich letztlich auf „Die Freiheit ist Abhängigkeit vom Gesetz" und oft sehen wir im Geiste diese Worte, die sich die Jungen selbst im gemeinsamen Speisesaal an die Wand geschrieben hatten. Mit Ausnahme der besonders Begabten, für die wir die Fortsetzung in höheren Schulen erreichten, wurden die Jungen in handwerklichen oder kaufmännischen Lehrstellen in der Stadt untergebracht. Familiengeschichte, Anlage, Wunsch und die täglichen Erziehungsbeobachtungen waren wichtige Faktoren in der Wahl des Berufes und der Lehrstelle. Mit Anerkennung und Dankbarkeit denken wir dabei an die vielen verständnisvollen, hilfsbereiten Lehrmeister dieser oft sehr schwierigen Lehrlinge. Ausdauer und Gleichmäßigkeit sind für den erziehungsschwierigen Jugendlichen oft das größte Problem. Da galt es in vielen Fällen Unterbrechungen in der Arbeitszeit, Schwankungen in der Arbeitsleistung und Unregelmäßigkeiten aller möglichen Art zu überbrücken und auszugleichen. Wenn der Lehrling dann zu guter Letzt seine drei- oder vierjährige Lehrzeit beendet hatte, war ein wesentlicher Teil des Erziehungszieles erreicht. Mit diesem Zeitpunkt war gewöhnlich auch eine gewisse seelische und soziale Reifeperiode verbunden, ein inneres und geistiges Anpassen an die persönlichen Verhältnisse, wie sie das Leben für den Einzelnen bot. Da das Heim nie so groß wurde, daß es den Charakter der Gemeinsamkeit und

des persönlichen Interesses einbüßte, verband diese Jungen ein Gefühl der „Heimatlichkeit“ mit der Leitung des Heimes und mit sich untereinander. Professor Benjamin hat dieses Gefühl einmal „die Heilungsatmosphäre“ des Lehrlingsheims genannt. Wir denken noch heute an äußerst fruchtbare Heimabende zurück, ausgefüllt mit dramatischen und selbstschöpferischen Darbietungen, wofür die Jungen stets selbst das Programm bestritten, an Unterrichtskurse in fremden Sprachen, an die Aussprache über kulturelle Themen — und dann an das frohe, befreiende Gruppensingen, die Geburtstagsfeiern und unsere traditionellen religiösen Festtage.

Viele der Jugendlichen blieben in Kontakt mit der Heimleitung, lange nachdem sie ihren Weg im privaten und beruflichen Leben gefunden hatten. Nicht alle waren Erfolgsfälle, aber der überwiegende Teil der Lehrlingsheimjungen wurden brauchbare Menschen, die sich selbst, ihrer Familie und dem Heim zur Ehre wurden. Es war ein äußerst bescheidenes Haus, in dem das Lehrlingsheim untergebracht war; gemessen an moderner Anstaltsstruktur war es weit unter dem Minimum des Nötigen — es war eine experimentelle Institution mit begrenzten wissenschaftlichen Hilfsmitteln, verglichen mit den technischen und fachlichen Hilfsmitteln moderner Jugendfürsorge — aber es war ein bedeutsames Heim, beurteilt nach der seelischen und geistigen Gesundung, die es für viele problematische Jugendliche gebracht hat.

Im Jahre 1936, als die administrativen Schwierigkeiten ihrem Höhepunkte zugingen, wurde das Heim vom Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden übernommen. Die berufliche Verbindung mit dem Städtischen Jugendamt München, das bislang die öffentliche Aufsichtsbehörde des Lehrlingsheimes war, ging an das Wohlfahrtsamt der Israelitischen Kultusgemeinde München über. Die Einschränkungen der Arbeit nahmen zu. Einer Anzahl der Jungen konnte zur Auswanderung verholfen werden; viele sind der Tragik der Hitlerzeit zum Opfer gefallen. Als das Heim nicht lange nach unserem Weggehen die Tore schließen mußte, ging ein wertvolles Erziehungswerk zu Grunde. Einem kleinen Häuflein der Pioniere, die das Lehrlingsheim München gegründet und gefördert haben, ist es noch vergönnt mit uns auf diese inhaltsreiche Arbeit zurückzublicken:

Frau Elisabeth Kitzinger, die Vorsitzende der damaligen Israelitischen Jugendhilfe und Referentin der Jugendfürsorge des Wohlfahrtsamtes der Israelitischen Kultusgemeinde München, jetzt Washington D. C.;

Fräulein Regina Wetzlar, Vorstandsmitglied der Israelitischen Jugendhilfe und des Israelitischen Lehrlingsheimes und ehemalige Schatzmeisterin des Heimes, jetzt London;

Dr. Carl Oestreich, früher 2. Vorsitzender und Syndikus der Israelitischen Kultusgemeinde München und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden, jetzt London;

Dr. Otto Weiler, ehem. Verwaltungsreferent des Verbandes der Bayerischen Israelit. Gemeinden und der Kultusgemeinde München, jetzt New York.

Es sind für uns alle bleibende Erinnerungen an einen wertvollen Abschnitt unseres Lebens. *(1957)*

LOTTE PICK

Die Jüdische Haushaltschule zu Wolfratshausen

Als ich gebeten wurde, über die Jüdische Haushaltsschule Wolfratshausen zu schreiben, stimmte ich sofort freudig zu. Als Vorsitzende der Schule, von 1932 bis zu deren gewaltsamen Auflösung, 1938, ist mir diese einstige Schöpfung des Jüdischen Frauenbundes München in unvergeßlicher Erinnerung geblieben.
1932 waren etwa 8—10 Schülerinnen vorhanden und um die Schule lohnender zu gestalten, nahmen wir auch zahlende Gäste auf. Das Kinderheim, das sehr erfolgreich viele Jahre vorher bestand, war zu dieser Zeit schon aufgelöst.
Die Haushaltungsschule war staatlich genehmigt und daher auch genau so aufgebaut wie alle andern ähnlichen Schulen des Landes. Die Idee war, jungen jüdischen Mädchen in einem Jahreskurs eine gute gediegene Ausbildung zu geben, in allen Fächern des Haushalts, wie Kochen, Backen, Nähen, Reinigen, Waschen und Bügeln usw., unterstützt von theoretischen Stunden. Natürlich gab die Lage der Schule auch Gelegenheit, Gartenarbeit zu erlernen.
Die Schule lag am Ende Wolfratshausens, ein großes Gebäude mit mehreren Stockwerken und vielen Zimmern erstreckte sich völlig abseits vom Verkehr in einem ausgedehnten Garten, in dem ein weiteres kleineres Gebäude, die Kronenmühle, sich befand. Im unteren Geschoß des Haupthauses war die große blitzende Küche und all die andern Wirtschaftsräume.
Und wie herrlich war der Garten mit alten Bäumen und Sträuchern und Blumen und sogar einem Bach und Karpfenteich. Das Anwesen unterstand der jüdischen Gemeinde München und es konnte wohl kein besserer Gebrauch gemacht werden, als der, dem es diente.
Kurz nach Hitlers Machtergreifung belebte sich die Schule ungeheuer und in kurzer Zeit wuchs die Zahl der Schülerinnen auf 50 und bald über 80. Mehr war nicht möglich aufzunehmen, da wir leider uns nicht weiter ausdehnen konnten.
Sehr bald nahmen wir auch jüngere Mädchen auf, sogar von 12 Jahren an, da von ganz Deutschland, besonders von kleineren Orten, die Hilferufe sich mehrten. Die Kinder wurden von den Schulen ausgeschlossen und wir gründeten, der Not gehorchend einen zweijährigen Kurs mit vielen Fächern der Mittelschule.
Auch Fremdsprachen, wie Englisch und Hebräisch lehrten wir. Dann kam die große Umwälzung, die Angliederung einer Hachscharah mit 25 Schülerinnen. Es war ein völlig neues Unternehmen, sowohl für unsere Lehrerinnen, wie auch für unser Komitee. Aber ich glaube, sagen zu dürfen, es war geglückt und ich weiß, wie sich manche unserer Schülerinnen im praktischen harten Aufbau Israels bewährt hat.
Hier möchte ich einige Worte den Frauen widmen, die Wolfratshausen ihre ganze Kraft und Liebe gaben, und die es zu dem machten, was es war. Da ist

die Gründerin und stete Betreuerin erst zu nennen, Recha Stark und die unvergessene Eliese Neumeyer. Wie viel Stärke und Mut ging von diesen zwei Frauen aus. Da war unser gesamtes Komitee, warmherzige jüdische Frauen, voll Sorge um die Ausbildung unserer Jugend. Ich denke ferner an Elisabeth Mirabeau, unsere erste tüchtige Lehrerin und an Käthe Meier, mit der zusammen ich bis zum traurigen Ende der Schule arbeitete. Ihre ungeheuere Energie, Können und Tatkraft, machte all das Unmögliche möglich. Auch viele andere Lehrkräfte und Helferinnen gaben ihr Bestes, die ich hier nicht aufzählen kann. Gerade die Lehrerinnenfrage war ein Problem geworden. Wir brauchten eine größere Anzahl, um den 80 Schülerinnen gerecht zu werden. Aber es gab kaum jüdische Gewerbelehrerinnen, und nichtjüdische durften wir nach 1933 so wenig wie möglich anstellen.

Ich denke an viele sorgenvolle Stunden, in denen wir am Weiterführen der Schule zweifelten. An Haß und Gemeinheit der Hitlerzeit, an Verleumdung und Gefahr. Ich denke an die Nacht, da Nazis große Steine in die Schlafzimmer der Kinder warfen und nur durch eine Fügung keiner verletzt wurde. Und ich denke an die Auflösung, die am 10. November 1938 mit brutaler Gewalt erfolgte. In unserer Verzweiflung sandten wir alle Kinder allein nach Hause und hofften auf einen guten Stern, der sie heimführen möge. Es gelang, sie alle erreichten ihr Heim gesund.

Doch ich will lieber die vielen guten Stunden erwähnen, die die Schule bot. Vor meinem Auge zieht Purim vorbei, voll Aufregung und Lampenfieber der jungen Darsteller. Chanukka und Abschiedsfeiern, immer verschönt und vertieft durch unsern Rabbiner Dr. Leo Baerwald und dessen Frau Jenny, die als Vorsitzende des Jüdischen Frauenbundes München gleichzeitig aufs engste mit der Schule verbunden war.

Da war immer Sonnenschein im Haus und wahres jüdisches Leben. Da war Humor und Fröhlichkeit, die viel kleine unausbleibliche Ärgernisse überwanden.

Noch sehe ich das Erstarren, als ich einmal unerwartet in ein Schulzimmer kam, und hoch vom Schrank baumelten zwei Beine. Die dazugehörige junge Dame rauchte sehr vergnügt eine Zigarette. (Streng verboten!) Oder ich erinnere mich der Kuh, Amalie genannt, die im Stall eines nachbarlichen Bauern stand. An dieser Ärmsten lernten unsere Mädel melken. Sie hat es aber gut überlebt. Wir waren sehr stolz auf diese Kuh.

Aus der mütterlichen Idee — geboren lange vor Hitlerzeiten —, unsern Kindern eine gute Ausbildung in einer jüdischen Schule zu geben, wurde eine wichtige und notwendige Institution geschaffen.

Hier war es möglich, ständig 80 jüdischen Mädchen, die sonst unvorbereitet ins Leben hätten gehen müssen, eine gründliche Ausbildung zu geben, die allen sicherlich unendlich viel geholfen hat. Dazu verbrachten sie diese Zeit in einer schönen gesunden Umgebung in einem gepflegten Haus.

Aber was viel mehr war, sie lebten in einer Oase des Friedens, in der wirklich jüdisches Leben mit all seinen vielseitigen Interessen noch blühen konnte.

Und wenn es nur das allein gewesen wäre, es hätte Wolfratshausens Dasein Berechtigung gegeben. *(1958)*

BEGEGNUNGEN

MENSCHEN UND IDEEN

SCHALOM BEN-CHORIN

München

Immer ragst du mir in meine Träume
Meiner Jugend — zart-geliebte Stadt,
Die so rauschende Kastanienbäume
Und das Licht des nahen Südens hat.

Ja, die Schatten deiner schlanken Türme
Liegen blau auf meinem Augenlid.
Deine langen Regen, deine Stürme
Rauschen, brausen noch durch mein Gemüt.

Daß ich dir so sehr gehöre
Stadt am Rand der Berge und der Seen,
Daß ich deine Kirchenchöre
Deine Schrammel-Weisen in mir höre
Wußte ich — und mußte dennoch gehn.

Ist das Echo meiner Kinderschritte
In den Straßen dort noch nicht verhallt?
Hängt noch manche ungewährte Bitte
In den dunklen Kronen dort im Wald?

Sitzt vielleicht ein Mädchen noch am Fenster
In dem stillen Hause vor der Stadt
Die mich einst vergnügter und beglänzter
Und beschwingter auch gesehen hat.

Sicher binden mich solch feine Fäden
— Wie Altweiberhaar im Sommerwind —
Warum machtest du mich sonst in jedem
Meiner Träume krank und tränenblind?

Sicher träumst du, wenn die Ave-Glocken
Aus den Türmen auf die Dächer taun
Von den wilden, hellen Kinderlocken
Von den Augen, die dich staunend schaun.

Meine Augen waren's und mein Haar. —
Der Vertriebenen gedenkst du nun.
Der ich, ferne Stadt, der Deine war
Darf in deinen Mauern nicht mehr ruhn.

Aber deine Mauern ruhn in mir.
In den Nächten baue ich dich neu
Durch die nieverschlossne Träume-Tür
Darf ich dich betreten ohne Scheu. *(1957)*

BERNHARD BRILLING

Der Chevalier von Geldern in München

Die faszinierendste jüdische Persönlichkeit, die sich im 18. Jahrhundert in München aufhielt, dürfte wohl jener Vorfahr oder vielmehr Großonkel von Heinrich Heine gewesen sein, der unter dem Namen „Der Chevalier von Geldern" an den Höfen und als palästinensischer Sendbote in den Synagogen Deutschlands bekannt wurde. Mindestens zweimal hielt er sich, wenn auch nie für lange Zeit, in München auf [1]).

Der aus Düsseldorf gebürtige Simon von Geldern, ein Bruder des Großvaters Heinrich Heines von väterlicher Seite, spielt in den Memoiren des Dichters eine bedeutsame Rolle. Heine fand im Nachlaß seines Großvaters „ein Notizenbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer so viel zu singen und zu sagen wußten" [2]). Dieser Großonkel, dessen wunderliches Leben und Reisen die Einbildungskraft des jungen Heine außerordentlich beschäftigte, war eine interessante Gestalt — ein Abenteurer, der in den Kreisen des damaligen deutschen Judentums gleichzeitig Anstoß und Verwunderung erregte. Simon von Geldern trat in zwei verschiedenen Gestalten auf, — je nach der Umgebung, in der er sich bewegte: als Kavalier oder als frommer Sendbote aus dem Heiligen Lande. Demgemäß bewegte er sich auch ohne aufzufallen in zwei ganz verschiedenen Sphären, in der Welt der Höfe und Kavaliere und in der Welt der Synagogen und Rabbiner. Unter dem Titel eines „Chevalier de Gueldres", wie er sich nach der französierenden Manier seiner Zeit zu nennen pflegte, als Liebhaber der Wissenschaften und schönen Künste auftretend, pflegte er, als weltmännisch erfahrener und literarisch versierter Reisender, Beziehungen zu höfischen und gebildeten Kreisen, wobei er es keineswegs verschmähte, an den in diesen Kreisen üblichen Vergnügungen teilzunehmen. Schwer glaublich erscheint es, daß derselbe Kavalier und Schöngeist sich in einen frommen Asketen verwandelte, wenn er um Unterstützung bei den Vorstehern der jüdischen Gemeinden vorsprach und dort unter Berufung auf seine Aufgabe als Sendbote aus dem Morgenlande, der sehnsüchtig wieder auf seine Rückkehr nach dem Heiligen Lande sinne, auf die Gelder Anspruch erhob, welche für die als besonders fromm angesehenen und mit großer Ehrfurcht behandelten Pilger von gläubigen Seelen gespendet worden waren [3]). Die Gegensätzlichkeit dieser beiden Welten — der höfischen Gesellschaft und der jüdischen Wohlfahrtskassen — scheint dem Chevalier von Geldern aber keine besonderen Probleme aufgegeben zu haben [4]).

Zweimal hielt sich Simon von Geldern in München nachweisbar auf, wo erst 1750 eine jüdische Gemeinde wieder zu existieren begann. Zum ersten Male weilte er dort im Januar 1749, doch nur einige Tage [5]). Zum zweiten Male kam er im letzten Jahrzehnt seines Lebens (1778—1788) nach München. In jenen

Jahren hielt er sich hauptsächlich in Buxweiler im Unterelsaß auf, wo er einen Zufluchtsort gefunden hatte. Zuweilen aber regte sich in ihm noch das alte Abenteurerblut; die Langeweile trieb ihn fort, oder seine Geldmittel gingen ihm aus. Dann mußte er versuchen, von neuem Gelder zu beschaffen, indem er das Land wie in seinen jüngeren Jahren durchzog, zuweilen als Chevalier, zuweilen als Sendbote aus dem Heiligen Lande auftretend. So erschien er 1781 in Darmstadt, Düsseldorf und Heilbronn. 1783 wollte er, wie Heymann annimmt, wieder einmal nach Wien fahren, wo er einstmals sich sehr wohl gefühlt hatte[6]). Bei dieser Gelegenheit hielt er sich längere Zeit in Bayern auf, wie einige Urkunden des Staatsarchivs in München[7]) sowie andere Mitteilungen erkennen lassen.

Auch hier in Bayern verzichtete er nicht auf seine Doppelrolle. Während er in Fürth, der damals größten jüdischen Gemeinde Bayerns, als bußfertiger Pilger auftrat, um eine milde Gabe aus der Palästinakasse zu erhalten, schien es ihm richtiger, sich in München als „Liebhaber der schönen Wissenschaften und Belletrist" vorzustellen. In dieser Eigenschaft wandte er sich an den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern und bat ihn um freien Aufenthalt wie auch um Leibzollfreiheit für sich und seinen Bedienten; denn das Recht zum Aufenthalt in München konnte auf zweierlei Art von Juden erworben werden, durch einen Schutzbrief des Kurfürsten oder einer von ihm dazu eingesetzten Behörde oder durch eine polizeiliche Erlaubnis, für die eine Leibzollgebühr zu entrichten war[8]. Der Kurfürst übergab die Angelegenheit dem Cameral-Mauth-Departement, das ihm am 2. Mai 1783 als Ergebnis seiner Nachforschungen folgendes berichtet:

> Der Simon de Gueldres Doctor aus Jerusalem hat Eure p. um einen offenen Passeport zum freyen Aufenthalt allhier dann um Leibzollfreyheit nebst seinen Bedienten untertänigst gebethen. Nach gnädigstem Signatum vom 10ten April sollen wir uns um dessen allhiesigen Geschäften nähers erkundigen und über ein . . . . . Bericht erstatten.
>
> Vermög dessen selbstiger Äußerung ist er keineswegs Doctor, sondern ein Liebhaber der schönen Wissenschaften, Belletrist und in orientalischen Sprachen bewandert[9]). Bei dieser Beschaffenheit lassen wir es der höchsten Entschließung über, ob Euer p. ihm Suplicanten seinen Aufenthalt längers . . . wieder als auf ein Jahr gnädigst gestatten und ihme auf einige bestimmende Zeit mit seinem Bedienten den Nachlaß des Leibzolles verwilligen wolle.
>
> Uns zu fernerem p. München, den 2. May 1783
>
> Cameral-Mauth-Departement

Dieser Antrag eines jüdischen „Liebhabers der schönen Wissenschaften", damals einer sehr seltenen Erscheinung, stieß bei dem Kurfürsten auf wohlwollendes Verständnis. Die anderen Juden, die sich in München aufhielten, waren ausschließlich Geschäftsleute, die allerdings im bayerischen Wirtschaftsleben und durch ihre Beziehungen zum bayerischen Herrscherhaus eine bedeutsame Rolle spielten. So teilte Kurfürst Karl Theodor am 24. Mai 1783 der Oberlandesregierung mit, daß er den Antrag des Simon von Geldern genehmige.

> Da Se. Kurfürstl. Durchlaucht auf untertänigstes Bitten des sich hier aufhaltenden Juden Simon von Geldern um einen offenen Passeport zu seinen dahiesigen Aufenthalt sowie auch die Leibzollbefreyung für sich und seinen Bedienten nach eingezogener Erkundigung, dass gedachter Jud zwar kein Arzt[10]), wohl aber ein

Liebhaber der schönen Wissenschaften und sogenannten Belles Lettres, auch in den orientalischen Sprachen absonders bewandert sei, mithin sich lediglich mit den Wissenschaften und nicht mit dem Handel und sonst verdächtigen Geschäften abgebe, gnädigst geschehen lassen wollen, dass selbigem der Aufenthalt auf ein Jahr, und die Freyheit vom Leibzoll ebenso lange gestattet werden soll, bleibt solches der Oberlandesregierung zu gemässer Anweisung der Polizeybehörde, mit dem Anhange unverhalten, dass der Hofkammer wegen jener Leibzollbefreyung das nöthige unterm Heutigen ebenfalls bedeutet worden.
München, den 24ten May 1783

Auf Kurfürstl. Durchl. sonderbar gnädigsten Befehl.

Diese Entschließung wurde nun auch von der Regierung dem Simon von Geldern durch einen Boten in folgender Form mitgeteilt:

An den Juden Simon von Geldern
dermal allhier sich aufhaltend.
Dem Juden Simon von Geldern wird auf dessen zur Kurfürstl. höchsten Stelle um gnädigste Bewilligung, sich nebst seinem Bedienten leibzollfrey allhier aufhalten zu dürfen, untertänigst eingereichtes Anlangen hiermit pro resolutione nachrichtlich bedeutet,
dass demselben der gebetene Aufenthalt allhier nebst der Leibzollbefreyung auf ein Jahr gestattet, sohin diesfalls an hiesiges Hof- und Stadtoberrichteramt unterm heutigen Dato das behörige erlassen worden seye.
Signatum den 3. Junii 1783
Exped. 6. Junii und durch Boten bestellt.

Simon von Geldern hatte nun die Möglichkeit, sich ein Jahr in München aufhalten zu dürfen. Es wäre reizvoll, seinen dortigen Erlebnissen nachzugehen, aber leider ist darüber nichts bekannt. Vielleicht hat er (ebenso wie einstmals in Paris) den Versuch gemacht, sich durch Unterricht in den orientalischen Sprachen eine Erwerbsmöglichkeit zu beschaffen, und seine Beziehungen zu den höfischen Kreisen dafür auszunutzen.
Im Jahre 1784 jedenfalls verließ er München und ging nach Fürth, wo damals die größte jüdische Gemeinde Bayerns bestand. Hier erschien er wieder als bußfertiger Pilger aus dem Heiligen Lande, als der er bereits 1755 dort aufgetreten war[11]). Wie damals erhielt er auch jetzt eine milde Gabe aus der Palästinakasse der Gemeinde, wie das Protokoll der Fürther Judengemeinde aus dem Jahr 1784 zu berichten weiß. Dort war in ihrer damaligen Amtssprache, einem mit hebräischen Worten stark vermischten Jüdisch-Deutsch, eingetragen: „Der Jerusalemer Gelehrte Simon von Geldern hält an bei der Gemeinde um eine Gabe. Es wurde beschlossen: Es soll ihm gegeben werden von den Geldern für das Heilige Land, für ihn sowie als Unterhaltsgelder und für den Wagen (zur Weiterreise) 11 Gulden[12])." Natürlich konnten solche kleinen Gaben (die er wahrscheinlich auch in anderen bayerischen Gemeinden und vielleicht auch in München erhalten hatte) ihm nicht genügend helfen. So versuchte er, auf einem anderen Wege, der ihm als schriftstellernder Literat nahelag, Geld zu verdienen. 1784 ließ er in Fürth unter einem durchsichtigen Pseudonym[13]) ein Büchlein drucken „Die Geschichte von der Judith" als Neuausgabe eines alten hebräischen Textes[14]). Dieses Büchlein, das etwa Ende 1784 veröffentlicht wurde, war wohl das einzige literarische Erzeugnis des Chevalier von Geldern auf bayerischen Boden[15]). *(1958)*

Anmerkungen:

[1]) Über das unruhige Wanderleben des Chevalier von Geldern unterrichten uns: David Kaufmann „Aus Heinrich Heines Ahnensaal" (Breslau 1896) S. 100—160, sowie Fritz Heymann „Der Chevalier von Geldern" (Amsterdam 1937) S. 245—359. Vgl. auch Max Brod „Heinrich Heine" (Leipzig-Wien 1934) S. 7—16.

[2]) Heinrich Heine, Sämtliche Werke, ed. E. Elster, VII, 474.

[3]) Daher wird Simon von Geldern in dem hebräischen Standardwerk über die Sendboten des Heiligen Landes (Abraham Jaari, „Schluchej Erez Israel", Jerusalem 1951, Verlag des Raw Kook-Institutes, S. 179/180) unter den „Sendboten für eigene Zwecke" aufgeführt, d. h., er wird zu denjenigen Sendboten gerechnet, die unter dem Vorwand, für die armen Juden des Heiligen Landes zu sammeln, die Gelder für sich selbst verbrauchten. Siehe dazu Heymann, S. 279.

[4]) Als Quelle für die Lebensschicksale des Simon von Geldern diente hauptsächlich sein Tagebuch, dessen 1. Band sich nach Heymann (S. 357/58) in der Bibliothek der Berliner Jüdischen Gemeinde, und dessen 2. Band sich in Darmstadt befand. Heymann, der nach Theresienstadt deportiert war, ist verstorben, so daß nicht mehr festzustellen ist, wo sich die von ihm benutzten Dokumente befinden.

[5]) Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, II, 1930, S. 268.

[6]) Heymann, S. 351 ff.

[7]) Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kreisarchiv München GR 1260/21.

[8]) Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, II, 1930, S. 263.

[9]) Im Text stand ursprünglich: „und . . . orientalischen Sprachen Lehrer, wovon er denen, die hierzu Lust haben, teil geben wolle". Diese Worte von „Lehrer" bis „wolle" sind durchgestrichen und durch die Worte „bewandert sei" ersetzt worden. Es dürfte daraus hervorgehen, daß Simon ursprünglich wohl die Absicht hatte, sich vom Unterricht in den orientalischen Sprachen zu ernähren, wie er es z. B. 1762 bei seinem Aufenthalt in Paris vergeblich versucht hatte (Heymann, S. 313/14).

[10]) Arthur Cohen erwähnt in seiner Arbeit „Die Münchener Judenschaft 1750—1861" (Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, II, 1931, S. 267/68) auch Simon von Geldern. Aber die von ihm benutzte Abschrift aus dem Staatsarchiv war ungenau und führte ihn irre. Während es im Original heißt: Simon ist „zwar kein Arzt" hat Cohen die falsche Lesart „Simon ist zwar ein Arzt" und zieht daraus die falsche Folgerung: „er trieb also nach der damaligen Anschauung ein Gewerbe."

[11]) Kaufmann, Ahnensaal, S. 134.

[12]) Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums (Breslau), Jahrg. 51, 1907, S. 208. Leider ist das Tagesdatum dort nicht angegeben.

[13]) Das von ihm verwendete hebräische Pseudonym (A Sch D G Majim) ist aus den Anfangsbuchstaben der hebräischen Worte: Amar Schimon De Geldern Mi Jeruschalajim (= es sprach Simon von Geldern aus Jerusalem) zusammengesetzt; s. auch Kaufmann, Heines Ahnensaal, S. 306.

[14]) L. Löwenstein im Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft (Frankfurt a. M.), Bd. 10, 1912, S. 121, Nr. 308.

[15]) Vorher hatte er 1759 in Amsterdam ein hebräisches Buch (Kithbe Kodesch u-Melizoth), enthaltend Zeugnisse und Empfehlungen für seine Sendbotentätigkeit, und 1773 in London ein Oratorium „The Israelites on Mount Horeb" veröffentlicht; s. Kaufmann, Ahnensaal, S. 154 und 156.

Ludwig I. und Nanette Kaula

König Ludwig I. von Bayern hatte 1825 den Thron bestiegen; schon 1827 ging er an die Verwirklichung eines einzigartigen Planes: durch die Hand Joseph Stielers sollte für die Münchner Residenz eine Galerie angelegt werden, in der die hervorragendsten Vertreterinnen weiblicher Schönheit festgehalten werden sollten. Stieler sollte an dieser Sammlung Jahrzehnte zu schaffen haben; das Bildnis der Tochter aus altem Münchener Patrizierhaus kam neben das der fremdländischen Schönheit, das der königlichen Prinzessin zu dem der jugendlichen Maid aus dem bayerischen Oberland. Die Reihe der 38 meisterhaften Porträts ist heute noch eine Hauptsehenswürdigkeit Münchens.

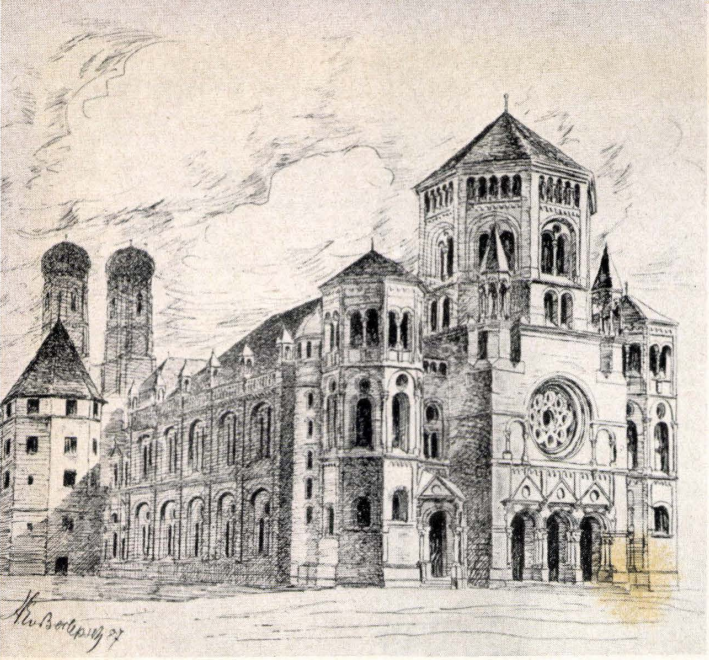
Der siebente Auftrag, den Stieler für die Schönheitsgalerie erhielt, war der, Nanette R. Kaula, die Tochter Raphael Kaulas und seiner Frau Josephine, geborene Pappenheimer, zu malen. Raphael Kaula entstammte der alten württembergischen Judenfamilie Kaula, deren Mitglieder teilweise beim Hof zu Stuttgart besondere Bedeutung erlangen sollten. 1765 war er in Hechingen geboren worden, 1801 wurde er in München kurfürstlicher, 1806 königlich-bayerischer und später noch württembergischer Hofagent; im Januar 1815 hatte er den „vorgeschriebenen Untertaneneid auf die Bibel angeschworen", kurz darauf „nach allerhöchstem Reskript" ein zweites Haus in der inneren Stadt erworben und dann die Konzession auf den Großhandel erhalten. Seine Frau war 1779 in München geboren.

Auf Raphael Kaulas schöne Tochter Nanette (auch Nanni oder Anna gerufen) mag der König durch die Beziehungen des Großhändlers zum Hof aufmerksam geworden sein. Nanette wurde als neuntes und letztes Kind des Kaulaschen Ehepaares am 16. Januar 1812 in München geboren; den Plan, Nanette — man nannte sie in der Stadt „Die schönste Jüdin von München" oder auch „Die schönste Nanni" — malen zu lassen, hat der königliche Auftraggeber wohl mit dem Künstler mündlich durchberaten. Viele Anekdoten erzählen von der ausnehmenden Schönheit der jungen Nanette, den Fremden wies man sie auf den Straßen der Hauptstadt als besondere Schönheit, und sie wußte davon mit harmloser Freude; auf einem Ausflug — so ist auch überliefert — soll einer der vielen Verehrer stets nach rückwärts gewandt mit einer Laterne gegangen sein, um sich unablässig an den ebenmäßigen Zügen der jungen Kaula zu erfreuen.

Nanette Kaula, Münchens „schönste Jüdin" genannt, ist eine der Frühen aus der Galerie. Sie trägt bei Stieler (1829 gemalt) einen goldenen Pfeil im hochgesteckten Haar. Eine pfirsichwangige, dunkeläugige Siebzehnjährige in violettem Samtkleid. Den Hintergrund des Gemäldes gibt eine Säule ab. Man bedauert, auf dem Bild weder ihre Hände noch ihre Füße zu sehen. Denn die zierlichen Hände und Füße der Kaula werden von den Zeitgenossen als das Bewundernswerteste an dieser Schönheit gepriesen.

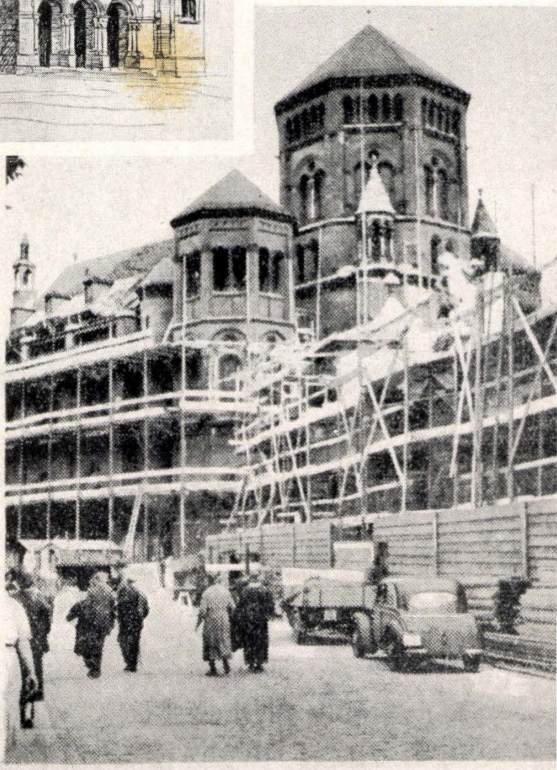
Münchens erste neuzeitliche Synagoge, Aquarell von Ferdinand Petzl

Medaillen, geprägt anläßlich ihrer Einweihung, 1825



Die Synagoge
an der Herzog-Max-Straße
Zeichnung aus dem Baujahr

Medaille, geprägt zur Erinnerung
an die Einweihung, 1887



„Der Stürmer" berichtet über die
Zerstörung der Synagoge, 1938

Ein Schandfleck verschwindet

Aus verkehrstechnischen Gründen
muß die Synagoge in München abgebrochen werd

Wie gesagt, 1829 ist Nanette 17 Jahre alt. Später beschreibt sie Doktor Johann Nepomuk Sepp „als eine früher reizende Jüdin, noch in mittleren Jahren", die sich bei einem festlichen Anlaß dem König in den Weg drängte, nicht erkannt wurde und auf die zerstreute Frage Ludwigs: „Wer sind Sie?" — vorwurfsvoll daran erinnerte: „Majestät hatten die Gnade mich malen zu lassen!" Ludwig soll ungerührt geantwortet haben: „Tät's nimmer! Tät's nimmer!"
Rechnen wir nach: Am 9. November 1850 war Nanette 48 Jahre alt. Ein noch mittleres Alter. Auch war die Enthüllung der Bavaria ein besonders festlicher Anlaß. So nehme ich an, der König ist Nanette bei dieser Gelegenheit wieder begegnet — nicht mehr der Nanette Kaula, sondern der Frau Heine.
Am 24. Juni 1834 wurde Nanette durch den Münchner Rabbiner Hirsch Aub mit dem „Großhändler von Hamburg und angehenden Großhändler von hier, Salomon Joseph Heine. Theilhaber der dortselbst unter der Firma: Joseph Heine Söhne etablierten Handlung, und Mitglied der Deutschen Israelitischen Gemeinde in der freyen Hansestadt Hamburg" (so in den Akten des Münchner Stadtarchivs) getraut. Trauzeugen waren die Vorsänger Löb Sänger und Abraham Fränkel. Zuerst zog das junge Paar ins elterliche Haus an der Salvatorstraße, dann in ein eigenes Anwesen in der Löwengrube; dort starb Salomon Heine — im März 1863.
Sollte dieser Bankier Salomon Joseph Heine mit dem Dichter Heinrich Heine zu tun haben? Es sind in der Tat Verwandte. Und ich erinnere mich: 1829, als Nanette für die Schönheitsgalerie Portrait sitzt, wohnt Heinrich Heine ebenfalls in München, am Altheimer Eck, und hofft noch auf eine Professur für Germanistik an der Universität. Sollte nicht nur Salomon, ihr späterer Mann, sollte auch Heinrich Heine der Nanette die Gunstbezeigung durch den König geneidet haben?
Heinrich Heine, als er nicht mehr auf eine Professur in München rechnen durfte, dichtete über Ludwig I.:

„Er liebt die Kunst, und die schönen Frauen
Die läßt er porträtieren;
Er geht in diesem gemalten Serail
Als Kunst-Eunuch spazieren."

Man wird das Gefühl nicht los, daß bei solchem Dichten sehr persönliche Gefühlsmomente mitgespielt haben. Ich könnte mir vorstellen, daß das abrupte königliche „Tät's nimmer! Tät's nimmer!" von Ludwig nicht nur in Erinnerung an Nanettes entschwundene Schönheit hervorgestoßen wurde, sondern auch im Hinblick auf ihre Namensverwandtschaft mit dem Dichter Heine.
Und Nanette? Stand sie, Ludwig huldigend, unter der Menge? Es ist anzunehmen. Aber nirgends finde ich vermerkt, daß eine gealterte Schöne Ludwig am Fuß der Bavaria gestellt hätte, um sein „Tät's nimmer! Tät's nimmer!" entgegenzunehmen.
Nanette Kaula muß nicht nur die „schönste Jüdin von München", sondern auch eine der reizvollsten Damen der Gesellschaft gewesen sein: wir entnehmen dies einem Bericht des Norddeutschen August Lewald, der sich darüber beschwert,

wie „leer, ledern und langweilig“ ein Ball der Gesellschaft „Museum“ gewesen wäre und versichert, daß auch „die Anwesenheit einer wahrhaft orientalischen Schönheit, der Tochter des Bankiers K... a für die fehlenden Tänzerinnen nicht schadlos halten konnte“.

Wenn wir ein anderes Bild Nanettes, das dem 1950 verstorbenen Kommerzienrat Friedrich Kaula gehörte, jedoch während der Nazi-Zeit verloren wurde, betrachten, erkennen wir eine besonders schöne Frau wieder. Auch dieses Porträt soll übrigens von der Meisterhand Stielers gefertigt sein, eines der ganz wenigen späteren Bildnisse von Damen aus der Schönheitsgalerie, die auf uns gekommen sind.

Die Schriftstellerin Anna Ettlinger (Karlsruhe), die erst im Frühjahr 1934 als hohe Neunzigerin entschlafen ist, schilderte uns ihre Verwandte Nanette mit folgenden Worten: „Ich habe sie erst kennengelernt, als sie schon alt war, aber sie war noch immer von auffallender Schönheit: eine hohe, königliche Gestalt, ebenmäßig gebaut, mit kleinem Kopf und feingeschnittenen Zügen, schön gebildeten Händen und Füßen. Was mir am meisten an ihr auffiel, war die edle Art, wie der Kopf auf dem schlanken Hals saß. Er erinnerte an die Diana im Louvre. Die aufgesteckten Locken, die ihr Bild in der Schönheitsgalerie zeigt, trug Tante Nanni in ihrem Alter nicht mehr; ihr Haar war glatt gescheitelt, und auch das stand ihr gut.“

Die Witwe verbrachte ihren Lebensabend in bescheidenen Verhältnissen. Sie wußte sich damit sehr wohl abzufinden, stets blieb sie gut gekleidet und ihr Heim behaglich und gastlich, freundlich und für alles interessiert blieb ihre harmonische Persönlichkeit auch in späteren Jahren.

Im Sterberegister der Münchner Gemeinde ist als Nummer 57 des Jahres 1876 die „Privatierswitwe Nanette Heine, geb. Kaula“ verzeichnet, die in ihrem Haus Glückstraße 1 am 28. November einem Herzleiden erlag. In den Nachmittagsstunden des 30. November fand die Beerdigung der Vierundsechzigjährigen statt: eine schlichte Grabplatte auf dem Alten Friedhof an der Thalkirchenerstraße weist uns die letzte Ruhestätte Nanette Kaulas.

Ihr Bildnis aus den Jugendtagen hat ihr Gedächtnis über den Tod hinaus wach erhalten: dieses Gemälde zählt unstreitig zu den volkstümlichsten der Münchner Schönheitsgalerie und ist auf unzähligen Elfenbeinminiaturen, auf Stichen und Zeichnungen, als Schmuck von Tassen und Tellern in Hunderten alter Münchner Bürgerhäuser verbreitet. Aber hier tritt wirklich der innere Mensch hinter seiner äußeren Erscheinung zurück, und wer gedenkt noch der Herkunft und des Lebens dieser schönen Jüdin? *(1958)*

HANS-JOACHIM SCHOEPS

Friedrich Julius Stahl und das Judentum

Der große Wortführer der preußischen Konservativen und Theoretiker des christlichen Staatsgedankens Friedrich Julius Stahl entstammt einer bayerischen Judenfamilie. Sein Großvater Abraham Uhlfelder ist der Vorsteher der Israelitischen Kultusgemeinde München gewesen und hat für die Geschichte der bayerischen Judenemanzipation eine ähnliche Bedeutung gehabt wie David Friedländer für die preußische. Uhlfelder[1]) — wohl aus Uhlfeld im Rezartkreis (unweit von Neustadt a. d. Aisch) stammend — war in den Siebzigerjahren von Mergentheim nach München gekommen und auf Grund seines Schutzjudenpatents eine Art Hoffaktor des Kurfürsten geworden. Um das Jahr 1800 hat er eine eigene Handlungsfirma in München eröffnet, die auch größere Geldgeschäfte besorgte. Seine Tochter Babette heiratete 1801 den Kaufmann Valentin Jolson aus Heidingsfeld bei Würzburg. Am 16. Januar 1802 ist als das älteste von acht Kindern dieser Ehe der nachmalige Staatsrechtslehrer Stahl geboren worden. Sein ursprünglicher bürgerlicher Name war also Julius Jolson-Uhlfelder[2]). Ab 1804 lebte die Familie in München; Haushaltungsvorstand war der Großvater. Das ist deshalb zu betonen wichtig, weil Abraham Uhlfelder ein ausgesprochen konservativer Jude und gleichzeitig ein bayerischer Patriot gewesen ist. Er hat die Beteiligung der Münchner Judenschaft an der Bürgermiliz durchgesetzt und ist auch zur Vorbereitung des Judenedikts der Regierung Montgelas vom 10. Juni 1813 maßgeblich zugezogen worden. Mit diesem Edikt stand die Erwerbung des Staatsbürgerrechts jedem in Bayern geborenen Juden offen. Übrigens hatte Uhlfelder schon 1804 die Zulassung der Juden zu den Münchner höheren Schulen erwirkt, was sich einige Jahre später für den eigenen Enkel segensreich auswirken sollte.

Im Jahre 1811 bezog der streng-religiös erzogene Julius Jolson das Wilhelms-Gymnasium in München, dessen damaliger Direktor Kajetan von Weiller ein aufgeklärter Katholik und Kantianer war. Neben diesem Aufklärungspädagogen wirkte der maßgebliche Wortführer des Neuhumanismus in Bayern Friedrich Thiersch als Lehrer der alten Sprachen an dieser Anstalt. Insbesondere Thiersch, der orthodoxe Lutheraner, hat auf den aufgeweckten Jungen bestimmenden Einfluß gehabt. So begann in ihm schon in frühen Jahren die Durchdringung dreier Lebenskreise: der orthodox-jüdische, der bayrisch-staatliche und der protestantisch-humanistische[3]). Stahl selber hat über die inneren Konflikte und Probleme, die diese Sphärenüberschneidung für ihn bedeuten mußte, keine Aufzeichnungen hinterlassen. Mit knapp 17 Jahren hatte er 1818 das Gymnasium durchlaufen; im Juni 1819 unterzog er sich einer Prüfung für die Aufnahme unter die Studienlehreramtskandidaten. Zwar bestand er sie mit „sehr gut", aber sein jüdisches Bekenntnis versperrte ihm die Lehrerlaufbahn. Nach allem, was wir wissen, trifft das Heinesche Spottwort über die Taufe als

„Entréebillet in die europäische Kultur" für die Taufe des jungen Jolson nicht zu. Sie ist nach dem Tode des Großvaters am 6. November 1819 in Erlangen durch den Stadtpfarrer Professor Kaiser vollzogen worden. Es waren echte Glaubensüberzeugungen, die den jungen Mann zu diesem Schritt getrieben haben. Er hat im Christentum eine höhere Glaubensform gesehen als in der rabbinischen Orthodoxie, die damals ganz einer pilpulistischen Gesetzesauslegung anheimgefallen war. Es ist sehr bezeichnend, daß er unter dem Einfluß von Thiersch, dessen Vornamen Friedrich er als Taufnamen übernahm, zum Protestantismus übertrat und nicht zur herrschenden Kirche des Landes. Auch dies spricht nicht gerade für opportunistische Erwägungen. Da er mit der Gleichgültigkeit damaliger Reformjuden nichts gemein hatte, verwundert es nicht, daß die Religion — nunmehr das Christentum — auch weiterhin und für immer im Zentrum seines Denkens blieb. Der Einfluß des Kreises um seinen Lehrer Thiersch, zu dem der Oberkirchenrat Niethammer und der Glaubensphilosoph F. H. Jacobi, der Goethefreund, gehörten, hat ihn für ein orthodoxes Luthertum gewonnen, dessen wortgewandter Vorkämpfer er späterhin geworden ist. Irgendwelche Glaubensanfechtungen hat er offenbar niemals gehabt. Am 6. März 1824 folgten der Vater und die ganze Familie seinem Vorbild und gingen ebenfalls zum Taufbecken. Auch sie entschlossen sich zur Führung des neuen Familiennamens Stahl, dessen Herkunft ungewiß ist.

Julius Jolson, jetzt Friedrich Julius Stahl, studierte in Heidelberg, Würzburg und Erlangen, wo er Mitglied der Burschenschaft wurde, die Konfessionsjuden von der Aufnahme ausschloß. Bald wurde er in burschenschaftliche Unruhen verwickelt, als maßgeblicher Sprecher der verbotenen Verbindung auf zwei Jahre relegiert, aber März 1826 wieder zum Studium zugelassen. Schon am 8. Juni 1826 erfolgte sein Studienabschluß mit der öffentlichen Disputation für den juristischen Doktorgrad in Würzburg. Die weitere Karriere ging rasch: 1828 Privatdozent in München, 1832 Extraordinarius in Würzburg, 1833 erschien der erste Band seiner berühmten Rechtsphilosophie („Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht") in der ersten Auflage bei J. C. B. Mohr in Heidelberg. Im September 1834 wurde er zum Ordinarius für Staats- und Kirchenrecht in Erlangen ernannt. 1835 heiratete er Julie Kindler, die Tochter eines Erlanger Handschuhfabrikanten. 1840, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. in Preußen, wurde er auf den Lehrstuhl des verstorbenen Hegelianers Eduard Gans — auch er ein getaufter Jude — nach Berlin berufen. Dort ist er bis zu seinem Tod geblieben, der am 10. August 1861 während eines Kuraufenthalts in Brückenau erfolgt ist.

Die große Zeit der Stahlschen Wirksamkeit liegt im Jahrzehnt der Reaktion von 1848 bis 1858, auf dessen politische Entscheidungen er einen ziemlichen Einfluß hatte. Der getaufte Jude wurde Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrats und des Preußischen Herrenhauses und galt als der unbestrittene Führer der lutherischen Orthodoxie Preußens und als der Staatsrechtslehrer des monarchischen Prinzips. Seine großen Werke sind „Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten" (Erlangen 1840, 2. Aufl. Berlin 1862) und „Die lutherische Kirche und die Union" (Berlin 1859). Über seine Position als Theoretiker des christlichen Staats und als Lehrer des Kirchenrechts habe

ich in meinem Buch „Das andere Preußen“ (2. Aufl. Honnef/Rhein 1957) Kapitel 5 eine ausführliche Darstellung gegeben, die auch auf seine katholischen Neigungen eingeht, die sich wohl infolge gewisser Jugendeindrücke zeitlebens bei ihm erhalten haben.

Über sein Auftreten und seine Wirkung als Hochschullehrer hat für die fünfziger Jahre der nachmalige Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Julius Rodenberg[4]), anschaulich berichtet: „Man sah ihm den semitischen Ursprung auf den ersten Blick an — klein, schwarz, feurig, mit brennenden Augen und ewig bewegtem Mienenspiel. Er las im Auditorium maximum in den Abendstunden des Samstags und eine merkwürdige Versammlung saß zu seinen Füßen. Neben den ganz jungen Leuten die mit grauen Häuptern, Juristen und Theologen, hohe Staatsbeamte, Richter und in dieser Masse die Epaulettes von Offizieren jeden Grades. ßas Thema dieser publice gehaltenen Vorlesungen hieß: „Über die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche“ (in Buchform erschienen Berlin 1863). — Es war etwas in ihm von einem Propheten des Alten Bundes, unaufhaltsam strömte das Feuer, das ihn zu verzehren schien, in leidenschaftlichen Ausdrücken hervor.“

Uns interessiert hier nun besonders die Stellung, die der gefeierte Staatsrechtslehrer zum Judentum als der Religion seiner Herkunft eingenommen hat. Er hat sich darüber in einer besonderen Schrift geäußert, die anläßlich der Verhandlungen des Vereinigten Landtags in Berlin 1847 über die Rechtsstellung der Juden erschienen ist. In dieser Schrift „Der christliche Staat und sein Verhältnis zu Deismus und Judentum“ urteilt er ausschließlich vom Prinzip des christlichen Staates aus, der der politischen Gleichstellung der Glaubensjuden entgegen steht (46). Das Christentum als Staatsreligion, nicht die Abstammung der Juden, ist für ihn das alleinige Hindernis. Die Juden gelten ihm nach wie vor als das auserwählte Volk und als Religionsvolk werden sie von ihm sehr ernst genommen. Es fallen hohe Lobesworte über ihre Stammeseigenart, und das unterscheidet ihn grundsätzlich von so vielen Konvertiten, die ihre Vergangenheit späterhin mit Haß verfolgt haben.

Stahl führt in dieser Schrift folgendes aus: „Der innerste Zug des jüdischen Stammes von Natur ist Religion und religiöse Gewisssenhaftigkeit; in dieser hat er seinen sittlichen Halt. Es findet sich deshalb bis zu dieser Stunde unter den eigentlichen Juden ein Typus sehr würdiger Menschen, in denen eben jener Grundzug besonders lebendig ist, Menschen von tiefer Religiosität, von Ernst und Gewissenhaftigkeit auch in den äußeren Lebensverhältnissen“ (41). Von Außenstehenden werde die intellektuelle Seite in der jüdischen Volksanlage oft zu hoch und die sittliche zu niedrig eingeschätzt. Auf der anderen Seite finde sich aber unter den Juden auch „ein über alles Maß widerlicher Typus“, der des sittlichen Halts, den die Religion gibt, verlustig ging und der daher alles auflösen und zersetzen wolle. „Das sind die beiden Pole des echten selbständigen Judentums, in deren Mitte die große Mehrheit sich bewegt“ (42).

Das Ergebnis der Deduktion ist folgendes: In der Stammesart liegt kein Grund gegen ihre völlige Naturalisation. Die Gründe liegen vielmehr im Wesen des christlichen Staates, wenn er christlich ist, und im Wesen des echten Judentums, das von den ihm gegebenen Verheißungen her der völligen Assimilation

widerstreben muß, denn ihr „Herz muß für die nationale jüdische Gemeinschaft brennen und für die Hoffnung, daß sie wieder aufgerichtet, der Tempelstaat wieder hergestellt werde“ (43).

Freilich seien die Juden, die den Geist des echten Mosaismus vertreten, bereits in der Minderheit; der Zeitgeist habe aus der jüdischen Bevölkerung der Mehrzahl nach etwas anderes gemacht als die Idee des Judentums ist (45). „Die Gemeinschaft mit christlich-germanischer Sitte und Bildung hat bei den Juden zunächst den alten Glauben erschüttert, ja man darf sagen, großenteils zerstört. Sie hat in das Reformjudentum, das kein Judentum mehr ist, hinübergeführt. Das aber ist keine Stätte, auf der das jüdische Volk in Deutschland dauernd verbleiben kann“ (54). So begründet Stahl mit der Idee der Selbsterhaltung des Judentums und mit der Reinheit des christlichen Staates die Regierungsproposition von 1847, die die staatsbürgerliche Gleichberechtigung durch Nichtzulassung zu den in engerem Sinne obrigkeitlichen Ämtern und zu einem Teil der Lehrämter (zumal Volksschulen) einschränkt. Das Hineinwachsen der Juden in das deutsche Volk schien ihm aber gleichwohl ein auf die Dauer unaufhaltsamer Prozeß zu sein.

Auch in Stahls „Rechtsphilosophie“ (II, 23, 284 f.) finden sich Ausführungen darüber, daß den dissentierenden Religionsgemeinschaften, die sich auf einen Akt der göttlichen Vorsehung gründen — in erster Linie den Juden — die devotio domestica und das exercitium religionis privatum zuzugestehen sei. Dies war ihm der rechte Begriff der Toleranz. Aber auch in seiner Konzeption des christlichen Staates finden sich unleugbar jüdische Züge. Er hat das Recht als die Substanz des Staates erklärt und das Recht in den zehn Geboten gipfeln lassen. „Es ist der oberste Zweck des Staates, Erhalter und Rächer der zehn Gebote zu sein. Er ist, wie die Älteren sagen: Hüter beider Tafeln“ (II, 23, 145 f.). Der Staat beruhe „im tieferen Grunde auf göttlicher Vollmacht“ (176). Irgendwie steht auch hinter dem Verhältnis von Staat und Kirche für ihn der altjüdische Tempelstaat und die im Judentum einmal verwirklichte Theokratie hoffte er am Ende der Tage vollendet wiederkehren zu sehen. Es ist auch kaum zufällig, daß sich ihm selbst in Parlamentsreden Bilder aus der jüdischen Kultsphäre aufdrängen. So in Erfurt am 12. April 1849: „Die beiden Adler (Preußens und Österreichs) müssen ihre schirmenden Fittige über Deutschland ausbreiten wie die beiden Cherubins über der Bundeslade“ [5]).

Stahl ist im späteren Leben von seinen jüdischen Ursprüngen weit abgekommen, aber es ist zu bezweifeln, ob er jemals von ihnen völlig losgekommen ist. Leider fließen die biographischen Selbstbekenntnisse und auch die Zeugnisse anderer nur spärlich. Aber immerhin hat uns Agnes Olshausen, die Gattin des ihm befreundeten Erlanger Neutestamentlers, in ihren „Erinnerungen“ berichtet [6]), daß er, der freilich überhaupt ein nüchternes Wesen hatte, niemals „ein inniges herzliches Verhältnis zu seinem Erlöser“ habe gewinnen können. „Den Eindruck, daß er mit dem Heiland umging wie ein Freund mit seinem Freunde, den einer innigen Gebetsgemeinschaft mit ihm, habe ich von Stahl nie empfangen“. Sie meint, daß hier noch bei dem erwachsenen Manne die streng jüdische Jugenderziehung nachgewirkt habe, die nur Furcht vor dem Gotte Israels kannte.

Außerdem ist es auch recht bezeichnend, daß ihn gerade mit Konvertiten seiner eigenen Art die engsten Freundschaftsbande verknüpft haben, so mit Bernhard Paulus Ewald, dem Hauslehrer seiner jüngeren Geschwister, und mit Karl Friedrich Neumann, späterem Professor für Orientalistik in München. Ein anderer Freund Stahls, der Pfarrer Pfeifer, berichtet aus seiner Münchener Privatdozentenzeit (1828 - 1832), wie Stahl öfters mit ihm durch die Judengassen gegangen sei und sich beim Anzünden der Sabbathlampen mit Freude und Wehmut an seine Jugendzeit erinnert habe. Wir dürfen also annehmen, daß die inneren Bindungen an das Judentum in Stahl nie ganz aufgehört haben, auch nicht als er der prominente Staatsrechtslehrer des christlich-germanischen Kreises geworden war, dem auch der junge Bismarck zugehört hat, der von ihm begeistert als von „unserem Stahl" gesprochen hat. Über Friedrich Julius Stahl ist somit etwas vom Geist des Münchener Judentums in die Gründung des Deutschen Reichs von 1871 eingegangen. *(1957)*

---

1) Über ihn vgl. A. Eckstein: „Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern", Fürth 1905.

2) Mit diesem Doppelnamen war der Vater, der sich ab 1815 Bankier nannte — für die Freiheitskriege hat er nicht unerhebliche Beträge gezeichnet — in die Judenmatrikel eingetragen. Die in antisemitischen Schriften zu findende Angabe, Stahl hätte vor seiner Taufe Schlesinger geheißen, ist falsch.

3) Vgl. Gerhard Masur: „Friedrich Julius Stahl", Berlin 1930, 33 f. — Von dieser großangelegten Monographie ist leider nur der erste Band erschienen, der bis 1840 reicht.

4) „Erinnerungen aus der Jugendzeit", I, Berlin 1899, 117 f.

5) Parlamentarische Reden, Berlin 1862, 156.

6) Konservative Monatsschrift 1888, 583.

HEINRICH HEINE

Aus „Reise von München nach Genua"

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlins äußerlicher Erscheinung, und wollte man in dieser Beziehung München damit vergleichen, so könnte man mit Recht behaupten, letzteres bilde ganz den Gegensatz von Berlin. München nämlich ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von aufeinanderfolgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenszene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelroten Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gotischen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr, und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und notwendige Übergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmutig bei dem Anblick des barbarischen Doms, der sich noch immer in stiefelknechtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt. Mit ebensowenig Unmut, ja sogar mit spaßhafter Rührung betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der spätern Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit schreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen und jenen Schildereien, worauf die seligen hohen Herrschaften abkonterfeit sind: die Kavaliere mit roten, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korsett, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Wert recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Palästen, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Klenzes, des großen Meisters. *(1828)*

Schluß der „Besprechung von Michael Beers ‚Struensee' "

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftiger über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimütigen Beurteilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstetes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die Besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt, aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der Paria und der Struensee, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all die andern mediatisierten Götter des Olymps, wir sprechen vom Gott der Freiheit. *(1828)*

FELIX MENDELSSOHN-BARTHOLDY

Brief an Goethe aus München

Für die Musik ist hier ungemein viel Empfänglichkeit und sie wird vielfältig ausgeübt, doch will mir vorkommen, als mache fast Alles Eindruck, und als wirkten die Eindrücke nicht lange nach. Ganz merkwürdig ist der Unterschied zwischen einer Münchener und Berliner musikalischen Gesellschaft: ist in Berlin ein Musikstück geendigt, so sitzt die ganze Versammlung in tiefer Stille da, wie die Richter eines Tribunals, jeder nach einem Urteile suchend, keiner ein Zeichen der Teilnahme oder seiner Meinung gebend, und der Spieler ist in der peinlichen Verlegenheit, nicht zu wissen ob, und im welchem Sinne es gehört worden sey. Freilich findet man dafür zuweilen, daß die Leute sich etwas dabey gedacht haben und daß sie es lange mit sich herumtragen und bewahren, wenn etwas sie ergreift. Hier hingegen giebt es nichts Lustigeres, als in Gesellschaft zu spielen; die Leute empfangen augenblicklich Eindrücke und müssen sich auch sogleich wieder aussprechen; sie fangen wohl gar mitten in einem Stück an zu klatschen oder Beifall zu rufen, und es ist nichts Seltenes, wenn man nach dem Spielen wieder aufsieht, daß man Keinen mehr an dem Platze findet, den er im Anfang eingenommen, weil sie zuweilen mitten drin auf die Finger sehen wollen und sich ums Clavier stellen, oder irgend eine Bemerkung einem Andern mittheilen und sich deshalb neben ihn setzen u. s. f. Nur glaube ich ist zu fürchten, daß in ein Paar Tagen viel von der Lebhaftigkeit des Eindrucks verwischt ist. — Die Oper hier ist, wie man es in Deutschland sehr oft findet, mit den reichsten Mitteln ausgestattet und leistet dennoch nichts Vortreffliches damit, weil ein Geist fehlt, der über dem Ganzen schwebt und es leitet. Sie haben die Schechner, eine unserer ausgezeichnetsten Sängerinnen; da man aber ihre Vorzüge bis in die Wolken erhebt und ihr ihre Mängel verschweigt, so gewöhnt sie sich nach und nach ans Manieriren. Uebrigens scheint es zum guten Ton zu gehören, die Oper und überhaupt das Theater nach Kräften zu tadeln, und die Recensenten aufzumuntern, die sich durch Spotten und Kritteln ihr kümmerliches Eintagsleben zu gewinnen suchen; das entmuthigt nun die Schauspieler, sie spielen und singen mit weniger Lust, die Erbitterung wächst gegenseitig, und so kommt's, daß wohl selten viel Freude da zu erwarten sein kann. Es sieht so müde und alltäglich auf dem Theater aus, statt frisch und lebendig und heiter zu sein. — Doch freue ich mich sehr der Zeit, die ich hier zubringe, und sie vergeht mir ungemein rasch, denn es lebt sich gar zu gemächlich und bequem mit den lustigen Südländern. *(1830)*

FRANZ SEITZ

Aus dem „Nachruf für Hermann Oettinger"

Hermann Oettinger ist geboren zu Ansbach den 23. März 1802. Auf dem vortrefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt wurde der erste Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung gelegt. Seine medizinischen Studien machte er im Anfange der Zwanzigerjahre auf der altberühmten Hochschule zu Würzburg unter Schönlein, Textor, d'Ontrepont, Heusinger. Unter diesen seinen Lehrern hat besonders der geniale Schönlein, der Gründer des auf die Resultate der pathologischen Anatomie und der physikalischen Diagnostik gebauten naturhistorischen Systemes der Medizin, auf die Richtung des verewigten Kollegen den größten und dauernden Einfluß geübt...

Oettinger gewann bei seinem allseitigen Wissen, bei seiner vortrefflichen Methode der Krankenbehandlung in kurzer Zeit großes Vertrauen unter allen Schichten der Bevölkerung unserer Hauptstadt. Wie sehr sich auch seine Praxis dahier ausdehnte, so hat er doch ungewöhnlich lange, nämlich neun Jahre als Armenarzt gewirkt. Seit er diese Stellung jüngeren Kräften überließ, hat er fortan noch jedem Armen ärztliche Hilfe und Beistand zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht geleistet.

Neben seiner ausgedehnten Tätigkeit als praktischer Arzt widmete er seine Kräfte der Förderung der ärztlichen Standesinteressen und der Fortbildung der ärztlichen Wissenschaft. Seine vielseitigen Verdienste fanden auch Anerkennung; ihm wurden manche ehrende Auszeichnungen, so Diplome von verschiedenen ärztlichen Vereinen und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes zuteil. Vor einem Jahre, wie schon von dem Redner vor uns erwähnt wurde, nach der letzten unsere Hauptstadt verheerenden Cholera-Epidemie, bei der sich unser verewigter Collega wie bei früheren Epidemien durch seine ärztlichen Leistungen ausgezeichnet hatte, ernannte ihn Seine Majestät, unser allergnädigster König, zum königlichen Rate.

Seinem rastlosen Fleiße war es gelungen, sich eine geehrte Stellung zu erwerben; doch sollte er diese nicht lange genießen. Wie den meisten vielbeschäftigten Ärzten war auch ihm das Ziel des Lebens kurz gestellt. Er brachte es nur auf 53 Jahre. Ein Siechtum, dessen Keime wohl schon länger in ihm lagen, wurde in Folge einer Verkältung, die er sich auf einer Reise zu einem entfernten Kranken zuzog, zur todbringenden Krankheit. Ein viermonatliches, peinliches Krankenlager vermochte diesen starken Geist nicht zu brechen. Noch in den letzten Tagen beschäftigten ihn lebhaft neue literarische Erscheinungen, die Interessen unseres Standes und die Ordnung von Angelegenheiten, durch die er für die Zukunft seiner Familie sorgen wollte.

Erlauben Sie mir, noch in wenigen schlichten Worten, — die Manen hassen ja alles Gepränge, das sie belügt, — kurz von den Leistungen Oettingers als praktischer Arzt, als medizinischer Schriftsteller, als Mitglied des ständigen Ausschusses bayerischer Ärzte zu sprechen.

Wohl wenige Ärzte vereinigen alle jene Eigenschaften, welche das Vertrauen der Kranken zu erwerben vermögen, in solchem Maße wie Oettinger. Mit gründlichem Wissen verband er eine seltene Beobachtungsgabe; musterhaft war er im Krankenexamen. Bei seiner reichen eigenen Erfahrung und der Leichtigkeit, mit der er fremde Beobachtungen sich aneignete, war er nicht nur ein gründlicher Diagnostiker, sondern auch ein umsichtiger und glücklicher Therapeut. Was ihm aber vorzugsweise das Vertrauen der Kranken erwarb und erhielt, war die in das Kleinste gehende Sorgfalt, mit der er alle Momente, die ihre Leiden mindern oder lindern konnten, anordnete. Er konnte alle seine Kranken mit dem Bewußtsein verlassen, daß er sie wahrhaft getröstet und vollkommen beruhigt hatte.

Bei seiner ausgedehnten ärztlichen Praxis hatte er, ein Mann von seltener Nüchternheit und dessen größte Lust die Arbeit war, noch Zeit zu selbstständiger literarischer Tätigkeit. Er hat in den Jahrbüchern des hiesigen ärztlichen Vereines sowie in anderen Journalen mehrere Abhandlungen, unter denen ich nur die über den Typhus, das Cantharidin, über die Anwendung des Ammonium valerianicum in der Cholera anführe, veröffentlicht. Im letzten Jahre erschien von ihm eine Monographie über das Bad Heilbrunn. Eine große Zahl wertvoller, teils statistischer, teils die Verbesserung der ärztlichen Stellung und des Medizinalwesens betreffende Aufsätze enthält das „Ärztliche Intelligenzblatt", das vorzüglich durch ihn vor zwei Jahren als Organ der öffentlichen und staatlichen Heilkunde in Bayern begründet wurde und dessen Redaktion er bis zu seinem Tode mitbesorgte. In ihm sah er die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches, die Befriedigung eines oft gefühlten Bedürfnisses der Korporation bayerischer Ärzte, an deren Gründung er so großen Anteil hatte. Rege Teilnahme an allgemeinen Interessen, die vor keinem Opfer zurückscheute, bildeten einen Grundzug in Oettingers Charakter. So nahm er, eines der ersten Mitglieder des hiesigen ärztlichen Vereines, eifrigen Anteil an allen Arbeiten und Verhandlungen desselben und fehlte nie bei dessen Sitzungen. Das Vertrauen der Mitglieder berief ihn vor vier Jahren zur Vorstandschaft desselben. Vom Anfange an der Reformbewegung des ärztlichen Standes in Bayern mit ganzer Seele zugetan, widmete er ihr seine ganze Kraft. Daß diese zu so erfreulichen Resultaten geführt hat, verdanken wir großenteils der Ausdauer Oettingers. Vor allem gebührt ihm das Verdienst der Gründung des ärztlichen Pensionsvereines. Es ist nicht notwendig, die darauf bezüglichen Tatsachen, die in unser aller frischer Erinnerung sind, einzeln hier auszuführen. Wir alle wissen, wie er viele Stunden des Tages, manche halbe Nacht dieser verdienstlichen Arbeit gewidmet. Der günstige Stand des Pensionsvereines, der nach schwachen Anfängen in kurzer Zeit zu einem Kapital von mehr als 60 000 Gulden gelangte, ist zumeist das Werk des Verblichenen. Es wird sein Andenken dauernder erhalten, als ein Denkmal von Erz. Werde ihm die Erde leicht! Werde seinem hienieden rastlosen Geiste die verdiente beseligende Ruhe! Sein Name wird geehrt fortleben in den Jahrbüchern der Ärzte Bayerns. Sein Andenken wird gesegnet sein bei ihren Witwen und Waisen! *(1855)*

IGNAZ DÖLLINGER

Schluß der Akademierede „Die Juden Europas"

Die gegenwärtige Zahl der Juden auf der ganzen Erde hat man annähernd auf zwölf Millionen berechnet; sollte sie auch geringer sein, so ist doch gewiß, daß sie weit stärker ist, als sie jemals im Altertum, auch zur Zeit ihrer staatlichen Selbständigkeit, gewesen. Hundert Jahre lang hat Israel um die bürgerliche Gleichstellung gerungen und endlich sie erreicht in fast allen europäischen Staaten; nur Rußland, Spanien und Portugal haben sie noch nicht bewilligt. Sie fehlt auch in der moslemischen Welt. In Europa aber befindet sich der größere Teil der jüdischen Nation im Besitz aller sozialen und politischen Rechte. Israeliten sitzen jetzt in den Parlamenten und Ständekammern, sind an den meisten Universitäten als Lehrer zugelassen, die Zahl ihrer sich zu den Studien drängenden Jugend wächst mit jedem Jahre, wichtige Ämter werden ihnen bereits anvertraut. Ihr Schutzverein, die verständig geleitete israelitische Allianz, deren Sitz in Paris ist, scheint fortwährend größeren Einfluß zu gewinnen. Die Tatsachen der vergleichenden Statistik sind ihnen günstig. In den meisten Staaten fällt auf sie die relativ geringste Zahl der gerichtlich verhandelten Verbrechen, und bilden sie den an Wohlstand und Reichtum, selbst an Lebensdauer und Vermehrung voranstehenden Bruchteil der Bevölkerung. Die alten Tugenden der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, des wohlgeordneten und innigen Familienlebens, die Pietät der Kinder gegen die Eltern, welche so viel dazu getan, in den schweren Zeiten des Mittelalters dieses Volk vor dem Untergang zu bewahren, sind auch jetzt noch nicht von ihm gewichen. Familienverbindungen mit Christen und Übertritt zum Christentum sind häufiger als früher geworden; in Berlin zählte man vor einigen Jahren 2000 Proselyten.

Diesem Lichtbilde stehen nun allerdings düstere Schatten gegenüber; die besseren Wortführer des Volkes leugnen nicht die schweren Gebrechen, sie müssen zugeben, daß Stoff zu scharfem Tadel in Fülle vorliege; sie meinen nur, daß die Fehler mehr ins Auge fallen, als die Vorzüge. Die stärkste Anklage und die hauptsächlichste Ursache des Volkshasses gegen sie sind die ökonomische Schädigung, die Ausbeutung besonders des Landvolkes in den slawischen, aber auch in einigen deutschen Ländern, durch das noch immer mit Vorliebe betriebene Schacher- und Wuchergewerbe. Im Osten bezeichnet man diesen Schaden, mit Hinweis besonders auf Galizien, noch stärker, man nennt ihn Verwüstung. Die Schuld ist unleugbar, unsere israelitischen Mitbürger beklagen sie wie wir; — aber eine Solidarität und Verantwortlichkeit für das Tun eines fernen, auch für sie unerreichbaren Bruchteils zu verlangen, wäre ungerecht. Dasselbe gilt von dem Gründerunwesen und dem verderblichen Hasardspiel mit Wertpapieren, bezüglich dessen Christen und Israeliten gleiche Schuld trifft. Wenn vordem Goldmacher, Astrologen und Schatzgräber die blinde, leichtgläubige Gier der höheren Stände ausbeuteten, so sind es heute jüdische und andere Speku-

lanten, welche das gleiche Geschäft besorgen. Nicht minder teilt sich in die Sünden der Tagespresse der christliche Leserkreis mit den jüdischen Redaktionen, welche gleich den anderen, die Tagesmeinung und die Tagesneigung nicht erzeugen, sondern ihnen nur fröhnen.

Die große, seit Mendelssohn begonnene Reformbewegung im Schoße des Judentums hat demselben in Deutschland, Frankreich, England eine neue Gestalt gegeben; während der in den slawischen Ländern wohnende Teil des Volkes von ihr größtenteils unberührt geblieben ist und noch fest an den talmudischen Normen hängt, haben im westlichen Europa die Israeliten sehr viel von den ererbten Vorurteilen und Gebräuchen abgelegt, in Sitte und Denkweise sich den Christen genähert.

Gegenwärtig ist Deutschland der Träger und Nährvater des geistigen Lebens im Judentum, wie früher der Reihe nach Spanien, Süd- und Nordfrankreich, dann Holland es waren. Durch ihre Sprache beherrschen die deutschen Israeliten die der übrigen Welt, nur sie besitzen eine eigene religiöse und theologische Literatur, von der ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern sich nähren. Und so läßt sich mit Recht behaupten, daß der Einfluß deutscher Gedanken- und Sinnesweise gegenwärtig unter den Juden, selbst bis nach Nordamerika, stärker sei als jeder andere.

In jenen Kulturvölkern, welche eine eigene Geistesbildung besitzen, denkt auch der ihnen angehörige Jude ebenso wie die Masse der Nation. Der deutsche Jude denkt wesentlich deutsch in allen Fragen des geistigen und sozialen Lebens, was im vorigen Jahrhundert noch durchaus nicht der Fall war; und da unsere Bildung, unsere Zivilisation aus dem Christentum hervorgegangen und christlich gefärbt ist, so kann er, wie abgeneigt er auch sonst dem Christentum sein möge, doch nicht umhin, bewußt oder unbewußt, über viele Dinge christlich zu denken und so zu handeln. Die Ehe, zum Beispiel, wird bei den Juden nicht mehr vom orientalischen und alttestamentlichen, sondern vom christlich-germanischen Standpunkt aus betrachtet und behandelt. Nicht anders verhält es sich mit den britischen und französischen Israeliten: sie denken und fühlen wie die große Nation, in deren Mitte sie leben.

Viel zu lange hat die falsche, abscheuliche Lehre, daß die Menschen berufen seien, Sünden und Verirrungen der Vorfahren an den schuldlosen Nachkommen fort und fort zu rächen, die Welt beherrscht und hat die Länder Europas mit Greueln und Schandtaten befleckt, von denen wir schaudernd uns abwenden. Wehe uns und unseren Enkeln, wenn jenes Rachegesetz gegen die Nachkommen der Deutschen, Franzosen, Spanier und Engländer des Mittelalters jemals zur Anwendung kommen sollte! Eins aber ist, was die heutige, antisemitisch sich nennende Agitation nicht vergessen sollte: Haß und Verachtung sind Gefühle, traurig und unerquicklich für den, der sie hegt, peinigend und erbitternd für den davon Betroffenen. Schlimm, wenn, um biblisch zu reden, ein Abgrund den anderen anruft. Unser Wahlspruch sei und bleibe das Wort der Sophokleischen Antigone: *(1857)*

Nicht mitzuhassen,
mitzulieben bin ich da!

JAKOB WASSERMANN

Gründung des Simplicissimus

Bei der immer spürbarer werdenden Seelenlosigkeit und der Unverbundenheit von Person zu Person, die dem literarischen Leben in Deutschland eigen ist, war mir die Erinnerung an die Gründungszeit des „Simplicissimus" immer wie ein angenehmer Lichtpunkt. Ich kam im wahrsten Sinn aus der Tiefe des Lebens, als mich Albert Langen in seine magischen Kreise zog, und das ist hier kein leeres Schmuckwort, denn es war in der Tat etwas Behexendes an dem Mann; seine Flinkheit, die Überfülle seiner Ideen, seine Triebkraft, seine Unermüdlichkeit, die bis zur Besessenheit ging, die List und Kunst, die er anwandte, Menschen an sich zu ketten, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, sein durch keine Skepsis und keine Erfahrung zu besiegender rheinländischer Enthusiasmus schließlich, alles das hatte etwas von einem unwiderstehlichen Wasserstrudel; man konnte ihm nicht entkommen... Die Mischung von gallischer Flüssigkeit und Heiterkeit und deutschem Eigensinn, das Vergnügen an Geist, Bewegung, Farbe, Spannung und rascher Wirkung, das er aus Paris mitbrachte, das trotzige Rebellentum, die Kombinationsgabe und der Blick für Menschen und ihre spezifischen Eignungen, die Bestandteile seines widerspruchsvollen Charakters waren, all dies im Verein befähigte ihn außerordentlich zu der Aufgabe, die er sich gestellt. Ich war an ihn empfohlen worden; ohne viel Umstände erklärte er sich bereit, einen Roman von mir zu drucken. Solche Entschlüsse hatten bei ihm nichts Feierliches und Großartiges, bei einem Gespräch nach Tisch wurde man einig, meist unter Stichelei und Scherz. Er war mit dem fertigen Plan zur Gründung des „Simplicissimus" bereits nach München gekommen, doch erst der Titel des Blattes, der, wenn ich mich recht erinnere, von Otto Erich Hartleben stammt, übte jene Bezauberung auf Langen, deren er stets bedurfte, um eine Sache mit innerlichem Anteil zu betreiben. Alsbald gewann der Plan seine Form, die Form Leben. Geld war da, wenn es ausging, wurde neues beschafft. Und hauptsächlich waren Männer da, Menschen, Persönlichkeiten von beträchtlichem Zuschnitt. Björnstjerne Björnson, in seinem Nebenamt Langenscher Schwiegervater, tauchte mit seiner genialen Rede- und Gegenwartsgewalt in diesem seltsamen Redaktionsbüro auf, Dagny, die Tochter, schön, spottsüchtig, von unbezähmbarer Lebhaftigkeit und den jüngeren Literaten sehr geheimnisvoll erscheinend; der düster verschlossene Knut Hamsun; zum Lektor, mir selbst übergeordnet, war Sven Lange bestellt, ein liebenswerter Mann, der mir viel Anerkennung und geistige Hilfe erwies, schwer durchschaubar in seiner Hülle von dänischer Ironie und scheu verbindlichem Nurnichtzunahe. Aber es ist fast trivial, noch mehr Namen zu nennen, die heute, nach dreißig Jahren, in aller Munde sind; ich will nur nicht vergessen, die erstaunliche Wirkung zu erwähnen, die das Erscheinen Wedekinds ausübte, Erscheinen und Erscheinung, beides war gleich merkwürdig. Langen hatte ihn aus Zürich

gerufen. Zwischen ihm und Langen bestand eine Art von furioser Anziehung, von wildgewordener Freundschaft, von materieller Abhängigkeit auf der einen Seite, die sich in Beschimpfungen Luft machte, von Bewunderung und Wissen um die hohe Besonderheit auf der andern, die sich gern in Machtbeweisen und Dresseurspäßen verleugnete. Eines Tages stand er mitten im Zimmer, wie aus dem Boden gewachsen, ganz Zirkusdirektor, im grauen Zylinder und grauen Gehrock, mit vier Bärten im Gesicht und steinern unerbittlicher Miene. Ich trat ihm später recht nahe, lernte ihn fürchten und bewundern. Unsere Bekanntschaft begann damit, daß er mir durch eine ganz beiläufige Bemerkung eine unvergeßliche Lehre erteilte. Langen hatte ihm mein Buch gegeben, jenen erwähnten ersten Roman, den ich seitdem nicht wieder habe drucken lassen. Eines Tages tritt Wedekind auf mich zu und sagt ohne weitere Einleitung mit seiner ganzen Gravität: „Hören Sie, wenn ein junges Mädchen bei großer Kälte in einer Droschke fährt und friert, streckt sie die Beine nicht aus, sondern zieht sie ein." Das war alles, was er mir zu sagen hatte; aber ich merkte es mir.

Ich finde in den spärlichen Tagebuchnotizen, die ich aus jener Zeit noch habe, hauptsächlich die Bekundung eines wirklichen geistigen Lebens. Man hatte Interessen, man stand mit Enthusiasmus dafür ein, es war Kameradschaftlichkeit vorhanden, eine erquickende Solidarität, sogar das Publikum nahm Anteil an dem, was in dieser beweglichen Menschengruppe vor sich ging, Opposition war bei aller Leidenschaftlichkeit nie ohne Frohsinn, man hatte eine lachende Liebe zur Sache, alle Arbeit war in gewissem Sinn ein Spiel, alle Auseinandersetzung zielte auf das gemeinsame Werk. Kleine Momentbilder sind mir noch im Gedächtnis: der ursprünglich-witzige Thomas Theodor Heine inmitten des Stabs der Redakteure und ihnen mit sardonischem Ernst Urteile und Meinungen entlockend, die er dann, ehe man sich's versah, durch eine kleine Wortumstellung etwa oder nur durch eine anders betonte Wiederholung, eine mit Fragezeichen versehene, ins Lächerliche zog; dann das von Langen für die beste Novelle veranstaltete Preisausschreiben, wie täglich ganze Wagenladungen mit Manuskripten eintrafen, der unglückliche Veranstalter seine noch unglücklicheren Lektoren händeringend in das Meer von Papier hetzte und schließlich, auf dem Gipfel der Verzweiflung, mich eines Tages in eine entlegene Kammer sperrte, mit dem zornigen Auftrag, ich möge versuchen, die Preisnovelle selber zu schreiben.

Manches von der Art klingt nach Frivolität und Spiel, war es wohl auch; durfte es auch sein, es handelte sich ja darum, die Geister in Schwung zu bringen, die Gemüter in Laune, die träge Dumpfheit eines satt- und selbstsicher gewordenen Deutschlands mit elektrischen Schlägen zu unterbrechen; Kampf gegen Polizei und Reaktion, gegen Prüderie und Servilismus, gegen Dünkel und Prahlerei war nicht bloß eine unverpflichtende Gebärde, man stand auch auf dem entscheidenden Punkt für die Folgen ein, wie sich ja erwiesen hat, und mehr noch, man spürte die künftige Gefahr und das drohende Verhängnis. Dadurch erhielt all das Zigeunertum, das Seifenblasenwesen, das Champagnerselige und auch das Glücks- und Abenteuerhafte, das drein verwebt war, die tiefere Bedeutung und den Untergrund von Ernst. *(1928)*

LEO BAECK

Das erste Tausend

Eine merkwürdige Geschichte ist es, die ich soeben gehört habe. Wer hätte das geglaubt! Also aus Neigung ist er Lehrer, er liebt seine Tätigkeit leidenschaftlich, er würde für sein Leben nicht von seinem Berufe lassen. Nun ja, er hat recht. In der Schule kann er am besten den einzigen Wunsch befriedigen, den er hat, sich an den Menschen zu rächen für all das Leid, das sie ihm angetan haben. Seinem Haß kann er hier leicht Sättigung schaffen.

Ich habe ihn bis vor sein Häuschen in der stillen Gasse begleitet. Wir standen hier noch einen Augenblick beisammen da. Er hat die altertümliche Tür aufgemacht und stemmt seinen Fuß gegen sie, damit sie nicht zufalle und sieht mich an, als ob er etwas von mir hören wolle. Ich öffne auch ein paarmal meinen Mund, wie um zu sprechen; aber es kommt mir kein Wort über die Lippen. Wir reichen uns stumm die Hand, er mit seinem erzwungenen, hochmütig höhnischen Lächeln, ich mit dem verlegenen Gesichtsausdruck der Geistesabwesenheit.

Nun ist er hineinverschwunden. Der mit Steinchen gefüllte große Beutel, der an einer um ein Rädchen gelegten Schnur hängt, saust wieder herunter, und die Tür schließt sich krachend. Es läßt mich jählings, fast schaudernd zusammenfahren und schreckt mich dann auf. Ist es nur das plötzliche laute Geräusch, oder ist es auch die Gewalt dessen, was ich vernommen habe, und das Entsetzen vor mir selbst, daß ich es mir ruhig habe erzählen lassen? Es schwirrt mir noch ganz wirr im Kopf herum. Fast taumelnd gehe ich die holperige Gasse hinunter und stolpere über jeden hervorstehenden Stein. Die alten Mütterchen, die strümpfestrickend auf der Holzbank vor dem Hause sitzen, lassen die Hände müßig in den Schoß sinken und sehen mir staunend und kopfschüttelnd nach. Die Kinder, die einer bejahrten furchtsamen Katze die Flucht über den Gartenzaun abzuschneiden suchen, stecken bei meinem Anblick neugierig die Köpfe zusammen und geben dem armen Tier den Rückzug frei. Sie beraten jedenfalls, ob sie einen wirklich Betrunkenen vor sich haben, und ob es zu wagen sei, ihm am Rock zu ziehen, oder ihm hinterrücks einen Stock zwischen die Beine zu stecken. Am Ende der Gasse liegt ein Wirtshausgarten, der jetzt, um die Zeit vor dem Abendessen, ganz leer ist. Dort will ich meine durcheinander gewirbelten Gedanken in Ruhe und Ordnung zu bringen suchen.

Was mich denn eigentlich heute aus meinem lustigen Zimmer ins Freie hinausgetrieben hatte? Gerade am heißen Nachmittage mußte einer jener tollen Einfälle geboren werden, die uns so oft mitten in der sauren Arbeit oder im süßen Nichtstun überraschen. Wahrscheinlich hatte ihn die Gluthitze ausgebrütet. Kommt so einer über uns, dann müssen wir irgend einen unsinnigen Streich verüben, so notwendig und unabwendbar, wie man die Nase zurückzieht, wenn man daran gekitzelt wird. Aus der Ferne winkt uns in nebelhaften Umrissen

etwas Verlockendes, Ereignisverheißendes, und wir müssen darauf losstürmen, als ob es uns mit Ketten heranzöge. In der Tat: das war's, was mich auf die Landstraße hinausjagte.

Kein Mensch war auf dem ganzen schnurgeraden, breiten Weg zu sehen. Allein ich baute fest auf die Unfehlbarkeit meiner Ahnung, die mir ein Abenteuer prophezeit hatte. Ich wollte geduldig warten, bis es käme, — trotz Staub und Sonnenbrand. Ich vertrieb mir die Zeit damit, daß ich das Bild aufmerksam betrachtete, welches eine alte halbverkohlte Weide am Boden abzeichnete. Von allen Seiten besichtige ich es sorgfältig, und alsbald erkenne ich auch den kleinen Körper und den gewaltigen runden Kopf: es ist Herr Nußknacker, der im Schattenriß vor mir liegt. Das ist ein gutes Vorzeichen: er soll die Nuß knacken helfen, die mir versprochen ist. Wie ich die Augen wieder emporhebe, merke ich auch schon, daß sich aus dem Städtchen ein Mann zu mir herbewegt, der mit jedem seiner schlürfenden Schritte eine immer größere Staubwolke vor sich herschickt, bis er schließlich nur noch wie ein Rauchgebilde hinter ihr hervorscheint. Ich weiß es genau, es ist mein Abenteuer. Neugierig frage ich mich, wer wohl der Arme sein mag, den mir ein freundlicher Zufall als gute Beute entgegenführt. Doch da fällt es mir ein: Er wird es sein. Es ist kein Zweifel, er ist's. Und gar keinem Zufall habe ich es zu danken. Es ist eine Regel, streng wie ein Naturgesetz, daß er um diese Stunde seinen Spaziergang macht. Ich bleibe bei meiner Weide stehen. Jetzt erkenne ich auch schon, durch den Staubschleier hindurch, die lange hagere Gestalt mit dem schleichenden Gang, jetzt auch das bartlose Gesicht mit der schmalen Sattelnase, über der die beiden Augen ineinander überzugehen scheinen. Es ist einer meiner früheren Lehrer. Ich hatte schon seit langen Jahren kein Wort mit ihm gewechselt. Er pflegte sich um seine Schüler nicht mehr zu kümmern, wenn sie ihm entronnen waren. Ich begegnete ihm immer mit einem Gefühl, das aus furchtsamer Scheu und Verachtung gemischt war, so etwa, wie es ein kleines Kind einem Schornsteinfeger gegenüber hat. Aber heute war ich nun einmal in eine solche Stimmung gekommen, daß ich selbst einen frisch aus dem Kamin kommenden Rauchfangkehrer hätte umarmen können. Weshalb sollte ich da nicht ein Attentat auf den alten Junggesellen unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, ihm als ein Verrückter zu erscheinen.

Der Mann, der auf mich zukam, war mir, so lange ich die Menschen betrachtete, ein Rätsel, das sich nicht aufknacken lassen wollte, so sehr ich auch daran herumbiß. Er war das Urbild eines Pedanten, der es darauf angelegt hat, Ekel vor den alten Klassikern einzuflößen. Aber dann kamen Augenblicke, wo die Begeisterung ihn erfaßte und fast mit ihm durchging und er ein ganz anderer war. Es waren Wesenshälften, die fest aufeinandersaßen, ohne einen sichtbaren Zusammenhang. In die innerste Persönlichkeit, die sie verband und zusammenhielt, einen Blick zu tun, war mir nie möglich gewesen. Jetzt sollte mir mein Freund, der Nußknacker, dazu verhelfen.

Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich hinter dem Baum hervorsprang, meinen Stock schwingend, mit dem Rufe: „Die Lebensgeschichte oder das Leben!“ Der Professor fährt zuerst erstaunt zurück. Dann aber kommt er auf mich zu, und sein böses Lächeln huscht auch wieder über sein Gesicht, als

er mir sagt: „Sie haben Glück, junger Raubritter, es ist heute gerade das erste Tausend voll. Da hätte ich nicht übel Lust, Ihnen zu erzählen, wie das kam.“ Er hieß mich, am Rande des Landstraßengrabens neben ihm hinter meiner alten Weide Platz nehmen, die gerade breit genug war, die Sonne von unser beider Rücken und Köpfen abzuhalten.

„Sehen Sie“, sprach er, „so saß ich oft und erzählte mir selbst die Geschichte meines Lebens, um nicht zu vergessen, was seine Bestimmung ist. Als armer Leute einziges Kind bin ich geboren, und meine Eltern wollten hoch mit mir hinaus. Sie taten es vielleicht mit einer kleinen Eitelkeit, doch vor allem aus Liebe zu mir. Aber eine Rabenmutter hätte nicht grausamer an mir handeln können. So lange ich auf der Volksschule war unter meinesgleichen, war ich glücklich. Mit jedem konnte ich mich tummeln. Wir gehörten alle zusammen, alle waren wir gleich vornehm, weil wir alle gleich gering waren. Wie stolz wurde ich da mit einemmal, als ich Gymnasiast war! Mit großem Hochmut blickte ich anfangs auf meine früheren Mitschüler hinab. Als dann allzu schnell die Zeit kam, wo ich mich nach ihnen sehnte, immer stärker und stärker, weil sie allein mir vertraut und bekannt erschienen, und weit besser als meine Kameraden, da war ich ihnen fremd geworden. Sie musterten mich mit jenem unausgesprochenen Mißtrauen, das besonders die niedere Volksklasse gegen den hat, der aus ihr heraustritt. Wie ein fahnenflüchtiger Überläufer wird er betrachtet.

In meiner Klasse war ich der einzige meines Standes. Der eine sah spöttisch auf meinen neuen Rock, auf den ich, meine Eltern und die ganze Verwandtschaft so stolz gewesen waren. Ein anderer fand, daß meine Hosen für die eines Knaben zu lang, für die eines Erwachsenen zu kurz seien. Ein dritter endlich nahm Anstoß an meinen breiten, mit Nägeln beschlagenen Schuhen. Jeder Tag brachte mir eine neue Demütigung. Mein Gemüt wurde ganz wund, so daß jede Berührung doppelt schmerzte. Und allen Zorn, alle Wut mußte ich allein in mir tragen, mit niemand konnte ich sie teilen. Die Meinen hatten mir Böses getan, aber sie haben das Beste gewollt, sie brachten für mich große Opfer. Da konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihnen zu sagen, was an mir verbrochen wurde. Denn es wäre ein großes Anklagen geworden. Aber wenn ich allein war, da tobte und raste sich oft mein verschlossener Grimm in den wildesten Schmähungen aus, die ich ins Leere schleuderte. Doch, gar bald auch, nicht ganz ins Leere. Ich hatte einen gefunden, den ich für alles verantwortlich machte — den, welchen sie den Vater im Himmel nannten.

Ich faßte leicht und war fleißig, so daß ich bald meine Mitschüler überragte. Ich wurde gelobt und als Vorbild hingestellt. Eine Zeit lang entschädigte mich dieser Triumph für manche Schläge, die mein Stolz erdulden mußte. Dann aber merkte ich, wie meine Lehrer mich zwar in der Schule nach Gebühr anerkannten, wie mir aber in ihrem Hause, vor den Leuten, in der Gesellschaft manch' einer vorgezogen wurde, der ihnen oft übel mitgespielt hatte, nur weil er zierlicher vor die Welt hintreten konnte. Jetzt bäumte sich auch mein Gerechtigkeitsgefühl auf, da ich merkte, daß schale Äußerlichkeiten genügten, um über die schlimmsten Fehler und Mängel hinwegsehen zu lassen, daß aber kein Vorzug es zu bewirken vermochte, daß ein roheres Gewand mit in den

Kauf genommen werde. Auch mein Trotz erwachte jetzt. Mit Absicht und Hochmut trug ich das zur Schau, um dessen willen man mich geringschätzte. Alle Ecken und Kanten meines Wesens, die bei ihnen Anstoß erregt hatten, bildete ich kräftig heraus.

Immer deutlicher trat mir jetzt meine Lebensaufgabe vor die Seele. In den Kreis derer, die mich beleidigten und quälten, mich hineinzudrängen, das sollte mein Bemühen sein. Ich dachte nicht mehr daran, zu denen zurückzukehren, aus deren Stand ich hervorgegangen war. Denn das erkannte ich, daß man der gefährlichste Feind denen sein kann, zu denen man gehört. Ich sah meine Bestimmung vor mir, die ich zu verwirklichen hatte.

Ich studierte und wurde Lehrer, um das zu ahnden, was an mir verbrochen worden war, und vielleicht auch noch an manch anderem, der gleich mir aus seinem natürlichen Nährboden herausgerissen wurde. An denen, die mich einst grausam kränkten, und an allen ihresgleichen, grausame Rache zu nehmen, das ist allein mein Daseinszweck. Ihre Kinder sind in meine Hand gegeben; die sind das Werkzeug meines Strafgerichts. Das erste Tausend derer ist heute voll geworden, denen ich die Schule zur Hölle gemacht habe. Nur nach der Zahl meiner Opfer zähle ich meine Tage. Alles, was das Gemüt heiter stimmt, halte ich von ihnen fern, alles, was den Geist niederdrückt, häufe ich auf sie, alles, was das Herz zurückstößt, trage ich sorgsam herbei. Ihre Väter haben mir die harmlose Fröhlichkeit meiner Jugend geraubt; ihre Kinder sollen es büßen. So ist es gerecht. Ich fange wieder an Gott zu danken.

Bisweilen kommen Tage, wo mich eine Begeisterung des Jugendbildners erfaßt und fortzureißen droht. Dann gehe ich hinaus aus der Stadt, und erzähle mir im Angesicht der gerechten Natur die Geschichte meines Lebens, sowie ich sie jetzt Ihnen erzähle. Und der Haß kehrt wieder in meine Brust zurück. Ja, junger Raubritter, das erste Tausend ist voll. Ich hoffe, es werden noch manch Hunderte hinzukommen. Dazu wollte ich mich wappnen, dadurch, daß ich zu Ihnen sprach."

Die lächelnde Maske war nach und nach ganz aus seinem Gesichte geschwunden. Der spöttische Ton, mit dem er begonnen hatte, war den Lauten des Ingrimms gewichen. Jetzt kehrte der alte Hohn in Wort und Miene wieder zurück. Wir erhoben uns und stumm gingen wir nebeneinander bis vor sein Haus.

Ich sitze nun hier allein unter den Bäumen, in meine Gedanken versunken. Wie ein böser Traum ist es, was ich an meinem Geiste wieder vorüberziehen ließ. Der Schatten des alten Weidenbaumes will nicht von mir weichen. Aber ganz anders erscheint er mir jetzt, als vor den wenigen Stunden, wo ich bei ihm stand und auf mein Abenteuer wartete. Wie ein drohend ausgestreckter Arm mit geballter Faust steht er vor mir.

Die Zeit des Abendbrotes ist im Städtchen vorüber. Die Leute kommen in den Garten, in dem ich träume. Mühsam erhebe ich mich, um heimzugehen.

(1896)

EUGENE SPIRO

Student in München, 1894—1897

Meine Münchner Studienzeit (1894—97) habe ich noch heute als beglückende Jahre in Erinnerung. Wohl hatte ich gleich am Anfang, als ich Schüler der Akademie in der Lindenschmitt-Klasse wurde, einen peinlichen Schrecken: gegenüber unserem Atelier war die Dietz-Klasse, an deren Tür ein Plakat hing „Den Juden ist der Eintritt verboten." Das war 1894; ich kam aus Breslau, wo ich in meiner Kindheit, im Gymnasium und in der Kunstschule den Begriff des Antisemitismus nicht kennen gelernt hatte. Im übrigen aber hatte ich während meiner Studienjahre in München persönlich nie eine anti-jüdische Gesinnung verspürt.

Nach dem Tode von Professor Lindenschmitt im Jahre 1895 wurde Franz von Stuck, der damals mit seinen Bildern, wie „Die Sünde" und „Der Krieg" eine ungeheure Berühmtheit errungen hatte, Professor der Münchner Akademie. Der Andrang zu seiner Klasse war groß; ich war einer seiner ersten zehn, von ihm ausgewählten Schüler. Stuck war ein ausgezeichneter Lehrer, der dem Schüler das Verständnis für die malerische Qualität der alten Meister beibrachte. Er schien mich auch sehr zu schätzen und machte mich 1897 zu seinem Meisterschüler.

Diese Münchner Jahre waren außerordentlich interessant und anregend. Ich kam sehr bald in den Kreis der jungen Literaten hinein, die sich in der Türkenstraße in einer Bierkneipe trafen und an deren Spitze Joseph Ruederer stand. Er gab demKreise den Namen: die„Nebenregierung", und ich erlebte dort hochinteressante und fröhliche Abende. Otto Erich Hartleben, Max Halbe, Schaumberger, Schaumburg, Michael Georg Conrad und der junge, noch unbekannte Frank Wedekind und viele andere später berühmte Namen, z. B. der sogenannte „Sitten-Fuchs", gehörten dieser „Nebenregierung" an. Ich erinnere mich besonders an einen Abend, als Wedekind sein eben vollendetes „Sonnenspektrum" dem Kreise vorlas. In den Pausen gab es fast Prügeleien zwischen den Ablehnenden und den Begeisterten. An einem andern Abend wurde Dr. Oskar Panizza gefeiert, der ein halbes Jahr im Gefängnis sitzen mußte und gerade frei wurde. Er hatte diese Strafe für sein Drama „Das Liebeskonzil" wegen Gotteslästerung absitzen müssen. Die große Bierzeitung, die für diesen Abend verfaßt wurde und ausgezeichnete Beiträge dieses literarischen Kreises und auch Karikaturen (zum Teil von mir selbst) enthielt, habe ich viele Jahre wie ein Kleinod bewahrt, bis sie mir in meinem bewegten Leben abhandenkam.

Für einen jungen angehenden Maler, der sich auch für Literatur und Musik heiß interessierte, waren diese Münchner Zeiten von unschätzbarem, anregendem Werte. Ernst von Wolzogen spielte damals in München eine wesentliche Rolle. Er führte die Regie in dem sehr ehrgeizigen akademisch-literarischen Verein, einer Studentengründung der Münchner Universität. Diese jungen Leute

führten die damals modernen Dramen auf, noch bevor sie in den großen Theatern Berlins zu sehen waren, z. B. „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann, Ibsens „Wildente“ und die „Salome“ von Oscar Wilde; letztere lernten die Berliner erst sechs Jahre später kennen.

In jener Zeit ist auch 1896 die Münchner „Jugend“ und der „Simplizissimus“ entstanden. Schon in diesen Jahren hat die „Jugend“ viele Titelblätter von mir gebracht.

Gesellschaftlich erlebte ich sehr viele vornehme jüdische Kreise in der Brienner Straße, die auch dem jungen Kunststudierenden, wie ich einer war, gelegentlich Aufträge gaben und so mein materielles Leben erleichterten. Ich kannte auch den damals sehr geschätzten Rabbiner Werner und den berühmten Kantor und Gesangslehrer Kirchner, der des großen Wagner-Sängers Knote Lehrer war.

Ernst von Possart war der Intendant des Münchner Hoftheaters und ich sah damals Theateraufführungen, die mich in meinen jungen Jahren sehr beeindruckten.

Schon in meiner Studienzeit hatte ich in München in der Secession ausgestellt und während meiner Jahre in Paris und Berlin war ich bis 1933 alljährlich in den Ausstellungen der Münchner Secession vertreten, bis Hitler mich aus dem Lande vertrieb.

Jetzt, nach 25 Jahren, zeigte ich meine Werke wieder in Deutschland und ich begann mit München, wo ich bei Wolfgang Gurlitt eine Kollektion zur Ausstellung brachte. Ich kam von Amerika nach München und fand die Stadt durch neue Bauten und Anlagen außerordentlich verschönt. Ich hatte die Freude, von dem dortigen Fernsehen zu einem Gespräch eingeladen zu werden, wo meine Bilder gezeigt wurden und ich über mein Leben in Amerika sprach. *(1958)*

ERNST VON POSSART

Aus „Hermann Levi"

Hermann Levi war ein Charakter von nie versagender Herzensgüte, von hinreißender Liebenswürdigkeit. Reiche Erfahrung, scharfe Beobachtungsgabe und durchdringender Verstand hatten in ihm eine Lebensphilosophie entwickelt, die seinem feurigen Temperament über die unvermeidlichen Mißhelligkeiten des Theaterbetriebes glücklich hinweghalf. Immer das letzte Ziel, die ultima ratio, im Auge, ertrug er kleine Nadelstiche mit lächelnder Geduld, und vermöge seiner geistigen Elastizität, war selbst bei ernsten Ereignissen die angeborene Fröhlichkeit in ihm nicht auf die Dauer zu trüben.

Und neben dem freundschaftlichen Verkehr gewann er auch dem Berufsleben, wo es irgend ging, die lustige Seite ab.

Unter unseren Statisten befand sich ein junger Mann, dessen tragikomisches Wesen bei jedem Auftreten die Ausgelassenheit Levis hervorrief. Im dritten Finale von Figaros Hochzeit erschien der eifrige Kunstjünger unter den Alkalden, die dem Brautzuge voranschreiten; Levi hatte bei den zahlreichen Wiederholungen der neu einstudierten Oper, die am Schnürchen ging, kaum noch nötig, dem Orchester und den Sängern eine gespanntere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er dirigierte mehr mit dem Auge als mit dem Stab, sich dabei ganz dem Genusse der geliebten Mozartschen Musik hingebend; aber in dem Moment, wo der Marsch einsetzte, reckte er erwartungsvoll den Kopf in die Höhe, seinen Blick unverwandt auf den Säulengang gerichtet, wo der Ersehnte mit Talar und Stab erscheinen mußte, und sobald er sichtbar wurde und gravitätisch bis an den Souffleurkasten vorschritt, glitt ein Schmunzeln des Behagens über die geistvollen Züge des Dirigenten; seine Heiterkeit teilte sich schließlich dem Orchester mit und endigte nicht eher, als bis der junge Mann bei der gleich darauffolgenden Schlußszene des Aktes die Bühne wieder verlassen hatte.

Nach einiger Zeit wurde mir gemeldet, daß die etwas vordringliche Art des übereifrigen Eleven im Publikum mißfällig bemerkt werde. Die Klagen wiederholten sich, so daß ich schließlich genötigt war, seine Entlassung in Betracht zu ziehen. Als ich aber in der nächsten Regiesitzung die Sache zur Sprache brachte, geriet Levi in eine wahrhaft drollige Aufregung:

„Das willst du mir antun? Diesen Mann entlassen? Ah, — das ist unmöglich, der hat mir ja mehr Vergnügen gemacht als alle Münchener Komiker zusammen. Den X. entlassen? Nein, so hart kannst du gegen mich nicht sein! dann freut mich der ganze Figaro nicht mehr!"

Was wollte ich machen? Ich bat die Regisseure, den Jüngling bei gefährlichen Szenen mehr in den Hintergrund zu stellen, und ließ ihn weiter agieren. Levi war selig, und als bei der nächsten Aufführung der unbewußte Spaßmacher wieder im Brautzuge erschien, bemerkte ich, wie das Gesicht des Generaldi-

rektors strahlte; er erhob sich von seinem Dirigentensitz und verneigte sich dankend gegen die Intendantenloge.
Dieser Vorgang ist in den späteren Aufführungen des Figaro traditionell geblieben, und noch heute geht bei der erwähnten Szene ein stilles Lächeln durch das Orchester.
Hermann Levis anregendes Wesen, seine faszinierende Persönlichkeit wirkten unwiderstehlich auf alle, die auch nur flüchtig seinen Umgang genossen; wer aber je als Freund ihm näher treten durfte, und tiefer in diese braunen leuchtenden Augen geschaut, vergaß ihren bestrickenden Zauber niemals mehr.
Er war ein herziger Kamerad.
Und seine Eigenart als Dirigent? Hermann Levi besaß zunächst eine wahrhaft großzügige Anschauung von der Aufgabe des musikalischen Führers einer ausschlaggebenden Kunstmetropole. Er war sich bewußt, daß neben der Pflege jener älteren Werke, die den Kronschatz aller vornehmen Bühnen bilden, auch den Schöpfungen der jüngeren Meister eine Freistatt geboten werden müsse, und daß der modernen Produktion gegenüber jeder Parteistandpunkt verwerflich sei.
Diese objektive Beurteilung zeitgenössischer Opern resultiert nicht zum geringsten aus der Entfaltung Hermann Levis auf Komponistenruhm.
Ein Kapellmeister, der in hohem Grade schöpferisch veranlagt ist, wird eine bestimmte Richtung schwer verleugnen können. Der Dirigent aber soll keiner bestimmten musikalischen Strömung folgen, er soll über den Wassern stehen.
So konnte denn jede neue Tondichtung auf das vorurteilsfreie Entgegenkommen Levis zählen. Ein unanfechtbares Zeugnis hierfür bieten die mannigfachen deutschen und fremdländischen Werke, denen er den Weg auf die Bühne und zum Konzertsaal erschlossen hat.
Seine aufopfernde Arbeitsfreudigkeit aber kannte nicht Maß noch Rast, wo ihm gottbegnadete Schöpfungen die höchste Bewunderung abnötigten.
Was ist da natürlicher, als daß er sich dem epochemachenden Genius Richard Wagners mit ganzer Seele hingab? Mit jedem Werke stieg Levis Begeisterung für den neu erstandenen Messias der Musik, und er wurde sein getreuer Apostel, — vielleicht der getreueste von Allen, denn keine Gehässigkeit, kein Verkennen seiner eigenen Person von Seiten der alten Götter, die ihm diese Fahnenflucht nie verziehen, konnte ihn in seinem Glauben schwankend machen, selbst nicht die unverdienten Kränkungen, die er zuweilen sogar in des Meisters Hause erfahren mußte.
Hier bewährte sich die Vornehmheit seines Charakters: „Man muß große Menschen nicht mit der Krämerelle messen", waren seine Worte; „wer einer Nation so viel gegeben hat, wie der, besitzt ein Recht, über andere Menschen hinwegzusehen. Wir haben ihm zu danken, aber keinen Dank von ihm zu fordern, denn wir sind die mühelos Empfangenden."
Und Richard Wagner, der die eminente Befähigung Levis wohl erkannt hatte, ehrte diese Hingebung mit dem höchsten Zeichen seines Vertrauens: er übergab ihm sein letztes hohes Lied — den Parsifal. *(1901)*

SIEGFRIED WAGNER

Am Grabe Heinrich Porges

Mein Großvater Franz Liszt sagte einst in Anwesenheit eines spät zum Wagnerianer Bekehrten, indem er Heinrich Porges freundschaftlich bei der Schulter nahm: „Sehen Sie, dieser Porges war Wagnerianer zu einer Zeit, da noch keine Geschäfte damit zu machen waren.“ — So herb die Worte für den Angeredeten klingen mochten, so bezeichnend und ehrenvoll waren sie für unsern Freund.

Wahrlich! Porges hat mit seiner Kunst, mit seiner Überzeugung kein Geschäft gemacht wie so manche, die den Holländer, Tannhäuser und Lohengrin spurlos an sich vorübergehen ließen und erst beim Anblick der Meistersinger-Partitur stutzig wurden. — Mit dem ersten Akkord der Holländer-Ouverture, mit dem ersten Thema des Tannhäuser-Vorspiels war die Richtung entschieden nach welcher er seinen künstlerischen Lebenslauf zu lenken hatte. Mit der Kunst trieb er nicht Geschäfte: er brachte ihr Opfer. Durch alle Stürme hindurch trug er siegreich das Banner seines Glaubens. — Bayreuth entstand und mit ihm all jene zahllosen Nöte und Anfeindungen. Wie er meinem Vater, so stand er jetzt als treuer Eckhart meiner Mutter zur Seite, und noch jüngst, als wieder Nebel sich senkten und manches Schifflein seine Richtung verlor und planlos umherirrte, vertraute Freund Porges fest dem Kompaß seiner Überzeugung. Bayreuth steht — diese Freude durfte er erleben — als festes Bollwerk des Idealen, zum Ruhme deutscher Kunst, zur hohen Ehre unseres bayerischen Vaterlandes.

War die Kunst meines Vaters ihm Glaubenssache, so war ihm die Musik Franz Liszts Herzenssache. Mit der hingebend schwärmerischen Liebe eines Jüngers begrüßte er begeistert jede Äußerung seines Meisters. Denn Franz Liszt war für ihn auf musikalischem Gebiete die Verkörperung der idealen heroischen Romantik, wie sie in den vierziger und fünfziger Jahren in Malerei und Dichtung aller Edelempfindungen mit Hochgefühl erfüllte. *(1901)*

DAVID BAUMGARDT

Student in München vor 50 Jahren

Von der Tiefe der Friedensstimmung und des allgemeinen politischen Stabilitätsgefühls jener Zeiten, Winter 1908/09, können sich Menschen, die in den folgenden vier Jahrzehnten in Europa zur Welt kamen, kaum eine Vorstellung machen.

Maximilian Harden, Jude, viel gefeierter und noch mehr angefeindeter Herausgeber der politischen Zeitschrift „Die Zukunft", hielt damals im Spätherbst 1908 in dem verhältnismäßig preußenfeindlichen München eine Aufsehen erregende Rede über den gefährlichen politischen Dilettantismus des deutschen Kaisers, dessen Doppelzüngigkeit gegenüber England gerade damals in der englischen und deutschen Presse enthüllt worden war. Ich saß bei dieser Rede neben dem Dramatiker Frank Wedekind und seiner attraktiven Frau Tilly, während draußen hoch zu Pferde die bayerische Polizei zur Vermeidung etwaiger aktiven politischen Demonstrationen aufgerückt war. Aber da war kein Zweifel daran, daß die überwältigende Mehrheit der Hörer vor allem an den scharf geschliffenen literarischen Pointen des glänzenden Sprechers Gefallen fand und sich keinesfalls zu viel Sorge um die politische Zukunft Deutschlands machen wollte. Harden wurde bejubelt, als er höchst eindrucksvoll die schweigende Geschäftstüchtigkeit König Edwards VII. mit der aufgeregten Redseligkeit Wilhelms II. kontrastierte, und als er die Ungeistigkeit wie die angebliche Vielseitigkeit des Kaisers lächerlich machte. Wer kann es ertragen, so rief er in den Saal, daß sich der deutsche Kaiser zugleich als Autorität aufspielt in der Theologie und in der Ballettkunst, in der Literatur und der Malerei, als Jäger, Soldat, Matrose und Staatsmann! Und wenn der Kaiser auf seine Popularität pocht bei seinem Besuch deutscher Städte, nun, so bedeutet das gar nichts; das Leben des Durchschnittsmenschen, sein Alltag ist so grau in grau, daß er nicht nur seinen angestammten Fürsten gern in den Straßen bestaunt, sondern noch mehr den Schah von Persien, als er mit einer Schar von Kamelen in die Reichshauptstadt einzog.

Im Gegensatz zum München der zwanziger Jahre bestrebte sich die bayerische Residenzstadt vor dem ersten Weltkrieg liberaler, demokratischer und weniger kommerziell interessiert zu erscheinen als Berlin; und die Rivalität gegen Preußen nahm oft sogar komische Formen an. Verwandte meiner Mutter, die eine Bayerin war, jüdische Akademiker, waren solche „Preußenfresser", daß sie Fahrten in den größten deutschen Bundesstaat möglichst vermieden. Umgekehrt war München stolz darauf, eine nennenswerte Zahl norddeutscher Schriftsteller und Künstler angezogen zu haben. Die „nordischen Intellektuellen" aber erfreuten sich an der „winterlichen Rauheit" des Klimas der 500 m hoch gelegenen süddeutschen Stadt, an der urwüchsigen Derbheit des bajuwarischen Naturells, dem holzschnittmäßig kraftvollen, vokalreichen Dialekt, der „Fesch-

heit der Madeln" auf den unzähligen Karnevalsbällen und der Bärbeißigkeit der Droschkenkutscher, die schon in den frühesten, noch dunklen Morgenstunden in schnee- und eisbedeckten Straßen ihr kaltes Bier aus ihren steinernen Maßkrügen tranken. In der Halle der Universität war zwar ironischerweise ein Wort des altgriechischen Dichters Pindar eingemeißelt, daß „das Beste das Wasser" sei. In Wahrheit aber wurde zweifellos das weltberühmte Bier für „besser" gehalten; und schon in den ersten Tagen wurde ich darüber sinnfällig belehrt. Als mir im Hofbräuhaus ein großer Steinkrug Alkohol für das Mittagbrot eines Studenten zu reichlich zu sein schien und ich deshalb nur einen halben bestellen wollte, antwortete die Kellnerin mit drastischer Schlagfertigkeit: „Wart' bis d' halt Durscht hascht."

Während meines Münchener Semesters hörte ich unter anderen bei dem Halb- oder Viertelsjuden Max Scheler, der damals noch recht unbekannt war. Er hatte seine „materielle Wertethik", die ich später angriff (1908), noch nicht entwickelt und zog mich in seiner Vorlesung nicht besonders an, wie ich auch bis heute seine Bedeutung für geringer halten muß, als sie besonders in den zwanziger und noch dreißiger Jahren den deutschen Philosophen erschien. (Während eines endlos langen Faschingswalzers, des letzten in der Nacht vor Aschermittwoch, ging mir allerdings die Melancholie Schelers, der auch da war, recht nahe.) Scheler und die Handvoll anderer Anhänger, die Edmund Husserls phänomenologische Forschungsmethode damals in München hatte — man konnte, wie Moritz Geiger sagte, alle Phänomenologen 1908 bequem in eine einzige Droschke packen — versammelten sich öfters bei einem Glas Zitronenlimonade im Café unter den Arkaden. Aber unter den paar Studenten, die den Debatten zu folgen suchten, konnte ich Anfangssemester kaum mehr aus diesen Diskussionen gewinnen als den Anblick von Männern, die sich einer dem anderen nach erhoben, um ein paar langsam abgewogene Bemerkungen zu einem überkomplizierten Thema zu machen und dann wieder lange schweigend und nachdenklich herumzusitzen.

Theodor Lipps, dessen psychologische Schriften ja auch Sigmund Freud hoch schätzte, hat mich in seinem bohrenden Scharfsinn viel stärker beeindruckt als Scheler. Ich habe den Ernst der Stimme noch im Ohr, mit dem er seine Vorlesungen über Psychologie abschloß, indem er von dem unergründlichen Schichtenreichtum und den Abgründen seelischer Verstricktheit sprach, die sich vor jeder eindringlichen Erforschung des Ich auftun, und indem er die Unzulänglichkeit menschlicher Beobachtungsgabe beklagte, als kaum irgend jemand in seiner stattlichen Zuhörerschaft das Äußere eines Boten, der ihm mitten während des Kollegs einen Brief überbrachte, korrekt beschreiben konnte. Aktiven Anteil aber nahm ich nur an den Seminarübungen von Hans Cornelius und Moritz Geiger.

Geiger, Verwandter Jakob Henry Schiffs, des amerikanischen Förderers jüdischer Wissenschaft, nahm sich meiner besonders an, lud mich zu sich ein und hielt mich auch später noch in freundlicher Erinnerung, wie mir seine Nichte noch nach mehr als zehn Jahren kurz vor meiner Habilitation in Berlin erzählte. In seinem Seminar lernte ich auch Maria Furtwängler, die spätere Frau Schelers, und Dietrich von Hildebrand kennen.

Hildebrand, Sohn des Münchener Bildhauers Adolf Ritter von Hildebrand, des Schöpfers des Wittelsbacher-Brunnens am Promenadeplatz, war ein außerordentlich lebensfrischer Student. Obwohl er nur wenig älter war als ich, verdanke ich ihm doch wesentliche Hilfe bei meinem damals beginnenden Studium der Kantschen Ethik und der Abfassung eines Referats für das Geigersche Seminar. Ich lernte auch Hildebrands Vater kennen, trank in seinem Elternhaus Tee aus antikem Kupfergeschirr und bewunderte dort die sakral schönen Bildwerke Hans von Marées. Daß wir beide etwa dreißig Jahre später nach Amerika auszuwandern hatten, und daß Dietrich von Hildebrand aus protestantischem Adel schon um 1914 zum Katholizismus übertreten würde, konnte ich damals allerdings nicht im entferntesten ahnen.

Meine eigentlich „jüdischen" Erlebnisse während des Winters 1908/09 begannen schon im D-Zug nach München, wo ein „Präside" der zionistischen Studentenverbindung, der mich kannte, mich zum Beitritt zu seiner Gruppe überreden wollte, während ein antizionistischer „Central-Vereinler" das gleiche für seine Verbindung versuchte, und beide schlossen — ein schweres Versehen — meinen etwas antisemitisch angehauchten Schulkameraden Friedrich Schulze-Maizier, Sohn eines protestantischen Pastors und späterer Verfasser von „Deutsche Selbstkritik" (1932) in ihre „Keilversuche" ein. Obwohl ich nie einer Studentenverbindung beitrat, stand ich doch von Anfang an der zionistischen nahe und nahm auch an ihrem Fechtunterricht — ohne rechten Erfolg — eine Zeitlang teil. Münchener Begegnungen mit Martin Buber und zwei anderen späteren Zionisten, dem Dichter und damaligen Studenten Arnold Zweig und dem Architekten Erich Mendelsohn, waren nur flüchtig und wurden erst viel später in Berlin wieder aufgenommen. Das Zusammentreffen mit Mendelsohn fand sogar erst 1914 oder später statt bei einem kurzen Besuch der Münchener Staatsbibliothek und der dortigen Baadermanuskripte in Vorbereitung zu meinem Buch „Franz von Baader und die philosophische Romantik" (1927).

Die größte Bestärkung meiner ursprünglich zionistischen Einstellung aber erfuhr ich in München durch meine Freundschaft mit Felix Aaron Theilhaber. Theilhaber, der sechs Jahre älter als ich war und damals mitten in seinem medizinischen Staatsexamen stand, war eine selten waghalsige, freie, explosive Kämpfernatur, ein Jude, wie er durchaus „nicht in antisemitischen Büchern steht". Noch 1934, als die Nazis ihn mit einer ganzen Anzahl Berliner Ärzten wegen politisch „verdächtiger" Sozialarbeit verhafteten und in einer Kaserne mit den anderen älteren Häftlingen im Kreise Dauerlauf machen ließen, wußte er den Naziaufseher so anzuschreien, daß der es geratener fand, den unbequemen Wortführer dieser jüdischen „Staatsverbrecher" schleunigst wieder freizulassen.

Felix A., wie er meist von seinen Freunden genannt wurde, Sohn des bekannten Münchener Gynäkologen Hofrat Adolf Theilhaber, war und blieb sein Leben lang alles andere als ein verwöhnter Hofratssohn, der konservativ die stattliche Klinik seines Vaters in der Pettenkoferstraße übernehmen würde. Schon als blutjunger Student ging er ganz auf eigene Faust nach Palästina, damals ein weit exotisch ferneres Land als heute etwa Celebes oder Surinam, verbrachte dort einige Zeit als Arbeiter in den mühsam und primitiv aufgebauten

ersten jüdischen Kolonien und gab dann 1907—1910 die Zeitschrift „Palästina“ heraus, von der ich noch einige, jetzt wohl relativ seltene Hefte besitze. Im Sommer 1906 schrieb er mir, er hätte von seinen Verwandten in meiner Heimatstadt Erfurt gehört, daß ich ein zionistischer Gesinnungsgenosse und großes Licht in der dortigen Gemeinde sei, und wenngleich er nichts auf das Urteil von Leuten gäbe, die kaum lesen und schreiben könnten, so sollte ich ihm doch mal was zionistisch Brauchbares für seine Zeitschrift schicken. Ich war damals zur Sommerfrische in Aschbach, einem Dorf in Unterfranken, Nordbayern, das nur mit der Postkutsche erreichbar war, und konnte unmöglich normal schnell antworten. Da bekam ich schon bald darauf einen Zettel von ihm, besät mit grünen Tintenklecksen und dazu nur der bündigen Frage: „Warum antworten Sie nicht?“

Aber gleich nach unserer ersten persönlichen Begegnung in München kamen wir, trotz größter Wesensunterschiede, sehr gut miteinander aus. Ich fühlte bald und blieb dessen immer gewiß, daß unter der rauhen Schale seiner radikalen Kritik und seiner Ironie ein leidenschaftlich ernster, konstruktiver Wille lebte, den nicht nur ein scharf irdischer Verstand, sondern auch ein grundgütiges Herz lenkte. Ein paar Begebnisse, die vielleicht zu jugendlich studentisch anmuten können, aber doch nicht ohne allgemeinere typische Bedeutung für das jüdische München jener Tage waren, sind mir noch in Erinnerung geblieben. Eine Gruppe von jungen jüdischen Akademikern saß in einem Restaurant an einem Nachbartisch von uns, und einer der Jünglinge kam sich wahrscheinlich mit dem Monokel im Auge besonders „arisch“ vor. Theilhaber sah zu ihm herüber und machte dann zu mir hin eine sarkastische Bemerkung über ihn, worauf der junge Mann sofort herausfordernd an unseren Tisch trat mit der forsch vorgestoßenen Frage: „Was fällt Ihnen ein, mich zu fixieren?“ „Gar nichts“, antwortete Theilhaber gelassen und sah ihn so durchdringend und entschlossen an, daß dem Jüngling offenbar vor Verdutzung das noch nicht genug vertraute Einglas aus dem Auge auf den Boden fiel und er sich nur noch verlegen nach der verpufften dramatischen Bewegung entfernen konnte.

Ein Jahrzehnt nach dem ersten Zionistenkongreß in Basel erschien dem Münchener Judentum Zionismus im allgemeinen noch als ein hirnverbrannter und sogar gefährlicher Unfug. Selbst ein Kommerzienrat Sigmund Fraenkel — der Vater des Jerusalemer Mathematikprofessors Adolf Fraenkel — erklärte damals in einer Versammlung, an der ich teilnahm, mit flammender Beredsamkeit: „Nein, nicht wenn Herr Max Nordau den Befehl zum Einsteigen in den D-Zug gibt, werden wir nach Palästina zurückkehren, sondern nur wenn der Heilige, gelobt sei Er, seine Herrlichkeit erneuern wird über Zion (Hamachasir schechinosau leziaun).“ Und als ein junger Central-Vereinler gar donnerte: „Wir können nicht zwei Herzen in unserer Brust tragen, eines für unsere deutsche Heimat und eines für ein unbekanntes, fernes Land, mit dem wir absolut nichts zu tun haben“, da rief ihm Theilhaber mit Stentorstimme unter wachsendem Gelächter der Hörerschaft entgegen: „Was, haben Sie vielleicht keine zwei Herzen, linke Herzkammer, rechte Herzkammer!“

Aber schon damals beschränkte sich Teilhaber keineswegs auf zionistische

Tätigkeit. Wie er später aktiv im „Bund für Mutterschutz“ war, so kämpfte er schon 1908 für freieres, aber sittlich verantwortungsvolleres Geschlechtsleben, als es das des deutschen Durchschnittsstudenten war. Seine drastische Schlagkraft in öffentlichen Diskussionen über das Thema war unerschöpflich. Als in einer dieser Studentenversammlungen ein reichlich bleichsüchtiger Redner erklärte, die einzige Lösung der Frage sei absolute Keuschheit, wie er sie durchführe, rief Theilhaber dazwischen: „So siehst Du aus!“ Und als der unentwegte Redner fortfuhr zu betonen, daß eine ganze Gruppe seiner Freunde auch vollkommene Keuschheit auf ihr Banner geschrieben hätten, lautete Theilhabers Zwischenruf nur: „Jawohl, aufs Banner geschrieben!“ Ich blieb bloß ein Semester in München, und auch Theilhaber verließ die süddeutsche Hauptstadt bald. Aber wir blieben in dauerndem Kontakt.

1912 war ich mit einem Erfurter Juristen der einzige Zuhörer in der Gerichtsverhandlung in Weimar, in der der Berliner Zionist Alfred Klee ihn verteidigte gegen die Klage eines antisemitischen Kollegen, den er öffentlich geohrfeigt hatte. Während Theilhaber als freiwilliger Sanitätsoffizier auf türkischer Seite am türkisch-italienischen Krieg teilnahm, hielt er mich auf dem laufenden und schrieb impulsive Widmungen in das Exemplar „Unterm Roten Halbmond“, das er mir gab, und in sein meist befeindetes Buch über den „Untergang der deutschen Juden“. Nach dem ersten Weltkrieg wohnten wir nicht weit voneinander. Ich besprach viele seiner Bücher im Berliner Tagblatt, allerdings ohne daß ich mich deshalb seinem radikalen geistesgeschichtlichen Naturalismus anschloß, und wählte ihn zusammen mit einer Freundin meiner Frau, der blonden Baronin Hilda von Asseburg — ein prachtvolles Paar — zum Zeugen bei meiner Ziviltrauung. Auch unsere Frauen standen sehr gut miteinander, und bei einer Operation meiner Frau war er mit seinem reichen allgemeinen medizinischen Wissen unser bester ärztlicher Berater. Bei einem Schiedsgerichtsverfahren, das er wegen des Honorars für sein Buch über jüdische Flieger angestrengt hatte, wählte er mich als seinen Fürsprecher. Nach der Auswanderung nach Israel berichtete er mir ausführlich über die neue Heimat und über seine zweite sehr glückliche Ehe; und noch in seinem letzten Brief aus Tel Aviv schrieb er, er habe die vorangegangene Nacht von mir geträumt — gewiß ein Zeichen dafür, wie „wach“ unsere fast fünfzigjährige Freundschaft geblieben war.

Das letzte leibhafte Wiederaufleben meiner Münchener Zeit aber begegnete mir 1947 in Washington, D. C. Bevor ich im April jenes Jahres die Einführungsansprache zu Thomas Manns Rede über Nietzsche in der Library of Congress hielt, konnte ich Mann und Frau Katja berichten, daß ich noch denselben Smoking anhatte, in dem ich den Dichter im Winter 1908/09 Stücke aus seinem Roman „Königliche Hoheit“ hatte vorlesen hören. Aber was war nicht alles inzwischen in München geschehen, der Stätte zweier Revolutionen und dem Ausgangspunkt der grausigsten Barbarenerhebung der Weltgeschichte!

(1958)

MAX HALBE

Erinnerungen an Franz Herzfeld

Bernays war unter den Lehrern der Münchner Universität einer der wenigen, vielleicht der einzige, der einen freundschaftlichen Verkehr mit seinen Schülern oder mit einer Auslese von ihnen unterhielt und ihm eine sorgsame Pflege angedeihen ließ. Er war ein vermögender Mann und konnte es sich leisten, ein Haus zu machen, auf die bescheidene und bürgerliche Art, wie man es eben damals tat. Unter den bevorzugten Jüngeren, die ganz vorne im Hörsaal zu seinen Füßen saßen, waren nicht wenige, die zu Namen und Ruf gelangen und dem anbrechenden neuen Zeitalter etwas von ihrem Wesen mitteilen sollten. Michael Bernays hat ja als wissenschaftliche Persönlichkeit keine Schule hinterlassen, er ist seinen Weg als Einzelgänger gewandelt, ist mancher Verkennung begegnet und vermöge seiner äußerlichen Verschrobenheiten der Lächerlichkeit nicht immer entgangen. Das heutige Leben weiß kaum mehr etwas von ihm. Aber daß so viele Namen von Klang aus seinem Hörsaal hervorgegangen sind, das zeugt doch für die Einmaligkeit und Besonderheit des merkwürdigen Mannes. Ich greife nur ein paar dieser Bernaysschüler heraus als da sind: Franz Muncker, zugleich sein Nachfolger, Roman Wörner in Würzburg, Georg Witkowski in Leipzig, Julius Elias, der Unvergessene und Unermüdliche, Ludwig Malyoth, der wissensreichste aller heutigen Theaterforscher. Er ist, heute ein Siebziger, voll von Geschichtchen, die gleichzeitig von der Komik und von der Herzensgüte des großen Kathederbeherrschers zeugen.

Lag es an der damaligen Art und Weise des studentischen Lebens, die dem geselligen Anschluß, außerhalb des Verbindungs- und Vereinswesens, nur wenig förderlich war, lag es an mir selbst, an meiner eigenen Ungeselligkeit, an angeborenem Absonderungsdrang: ich ging wochenlang umher, ohne eine Menschenseele zu finden, mit der ich mich anfreunden konnte. Eines Abends saß ich im Pschorrbräu und verzehrte meinen Kalbsnierenbraten, einsam wie immer. Da trat ein junger Mann an meinen Tisch, von ungewöhnlich kleinem Körperformat; hinter ihm schritt eine riesige dänische Dogge und fletschte die Zähne. Die beiden, der kleine Herr und der große Hund, standen in einem so grellen Gegensatz zu einander, daß niemand sich der Komik entziehen konnte. Ich hatte das Paar bereits öfters in der Wirtschaft bemerkt und den Anblick ergötzlich gefunden, aber immer aus der Entfernung. Jetzt sah ich sie zum erstenmal aus nächster Nähe und hatte Muße, meinen neuen Tischnachbarn, der mir etwas von oben herunter zunickte, zu betrachten. Er war etwa zwanzig Jahre, hatte eine kühn geschnittene Imperatorennase, die er immer sehr hoch zu tragen schien, und eine schöne, breit ausladende Stirn. Darüber meldete sich bereits eine beginnende Glatze. Er studierte eifrig in seiner Speisekarte und schien von dem Aufsehen, das sein Erscheinen ringsum hervorgerufen hatte, ebensowenig Notiz zu nehmen wie sein leise knurrender Fleischerhund.

Mein Tischnachbar reizte mich nicht nur im stillen zum Lachen, er erweckte auch meinen Unmut und Widerspruch, da ich ihn unerträglich hochmütig und anmaßend fand, obwohl ich noch kein Wort mit ihm gewechselt hatte. Es wäre auch schwerlich zu einer Anknüpfung gekommen, wenn nicht seine gewaltige Dogge den Vermittler zwischen uns gespielt hätte. Das Tier hatte schon verschiedene Male seine verlangenden Augen auf meinen Teller mit den Überresten des Nierenbratens gerichtet. Jetzt benutzte es einen unbewachten Augenblick, um sich dem Ziel seiner Sehnsucht zu nähern, und stand plötzlich dicht neben mir, indem es seine mächtige Schnauze auf die Tischkante legte und an meinem Teller herumschnupperte.

Sein Herr hatte sich bisher um den Vorgang nicht gekümmert. Jetzt klemmte er seinen Zwicker auf die napoleonische Nase und musterte mich mit einem halb anerkennenden Lächeln. So kamen wir in ein anfangs noch stockendes, dann sich belebendes und sich vertiefendes Gespräch. Er war Student schon in höheren Semestern, wie ich mir gleich gedacht hatte, aber er war dies eigentlich nur nebenbei. Was er wirklich war, verkündete er mir bald mit der für ihn bezeichnenden imperatorischen Miene: er war Schriftsteller! Sein Name war Franz Herzfeld. Aber sein Dichtername sollte späterhin anders lauten. Die Literaturgeschichte verzeichnet ihn unter dem Namen Franz Held. Als solcher gehörte er, wie Hermann Conradi und Wilhelm Arent, zu den genialischen, aber tragisch geendeten Vorläufern und Bahnbrechern des heraufziehenden naturalistisch-neuromantischen Zeitalters.

Was damals am Wirtshaustisch durch Cäsar, die Dogge, angeknüpft wurde, sollte sich zu einer Lebensfreundschaft entwickeln; sollte trotz mancher durch die beiderseitigen Temperamente verursachten Erschütterung eine unzerreißbare Kette zwischen uns werden. Franz Herzfeld war von jüdischer Abkunft. Er stammte aus Düsseldorf, der Vaterstadt Heinrich Heines, was zu einer Art von Schicksal für ihn werden sollte. Denn Herzfeld hat sein Leben lang unter dem magischen Bann des Heineschen Genius' gestanden, hat sich an seinem Witz, seiner Grazie, auch an seiner politischen Leidenschaft und Fessellosigkeit berauscht und, in großen Stunden, sich für den berufenen Fortsetzer und Vollender des Heineschen Werkes, nur mit den Mitteln eines neugestimmten dichterischen Instruments, gehalten. Er sprach dies auch schon in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft ganz offen aus, machte überhaupt nicht das geringste Hehl aus dem felsenfesten Gefühl seiner hohen dichterischen Sendung.

Seit kurzem las ich Hebbel, ich hatte ihn aus der Staatsbibliothek entlehnt, da man ihn sonst ja nicht bekam. Die Schutzfrist von dreißig Jahren seit seinem Tode war gerade verflossen, aber noch war kein Verlag unternehmungslustig genug, seine Werke zu einem erschwinglichen Preise der deutschen Leserschaft zugänglich zu machen. Hebbel war noch kein Geschäft für den deutschen Verleger. Diese Zeit kam erst zehn Jahre später. Es war, als habe der Dichter der „Judith" und der „Nibelungen" niemals gelebt. Für mich wirkte seine Dramatik als eines von jenen Elementarereignissen, wie sie uns nur selten auf unserem Wege zuteil werden. Ich empfand sie als ein Gehirnfeuerwerk von phänomenalem Ausmaß. Man hätte auch an jene Protuberanzen denken können, die sich während einer Sonnenfinsternis als ungeheure Fackeln über den Rand der Corona

Hermann Levi

Botschaft Hermann Levis an Richard Wagner, 1867

Hochgeehrter, geliebter Meister!

Ich möchte mich gern unter den Glück-
wünschenden fühlen, aber —
„Hab geld'ts, geh ich dir sagen kann!" —

Hermann Levi.

München
10. Dezember anno dal. 67.

„ZION"
VERBAND DER ÖSTERREICHISCHEN VEREINE
FÜR COLONISATION PALÄSTINAS UND SYRIENS.

אגודת התכריות באוסטריא
לתישבת הישובות בארץ וסוריא

Nr. Isr. Cultus-Verwaltung.
Präs: 14 JUNI 97 № 415
München.
Mit 1 Beilagen.

WIEN, am 11. Juni 1897
II., Rembrandtstrasse 11.

An den löblichen Vorstand
der israelitischen Cultusgemeinde

München

Hochgeehrte Herren!

Einige Notizen in den Münchner Tagesblättern haben unsere Agitation für Errichtung eingeleitet, daß sich der N... dieser Congress ... werden ... klarzustellen, ...

Wenn ... nicht zum Co...

ungewöhnlichen Schwierigkeiten, sich entschließen, diese Versammlung einen vertraulichen Charakter zu geben und zu erhalten. Wir glaubten nicht, daß unsere Versammlung dem Ansehen der Israelitischen Cultusgemeinde München oder Bayern zu Verwirrung vorgen. wird – vielmehr sie mehr als ehrlich für gegen uns verfahren ist.

Wir schließen. Wir fragen Sie, hochgeehrte Herren, da uns die Umstände zu dieser Frage nötigen: ob Ihre Stellung nicht der löblich Cultusvorstand den Gründen unserem Congress gegenüber ein? Protestiert er gegen die Abhaltung des Congresses in München? oder betrachtet er die ganze Angelegenheit als eine fremde, um die er sich nicht kümmert?

Auch der gefälligen Antwort werden wir die Consequenzen ziehen. Wir halten es für loyal, Sie schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß wir die betreffende Zuschrift veröffentlichen werden, falls wir durch Ihren Widerspruch genötigt sein sollten, den Congress von München weg nach einem anderen Orte zu verlegen.

Wir bitten Sie, uns Ihre Antwort bald zusenden zu wollen. Sollte eine Berathung des löblichen Vorstandschaft nicht sofort möglich sein, so ersuchen wir um die Mittheilung des Zeitpunktes, bis zu welchem wir Ihre Antwort erwarten dürfen.

Genehmigen Sie, hochgeehrte Herren, den Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung

Die vorbereitende Commission des Zionistischen Congresses

Dr. Kleinwächter
Schriftführer

Dr. Theodor Herzl
Vorsitzender

Brief Theodor Herzls an den Vorstand der Münchner Kultusgemeinde über den 1. Zionistenkongreß, 1897 (Erste und letzte Seite)

erheben. Ihr feuerflüssiges Licht schien mir die fahle Dämmerung des Zeitalters mit seinen tragischen Blitzen zu erhellen.
Die gewollte — vielleicht auch nicht anders gekonnte — Nüchternheit seiner dramatischen Phrasierung, das Epigrammatische in Wort, Satz, Dialog empfand ich als titanischen Heroismus; mir kamen die Tränen dabei in die Augen. Hierin wie in den meisten anderen Punkten unserer beiderseitigen Kunstprogramme prallten Franz Herzfeld und ich oft und hart aufeinander. Unsere Naturen zogen sich unwiderstehlich an und stießen sich zuzeiten ebenso heftig ab. Die positive Kraft wird doch wohl die stärkere gewesen sein; wir blieben zusammen, wenn es im Streit auch noch so erbittert hergegangen war, oder versöhnten uns bald, falls wirklich der eine oder andere im Zorn von dannen gestürzt war. Das Gefühl der Freundschaft war in uns beiden gleich stark entwickelt, es siegte über allen Widerstreit der Programme und der Thesen.
Wir machten gemeinsame Ausflüge ins Isartal, das damals, mangels jedes Verkehrsmittels, noch schwer erreichbar war, aber sogar bis ins Weichbild der Stadt hinein noch die Wildheit und Unberührtheit der ungebändigten Natur erstreckte. Wir fuhren mit der Dampfbahn nach Nymphenburg, ergingen uns zwischen den geschnittenen Hecken und den steinernen Nymphen des Parks, deren lebendige Urbilder, die Hofdamen aus der Max-Emanuel-Zeit, einst nichts weniger als steinern gewesen waren, tranken die süße Melancholie der Vergänglichkeit und erholten uns davon im Controllor, einem zum beliebtesten Biergarten und Tanzplatz gewordenen ehemaligen Kavalierhaus des Schlosses. Herzfeld hatte donjuaneske Neigungen; man hätte meinen können, daß dem kleinen Mann sein Miniaturformat dabei hinderlich gewesen wäre. Aber er ersetzte, was ihm hier fehlte, durch unbekümmerte Forschheit des Auftretens, durch jenes ihm auch sonst eigene Selbstbewußtsein, das auf die Frauen immer Eindruck macht, und konnte sich ja im übrigen auch eines sehr gut geschnittenen Kopfes rühmen.
Der Vergleich mit Napoleon Bonaparte lag nahe. Herzfeld führte ihn oft im Gespräch an und spürte eine Verwandtschaft mit ihm wie mit Heine. Sie waren die beiden Pole, zwischen denen seine Welt sich drehte. Manchen Abend, wenn wir in der alten Weinstube von Neuner in der Herzogspitalstraße beim roten Tiroler saßen und uns unsere weltumstürzenden Thesen gegenseitig an den Kopf schleuderten, entzündete sich sein Herz beim Klang der geliebten Namen, als ob sie im Grunde eines und dasselbe wären, der Welteroberer und der Dichter der Völkerfreiheit. Schon damals hatte ich manchmal das Empfinden einer phantastischen Überreizung und Verwirrung dieses Feuergeistes; er selbst gestand mir, im Überschwang unserer Seelenergießung, daß ihm in unheimlichen Nachtstunden manchmal seltsame Anwandlungen kämen, Halluzinationen oder wie man es nennen wolle. Die dunklen Vorahnungen jener Zeit sind langsam, aber mit grausamer Unerbittlichkeit in Erfüllung gegangen. *(1932)*

MORITZ GOLDSTEIN

Der „Kunstwart"-Aufsatz zur Judenfrage

Der Zugang zur Presse ist mir ungewöhnlich schwer geworden, verglichen mit anderen, die denselben Weg einschlugen. Indessen in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg hatte ich immerhin eine Reihe von journalistischen Verbindungen hergestellt. Sie beruhten auf einem Erfolg, den ich inzwischen errungen hatte; dem einzigen meines Lebens, wenn man unter Erfolg versteht, daß man die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und lauten Widerhall findet. Im zweiten Jahre meiner Ehe — 1911 — verfaßte ich eine große Abhandlung, die ich nannte „Deutsch-jüdischer Parnaß". Sie zu schreiben oder nicht zu schreiben lag nicht in meiner Wahl: sie brach sozusagen aus mir. Um ihre Entstehung zu erklären, muß ich mit ein paar Worten auf mein Verhältnis zum Judentum eingehen.

Mein Vater stammte aus einem Hause, das fest in der jüdischen Tradition wurzelte. Sein Vater, den äußeren Umständen nach ein kleiner Krämer in dem oberschlesischen Dorfe Chorzow bei Königshütte, muß dem inneren Format nach ein wahrer Patriarch gewesen sein. Er schickte seinen Ältesten aufs Gymnasium in der Hoffnung, ihn Rabbiner werden zu lassen, konnte die Mittel aber nur bis Tertia aufbringen und gab seinen Sohn zu dessen nie verwundenem Kummer nach Berlin in den Textilhandel. In einer harten Lehrzeit und der folgenden kärglichen und einsamen Berufsexistenz als Angestellter der angesehenen Firma N. Israel löste mein Vater in schweren seelischen Kämpfen, wie er uns oft erzählte, sich von dem jüdischen Ritual los, ohne im übrigen in seiner Treue zum Judentum je wankend zu werden. Was sich in ihm abspielte, war einfach, daß der Rausch der Emanzipation, der mit Moses Mendelssohn anfing und den Dichter Heinrich Heine mit sich davon trug, unter den Anregungen und Eindrücken der nüchternen aber lebendigen Stadt Berlin nun auch ihn erreichte. Er wurde in Bezug auf das Judentum, was er seinem ganzen Wesen nach war, ein aus tiefer Überzeugung liberaler Mann. Er gab das strenge tägliche Ritual auf, während die hohen Feiertage, sowie das Pessach- und das Chanuka-Fest wenigstens mit ihren gefälligen Bräuchen gehalten wurden.

Die Folge davon war, daß die Sitten des jüdischen Lebens mir fremd blieben. Ich hörte zwar davon und ich las auch darüber; aber das schafft nicht jene absichtslose Vertrautheit, die man offenbar nur erwirbt, wenn man das Ritual in der Kindheit um sich her mit angesehen und daran teilgenommen hat. Der Religionsunterricht in der Schule war ungenügend und ohne jedes geistige Niveau und konnte in mir nur Abneigung wecken. Dabei wäre ich und viele meiner Mitschüler zu packen gewesen, wenn man uns den rechten Händen anvertraut hätte. Zur Ergänzung, um uns eine Grundlage zu geben, vor allem eine gewisse Kenntnis des Hebräischen, hielt mein Vater uns Brüdern jahrelang einen Religionslehrer. Dieser Mensch, Volksschullehrer von Beruf, noch

jung, aber unansehnlich und ungepflegt, war eine vollkommene Null, auch ohne eine Spur von pädagogischem Geschick. In all den Jahren, bei wöchentlich einer zweistündigen Lektion, die vor meiner Barmizwah verdoppelt wurde, habe ich nichts gelernt, durchaus gar nichts, außer einem bißchen stümperhaften Lesens des Hebräischen, das mir längst wieder abhanden gekommen ist. Die Stunden bei ihm waren rein verschwendete Zeit.

An den hohen Feiertagen wurden wir zum Gottesdienst mitgenommen und wohnten ihm viele Stunden, am Jom Kippur fast den ganzen Tag bei. Das war für mich nicht weniger als ein Martyrium. Ich verstand nicht, was vorging; und bei dem Versuch, im Gebetbuch den deutschen Text zu verfolgen, langweilte ich mich zu Tode. Möglich, daß es an der Qualität der Übersetzung lag. Aber das war noch nicht alles. Mein Vater konnte sich damals Plätze in einer Synagoge nicht leisten, sondern wir mußten uns mit einem Betsaal begnügen. Der Aufenthalt dort verletzte alle meine Instinkte: der Raum war überfüllt, die Luft wurde bis zur Unerträglichkeit verdorben, die Beter um mich her empörten mich durch unschickliches Benehmen, der Kantor sang mißtönend, der Chor genügte nicht, auch die Predigt enttäuschte mich nur zu oft.

Nach alledem wäre es kein Wunder gewesen, wenn ich eine Abscheu vor der jüdischen Religion bekommen und ihr den Rücken gekehrt hätte. Jedoch was ich über meinen Vater ausgesagt habe, muß ich auch für mich in Anspruch nehmen: niemals bin ich in dem Gefühl meiner Zugehörigkeit zum Judentum oder besser zu den Juden wankend geworden. Aber freilich, ich hasse das Ritual. Es ist mir unmöglich zu beten oder gar in Gruppen oder nach einem Schema oder laut vor anderen zu beten. Wenn ich das mit ansehe, wie es sich bisweilen nicht vermeiden läßt, so bleiben mir die anderen völlig unverständlich; obwohl ich es wiederum als schweren Mangel meiner Bildung empfinde, daß ich nicht imstande wäre mitzutun, auch wenn ich wollte. Ich widersetze mich auch der Zumutung, daß, weil ich als Jude geboren bin, gewisse Anschauungen und Lehren für mich gelten sollen. Wäre es dem jüdischen Volke vergönnt geblieben, sein natürliches Leben auf eigener Scholle wie andere Völker zu führen, so wäre der Streit um „das Gesetz“ vielleicht auch noch immer nicht entschieden. Aber der Kampf zwischen Orthodoxie und geistiger Selbstbestimmung hätte sich unter freiem Himmel abgespielt wie überall sonst in der Welt; und dabei wäre ich ganz gewiß mit Leidenschaft auf der Seite der Selbstbestimmung zu finden gewesen. Vielleicht stammt all dies nicht aus meinen Kindheitserfahrungen, vielleicht gehört es zu meinem Wesen.

Man darf fragen, was bei solcher Haltung überhaupt noch vom Judentum übrigbleibt; und warum und in welchem Sinne ich Jude bin. Darauf kann ich nur antworten: Ich bin mir einer historischen Tatsache und eines Traditionszusammenhanges mit Stolz bewußt. Das ist mein Judentum. Aber das genügt noch nicht. Wenn ich ganz aufrichtig gegen mich selbst bin, so muß ich gestehen: Ich bin Jude, weil ich es nicht ertrage, einer minderwertigen Gruppe anzugehören. Wenn die Juden schon verachtet sind, so sollen sie doch nicht verächtlich sein. Darum letzten Endes stelle ich mich offen und unerschrocken auf die Seite der Juden.

Das jüdische Problem hat mich von jeher in Atem gehalten. Nicht ohne Grund

dreht sich mein erstes Drama um Jerusalem, und eine von mir selbst wieder vernichtete Tragödie „Die Jüdin von Passau“ sollte ganz persönliche Nöte eines Juden ausdrücken. Schon früh griff ich das Thema auch für die Presse auf; ein paar solcher Abhandlungen erschienen in einer jüdischen Zeitschrift, verfaßt mit ganz ungenügendem Wissen, und ich würde mich nicht trauen, sie heute wieder zu lesen. Obwohl in einer blamablen Weise unwissend über das jüdische Ritual und die hebräische Sprache, habe ich mich doch immer wieder bemüht, mir einiges Wissen über jüdische Dinge anzueignen, und was ich so erworben habe, wird schließlich nicht ganz wenig sein, obwohl mir auf diesem Gebiet die Unsicherheit des Autodidakten anhaftet

Andererseits wurzelt mein gesamtes geistiges Leben in der deutschen Kultur. Hätte ich — vor Hitler — nicht gewußt, daß ich Jude bin, und wäre ich nicht mit Willen Jude gewesen, so hätte ich mich mit völliger Unbefangenheit für deutsch gehalten; wie ja auch deutsch meine Muttersprache ist und das einzige mir natürliche Mittel des künstlerischen und schriftstellerischen Ausdrucks. Es ging mir darin wie vielen meinesgleichen.

Aber im Gegensatz zu den meisten anderen deutschen Juden jener Zeit gab mir dieser Zwiespalt ein Denkproblem auf, mit dem ich nicht fertig wurde; nicht fertig, trotz jahrelanger Anstrengung, es zu bewältigen. Mein innerstes Bedürfnis verlangte nach Einheitlichkeit und Natürlichkeit des Volkstums — und ich sah mich in einer Doppelheit, die mich in zwei Hälften zu zerreißen drohte. Die logische Folgerung wäre gewesen, mich für eine der beiden Seiten zu entscheiden, ganz jüdisch oder ganz deutsch zu werden; aber dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich glaube nicht, daß ich mich deswegen entschuldigen muß. Wenn ein Ehepaar in Scheidung lebt und man fragte die Kinder, ob sie mit dem Vater oder der Mutter gehen wollen, wie könnten sie eine Wahl treffen? Gerade die besseren könnten es nicht, nur diejenigen, denen ihr Herz erlaubte, die beiden Entscheidungen nach ihrem Vorteil gegen einander abzuwägen.

Immerhin lag mir der Versuch zu irgendeinem Entschluß durchaus nahe. Als daher während meiner Universitätszeit ein Freund aus meiner Kindheit mir die Theorie des Zionismus auseinandersetzte, war ich rasch gewonnen. Ich trat der Organisation bei und zahlte den Schekel, solange ich in Deutschland lebte. Durch meine Auswanderung und die wirtschaftliche Unsicherheit des Exils wurde diese Gewohnheit unterbrochen, und ich habe im Ausland nicht wieder einen persönlichen Zusammenhang mit Zionisten gefunden.

Aus dem vergeblichen Ringen mit dem jüdischen Problem ist der „Kunstwart“-Aufsatz hervorgegangen. Er macht keinen Vorschlag zur Lösung und treibt überhaupt keine Politik, wie er vielfach mißverstanden worden ist. Er stammt aus der seelischen Not des deutschen Juden, der schreibt, und bekennt diese Not. Wenn man will, mag man ihn lyrisch nennen.

Erst als die Arbeit fertig vorlag, fing ich an, darüber nachzudenken, was ich denn nun damit anstellen sollte, um sie an die Öffentlichkeit zu bringen; an eine möglichst große Öffentlichkeit. Im Grunde war ich ratlos. Schließlich sandte ich den Aufsatz an das „Berliner Tageblatt“, sehr törichter Weise. Für eine tägliche Zeitung war er viel zu lang, und zugleich widersprach er aufs

äußerste der Haltung dieses Organs, das keine seelische Not eines deutschen Juden anerkannte und am liebsten das Bestehen einer Judenfrage geleugnet hätte. Ich bekam das Manuskript denn auch prompt zurück. Danach machte ich zwei weitere Versuche, mit demselben Mißerfolg. Stark entmutigt und fast ohne Hoffnung verfiel ich auf den „Kunstwart", die in München erscheinende angesehene Halbmonatsschrift, deren gläubiger Leser ich jahrelang gewesen war. Wäre der Aufsatz wiederum zurückgekommen, so hätte ich jeden weiteren Versuch mit ihm aufgegeben und ihn in meinem Schreibtisch vergraben, und alle Folgen der Veröffentlichung wären nicht eingetreten.

Indessen diesmal wurde er angenommen. Ich erhielt einen schmeichelhaften Brief des Herausgebers Ferdinand Avenarius, der mir zugleich ankündigte, die Veröffentlichung würde einige Zeit auf sich warten lassen. „Deutsch-jüdischer Parnaß" erschien dann im ersten Märzheft 1912; die Redaktion schützte sich vor unliebsamen Folgen durch eine Vorbemerkung.

Das Aufsehen war ungeheuer, in der Tat größer als die Wirkung irgendeiner anderen Presseveröffentlichung, die ich erlebt habe oder von der ich weiß. Die erste Reaktion, die mir vor Augen kam, war eine kleine Notiz in einem antisemitischen Blatt. Dann erschienen ähnliche Hinweise in anderen Blättern, zustimmend, ablehnend, dann größere Aufsätze, und schließlich erscholl die ganze deutsche Presse vom Lärm des Streites um den „Deutsch-jüdischen Parnaß". Auch das Ausland nahm teil. Die „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" protestierten; die Zionisten spendeten jubelnd Beifall. Der „Kunstwart" selbst öffnete seine Spalten der Diskussion, die zum Teil in plumper Form geführt wurde — dies war schließlich ein Organ eines verbohrten Veteranen des Judenhasses, des Kritikers und Literarhistorikers Adolf Bartels. Der „Verein jüdischer Studenten" erhob den Aufsatz zur Pflichtlektüre in seinem Unterricht — ich erfuhr das durch meinen jüngeren Bruder Berthold, der damals dort aktiv war (im ersten Weltkrieg gefallen). Man forderte mich zu Vorträgen auf, ich nahm ein einziges Mal an und sprach in überfülltem Saal über Heine. In Ausnutzung meines Erfolges hätte ich die Laufbahn eines jüdischen Politikers einschlagen können. Aber das lag mir in gar keiner Weise, weder nach meinen Fähigkeiten noch nach meinen Neigungen. Ich sah wohl, was man von mir erwartete und was man brauchte. Jedoch das beruhte auf einer Verkennung dessen, was ich geschrieben und gewollt hatte; und insofern ich dieses Mißverständnis durchschaute, fühlte ich mich gar nicht behaglich in dem allgemeinen Aufsehen. Der Erfolg war mir eben auf einem ganz falschen Gebiete begegnet. Was an dem „Kunstwart"-Aufsatz literarische Leistung ist, erkannten nur wenige.

Die Bewegung, die ich aufgerührt hatte, zitterte lange nach; aber da an national-jüdischer Politik oder an Demagogie sich nichts aus mir pressen ließ, so wurde es bald still um mich. Der Aufsatz ist auch nie wieder gedruckt worden und daher heute verschollen. Dennoch blieb das Andenken jahrelang lebendig und tauchte namentlich in der antisemitischen Literatur immer wieder auf. Als das Dritte Reich zur Beruhigung seines schlechten Gewissens ein Buch herausgab, betitelt „Die Juden in Deutschland" (München 1935), war dem „Kunstwart"-Aufsatz das ganze siebte Kapitel gewidmet. Es ging aber deutlich daraus her-

vor, daß sie nicht wußten, wer dieser Moritz Goldstein eigentlich ist, also auch nicht, daß er zur Redaktion der „Vossischen Zeitung" gehört hatte und als „Inquit" unzweideutig gegen die Nazis aufgetreten war; eine Tatsache, die in dem Buche ohne Zweifel erwähnt worden wäre, wenn man sie entdeckt hätte. Die gleiche Ignoranz verriet eine Erwähnung meiner und des „Deutsch-jüdischen Parnasses" durch den judenfressenden Gauführer Julius Streicher in einer öffentlichen Rede, in der er mich neben Disraeli und Rathenau nannte. Wie wenig auch unter Juden meine Verfasserschaft noch bekannt ist, dessen wurde mir ein tragikomisches Zeugnis geliefert, während ich nach unserer Emigration in Italien lebte. Ein Bekannter erzählte mir, er habe in Berlin vor seiner Abreise mit jemandem über den Aufsatz gesprochen und dabei bemerkt: „Der Verfasser ist der ‚Inquit' der ‚Vossischen Zeitung'. Er lebt jetzt in Florenz, ich fahre zu ihm." Darauf der Gesprächspartner: „Wenn ‚Inquit' behauptet, er sei der Verfasser des ‚Kunstwart'-Aufsatzes, so schmückt er sich mit fremden Federn. Der echte Moritz Goldstein ist gefallen." Offenbar verwechselte er mich mit meinem Bruder Berthold, der in der jüdischen Studentenbewegung ein lebendiges Andenken hinterlassen hat. Aber der Verfasser des „Deutsch-jüdischen Parnasses" bin ich und nicht er. Der Aufsatz verdiente wohl, ausgegraben und wieder zugänglich gemacht zu werden.

Inzwischen ist fast ein halbes Jahrhundert verstrichen, viel Schicksal habe ich über mich hinweggehen lassen müssen wie jeder von uns, die deutsche Judenschaft von einst besteht nicht mehr, obwohl es noch, in alle Welt verstreut, deutsche Juden gibt. Der Widerspruch, mit dem ich damals gerungen habe, scheint gelöst für diejenigen, die in Israel leben, besonders wenn ihnen beschieden ist, dort aufzuwachsen. Wohl aber hat das Problem seine Aktualität behalten für Juden, die weiter an der Zerstreuung teilnehmen. Dies gilt vor allem für die Vereinigten Staaten von Amerika, wo heute (1958) mehr als fünf Millionen Juden ihre unangefochtene Heimat haben. Seinerzeit habe ich keine Lösung vorzuschlagen vermocht und weiß auch jetzt nichts zu raten. Indessen dürfen wir die Hoffnung hegen, daß, bevor ein Zwiespalt durchbricht, die Versöhnung der Gruppen auf dieser kleinen Erde soweit fortgeschritten sein wird, daß ein Mensch ohne seelische Not Bürger eines Staates und zugleich Jude sein kann. *(1958)*

RICARDA HUCH

Bekenntnis zum Zionismus

Ich halte den Zionismus für eine der großartigsten Bewegungen unserer Zeit. Kaum ein geschichtliches Ereignis würde so überwältigend für die Macht des Blutes und des Gedankens zeugen, wie die Gründung eines Gemeinwesens von Juden auf ihren altheimischen, ihnen heiligen Stätten, und es ist anzunehmen, daß alle Nationen, die sich nur allzu gern bequemer Verachtung hingaben, solange sie die Juden als Eindringlinge betrachteten, bereit sein werden, das wiedergeborene, selbständige Volk zu bewundern, dem alle europäischen Kulturen so viel verdanken. Nur aus den Reihen der besitzenden oder in politischer Sicherheit lebenden Juden war von vornherein Widerspruch zu erwarten, die, um nicht selbstsüchtig und klein zu erscheinen, weil sie einen großgedachten Plan bekämpfen, denselben lächerlich und verhaßt zu machen suchen. Entspränge die Idee des Zionismus einem nur poetischen oder schwärmerischen, der Wirklichkeit aber fremden Drange, so wäre freilich der Widerspruch berechtigt; aber, wie poetisch und erhaben der Gedanke auch seinem Wesen nach ist, hat ihn doch handgreifliche Not hervorgebracht.

Die Geschichte der Juden weist viele Züge auf, die der der Frauen ähnlich ist! Auch Frauen, denen es zufällig gut geht, leugnen das Dasein der Frauenfrage und damit das offenkundige Dasein zahlloser notleidender Frauen. Es gibt eben geborene und gewordene Sklaven, die einem opfermutigen Kampfe vorziehen, sich persönlich durch Anschluß an die Herrschenden zu sichern, sei es auch auf Kosten der Ehre und Würde.

Da der Zionismus keinerlei Zwang ausübt und zunächst nur den Ärmsten unter den Juden, die von ihrem Stiefvaterlande durch Zwang oder Not, unmittelbar oder mittelbar ausgestoßen werden, eine sichere dauernde Heimat bereiten will, fehlt den Anklagen jeder Boden, und es ist zu hoffen, daß ihr trüber Ursprung überall zu deutlich erkannt werde, um das Vordringen einer vom Drange der Umstände hervorgerufenen und aus den Tiefen der menschlichen Seele strömenden Bewegung zu hemmen. *(1914)*

LUDWIG FEUCHTWANGER

Die Juden und die Entstehung des Kapitalismus

Wer seit 1902 etwas über den Kapitalismus zu sagen hatte, was nicht nur dem politischen Tagesbedarf zu dienen bestimmt war, mußte sich mit Werner Sombarts Werk über „Die Entstehung des Kapitalismus" auseinandersetzen. Darin war nämlich zum erstenmal zu lesen, daß die kapitalistische Wirtschaftsorganisation durch die Grund- und Hausbesitzer der italienischen Städte des späten Mittelalters ihren Eingang in die Weltgeschichte gefunden hätte. „Wir sind am Ziel", verkündete Sombart damals im ersten Band des genannten Werkes (S. 291), „das Geheimnis ist enthüllt. Die Anfänge des bürgerlichen Reichtums sind aufgedeckt. Jene Summen..., aus denen sich der Kapitalismus zu entwickeln vermochte, sind die akkumulierte Grundrente." Im Jahre 1911 hat Sombart ein neues Buch geschrieben: „Die Juden und das Wirtschaftsleben."*) Darin ist die Rolle, die 1902 jenen Italienern zugedacht war, auf die Juden übertragen. Sie haben nicht nur die neuen verkehrs- und handelsrechtlichen Formen, die den Kapitalismus charakterisieren, geschaffen, auch die eigentliche kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, der Geist der Rechenhaftigkeit, die nüchterne und stets zweckbedachte Lebensführung stammt von ihnen; schon ihre Religion ist davon durchtränkt. Jüdisches Nomadentum, dem inneren Sinn des abstrakten, jeder Seßhaftigkeit abholden Kapitalismus aufs innigste verwandt, hat dann auch äußerlich, räumlich dafür gesorgt, daß jüdischer, d.h. kapitalistischer Geist, sich über die ganze Welt verbreitet hat.

Das neue Buch von Sombart gehört unstreitig zu den beachtenswertesten Neuerscheinungen der nationalökonomischen, speziell der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur der letzten Jahre; es ist allerdings nur dank der Fülle von Anregungen und kritischen Widersprüchen, die es auslöst, eine wissenschaftliche Leistung in dem hohen und strengen Sinn des deutschen Gelehrten.

Über Sombarts Persönlichkeit, seine Herkunft, seine politische Weltanschauung, sowie über die Art seines Wissenschaftsbetriebes hat Schmoller in seinem Jahrbuch (Jahrg. 1903) beim Erscheinen von Sombarts Geschichte des Kapitalismus ein paar Sätze so gerechten und weltklugen Verständnisses geschrieben, daß ich hier darauf verweisen kann. War schon dieses vor 10 Jahren erschienene Werk über den Kapitalismus ein „Thesenbuch" in dem Sinn, daß es „zu sehr in den Dienst einer allgemeinen These gestellt war, für die das Material nicht ausreicht" (Schmoller), so gilt dies von der vorliegenden Arbeit genau ebenso. Dort die Behauptung, daß die großen Vermögen zu Beginn der kapitalistischen Epoche nicht aus dem Handel, sondern aus der akkumulierten Grundrente herrühren, hier die These, daß jeglicher verkehrswirtschaftliche Fortschritt seit den Kreuzzügen von den Juden stammt. Sombart selbst betont in der Vorrede, daß sein Buch einseitig sei, weil es die anderen Faktoren, die außer den Juden am Aufbau des modernen Kapitalismus beteiligt gewesen sind,

nicht erwähnt. Allein der Untersuchung der Genesis unserer modernen Wirtschaftsverfassung liegt zweifellos dann ein Elementarfehler zugrunde, wenn bloß um der Einheitlichkeit des Ergebnisses willen ein Faktor isoliert betrachtet wird, die anders gearteten Faktoren und Motive aber, die in voller Stärke an dem Resultat mitgewirkt haben, unter den Tisch fallen.

Ich meine, ein Kritiker Sombarts soll vorerst das Verhältnis des neuen Werkes zu dem früheren über den Kapitalismus unerörtert lassen, weil das Buch über die Juden nur eine Vorarbeit zu einer in Aussicht gestellten, wesentlich umgestalteten Auflage des „Kapitalismus" sein soll. Eine Erörterung dieses Verhältnisses gäbe allerdings zu eigenartigen Beobachtungen Anlaß: Die neue kapitalistische Wirtschaftsorganisation, an der — so las man's früher — ausschließlich die akkumulierte Grundrente schuld gewesen sei, ist nach der revidierten Auffassung Sombarts hauptsächlich durch die Juden heraufgeführt worden. Das dafür aufgefundene Beweismaterial, das zweifellos zu dem Schluß führt, daß der Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft ein viel größerer ist als bisher angenommen wurde, wird vom Verfasser teils überschätzt, teils künstlich für das Beweisthema zugerichtet.

Sombart hat sich von seinen früheren ausgezeichneten Kritikern nicht belehren lassen: Von der ungekünstelten Annahme Delbrücks und Belows, welche die Herkunft des Kapitals der Geldhändler eben doch aus den kleinen, aber unzähligen Rinnsalen des mittelalterlichen Kleinhandels erklären, will er wiederum nichts wissen. Was er mit seiner früheren Behauptung anfangen wird, daß das Urvermögen, das Substrat des Kapitalismus, von der Auswucherung des Landbesitzes und der Konzentration ländlichen Großgrundbesitzes in den Städten herrührt, wissen wir heute noch nicht. In Wahrheit haben nämlich die großen Geldhändler Oberdeutschlands, an der Spitze die Fugger, ursprünglich Warenhandel getrieben und für die italienischen großen Bankhäuser des Mittelalters müßte durch Stammbäume usw. erst der Nachweis geführt werden, von welcher wirtschaftlichen Beschäftigung sie ausgegangen sind. Heute erklärt Sombart die Entstehung des Kapitalismus „zum Teil" aus dem von den Juden erfundenen Inhaberpapier. „Die Inhaberpapiere gewährten die Möglichkeit, Vermögen verschwinden zu lassen, bis eine Verfolgungswelle über die Judenschaft eines Ortes hinweggegangen war. Die Inhaberpapiere gestatteten den Juden ihr Geld beliebig wo anzulegen und im Augenblick, da es gefährdet war, durch einen Strohmann beheben zu lassen oder ihre Forderungen zu übertragen, ohne die geringste Spur ihres früheren Besitzes zu hinterlassen." Auch der Übergang vom einfachen Rektawechsel zum indossablen Wechsel sei jüdische Erfindung. Als Sombart in jenem früheren Werk behauptet hatte, die Mobilisierung des Grundbesitzes habe die Geldwirtschaft erzeugt und zum Beweis dessen u. a. angeführt hatte, daß die vor den anrückenden Barbaren flüchtenden reichen Familien Oberitaliens ihren Grundbesitz versilbert haben, hat Hans Delbrück in den Preuß. Jahrbüchern s. Z. die richtige Bemerkung gemacht: „Weniger klug scheinen freilich die Leute gewesen zu sein, die in dem Augenblick, als die Hunnen von den Alpenpässen herunterstiegen, den Flüchtenden noch ihren Besitz für bares Geld abkauften." Dasselbe ist zu der neuen Hypothese zu sagen: Weniger klug scheinen die Nehmer der neuen In-

haberpapiere und die Indossatare gewesen zu sein, die den Juden, von denen sie erwarten mußten, daß sie morgen wer weiß wohin wandern mußten, ihre Forderung abkauften oder sich von ihnen die Einbringlichkeit ihrer Forderung mit dem Wechselgiro garantieren ließen, statt den sicheren Weg des Rektapapiers weiter zu begehen.

Der jüdischen Religion schreibt Sombart, wie gesagt, eine überragende Bedeutung für die Heraufführung des modernen Kapitalismus zu. Er findet in der jüdischen Religion geradezu die leitenden Ideen des Kapitalismus charakterisiert. Ich bin in der obengenannten Kritik zu dem Ergebnis gekommen, daß S. in der Rationalisierung des Lebens durch die jüdische Religion irrtümlich eine singuläre spezifisch-jüdische Erscheinung sieht, während diese Erstarrung doch einzig und allein ein allgemeines Stadium jeder Religion bedeutet, nämlich das Stadium, das der Säkularisation, der Profanation der religiösen Motive in allen Kulten, im Christentum und Judentum, vorangeht. Auch die rechenhafte, privatrechtliche Auffassung der Sünde und Buße gehört hierher; S. sieht darin echt jüdischen, kapitalistischen Geist. Von einer solchen Annahme hätten den Verfasser schon sprachgeschichtliche Erwägungen abhalten müssen. „Das Begriffspaar Schuld und Buße war überhaupt ursprünglich rechtlicher Natur: Schuld, die eingegangene Verpflichtung, von Solln. Der Geldcharakter dieses Wortes hat sich in der Buchführung unserer Kaufleute erhalten" (siehe Fritz Mauthner, Wörterbuch der Philosophie I, 1910, S. 144 ff.). Ebenso hieß Buße ursprünglich nichts anderes als Vergütung durch Geld: Buße = Besserung = Schadensersatz. „Die Zahlungsmittel sind natürlich von der gleichen Güterordnung wie die Schuld"; darauf deutet das Wort „Glaube" (fides, πιστις), „eigentlich doch wieder das Gutsagen, Gutschreiben." „Wer über solche Dinge lachen will, mag sich erinnern, daß in den Hauptbüchern unserer Kaufleute dem uralten Worte für die Schuld, dem Soll, als Zahlungsmittel das klassische Wort für den Glauben gegenübersteht: Kredit" (Mauthner, S. 145).

Was von der Auffassung, daß auch die Erotik und Geschlechtsmoral der Juden rationalistischen, kapitalistischen Geist atmet, zu halten ist, habe ich eingehend in jener wissenschaftlichen Zeitschrift auseinandergesetzt; dort ist auch der nähere Nachweis geführt, daß die Keuschheit innerhalb der Ehe und die Auffassung der Sexualität als Sünde, als deren einzige Legitimation die Fortpflanzung gilt, nicht etwas so Singuläres, spezifisch Jüdisches und der allgemeinen menschlichen Geistesentwicklung Fremdes ist, wie es Sombart hinstellt.

In dem Abschnitt über die Quellen der jüdischen Religion findet sich ein Radikalirrtum, der seine Schatten über das ganze Buch breitet: Während Sombart für die gesamte historische Darstellung die durch die Bibelkritik gewonnenen Erkenntnisse in wissenschaftlich einwandfreier Weise verwertet, schließt er sich der vorkritischen, auch der talmudisch-rabbinischen Tradition entsprechenden Annahme an, daß Esra ein Sofer, ein Gesetzesgelehrter, ein γραμματεις im Sinne des Rabbinismus war. Diese Annahme führt ihn zu dem folgenschweren Satz: „Seit der Einführung des Gesetzes durch Esra und Nehemia i. J. 445 v. Chr. ist das Judentum fast unverändert bis auf den heutigen Tag geblieben." In Wahrheit besteht diese Lückenlosigkeit und Unwandelbarkeit der Herrschaft des „Gesetzes" von Esra bis Samson Raphael Hirsch nicht. Aus der

alexandrinischen Literatur und aus den Werken des Josephus geht nämlich hervor, daß in der Diaspora ein Judentum bestand, für dessen Bewußtsein das jüdische Zeremonialgesetz von untergeordneter Bedeutung war (siehe Harnack, Dogmengeschichte, 3. Aufl., I, S. 103). Und selbst die Pharisäer des ersten vorchristlichen Jahrhunderts sind nicht die legitimen Nachfolger der Schriftgelehrten, der Soferim des fünften und vierten Jahrhunderts. Denn auch das viel erörterte Pharisäertum des Neuen Testaments ist völlig durchsetzt von fremden Lehrelementen und war nicht nur in seiner messianischen Dogmatik durchaus wahllos, sondern auch seine kleinmeisterliche Rabulistik hatte weder im babylonischen Exil, noch bei Esra oder seinen Nachfolgern ein Vorbild. Die Depotenzierung und Verflachung des jüdischen Glaubensinhalts durch den Schulchan-Aruch und die vorangehenden Kodifikationsversuche ist nicht aus dem kontinuierlichen unverwischbaren Geist des Kapitalismus der Juden zu erklären, sondern eine allgemeine religionsgeschichtliche Erscheinung. Diese Veräußerlichung kehrt in den Traktaten, Summen und Gesetzbüchern der mittelalterlichen christlichen Theologen und Rechtslehrer, die eine frappante Ähnlichkeit mit dem jüdischen Schrifttum aufweisen, wieder. Vollends in der Neuzeit ist jüdischer Traditionalismus und jüdische Glaubensstärke zum Teil in grotesker Weise ausgeartet und zu jener aus Frankfurt a. M. stammenden Neuorthodoxie geworden, die mit Esra gar nichts mehr zu tun hat und die ein warmherziger, hochstehender Jude jüngst meinte, als er ebenso treffend wie unvorsichtig sagte: „Die Orthodoxie gleicht einer Konservenbüchse, deren Inhalt nur so lange gut bleibt, als sie luftdicht verschlossen ist."

Unter die objektiven Ursachen, aus welchen die Eignung der Juden zum Kapitalismus zu erklären ist, zählt Sombart mit Recht ihre räumliche Verbreitung, wodurch ihnen immer Stützpunkte für alle internationalen Handels- und Kreditoperationen zur Verfügung standen. Die andere Form des räumlichen Beisammenseins der Juden, das Ghetto, ist dagegen in diesem Zusammenhang nicht beachtet. Gerade die Wechselwirkung ihrer dichten Zusammengedrängtheit im Ghetto und ihrer Zerstreuung über alle Länder disponierte sie zu ihrer beispiellosen, oft bestaunten Unverwüstlichkeit: Kraft ihrer Verteilung über die ganze Kulturwelt war ein Vernichtungsschlag gegen die gesamte Judenheit unmöglich und andrerseits entbehrten sie durch ihre dichte Siedelung in eigenen Stadtvierteln nicht der Vorteile einer inneren und äußeren Geschlossenheit. Georg Simmel führt die allgemeinen soziologischen Wirkungen eines solchen Verteilungsmodus einer Bevölkerungsklasse in seiner Soziologie des Raumes vortrefflich aus.

Der letzte Teil des Sombartschen Buches ist dem Rassenproblem und der Deutung des jüdischen Wesens aus dem Lebensschicksal der jüdischen Gemeinschaft gewidmet. Hier verläßt der Verfasser vielfach die wissenschaftlichen Schranken und begibt sich auf das Feld der Dichtung. Mit glänzender Stilkunst führt er die inhaltlich nicht neue Antithese aus: „Wüste und Wald sind die großen Kontraste, um die alle Wesenheit der Länder wie der Menschen, die sie bewohnen, herumgelagert ist. Der Wald gibt dem Norden sein Gepräge; genauer: der nordische Wald, in dem die Bäche murmeln, in dem der Nebel um die Stämme quirlt, in dem die Kröte im feuchten Moos und feuchten Ge-

stein haust, in dem im Winter die matten Sonnenstrahlen im Rauhreif glitzern und in dem im Sommer die Vögel singen." Die abstrakte, rationale Geistigkeit der Juden führt dagegen in die Wüste, zu den „scharfen Konturen heißer, trokkener Länder", zu den „hellen Sternennächten, zur erstarrten Natur". Aus dem Wald und dem Sumpf ist die bäuerlich- oder feudal-handwerksmäßige Wirtschaftsverfassung hervorgegangen, aus der Wüste der Kapitalismus. — Die Tendenz der geographisch-materialistischen Geschichtsauffassung kennen wir von Ratzel. Hippolyte Taine hat schon früher in seiner „Philosophie der Kunst" mit feingeschliffenem Griffel die niederländische Künstlerpersönlichkeit aus der holländischen Landschaft gedeutet, aber sein Vergleich hat eine ganz andere Berechtigung als der Sombarts. Einmal setzt Taine nur ein kleines Kulturgebiet, die Malerei, in Beziehungen zur Klimatologie, zum Wasserreichtum und zur Landschaft; zweitens aber halten die Vorträge Taines bewußt immer die Form des Gleichnisses fest, in erfreulichem Gegensatz zu Sombart, der mit jener Gegenüberstellung die Lösung eines schwierigen Problems geben will.

*

Dieser Aufsatz ist im August 1911 der Redaktion der Zeitschrift „März" in München zugegangen. Seitdem hat sich eine Reihe von Schriftstellern mit Sombarts Judenbuch kritisch auseinandergesetzt. Von diesen Kritiken kommt lediglich einer im Anfang des Jahres 1912 in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichten Arbeit des Kieler Historikers Felix Rachfahl, der zu einer scharfen Ablehnung der wissenschaftlichen Ergebnisse Sombarts kommt, eine besondere sachliche Bedeutung zu. *(1912)*

---

*) Eine eingehende wissenschaftliche Kritik habe ich im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft", herausgegeben von Schmoller (Jahrgang 1911; S. 1433—1466), gegeben.
Beide Bücher Werner Sombarts, „Der moderne Kapitalismus" und „Die Juden und das Wirtschaftsleben", erschienen im Verlage von Duncker & Humblot in München und Leipzig.

EBERHARD HÖLSCHER

Die Persönlichkeit Th. Th. Heines

Das Charakterbild Heines schwankt im Urteil seiner künstlerischen Kollegen und Zeitgenossen. Das ist begreiflich, denn er war eine sehr bekannte und stark exponierte Persönlichkeit, die sich ebenso Freunde erwerben wie auch heftige Gegner machen mußte. Faßt man die mannigfachen Urteile zusammen, die besonders auch in Erinnerungswerken an die Zeiten des Simplizissimus erschienen sind, so kann man unbeschadet aller anerkennenden oder abfälligen Äußerungen über Heine die übereinstimmende Feststellung machen, daß alle, die ihn kannten, einen ungeheuren Respekt vor ihm besaßen. Dieser Respekt drückt sich nicht nur in der fast einmütigen Anerkennung seines großen zeichnerischen Könnens aus. Er kommt auch in jenen Fällen zum Ausdruck, wo man sich kritisch und menschlich von ihm distanziert. Nun war Heine zweifellos eine schwer deutbare Natur, ein hintergründiger Mensch voller innerer Spannungen und Gegensätze. Die Kontraste sind unverkennbar: sein geruhsames und zufriedenes Leben in seinem mit Biedermeiermöbeln ausgestatteten, schönen Hause am Ammersee, in seinem von bunten Blumen überströmenden Garten ist nicht leicht mit seinen aggressiven Karikaturen der bürgerlichen Gesellschaft in rechten Einklang zu bringen, und die rundlich-friedlichen Möpse, die er liebevoll hegte und pflegte, sind als symbolhafte Repräsentanten eines behäbigen Bürgertums gerade die geistigen Antipoden jener bissigen roten Dogge, die Heine als Sinnbild für den Simplizissimus prägte. Das Zwiespältige seines Wesens tritt hier offen zutage. Man kann sich also fragen, was denn nun eigentlich das Wahre und Wesenhafte seiner Natur war. Man wird es kaum jemals ergründen können, aber er war wohl zutiefst ein heimlicher Romantiker und auch ein guter Deutscher, der ahnungsvoll und mit scharfem Verstand kommendes Unheil witterte und vergeblich in die Räder der Weltgeschichte einzugreifen versuchte — ein Künstler von zarter, fast mimosenhafter Empfindsamkeit, der seine Gefühle schamhaft verbarg und in Ironie und scharfe Satire flüchtete, sobald sie ihn zu überwältigen drohten; es mag sein, daß er sie zeitweilig auch durch Härte und Schärfe seines Auftretens überkompensierte.

Das reicherfüllte Leben Th. Th. Heines klang friedlich und harmonisch aus. Sein Fluchtweg aus Deutschland führte ihn nach Prag, dann nach Oslo, wo ihm Max Tau und seine Gattin hilfreich zur Seite standen. Über seine Flucht von Oslo nach Stockholm schreibt Heine: „Im Jahre 1942 hatten sich meine Finanzen in Oslo durch den Verkauf von Bildern so gebessert, daß ich daran dachte, meine Tochter Johanna dorthin übersiedeln zu lassen. Da starb sie. Mir haben die Deutschen merkwürdigerweise lange Zeit nichts getan. Einmal, im Jahr 1940, erschien die Gestapo bei mir im Atelier und verhaftete mich. Aber damals waren sie noch nicht so gefährlich, man mußte sie nur richtig behandeln, nämlich keine Furcht zeigen. Das Verhör wurde die reine Komödie, und ich

veralberte sie gründlich, so daß allgemeine Heiterkeit bei meinen Mitgefangenen herrschte, die allerdings später in Gaskammern und Konzentrationslager kamen... der Schluß war, daß ich entlassen wurde gegen das Versprechen, nichts für Zeitungen zu zeichnen und nicht entartet zu malen. Beim Abschied drückte mir der Offizier die Hand und wünschte mir alles Gute. Ich ging wieder in mein Atelier und machte sofort eine Hitlerzeichnung, aber das Dybladet war zu ängstlich, sie anzunehmen. So malte ich dann weiter Landschaften und Porträts, verkaufte sie, zwar zu billigen Preisen, aber ich lebte billig und konnte etwas zurücklegen. Ich nahm die Gefahr einfach nicht zur Kenntnis und lebte ganz unbekümmert, schrieb auch jeden Tag ein paar Seiten an meinem Roman („Ich warte auf Wunder"). Im Dezember 1942... ließ mir die norwegische Organisation, mit der ich immer in Verbindung stand, sagen, es sei höchste Gefahr für mich, ich solle noch am gleichen Tage flüchten, es sei alles bereit, um gut über die Grenze zu kommen."

Der schwedische Minister Günther hatte Heine bei dieser Flucht unterstützt. In Stockholm fand Heine in Frau Elly Petersen, dem Maler Lindahl und anderen wohlgesinnten Menschen noch für seine letzten Lebensjahre treue Freunde. Überraschend schnell gewann er in Schweden eine große Publizität durch seine Zeichnungen für Söndagnisse Strix und andere bedeutende schwedische Blätter. Sein Name war in Stockholm so populär geworden, daß er vor seinem achtzigsten Geburtstage in die Einsamkeit flüchtete, die er öffentlichem Auftreten immer vorgezogen hatte. Er erlebte noch die ehrenvolle Aufnahme als schwedischer Staatsbürger und eine umfassende Ausstellung seiner Werke aus Anlaß seines 80. Geburtstages im Schwedischen Nationalmuseum in Stockholm, ehe er am 26. Januar 1948 die Augen schloß.

Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der schwedischen Behörden und der freundlichen Hilfe des Schwedischen Nationalmuseums sowie der Wachsamkeit seiner Freunde konnte der künstlerische Nachlaß nach Deutschland gebracht werden. Die Stadt München, in der er gewirkt hat, und wo die Zeit seines Leidens begann, hat sich bis heute zu einer Gedächtnisausstellung noch nicht bereit gefunden.

Wie hoch spätere Generationen den Künstler und Karikaturisten Thomas Theodor Heine bewerten werden, muß der Zeit überlassen bleiben. Wir Heutigen aber glauben ihn von unserer Warte aus schon gleichberechtigt dem Kreis der großen satirischen Zeichner Europas, einem Rowlandson, Hogarth, Goya oder Daumier zugesellen zu dürfen. *(1955)*

BERTHA BADT-STRAUSS

Studententage in München, 1912—1913

„O München, Du vergnügte Stadt:
Da liegst Du, lachend hingestreckt,
Viel Türm' ins lichte Blau gereckt.
Arbeitet hier doch Jedermann,
Nur wie er mag; nicht was er kann . . ."

So hat einst Paul Heyse München gesehen; und nicht viel anders sahen wir es noch, als wir im Herbst 1912 nach München kamen. Als wir dort einzogen, leuchteten die Bäume im Englischen Garten bunt in allen Herbstfarben, und die „Oktoberwiese" war im vollen Gange. Jeden Nachmittag mußte man an die Isar wandern, um dort den absonderlichen Jahrmarkt zu besichtigen, wo man „antiken" Schmuck, bunte Bauerntücher, Dirndlkostüme und was sonst noch alles erstehen konnte. Aber im März 1913, als wir München verließen, sproßten schon die ersten Schneeglöckchen im Park von Nymphenburg; und doch war der „Fasching" noch in voller Blüte und jeden Sonntag Morgen fuhr man mit Skiern ins Gebirge, um die letzten Schneetage voll auszunutzen. So war im alten München, das noch nichts von Braunhemden wußte, auch die Arbeit des Studenten wohltuend eingedämmt durch altgeheiligte Münchener Überlieferung und Volksbrauch, dem wir uns nur zu gern anschlossen.

Wir waren ein etwas absonderliches Trio, als wir damals zum Studium nach München fuhren: zwei Schwestern, die eine war Philologin und Kunsthistorikerin, die andere war Medizinerin; aber die eifrigste Studentin von uns dreien war unsre Mutter, die damals zwar schon über 50 Jahre alt war, aber geistig und körperlich noch sehr beweglich... und so lerneifrig, daß ihre sauber geschriebenen in schwarzes Wachstuch eingebundenen Kolleghefte einem jeden Studenten hätten zum Vorbild dienen können. Sie war stolz und froh, daß sie täglich noch frisch genug war, um mindestens 4 Kollegs zu hören: Bei dem berühmten National-Ökonomen Lujo Brentano hörte sie mit den Töchtern Volkswirtschaft, bei Fritz Strich mit ihrer Philologin Romantik und bei dem jungen Moritz Geiger Philosophie. Aber der Glanz des Ganzen waren die kunstgeschichtlichen Kollegien, die Heinrich Wölfflin, der größte Kunstforscher der Zeit, zu unser aller Entzücken damals in der bayerischen Hauptstadt hielt, ehe er kurz danach nach Berlin berufen wurde. Außerdem war sie bald mit allen Bibliotheks- und Museums-Beamten eng befreundet, die sich über ihr Interesse an den Kunstschätzen der Stadt höchlichst ergötzten. — Die Töchter teilten natürlich das Interesse der Mutter am Studium; aber außerdem wollten sie doch auch noch München selbst, Menschen und Natur und... Fasching kennen lernen, was damals für uns Norddeutsche den Hauptzauber Münchens ausmachte. Auch dies schien uns (und scheint mir heute noch) fast ebenso wichtig

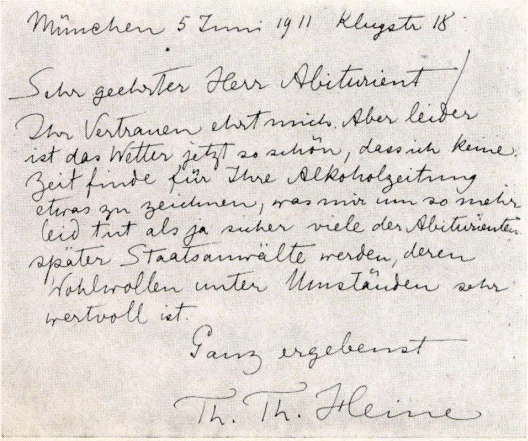
wie das Bücherwissen, das uns die Professoren in ihren Kollegien vermittelten. Konnten wir doch hoffen, einmal der vielbewunderten Ricarda Huch, der Romantikforscherin und Verfasserin von „Ludolf Ursleu“ im Großen Saal der „Redoute“ zu begegnen, die von den begeisterten Studenten im Triumph durch den Saal getragen wurde. Und nie vergesse ich, wie ein andermal Wölfflin selbst mit uns feierte und in seiner schlichten Art von den Studenten an C. F. Meyers Gedicht erinnert wurde: „Als mit Sokrates die Freunde tranken und die Häupter auf die Polster sanken...“

Freilich, in die Redouten-Säle konnte uns unsre Mutter nicht begleiten; aber auch sie hatte in München Jugendfreunde, die dann auch unsre Freunde wurden. Ihre kluge und tüchtige Jugendfreundin Rosa Bannasch hatte den Freund meines Vaters, den Rabbiner Prof. Werner, geheiratet; und manchen Freitag Abend haben wir im gastlichen Wernerschen Hause verlebt... obwohl ja Werner uns Jüngeren damals fern stand, da er zu den vielgenannten „Protestrabbinern“ gehörte, die dagegen protestierten, daß München zum Schauplatz des „Zionisten-Kongresses“ erwählt werde. Aber das war das Wohltuende in dieser heitern Stadt: es schien dort in der Zeit der innerjüdischen Kämpfe ein „Parteibefreites Judentum“ zu geben, wie es ein Freund später ausdrückte. Wir Kinder waren ebenso gern gesehen im Wernerschen Hause wie im gastlichen Hause des jüngeren Rabbiners Leo Baerwald, den wir schon von seiner Studienzeit in Breslau her gut kannten und der sich als Gattin die anmutige Jenny Blumenthal, unsre Schulfreundin, aus Breslau mitgebracht hatte; und beide Familien, Werners sowohl wie Baerwalds, lebten in Frieden und Freundschaft mit unserm geistvollen Freunde, dem leider allzu früh verschiedenen Eli Straus, dem Rechtsanwalt und Führer der Münchener Zionisten und mit seiner ebenso schönen wie klugen Frau Rahel, der Doktorin, die heute in Jerusalem lebt und kürzlich ein hebräisches Märchenbuch für ihre Enkelkinder verfaßt hat.

Einen ganz anders eingestellten Kreis, der weniger religiös, aber desto mehr politisch interessiert war, lernten wir Schwestern im Hause des vielgenannten Kurt Eisner und seiner jungen Frau kennen, der von seiner Marburger Zeit her ein Freund meines Schwiegervaters, des Lehrers Abraham Strauß s. A. war. Eisner wird in diesem Buche wohl von berufener Hand gewürdigt werden. Hier aber muß ich nur einer schönen Fahrt mit Rucksäcken nach Kufstein gedenken, die wir ihm verdanken... und einer sehr vergnügten Neujahrnacht im Saale des Hofbräuhauses 1913, die damit endete, daß uns ein „Entschuldigungs-Zettel an Herrn Lehrer Strauß“ ausgestellt wurde, der die Unterschrift trug „Kurt Eisner, Nachtwandler“...

Aber die wertvollste Berührung mit Münchner Menschen, die mir für mein ganzes Leben von Bedeutung bleiben sollte, ward mir damals durch unsre Freundin Rahel Straus, die schon erwähnte Gattin von Eli Straus, zuteil. Sie war es, die mich in ein einfaches Haus in der Ainmiller-Straße einführte, das ganz voller Bücher und Bilder war und in dem sich allwöchentlich junge Künstler und Dichter trafen. Dort hauste der „Treueste der Treuen“, wie ihn kein anderer als Stefan George genannt hatte: Karl Wolfskehl, der Mann mit dem Prophetenbart und den glühenden Augen. Gewiß, zu jener Zeit sahen wir in

Thomas Theodor Heine
Titelblatt des 1. Jahrgangs des „Simplicissimus“, 1896



München 5 Juni 1911 Klugstr 18

Sehr geehrter Herr Abiturient!

Ihr Vertrauen ehrt mich. Aber leider ist das Wetter jetzt so schön, dass ich keine Zeit finde für Ihre Alkoholzeitung etwas zu zeichnen, was mir um so mehr leid tut als ja sicher viele der Abiturienten später Staatsanwälte werden, deren Wohlwollen unter Umständen sehr wertvoll ist.

Ganz ergebenst

Th. Th. Heine

Brief Th. Th. Heines an den Abiturienten Karl Buff, 1911

Die 11
Scharfrichter
Münchener Künstler

ihm nur den hochbegabten Dichter und Philosophen, den treu ergebenen Schüler und Freund Stefan Georges. Aber es kam eine Zeit, da hatte Wolfskehl sein schönes Haus und all sein Besitztum verloren... aber der Dichter und Jude Wolfskehl hatte eine ungeahnte neue Wiedergeburt erlebt.

Im Jahre 1934 erschien Wolfskehls Gedichtbuch „Die Stimme spricht", das keiner vergessen wird, der diese Unglücksjahre in Deutschland miterlebte. Denn es war die Antwort des Juden auf Hitlers Angriffe; es zeigte Karl Wolfskehl, den deutschen Dichter, in seinem eignen Bereich. „Aus der Welt der Bilder tritt er zurück in das Reich des bildlosen Gottes, der der Gott seiner Väter ist". Es waren viele unter den täglich gedemütigten und verzweifelnden Juden, denen dieses Buch ihre eigne Welt erst wieder lebenswert machte. Durch eine glückliche Fügung konnte ich in einer deutsch-jüdischen Zeitschrift auf die verschiedenen Fassungen dieses Gedichtbuches hinweisen und so einen Blick in des Dichters Werkstatt tun, dem der Dichter selbst von weiter Ferne her freundlich zustimmte. Und dann begann die neue und von ihm selbst als entscheidend bezeichnete Entwicklung in Wolfskehls Leben: er hat sie einmal selbst in Worte zusammengefaßt: „Vom Tag ab, da das Schiff vom Hafen Europas abstieß, hab ichs gewußt, gelebt, ausgesprochen, ausgeschluchzt, ausgesungen, das Zeichen, unter dem mein Leben, die letzte Phase dieses Erdenganges seitdem steht. Dieses Zeichen... es ist der ewige Fug des Judenschicksals... Seit jenem Augenblicke steht alles was ich bin, was ich füge, unter dem ewigen Namen HIOB, seitdem leb ich, bin ich, erfahr ich Hiob. Alles was seitdem entstand, führt diesen Namen..."

In diesen letzten entscheidenden Jahren entstand im fernen Neuseeland, bei den „Antipoden", wohin sich der Dichter geflüchtet hatte, sein monumentales Werk: „HIOB oder Die Vier Spiegel" (Claassen Hamburg). — Es wird mir immer eine wehmütige Freude bleiben, daß Karl Wolfskehl, den ich in den Studententagen in München kennen gelernt hatte und mit dem ich in den Jahren seines Exils in steter Verbindung geblieben war, mir dies Werk als sein „Vermächtnis" damals sandte und mich bat, dafür zu sorgen, daß es an die Öffentlichkeit gelange. Denn aus diesen vier Bildern tönt der uralte Ruf der „Stimme" an Israel, dessen drängende Kraft Wolfskehl erst jetzt wieder aufgegangen war:

Wer, wenn nicht Du?
Wann, wenn nicht heut?
Wo, wenn nicht hier?

In Vier Spiegeln sieht der Dichter die Gestalt und das Schicksal Israels; und im letzten Kapitel, dem kühnsten Spiegel, zeigt er Hiob als Maschiach, den Mann, der einer letzten Zwiesprache mit Gott gewürdigt wurde... Dies Kapitel bringt den ewigen Wanderer in unmittelbare Beziehung zum heutigen Leser, wie es einst schon die Gedichte der „Stimme" taten. — Aber daß ich gewürdigt wurde, die Ehrenpflicht gegenüber dem Dichter und Juden Karl Wolfskehl zu erfüllen

◀ *Plakat Thomas Theodor Heines für das Künstler-Kabarett „Die Elf Scharfrichter", 1900*

und dem „Hiob", seinem Vermächtnis an die Welt und an die Juden, zum Druck zu verhelfen, das... verdanke ich vor allem jenen unbeschwerten Tagen in München, als ich Karl Wolfskehl in der Ainmiller-Straße in München sah und sprach. Und deshalb allein schon werde ich diese Studententage in München niemals vergessen. *(1958)*

KARL WOLFSKEHL

Und dennoch sind wir da!

Von je vertrieben · immer vom Sturm erfaßt —
War denn auf Erden schwerere Lebenslast?
Hat je ein Joch Nacken schwieliger gebogen ·
Dunkler Führung Pflug Furchen tiefer gezogen?
War irgend Tod und Grauen je so nah?
Und dennoch sind wir da!

Und dennoch hob die Stirn sich wieder und wieder ·
Und dennoch stiegen Gebet · Lobsang und Dankeslieder.
Drang nur ein Spalt Luft Licht in stickigen Kerker:
Er fand uns überm Buch · an Gottes Werken Werker.
Nie brach das Herz entzwei · was auch geschah:
Und dennoch sind wir da!

Furchtbarer Fug du der Tränen und Würgergier ·
Alle Tage durch kauerst du · dräuend im Winkel stier ·
Alle Nächte durch stehst du knirschend an unserm Lager,
Auf Wehruf · Schwur und Flehn warst stets du der Antwortsager.
Nichts sprach uns zu als wilden Hasses Ha —
Und dennoch sind wir da!

Ja dennoch sind wir da und müssen bleiben ·
Saugend am Drangsal als wie an Honigscheiben.
Hingehn die Andern · dürfens. Unsre Stunde
Blüht einmal aus gebärerischer Wunde.
Dann wissen wir warum ER unsre Qualen sah ·
Dann · dann in des Posaunenschalles heilgem Ja ·
Dann sind wir da!

SIGBERT FEUCHTWANGER

Aus dem Buch „Die Judenfrage"

Die Assimilationskunst ist also empfohlen als ein Mittel zur Lösung der vielen einzelnen Judenfragen des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens, nicht aber als die Lösung der universalen Judenfrage, noch weniger aber als jüdische Weltanschauung. Weltanschauungen zu empfehlen ist überhaupt nicht die Aufgabe einer wissenschaftlichen Untersuchung. Gegenstand dieser Untersuchung sind die jüdischen Weltanschauungen nur, weil sie ebenfalls ein Teil des gesamten jüdischen Tatbestandes sind, und weil die erkenntnistheoretische Grundlegung auch dieses Elements des jüdischen Tatbestandes dringend von nöten ist. Auch die jüdische Weltanschauung hat es mit der „Judenfrage" zu tun, nicht aber mit der Judenfrage als einem Komplex von Problemen, die zu lösen sind, sondern als einer Frage, die von dem Befragten Antwort heischt, und zwar die Antwort: Ja oder Nein. Jüdische Weltanschauungen sind die verschiedenen Beantwortungen, die gegeben werden auf die Fragen: Glaubst Du, daß das Judentum erhalten werden kann? Wünschest Du, daß es erhalten wird?
Die oben erörterten jüdischen Hauptrichtungen — Orthodoxie, Zionismus, Assimilantismus — sind solche Weltanschauungen. Orthodoxie und Zionismus gehören als Weltanschauungen zusammen: Beide sind überzeugt, daß das Judentum erhalten werden wird, und beide wollen es erhalten. Natürlich behauptet jede dieser Richtungen, daß die von ihr für richtig gehaltene Form der Erhaltung zugleich auch die Lösung der Judenfrage bedeutet — mit welchem Recht, haben wir oben bereits untersucht. Aber ihr Wert als Weltanschauungen ist unberührt davon, ob die von ihnen angestrebte Erhaltung die Lösung wirklich bedeutet oder vielmehr das jüdische Verquickungsproblem noch mehr verwikkelt. Sie beide sind positiv jüdisch. Der Assimilantismus dagegen ist negativ jüdisch; die ihm angehörigen Juden sind überzeugt, das jüdische Volk sei bestimmt, in der Menschheit aufzugehen. Assimilationskunst müssen auch die Nationalisten — das sind die positiv jüdisch Gesinnten — treiben, die in anderen Völkern eingesprengt leben. Aber in dem nationalen Glauben und Wollen scheiden sich die Geister. Selbst die von den Philosophen des Assimilantismus ihm gegebene „nationale" Aufgabe der Mission für die jüdische Sittlichkeits- und Gottesidee ist eine Menschheitsaufgabe, setzt also das jüdische Volk nicht als Selbstzweck, sondern will dessen Aufgehen in den anderen Völkern nach Erfüllung seiner Menschheitsaufgabe. Überdies ist diese Missionsaufgabe kein erlebter Bewußtseinsinhalt der Masse der vom Assimilantismus ergriffenen Juden, sondern eine Konstruktion derer, die den bloß negativen Sinn der eigenen jüdischen Existenz, das Noch-nicht-Verschwundensein peinlich empfinden. Aber gerade diese negative Tatsache Noch-nicht-Verschwundensein hat doch auch sub specie aeternitatis einen viel positiver-jüdischen, ja sogar nationalen Sinn, als die davon betroffenen Juden meist selbst wissen oder wollen. Sie sind

wahrhaft Ahasver, der ewige Jude, der nicht sterben kann, ob er auch will. Die nationale Existenz der national gar nicht existieren Wollenden ist selbst wieder eine Erscheinungsform jener durch die ganze jüdische Geschichte gehenden einzigartigen und unbegreiflichen nationalen Zähigkeit, die allein die uralte und anscheinend unauslöschliche Existenz dieses so winzigen und so wichtigen Volkes begreiflich macht. Diese „Zähigkeit" ist freilich nicht Weltanschauung, sondern psychisch-physische Tatsache, aber eine Tatsache, die alle Juden eint und erhält; eine Tatsache ferner, die auch die künftige Geschichte des jüdischen Volkes vermutlich stärker beeinflussen wird, als alle bewußten Weltanschauungen der Juden. Das Volk, das schon die fürchterlichsten nationalen Katastrophen überstanden hat, die babylonische, hellenistische, römische, die der Kreuzzüge, der Pestverfolgungen und die spanische — dieses Volk wird voraussichtlich auch die jetzt wiederum sein ganzes Dasein erschütternde Kriegskatastrophe überstehen, die nicht nur die physische Existenz von Tausenden und Abertausenden der Ostjuden einfach vernichtet, sondern durch die Zertrümmerung des ostjüdischen Ghettos und die Auseinanderreißung der darin eingeschlossen gewesenen Massen deren national-religiöses Volkstum und damit das ganze Volk selbst zu zerstören droht.

Und hier scheint auch die Warte zu sein, die allen Nichtjuden, die die Judenfrage als brennendes Menschheitsproblem empfinden, eine wahrhaft weite Schau auf die jüdischen Dinge ermöglicht. Die ganze Kulturmenschheit, die geistig und körperlich allerorten und alltäglich den Juden nicht nur neben sich, sondern in sich selbst erlebt, sucht befriedigende Antwort auf die zwei Fragen: Wird der Jude erhalten werden? Ist es wünschenswert, daß er erhalten wird? Auf die erste Frage wird der auf jener Warte stehende wohl mit Ja antworten. Für manchen enthält die Bejahung der ersten Frage schon die der zweiten. Freilich ist nicht alles wert erhalten zu werden, was existiert, nur weil es, anscheinend unvernichtbar, existiert. Der ästhetisch Wertende wird sich hier vielleicht scheiden von dem, der die Antwort auf die zweite Judenfrage vom Standpunkt anderer geistiger Werte sucht. Beide sehen die unendlich sich fortsetzende, stets sich lösende und wieder neu sich schlingende Verquickung des Jüdischen mit dem Nichtjüdischen, sehen das wundersame Schauspiel, wie das kleinste der Völker immer und immer wieder von den fremden größeren Völkern aufgenommen und ausgestoßen wird, selbst das fremde Nationale aufnimmt und wieder aufgibt; wie sein eigenes nationales Dasein durch die Verquickung mit dem Fremden stets neuen Inhalt gewinnt, trotz der Verquickung mit dem Fremden sich selbst erhält; das einzigartige Bild, wie dieses kleinste der Völker, sich den großen Völkern gesellend und wieder von ihnen sich sondernd, seine Art in ihrem Blut und Geist, in allen Inhalten und Formen ihres persönlichen und gesellschaftlichen, geistigen und materiellen Lebens zurückläßt. Ein Unikum unter den Völkern! Kann überhaupt die ästhetische Weltanschauung, die sich unabhängig von jedem unmittelbar persönlichen Interesse der Vielfältigkeit der Erscheinungen und jeder Besonderheit innerhalb des Gleichen freut, das jüdische Volk verneinen? Schwerer mag dem kulturell Wertenden die Antwort werden. Aber auch von ihm darf verlangt werden, daß er sich auf jene höchste Warte begibt, die das Auge über den Horizont des Per-

sönlichen und Nationalen hinausführt und es das Jüdische wirkend in der Welt, die Welt durchwirkt vom Jüdischen schauen läßt. Solche Schau führt über die Frage nach Nutzen und Schaden des Juden für das Einzeltum und sogar Volkstum hinaus. Es ist Weltanschauung, ob ich das bisherige Wirken des Juden in der Welt preise oder verurteile, das künftige Wirken begrüße oder verdamme, weil solches Urteil über das Jüdische ein Urteil über die Welt selbst, die Menschheit, den Urteilenden und sein Volk inbegriffen, enthält. Die Frage nach Wert und Unwert des Judentums kann mit Fug bejahen und verneinen nur der, der sich ehrlich Rechenschaft gegeben hat über die anderen Fragen: Hat nicht der Jude fast alle Werte, die mir selbst, meinem Volk, der Kulturmenschheit heilig sind, mitgeschaffen? Ist nicht die Verneinung des Juden zugleich eine Verneinung meiner selbst, hoher geistiger Güter meines Volks und der Menschheit? Ist die Menschheit ärmer geworden bei der durch ihre ganze Geschichte gehenden jüdisch-christlichen Wechselwirkung? Wäre die Kultur fortgeschrittener ohne den Juden? Ist es wünschenswert, daß der Jude weiter wirke in der Welt? Oder soll jene Wechselwirkung ein Ende finden? Eine Antwort auf diese Wertfragen muß jeder suchen, der Klarheit über sich selbst und die Welt begehrt. Die Antwort aber darf nicht Sache des persönlichen Gutdünkens sein (wie dies leider meist bisher der Fall gewesen). Die Antwort auf diese Wertfragen muß notwendig „Ja" lauten, wenn die historische Frage zu bejahen ist, ob die Werte, von denen aus der Antwortende urteilt, selbst von den Juden mitgeschaffen sind. Somit ist auch die jüdische Weltanschauung nicht Willkür. Das Material, an dem die Weltanschauungen sich bilden, hat die Wissenschaft beizuschaffen. Sie hat zu ermitteln, wie der Jude gewirkt hat, im besonderen, ob er und wie er bei der Entstehung der geltenden Werte mitgewirkt hat. Jüdische Weltanschauung auf wissenschaftlicher Grundlage! Ist dieses Ziel erreicht, so ist wieder, — ein Stück Judenfrage gelöst.

Hier schließt unsere Wanderung, die uns durch alle Bezirke der Judenfrage geführt hat. Am Anfang: Die jüdische Chronik mit all dem Wirrsal des jüdischen Werdens und Wähnens. Am Ende: Die Wissenschaft. Dieser unser Weg ist, glaube ich, symbolisch für den Weg, den die jüdischen Dinge selbst zu gehen haben. Von Wirrnis zu Wissen! Wissenschaft ist auch dort die Losung. Ob auch die Lösung? Ja und nein! So gewiß die Judenfrage objektiv in der unlöslichen Verquickung von Jüdischem mit Nichtjüdischem begründet ist, also selbst unlösbar ist, ebenso gewiß ist, daß die Menschen selbst diese objektive Judenfrage nur darum so sehr als „Frage", als quälendes Rätsel, ihre Ungelöstheit als Krankheit empfinden, weil sie die objektive Frage selbst nicht kennen, weil sie sich mit der Lösung des Unlöslichen und Unlösbaren abquälen, weil sie von der Verquickung zu wenig wissen. Dies ist die subjektive Judenfrage, sie ist nicht in den Tatsachen begründet, sondern in der Art und Weise, wie die Menschen die Tatsachen auffassen. Diese subjektive Judenfrage aber kann gelöst werden — von der Wissenschaft. *(1916)*

NACHUM GOLDMANN

Zur Psychologie der Ostjuden

Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnt mit diesem Kriege für die Ostjudenheit eine neue Epoche ihrer Geschichte. Mit der Neueinbeziehung Polens in den mitteleuropäischen Kulturkreis wird für die Ostjudenheit derselbe Prozeß einsetzen, der vor einem Jahrhundert für die westeuropäische Judenheit sich vollzog: ihre Emanzipation, das heißt ihr Übergang aus der eigenen, von den europäischen Kulturen geschiedenen Welt des Ghettos in den europäischen Kulturkreis. Dieser Prozeß wird aber nicht nur von höchster Bedeutung sein für die Ostjuden, sondern auch für West- und Mitteleuropa. Man braucht bloß an die Rolle zu denken, die die Juden in Westeuropa seit ihrer Emanzipation spielen, um sich vergegenwärtigen zu können, von welcher Bedeutung diese Millionen polnischer Juden werden können. Vor allem für Deutschland, das ja nicht nur ihr Befreier, sondern auch ihr Nachbar, vielleicht auch in einem gewissen Sinne ihr Oberherr sein wird. Damit aber erhebt sich die Forderung für alle, die über die Zukunft nach dem Kriege sorgen, zu versuchen, die Ostjudenheit zu verstehen.

Bis heute ist von einem Verständnis der Ostjuden nirgends in Deutschland auch nur eine Spur wahrzunehmen. In den Publikationen, die bisher zur ostjüdischen Frage erschienen sind, — und es sind ihrer schon eine beträchtliche Zahl — wird vom Ostjuden fast ausschließlich nur in Worten der Verachtung oder der Furcht, manchmal auch des Mitleids gesprochen. Für die meisten hat heute schon die ostjüdische Frage die Gestalt einer ostjüdischen Gefahr angenommen. Und man darf darob nicht staunen. Woher sollte man in Deutschland bis jetzt die Möglichkeit haben, den Ostjuden zu verstehen? Die geistig-seelische Welt, in der er lebt, ist von der europäischen abgrundtief geschieden; seine Traditionen, seine Lebensformen, die tiefsten Wurzeln seiner Wesensart stammen aus Sphären, die mit dem europäischen Kulturkreis nur wenig Gemeinsames haben. Wo aber trafen wir bisher den Ostjuden? Als Schnorrer und Hausierer in den schmutzigen Gassen der Vorstädte, als Emigranten in den Wartesälen der Bahnhöfe, als Bettler in den Vorzimmern wohltätiger Institutionen. Ich habe Feldpostbriefe aus Polen von jüdischen Soldaten, ja von zionistisch gesonnenen, sich also mit dem Ostjuden solidarisch empfindenden, gelesen, die von ihm in Worten des Abscheus und der Verachtung berichten. Es wird daher nicht überflüssig erscheinen, wenn hier versucht wird, die Seele des Ostjuden zu erklären.

Das Ostjudentum gehört in seiner psychologischen Wesensart zur Kategorie des Ghettojudentums, das heißt zur Kategorie jenes Judentums, das seines Landes und seiner eigenen Selbständigkeit beraubt, dennoch als Nation fortexistiert; das unter den Völkern zerstreut, dennoch innerlich getrennt von ihnen lebt, geschieden durch die — früher auch konkreten, heute nur noch geistig-

GUSTAV LANDAUER

Ostjuden und Westjuden

... Von den Möglichkeiten fürs Künftige lasset uns zusammen noch ein Wort reden! Sie dünken mich wichtiger als die arge, arme Gegenwart dieser Unglücksmenschen; wichtiger als die wichtigen Pläne zu Kolonisation und Autonomie, weil das Verborgene wichtiger ist als das Oberflächliche und die Erneuerung wichtiger als alle Reformen, die vorausgehend oder folgend in ihrem Dienste stehen.

Wichtiger ist diese Möglichkeit als das, was gemeinhin Wirklichkeit heißt, weil wirklicher: was noch nicht da, noch nicht nach außen herausgekommen ist, aber nach Anlage und Bereitschaft innen wartet und sich dem Wachstum entgegenspannt, ist eine leibhaftere Wirklichkeit, als das gespensterhaft unsinnige Treiben und Getriebensein dieser armen Menschlein, die so in Lage und Verhältnisse hineingebannt sind, daß sie all in ihrer Groteske mehr Marionetten der Umstände als Schmiede ihres Schicksals heißen dürfen.

Mehr oder auch weniger Wohlmeinende, deutsche Juden, die im Krieg allererst mit Juden aus östlichen Gemeinden in umständlichere Berührung gekommen sind, sprechen mit Entsetzen und Grauen von der Gesunkenheit und dem Schmutz, den sie antrafen. Und nicht wenige gibt es, die laut oder leise sagen, nichts Schlimmeres könne den zivilisierten Juden Westeuropas geschehen, als die Überflutung der Gebiete, in denen sie selbst eine so ansehnliche Stellung einnehmen, mit diesen Stammesgenossen, deren sie sich schämen. Und selbst wenn diese jüdisch-feldgrauen Besucher Galiziens, Polens, Litauens keinen Zweifel an der Hebungsmöglichkeit dieser Tiefstehenden hegen, wenn sie sich vorstellen, daß Myriaden neuer Anwärter für die Laufbahnen auf den Gebieten des Handels, des Bankfachs und der Börse, der Rechtsanwalt-, Arzt- und Zahnarztpraxis in den nächsten Jahrzehnten etwa in Österreich und Deutschland sich einnisten könnten, wird ihnen recht bange vor diesem embarras de richesse in mehrerlei Hinsicht: ihre eigene Assimilation ist noch keineswegs so befestigt, daß ein neues Anschließen willkommen sein könnte, und sie fürchten, gerade wenn sie in ihrer Art weitblickend und staatsmännisch sind, nicht eigentlich die Konkurrenz, sondern den verstärkten Ausbruch von Feindseligkeiten gegen neue und alte jüdische Bourgeoisie.

Nicht aber von diesen Möglichkeiten sei hier gesprochen. Eine Entwicklung in dieser Richtung, die freilich, nicht zu leugnen ist's, auch durchaus möglich ist, würde ich, gerade heraus sei's gesagt, als ein noch weiter gehendes Herunterkommen betrachten. Der Jude, der im Ghetto einen kleinen und schmierigen Handel treibt, ist genau derselbe Typus wie der, der auf breiterer Stufe und mit dem erforderlichen Bildungsstoff versorgt von nichts als dem Händlergeist besessen ist. Der Jude aber, der seinen gemeinen Alltag immer wieder abbricht, um sich, wenn auch in mechanisch gewordenen und verderbten Formen, alle paar Stunden dem Höchsten zuzuwenden, der in sein Geschäftsjahr die Bräuche des Ritus und an den hohen Festtagen die tiefe Beugung vor dem Ewigen hin-

einbringt, steht gerade dadurch auf höherer Stufe als sein mit Bildungsfirnis überstrichener Bruder in der westlichen Großstadt, der statt Religiosität in irgend einer Form nur noch — mehr für die weiblichen Familienmitglieder als für sich — Romanlektüre, Theatermode und Kunstgeschwätz hat. Ihnen tut gerade so Erneuerung not als ihren östlichen Brüdern; ihre aber ist schwerer! Der Ostjude dieses Schlages ist wie er ist, und ist schlimm genug; um den entsprechenden Westjuden aber steht's schlimmer, weil er Ehrfurcht nicht einmal in der niedrigsten Gestalt, dafür aber Schein, Getue und Bildungsheuchelei hat. Zu verzweifeln ist jedoch nicht, sondern Großes, Schönes und Reines zu hoffen. Mit den emanzipierten Juden ist gemacht worden, was jener Romanheld mit dem schönen Zigeunermädchen tat, das er auf der Straße auflas; er schaffte es in ein Pensionat, ließ dem Kind schnell den Bildungsstoff höherer Töchterschulen einpumpen und war späterhin sehr betrübt, als sie sich seiner Wohltaten unwürdig zeigte und sich recht gemein benahm. Er hätte es anders anfangen müssen. Habt ihr schon einmal einen Zigeuner gesehen? Ich rede gar nicht von dem edleren Teil dieses Volks in den ungarischen Steppen; ich meine unsre unausrottbaren Wanderzigeuner, die von einer Dorfbehörde der andern, von einem Kreis dem andern zugeschoben werden. Ich sehe sie gern an und kann mich von dem Anblick schwer losreißen. Bin ich wie Eulenspiegel, der im Aufwärts das Abwärts, im Abwärts das Aufwärts empfindet, wenn da immer wieder das Gefühl, das sichere, in mir wach wird und ruft: Welch eine Hoffnung, welch ein Trost für die ganze Menschheit! Mag doch, was an Beziehungen der Gemeinheit zwischen ihnen, zwischen ihnen und uns hin und hergeht, sein, wie es will und muß; aber dieses Physiognomische, dieses Unaustilgbare, was an Schönheit der Leiber, der Haltung, der Augen, des Ausdrucks hinter dem Zufallsausdruck, den das Einzelschicksal gemacht hat, in fester Prägung uralt lebendigen Erbtums leibhaft da ist; die Möglichkeit!

Oder man gehe weiter und stelle sich einmal einen Gewohnheitsverbrecher des ganz und gar abstoßenden Typus vor, und nun denke man an diesen selben Menschen, wie er als kleines Kind rosig da lag und mit seinen Zehen spielte und zum ersten Male lächelte. Vergegenwärtige man sich alles Scheußliche und Entmenschte, was es unter zivilisierten Völkern gibt und denke daran: kein Mensch unter all diesen Ausgestoßenen und Enterbten, der nicht einmal in der Wiege oder auf Stroh oder auf Lumpen zum ersten Male gelächelt hätte!

Noch weiter: man gewahre nach elend und niederträchtig vollbrachtem Tagewerk diese selben Menschen, die einst mit reinem, holdem Lächeln zum Leben erwachen wollten, auf ihrem letzten Lager: wie jedes Kind ohne irgend eine Ausnahme von der sanften Innigkeit der menschlichen Seele einmal erstrahlt, so ruht auf dem Antlitz eines jeglichen Toten die Erhabenheit und der Stolz des im langen Leben der Menschheit herangezüchteten Geistes, der starr und streng von seinen Begegnungen mit dem Schicksal berichtet.

Sehr alt ist die Menschheit; sehr viel hinter sich gebracht und in sich gebracht haben all ihre Völker; und wahre Wirklichkeit in der Anlage der Menschen insgesamt ist die Seele und Geisteshoheit, die in ihren Zügen und ihrer Haltung Erbe geworden ist. Das ist die unsäglich tiefe, reiche, frohe Trosteshoffnung und gewisse Verheißung für alle die, die sich wahrhafte Bildung, Umbildung,

Entwicklung, Erweckung des geheimnisreich Seienden zur Aufgabe gesetzt haben. Nichts liegt an den paar Jahrhunderten oder Jahrtausenden der Entwürdigung und Verkommenheit oder des Bildungsscheins und polierten oder polizierten Schliffs; das ist alles obendrauf geblasene allerdünnste Haut aus Schmutz oder Schmelz und muß für jede Generation neu als Milieu wiederholt werden, um als Schein eines Erbtums zu wirken. Wahr ist zwar, daß die allermeisten Menschen, wenn sie nur ihr erstes Lebensjahr in dieser überlieferten Umgebung verbringen, ihr fast rettungslos verfallen sind; wahrer aber ist, daß das echte Erbe tiefer sitzt und noch gar nicht angefressen ist, und daß es noch für nichts zu spät ist.

Eine ungeheure Aufgabe also wartet unser an unserm Volke! Ich hoffe doch, meine Leser haben, während ich aufforderte, Zigeuner und Zuchthausbrüder vor Augen zu sehen, zwischendurch immer schon die von Würde und Ehrwürde umflossenen Gestalten östlicher Juden und die Seelenanmut ihrer Kinder auftauchen sehen. Ich wiederhole gern: Würde, Ehrwürde und Anmut; so scharf ich weiß, womit sie sich abgeben, wie sie sich benehmen, womit sie sich genügen lassen, so klar schaue ich in der leiblichen Erscheinung ihrer Seele die Möglichkeiten, zu deren Erweckung und Erziehung wir berufen sind. Wir empfinden sie in all ihrer Verkleidung von Natur wegen als unsre besonderen Brüder, wenn wir nicht allerschlimmst Verkleidete selbst geworden sind. Wir empfinden in ihnen wie in uns, trotz aller Hüllen und Masken der Zivilisationsverderbnis verschiedener Stufen, die Verwandtschaft mit dem Geiste des Pathos und der Prophetie, und wissen, daß die Schlauheit der Östlichen wie die witzige Intellektualität der Westlichen nur herabgekommene Geistigkeit ist. Was Martin Luther 1523 von den Juden, nicht von den alten Hebräern, sondern von den getretenen Juden seiner Zeit und Umgebung mahnend gesagt hat: „Wir (Christen) sind nur Schwäger und Fremdlinge, sie (die Juden) sind Blutsfreunde und Brüder unseres Herrn“ — das wollen wir für unser eigenes Tun und Planen an uns und unsern Brüdern im Sinne tragen, während wir den Beratungen deutscher Politiker zuhören, was für Maßnahmen gegen jene, in Wahrheit gegen uns alle getroffen werden sollen. Denn das sei zum Schlusse noch gesagt: bilden wir uns ja nicht ein, daß, wenn wir im rechten Geiste unsre Einheit mit dem gesamten Judentum zur Tat werden lassen, wir Westlichen es seien, die da hülfen, und jene Östlichen, denen geholfen würde. In aller hoffnungsvollen Demut vielmehr wollen wir erkennen, daß Rettung, Aufschwung und Erneuerung der gesamten Judenschaft grimmig not tut, und daß wir dem Schicksal innig zu Dank verpflichtet sind, wenn es uns die Gnade gewährt, daß die Not der Ostjuden in all ihrer Gräßlichkeit unsre eigene wird. Nichts Besseres könnte uns zuteil werden, als daß wir uns in dieser europäischen Menschheit, wie sie jetzt ist, als ganz Fremde, Verlassene und Verstoßene fühlten. Und am Ende wäre es auch gut für diese europäische Menschheit, deren ererbte Hoffnungsfülle und deren Gesunkenheit eine andere, aber nicht minder große ist wie unsre, wenn wir es in ihr, wie sie jetzt ist, nicht mehr aushielten. Es wäre nicht das erstemal in der Geschichte der Menschheit, daß Ausgesetzte und Flüchtlinge zu Pionieren, daß Davonläufer zu Vorläufern geworden sind.

(1916)

JULIE MEYER-FRANK

Erinnerungen an meine Studienzeit

Als ich im Herbst 1917 nach München kam, saßen in den Hörsälen Frauen und Kriegskrüppel. Die Studenten hungerten und froren in ihren Buden und in den schlecht geheizten Hörsälen und Bibliotheken. Ihre Kleider und Schuhe waren schäbig und die Uniformen der entlassenen Kriegsteilnehmer verschossen und geflickt. Und es hungerte und fror die Stadt und lag unter dem grauen Entsetzen eines Krieges, der, wie wir es damals sahen, keiner Seite Aussicht auf Sieg mehr gab und nur noch ein großes Morden war. Geeint war die Stadt im Elend und schimpfte auf die Bauern des fruchtbaren Umlandes, die Brot und Butter, Eier und Fleisch hatten und die Bauern haßten die Hungerleider aus der Stadt, die bettelnd zu ihren Toren kamen.

Ich trat damals der Münchner Freien Studentenschaft bei, einer Organisation, die im Gegensatz zu den Verbindungen Lernen und Wissen als den Mittelpunkt des Studentseins betrachtete und darüber hinaus die Kluft zwischen reiner Wissenschaft und den politischen und sozialen Strömungen der Zeit zu überbrücken suchte. Meinen Freunden und mir schienen in dieser Kriegszeit Farbentragen und Säbelfechten unsinniger denn je und die jüdischen Verbindungen genauso unzeitgemäß und reaktionär wie die anderen. Wohl hatte die Freie Studentenschaft einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz von jüdischen Mitgliedern, aber es ging uns damals um Deutschland, nicht um das Judentum. Wir waren deutsche Juden, das Schicksal Deutschlands war unser Schicksal, von welcher politischen Richtung aus wir es auch sahen. Das Häuflein der Zionisten an der Universität war klein und trat nicht hervor.

Ich hatte in München eine weitläufige Familie, den Feuchtwanger-Klan, der meist orthodox war. Seine Mitglieder waren kulturell nicht nur Deutsche, sondern ausgesprochene Bajuwaren. Man muß nur einmal die Gebete in der oberbayerischen Aussprache des Hebräischen gehört haben um zu wissen, wie sehr sie das waren. Sie waren es auch politisch. Der Vetter, der Sozialdemokrat war, galt als ein weltfremder Idealist, der andere, der Pazifist, als „Waschlappen". Man ging auf die Keller, und trank sein Bier zum mitgebrachten Abendessen, kraxelte auf die Berge, kannte die Museen wie die eigene Wohnstube und es war „unser München", in dem auch der Jude aus Berlin als Landfremder galt.

Kurze Zeit nachdem ich in München war, trat Amerika in den Krieg ein und nun wußten wir, daß er verloren war. Und trotzdem studierten wir weiter, diskutierten in unseren Buden Politik, Literatur, Philosophie und Kunst und tranken dazu Erdbeerblättertee und aßen klebriges Kriegsbrot mit Gelberübenmarmelade. Wir fuhren nach dem Starnberger See und in die Berge und auf umständlichen Wegen zu Balthasar Neumanns Barockkirche in Indersdorf. Oft und lange standen wir vor Grünewalds Altar, der damals von Colmar nach München gekommen war.

Dann kam das Gesuch der deutschen Regierung an Präsident Wilson um „sofortigen Abschluß des Waffenstillstandes". Es war der erste Regierungsakt des eben ernannten Reichskanzlers, Prinz Max von Baden, zu dem ihn ein Telegramm Ludendorffs gezwungen hatte. Im Menschengewühl der Ludwigstraße stießen ein paar Freunde und ich auf Lujo Brentano. Wir Jungen, erschüttert von den Ereignissen, fragten ihn nach seiner Meinung. „Was wollen Sie", sagte der alte Kathedersozialist, „eine bessere Zeit bricht an; hier, in der Erklärung des Prinzen Max von Baden, steht der Achtstundentag."

In München, wie im Reiche gärte es. Bolschewisten und unabhängige Sozialdemokraten griffen die neue Regierung von der Linken, die Alldeutschen griffen sie von der Rechten an. Am 7. November beriefen die SPD und die Gewerkschaften Münchens eine Versammlung auf der Theresienhöhe ein, um durch die geschlossene Macht ihrer Mitglieder die revolutionäre Flut zu stemmen. Mit einer kleinen Gruppe von Freistudenten ging ich da hin. Die Massen waren dicht gedrängt und oben, neben einem tempelartigen Klosetthäuschen, erschien Kurt Eisner mit seiner Gefolgschaft, geschart um eine rote Fahne. Er, der Bohemien und feinsinnige Übersetzer klassischer französischer Romane, hielt eine Rede, die weder unter den Arbeitern noch unter den Soldaten zu zünden schien. Wir gingen nach Hause. Vor der Feldherrnhalle wurde ein weißer Kinderwagen hin- und hergeschoben. Dieses friedliche Bild wurde uns zum Symbol eines unrevolutionären Tages. Wie täuschten wir uns! Am nächsten Morgen ging ich zum Kolleg von Moritz Julius Bonn. Ein Student, der nachmalige Verteidiger von Ludendorff, reichte mir die Münchner Neuesten Nachrichten vor. Die hatten groß auf der ersten Seite die Proklamation des Freistaates Bayern, gezeichnet vom 1. Vorsitzenden des Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates, Kurt Eisner. Bonn, der damals mitten in der Politik stand, indigniert über unsere Unruhe, schaute auf. Wir legten ihm die Zeitung auf das Katheder. Schon schrillte der Alarm durch die Universität und forderte die Studentenschaft auf, sich im Auditorium Maximum zu versammeln. Dort stand Erich Mühsam, bis damals nur als ein Kaffeehausliterat bekannt und neben dem kleinen, nervösen Mann saßen auf den Treppen des Podiums zwei stämmige Matrosen mit Patronengurten über den Schultern und Gewehren über den Knien. Einzogen in der Pracht ihrer Talare der Rektor, der Senat und die Professorenschaft der Universität, die Herolde voran und der Rektor, ein bis dahin königstreuer Mann, begrüßte den Vertreter der neuen Regierung und „stellte sich mit Schmerz und Entrüstung auf den Boden der Tatsachen". Allzu schnell ging das meinen Freunden und mir, die wir Liberale waren und weder kaiser- noch königstreu. Zum erstenmal erlebten wir, wie einer die geistige Führerschaft seines Amtes verneinte und sich beugte vor der Gewalt. Keiner von uns konnte damals die Ereignisse des Jahres 1933 voraussehen, aber in dieser Stunde erlebten wir ein Verhalten, aus dem sie möglich wurden.

In diesem Winter hielt Max Weber vor der Freien Studentenschaft die beiden berühmt gewordenen Vorträge „Wissenschaft als Beruf" und „Politik als Beruf". Kurz vor dem zweiten hatte er Eisner den „Hanswursten des Blutigen Karnevals" genannt. Noch standen wir alle unter dem Eindruck der letzten Worte seines Vortrages, jener großen und traurigen Abrechnung mit den „Ge-

sinnungspolitikern" der Revolution, als der Eigentümer des Saales, der Buchhändler Steinicke, hereinkam und sagte, wir müßten schließen, Eisner-Anhänger wollten die Versammlung sprengen. Wir gingen alle nach meiner nahe gelegenen Bude. Dort erzählte Max Weber bis in die Morgenstunden. Er setzte uns auseinander, daß seiner Meinung nach die Selbstauslieferung von Ludendorff, Tirpitz usw. die richtige Antwort auf das Verlangen der Entente nach Auslieferung der Kriegsverbrecher gewesen wäre, eine heldenhafte und ritterliche Handlung, die das moralische Ansehen Deutschlands gestärkt hätte. Er erzählte von einem Gespräch mit Ludendorff, der seinen Rat sich selbst auszuliefern ablehnte, nicht aus Furcht, aber in Verachtung des deutschen Volkes und im Hochmut der Selbstüberschätzung. U. a. zitierte er Ludendorff: „Die Nation kann mir den Buckel herunterrutschen! Diese Undankbarkeit!". Dann sprach Max Weber über die geplante Veröffentlichung der Archive des Auswärtigen Amtes, über Randbemerkungen des Kaisers an Aktenstücken, die den Mangel an Einsicht und den Größenwahn Wilhelm II. grell beleuchteten. Tief erregt berichtete Max Weber über die Behandlung der deutschen Friedensdelegation in Versailles, die er als einer der Sachbearbeiter begleitet hatte. Keiner von uns hat diese Stunde vergessen, in denen der Lehrer einer wertfreien Wissenschaft leidenschaftlich für seine Werte eintrat, als er Tatsachen an Tatsachen reihte und sie maß.

Am nächsten Morgen erschien meine Wirtin und sagte: „Was war denn das heut' Nacht bei ihnen, Fräulein Meyer, einen Herrn hätt' ich mir schon g'fallen lassen, aber gleich so viele!"

Die kommunistischen Wellen stiegen an. Eisner sah ich zum letztenmal als er in einer Volksversammlung gegen den Radikalismus der Bolschewisten die Stimme der Mäßigung erhob, ein alter, müder Mann, ein Literat, zerbrochen an der politischen Verantwortung, niedergeschrien von denen, die er an die Oberfläche gerufen.

Im Februar wurde Eisner auf dem Wege zum Landtag, an dem Tage an dem er seine Abdankung erklären wollte, ermordet. Der Mörder war ein rechtsstehender Student, Graf Arco-Valley. Am gleichen Tag sprengten Kommunisten den Landtag. Der sozialdemokratische Führer und Innenminister Auer wurde schwer verwundet. Die drei sozialistischen Parteien bildeten eine Räteregierung, die im April von den Kommunisten gestürzt wurde. Eine zweite Räteregierung, nach russischem Muster und gestützt von einer „Roten Armee" wurde nun ausgerufen. Unter ihren Führern befanden sich Juden: Axelrot, Toller, Leviné-Nissen, Gustav Landauer. Keiner von ihnen war ein eingesessener Münchner oder gehörte zur jüdischen Gemeinde. Fast ausnahmslos waren sie chiliastische Ideologen, fern dem Volke, blind für die politischen Gegebenheiten und doch verantwortlich für die Schrecken der Rätezeit. Ich erinnere mich noch an eine Jugendversammlung, die in den riesigen Saal einer der großen Brauereien einberufen war. Gustav Landauer war der Sprecher. Ich ging hin, soweit ich mich erinnere, für die Vossische Zeitung. Mit anderen Berichterstattern saß ich auf einem kleinen Balkon. Unten, zusammengedrängt in einer Ecke des Saales, waren ein paar kommunistische Studenten und Jugendbewegte. Gustav Landauer, der gelehrte, verständnisvolle Kenner von Shake-

speare, Goethe und Hölderlin bestieg das Podium, groß und hager stand er da und hielt eine schwungvolle Rede, hin auf die gähnende Leere der Stühle. Geisterhaft war dies, wie die ganze Verwicklung des Mannes in die Tragik dieser Revolution und sein grausames Ende.

Man kann heute nicht mehr behaupten, daß Hitler, ohne die Führerschaft von Juden in der Münchner Räterepublik, nie zur Macht gekommen wäre. Aber eine andere Frage bleibt offen: Wie kam es, daß diese Menschen, entfremdet dem deutsch-bürgerlichen, jüdischem Milieu, in dem sie aufgewachsen waren und unverbunden dem Proletariat, das sie aufzuwiegeln suchten, ihrer ganzen Art nach Fremde in jeder Gesellschaft, das Massengefolge der Söhne von Bauern und Kleinbürgern, der heimgekehrten Soldaten in München, fanden und nur dort und in keiner anderen Stadt Bayerns?

Da die Universität geschlossen war, verließ ich München mit dem letzten Zug nach meiner Heimatstadt Nürnberg und kam erst zurück als der rote und der weiße Terror bereits beendet waren.

An der Universität hatte die reaktionäre Studentenschaft, geführt von Verbindungen und ehemaligen Offizieren, die Oberhand bekommen. Wilde Politik störte den geordneten Vorlesungsbetrieb. Im Mittelpunkt des ersten Tumultes stand der Pazifist Professor Friedrich Wilhelm Foerster. Unhistorisch und verbissen, glaubte er damals, daß durch ein Kriegsschuldbekenntnis Deutschlands der Friedensschluß rascher herbeigeführt werden könne. Er war unter der Eisner-Regierung bayerischer Vertreter in Bern gewesen und es wurde ihm Verbindung mit Clemenceau, die er bestritt, vorgeworfen. Nun verhinderte ihn eine johlende Studentenschaft am Abhalten seiner Vorlesungen und erzwang ihre Einstellung.

Im Mittelpunkt des zweiten Skandals stand Max Weber, der im Sommersemester 1919 den Lehrstuhl Lujo Brentanos übernommen hatte. Zu Beginn des folgenden Jahres war der zum Tode verurteilte Eisner-Mörder, Graf Arco, auf ein Gesuch der Münchner Studentenschaft hin, begnadigt worden. Die Begnadigung wurde in einer Versammlung in der Universität, unter Anwesenheit des Rektors, gefeiert. Es wurde da von einem Putsch gesprochen, der für den Fall der Nichtbegnadigung geplant war. Die anwesenden sozialistischen Studenten wurden beschimpft und bedroht. Am Beginn seiner nächsten Vorlesung nahm Max Weber zu diesen Vorfällen Stellung. Er erklärte, daß für eine gerechte Justiz das Leben Arcos an einem Faden mit dem des Leviné-Nissen gehangen habe, daß ein Justizminister nicht den einen für seine Schuld hätte sterben lassen und den anderen hätte begnadigen dürfen. Und dann fielen die Worte von Eisner, der nun ein Märtyrer geworden und von Arco, der in Zukunft bestenfalls eine Kaffeehausgröße sein werde. In der nächsten Vorlesung drängten sich im dicht gefüllten Auditorium Maximum Studenten aus anderen Fakultäten unter die Max Webers. Die Eindringlinge empfingen ihn mit Gejohle und Gepfeife. Max Weber lud die Tobenden zu einer Auseinandersetzung am gleichen Ort für den vorlesungsfreien Samstagnachmittag ein. „Ein Hundsfott, der sich nicht stellt!“ Sie kamen und veranstalteten einen Höllenlärm. Max Weber stand auf dem Katheder und lachte sie aus. Dieses Spiel endete als der Rektor die Lichter im Saale auslöschen ließ.

Soweit sind die Erlebnisse, an die ich mich erinnere, Wellenschläge einer wirren Zeit. Wir nahmen sie als die verebbende Flut vom Krieg gezeugter Wirren. Wir wußten nicht, daß sie die Vorboten von Schlimmerem waren und glaubten an die Fortwirkung des Anderen, dessen ich nun gedenken will: die Klarheit und Fülle des Geistes, die Universitas, die damals die Universität München wirklich war, verkörpert in ihren drei großen Lehrern der Geisteswissenschaften: Karl Voßler, Max Weber, Heinrich Wölfflin. Es ist hier nicht der Platz zu erörtern, wie weit sie auf gemeinsamem philosophischem Boden standen, wie weit ihre Begriffe von Wissenschaft, und in welchen Abwandlungen, auf Hegel und Kant zurückgingen. Gemeinsam war dem Sprachwissenschaftler, dem Soziologen und dem Kunsthistoriker, daß sie, jeder in seinem Fache, neue, große Sichten eröffneten und in einer Periode wachsender wissenschaftlichen Spezialisierung die Ergebnisse ihrer Forschung in die großen Kulturzusammenhänge einbauten, daß ihr Wissen universal war. Voßler wird an anderer Stelle dieses Buches sprechen. Wölfflin verwandte damals seine Vorlesungen, um seine kunstgeschichtlichen Grundbegriffe zu erläutern. Er hat sie am Ende seines Lebens widerrufen. Aber auch wir Nicht-Kunsthistoriker lernten von ihm zu „sehen", wissend zu sehen, ohne Dinge in Werke der Kunst hineinzugeheimnissen, die der Künstler niemals hat ausdrücken wollen. Man wußte wissen, wie ein Bild, eine Skulptur, ein Gebäude in der Orientierung seines Meisters aussehen sollte und welcher Mittel er sich bediente um sein Ziel zu erreichen. Nicht unverwandt war diese Methode, der es auf das Reale, auf das Wahre ankam, der soziologischen Max Webers. Wölfflin trug beinahe stokkend vor und mit Scheuheit. Es war, als müßte jeder neue Gedanke noch einmal besinnlich betrachtet werden, da er nun Form gefunden, und in seiner Klarheit beschützt werden. — Mit scharfen Betonungen dagegen trug Max Weber vor, wie ein Dirigent mit der Hand den Schwung und Rhythmus seiner Rede begleitend, einer Hand, die merkwürdig zierlich war bei dem großhäuptigen, hochgebauten Manne. Ich hörte bei ihm die großen Vorlesungen „Soziologische Kategorienlehre", „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" und nahm an seinem Seminar teil. Ich weiß, daß die Kategorienlehre, eingebaut in Webers Buch „Wirtschaft und Gesellschaft", heute Studenten große Schwierigkeiten bereitet, daß sie sich kaum durch die abstrakten Formulierungen hindurchbeißen können. Aber damals folgten wir mit Spannung, ja mit erwartender Erregung, den kurzen Sätzen, die wie Peitschenschläge einer unerbittlichen Logik Definitionen, abstrakte Auslegung und bildhaftes Beispiel gaben, deren jeder bedeutungsvoll war und die sich zu einer neuen Erkenntnis rundeten. Ich habe niemals Vorlesungsnotizen so sorgfältig wie diese übertragen und weder vorher noch nachher jo so stark das Bewußtsein des Lernens gehabt.

Ich möchte diese Erinnerungen mit einem Vorfall späterer Jahre schließen: Kurz nachdem die Nationalsozialisten zur Macht gekommen waren, erhielt ich eine offene Postkarte von Marianne Weber, der Witwe Max Webers. Sie schrieb: „Ich weiß, daß jetzt die Gedanken Max Webers bei seinen jüdischen Schülern sein würden." *(1958)*

WILHELM HAUSENSTEIN

Aus „Erinnerung an Eisner" (Frühjahr 1919)

Sein Leben mündete in dies Problem: den Übergang vom preußischen Norden nach dem deutschen Süden zu finden.

Er war zwischen den Kriegen von 1866 und 1870 in Berlin geboren. Bis ins erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts umgab ihn das Schwarzweiß des zweimal siegreichen Preußen. Die preußische Hybris war der Magnet seines Hasses. Wie Mehring fand Eisner den Weg vom bürgerlichen Journalismus zum sozialistischen, um dies Preußen — das hohenzollerische, feudale, militärische — zu bekämpfen. Sein Instrument war der „Vorwärts". Eisners Zeit ist die klassische Epoche des „Vorwärts" gewesen...

Von Nürnberg führte der Weg immer häufiger nach dem nahen München. Die Denkmale aus den Tagen Hans Sachsens hinderten nicht, daß in der Gegenwart die Beckmesser Mehrheit waren. Ein Froschkrieg aus Kreisen der Parteigenossenschaft lockte ihn, Nürnberg mit München zu vertauschen. In München hat er etwa ein Jahrzehnt gelebt. Es ergriff, zu sehen, wie beflissen er war, dort Wurzel zu schlagen. Unrast blieb die Mitgift des Berliners. Aber ihn trieb tiefe Sehnsucht, irgendwo daheim zu sein; vollends als die Jahre zunahmen. Er stand im Beginn des fünften Lebensjahrzehnts, als er in München Fuß faßte. Ihn zeichnete wie von jenseits längst die gefältelte Blässe eines Mannes, der viel gedacht und viel gelitten hatte und dem es im geheimsten darum zu tun war, eine Form mehr vegetativen und sinnlich wärmeren Lebens zu finden; eines Lebens mit Beethoven, Goethe und schönen Bildern. Sein Scheitel war schon bloß; der Kranz vordem dunkler Haare, der blieb, trug den Reif des Herbstes; zwischen den roten Haaren der Barbiche und des kaum gestutzten Schnurrbarts saßen die weißen Fäden. Der Zwicker über den grauen Augen, in denen die Güte mit dem Kaustischen, die Satire mit dem Aufschwung des Idealisten seltsam gemischt war, saß schief: wie bei einem Mann, der das Soignierte längst verlor, wenn er es je besaß; wie bei einem Mann, der mehr denkt als sieht, mehr hört als anschaut — der aber immerhin rasch zu fixieren (wenn auch nicht immer einzuschätzen) vermag. Er war etwa der Publizist, den man sich malt, wenn man von einem intellektuellen Typus Ibsens eine klassische Vorstellung zu formen sucht. Man fühlte, daß er von weither kam: von weither im Raum, im Schicksal, im Gedanken. Er bewegte sich langsam, müde. Alles Leben saß in den angestrengten Pentagrammen der großen Stirn, die nicht bloß das schmale Antlitz, sondern den ganzen zähen und zarten Körper überschattete.

Er wurde vor den Mauern Münchens seßhaft. Er fand ein kleines Haus neben dem Waldfriedhof. Es verstimmte seine Nerven nicht, täglich und nächtlich an diesem Totenpark vorbeizugehen. Das Geschrei der Käuzchen machte ihn lächeln. In seinem Leben lag an einer Stelle, an mehreren vielleicht, der radi-

kale Bruch, der ihn von den Beklemmungen der Erde trennte — wie er ihm freundliche Illusionen genommen hatte. Er lebte in einem fühlbaren Zustand zwischen dem brutal Tatsächlichen und den Geistern. Der Augenblick, in dem der Tod für diesen Menschen noch etwas Schreckliches gehabt hatte, lag weit hinten. Er stand schon damals, als er München betrat, an der Grenze des Metaphysischen...

Es gab kein stupideres Bild Eisners als die banale Silhouette, die den Begriffen einer hinterhältigen Kaplanokratie, den Urteilskräften der bayrischnationalen Halblauten einer halben Revolution und den Maßstäben vulgärer Reporter entsprach. Für diese Manager und die von ihnen pastorierten Schafe war Eisner kurzhin der wurzellose Berliner Jude. Wer ihn kannte, mit ihm zu sprechen wußte, ihn fühlte, der war gewiß, daß in diesem Mann Vorzug und Tragik des Jüdischen in die letzten Tiefen gingen: Sehnsucht, irgendwo im festen Grund einer nationalen und sozialen Gemeinschaft sich einzubauen; Schicksal, durch tausend Widrigkeiten der Verhältnisse immer aufs neue zurückgestoßen zu werden; um so radikaler (und wohl auch leichter) dann der Drang, sich dem absolut Menschlichen anzuschließen, Weltbürger zu sein; endlich aber wieder das schneidende Verlangen, weltbürgerliches Dasein inmitten einer bestimmten Landschaft zu lokalisieren. Eines Tages wird vielleicht klar sein, wie sehr Eisner unter der Ungunst äußerer Verhältnisse daran gearbeitet hat, sich in den oberbayrischen Boden einzutiefen, der ihm etwas wie ein ursprüngliches deutsches Leben zu zeigen schien. Menschen, die solche Wege machen und sie so vollenden, wie es Eisner geschah, gehorchen nicht den Launen des Zufalls. Ihre Bahn hat Notwendigkeit. Ihr Schritt ist vom Verhängnis gelenkt. Anfang und Ziel scheinen durch eine metaphysische Macht verknüpft. Das scheinbar Zufällige wird zur menschlichen Anstrengung. Mühe und Leid des Sterblichen muten an wie Gehorsam gegen Verfügungen des Fatums...

Die Jahre des freien Schriftstellers vor der Revolution verliefen in der journalistischen Praxis einer Feuilletonkorrespondenz; mit laufenden Theaterreferaten für das sozialdemokratische Münchner Organ (die hoffentlich, denn sie waren ausgezeichnet, bald gesammelt herausgegeben werden); in politischer Arbeit; mit Lehrvorträgen für die Arbeiter und leidenschaftlich ausgreifender Lektüre. Zwei Namen haben vor allen anderen den späteren Eisner bewegt: Strindberg und Swift. Sie waren Zentren seines späteren Daseins. Aber noch weit jenseits dieser Namen war seine Belesenheit enzyklopädisch. Dem Schlaf blieb wenig Zeit. Eisner gestand gelegentlich, der Schlaf sei ein Vorurteil; man komme ohne ihn aus. In den Verhältnissen unserer Zeit war diese Lebensart nichts anderes als die Askese des Mönchs im Mittelalter. Eisner war mönchisch. Der ganze Mann war Konzentration auf ein geistiges Ziel, das ihn zusehends stärker mit der Gewalt eines religiösen Symbols ergriff. Aus diesem Munde ist nie eine zynische Silbe über Religion gekommen. Auch nie ein Wort der Zustimmung zu einem Dogma. Das religiöse Element war gleichwohl in ihm. Man brauchte diesen schlaflosen Mann, der an der Mauer eines Friedhofes wohnte und im Schatten seiner Tannen ging, nur anzusehen, um zu spüren, daß dieser Kopf und diese schmalen Schultern von metaphysischen Beziehungen umwittert waren. Einmal vielleicht regte sich in den Münchner Jahren die Möglichkeit

eines leisen Komforts. Es gab einmal ein paar Monate, in denen seine Zunge an sehr gewählten Dingen des Tisches Gefallen fand und seine Erscheinung vermehrte Pflege verriet. Aber die Ironie des Geistes war stärker. Stärker war die Ungunst des Glücks. Eisner, selbst in der Nuance unbestechlich, hat nie etwas getan, was nicht auf der Linie seiner geistigen Notwendigkeiten lag. Er hat nie auch nur einen Heller gegen seine Idealität verdient. In den letzten Jahren sah man ihn mit einem Rucksack durch die Straßen gehn, — der ein wenig historisch wurde und zur größeren Hälfte mit Büchern, zur kleineren mit bescheidenen Einkäufen für den vorstädtischen Haushalt gefüllt war. Dann und wann bewegte ein manfredischer Trieb die scheue und gleichmütige Erscheinung in die Berge Oberbayerns, Tirols, wohl auch der Schweiz. In den Konzerten sah man den phosphoreszierenden Kopf, wenn die Symphonien Beethovens gespielt wurden. Sie brausten ihm in den vielleicht tiefsten Schacht seines Wesens hinab, den musikalischen. Mit wenig geübten Händen zeichnete er sich seine musikalischen Lieblinge auf dem Klavier. Richard Wagner war ihm die Pest...

Es bleibt die Frage, wie weit die persönlichen Mittel Eisners trugen. Er selbst mochte irgendwie auf dem bayrischen Boden jenes Unorganische seiner Erscheinung fühlen, das Eingesessenen den Stoff für eine subalterne Kampagne lieferte. Es ist fraglich, ob es ihm gelungen wäre, dies Unorganische in einen gemeinsamen Zustand einzuschmelzen. Kaum etwas wurde von diesem Mann leidenschaftlicher gesucht. Das Problem wurde durch Eisners physische Mittel nicht vereinfacht. Er war klein und schien schmächtig. Irgendwie waren Erscheinung und Instrumente dünn. Sein Organ war nicht ohne Fähigkeit zu höchster Spannung, doch ohne Metall. Sein Auftreten war ohne jede Animalität, die dem bayrischen Instinkt fast unentbehrlich ist. Der Mann, dem Wedekinds erotische Problematik als etwas sehr Untergeordnetes erschien, war ohne das sichtliche Barock der Sinne, das in Frankreich einmal die Popularität Mirabeaus und Dantons begründet hat und in Bayern, dem Lande schwellender Kirchen des siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, dem politischen Führer nicht fehlen darf, wenn er das Rückenmark des Volkes ergreifen will. Die Gebärde Eisners war ein tief rührender Versuch, aus dem Schlund des Wassers an die Oberfläche aufzutauchen. Diesem Typus fehlte nicht das Bewegende, aber das Niederschmetternde; vielleicht sogar, trotz aller dialektischen Kühnheit und Sicherheit, das Bestechende. Freilich: dies mußte ihm fehlen, wenn er war, der er war. Als er mit breitem Bart aus dem Gefängnis kam, ähnelte er Marx. Zugleich lag über seiner Erscheinung etwas Neutestamentarisches. Man war versucht, ihn Frate anzureden. Man hätte damit einen Teil seines Wesens, eine Nuance seiner Aura getroffen. Er war eine komplexe moderne Persönlichkeit. Die erschütternd bescheidene Physiognomie unter dem Kalabreser, die dennoch im Bewußtsein ihrer historischen Berufung von den Stufen der Bavaria in die Menge schaute, war auch des Reflexes der Selbstgefälligkeit und Eitelkeit nicht unfähig...

MARTIN BUBER

Erinnerungen an einen Tod (Dem Gedächtnis Gustav Landauers)

Als Gustav Landauer am 6. Februar 1919 in München Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg die Gedächtnisrede hielt, sprach er zunächst von der Sozialdemokratie. „Hat sie nicht einen Januskopf?" fragte er[1]). „Ist es nicht so, daß jeder kühne Mann des Geistes zu ihr hingezogen wird, als der Vertreterin des Sozialismus, der Gerechtigkeit — von ihr abgestoßen wird als einer Kirche der Unfreiheit, der Bürokratie, des militärischen Geistes...?" Aber dieser Begriff des militärischen Geistes brachte ihn auf einen andern Gedankengang. „Oh", rief er, „es gibt einen kriegerischen Geist, der noch lebendig ist, der auch uns das Herz bewegen kann... Hören Sie!" Und er las ein Gedicht des ungarischen Lyrikers Petöfi (gefallen 31. Juli 1849) in der (zuerst 1899 veröffentlichten) Übertragung von Hedwig Lachmann — Gustav Landauers Frau, die im Februar 1918 gestorben war. Es beginnt:

Mich quält ein leises Angstgefühl:
Ich möchte nicht sterben auf weichem Pfühl —
Will mich nicht qualvoll in Kissen wälzen,
Will nicht langsam verwelken, zerschmelzen,
Wie die Kerze, die man im Zimmer vergißt,
Wie die Blume, die ein Wurm zerfrißt.

Und dann heißt es darin:

Wenn einst ein freiheitstrunkener Geist
Die Sklavenvölker dem Schlummer entreißt,
Sie sich den Schlaf aus den Augen reiben
Und „Weltfreiheit!" auf die Fahne schreiben
Und auf gemeinsamem Kampfesplane
Mit flammendem Antlitz und blutroter Fahne
Dem Tyrannen entgegentreten
Und die schmetternden Kriegsdrommeten
Weithin erschallen —
Dann will ich fallen!

„Er starb", sprach Landauer weiter, „wie er sich's gewünscht hatte; er fiel in der Freiheitsschlacht — sein Leichnam ist nicht gefunden worden. So starb auch Rosa Luxemburg, so auch Liebknecht... Und doch — wie anders war diese Schlacht! Im Straßenkrieg der antirevolutionären Soldateska, geführt von Berufsunteroffizieren und Offizieren des Generalstabs, sind Karl Lieb-

---

[1]) Ich zitiere nach Landauers handschriftlichem Entwurf zur Rede.

knecht und Rosa Luxemburg gefangengenommen; als Gefangene sind sie von einer ehrlosen Kriegführung feig, von einer Überzahl — die Einzelnen, die Wehrlosen, ermordet worden."
Drei Monate später, am 2. Mai, ist Gustav Landauer von eben der „antirevolutionären Soldateska" ermordet worden.

*

Aber was ist das, Soldateska, und was ist das, Revolution? Eine Soldateska besteht aus Menschen, die man Soldaten nennt, und eine Revolution wird von Menschen gemacht, die sich Revolutionäre nennen. Das, wodurch diese wie jene verbunden werden, ist die aktuelle Situation.
Die aktuelle Situation des Soldaten ist, daß er das ihm als „feindlich" Bezeichnete — gleichviel ob der „Feind" ein „äußerer" oder ein „innerer" ist — zu „bekämpfen", also die so bezeichneten Menschenwesen mit allen angeordneten Mitteln, von der Freiheitsberaubung bis zur Vernichtung, „kampfunfähig" zu machen hat, so gut er vermag und soweit es ihm jeweils befohlen wird. Dieser Situation kann eine Gesinnung entsprechen: der Glaube, daß das als feindlich Bezeichnete wirklich feindlich ist, nicht in dem Sinn bloß, daß es ihm selbst hier toddrohend gegenübersteht, sondern feindlich seinem Wesen, seinem Lebensgrund, seinem höchsten Wert, und daß, wenn es nicht vernichtet wird, es diesen höchsten Wert vernichten würde. An der Stelle einer solchen Gläubigkeit gibt es aber auch Zweifel, Unsicherheit, Bedenken, bis zur entgegengesetzten Überzeugung: daß das Gegenüberstehende gar nicht das Feindliche ist. Und diese Überzeugung kann auch, allmählich oder plötzlich, unter jener Gläubigkeit hervorbrechen. Als „Müssende" sind alle diese Soldaten immer noch verbunden, aber als „Wollende" nicht; freilich, die Situation selber, die wollen sie wohl alle nicht, aber ihre eigene Haltung in dieser Situation — wie sehr der Einzelne die eigene Haltung, die „gemußte", will oder nicht, darin liegt seine eigentliche Personhaftigkeit innerhalb der gemeinsamen Lage. Und gar erst, wenn die Frage wach wird, was das ist, „müssen"! Mitten durch die „Soldateska", mitten durch den Soldaten geht die wahre Front.
Die Situation des Revolutionärs gleicht der des Soldaten darin, daß es auch hier das Feindliche und die Bekämpfung gibt. Als den Unterschied möchte man zunächst dies ansprechen, daß der Revolutionär sich seinen Feind selbst wähle; aber wie wenige „erkennen" den wirklich, wie vielen ist er auch hier, wissentlich oder unwissentlich, von Rednern und Büchern, von Kindheits- und Jugenderlebnissen, von Entbehrungen und Enttäuschungen „bezeichnet" worden! Freilich gibt es hier jene Spannung zwischen Situation und Gesinnung, Müssen und Wollen nicht. Aber noch wichtiger ist, daß für den Revolutionär der Kampf nicht die Situation selber, sondern nur ihr Begleitmotiv ist; um was es hier geht, ist nicht wie dort der Kampf, sondern das *revolvere*, der Umschwung, und der Kampf bedeutet nur die Beseitigung der Hindernisse: damit die gewünschten neuen oder veränderten Einrichtungen kommen können (welche doch auch die im Sinn haben, die nichts als die „fruchtbare Freiheit" anstreben), müssen die Machthaber überwunden werden, die die alten Einrichtungen verteidigen. Das bedeutet, daß der Revolutionär situationsmäßig in der Spannung zwischen

Ziel und Weg und in ihrer Verantwortung steht, die der Soldat nicht kennt. Sein personhafter Spruch ist nicht: „Ich muß hier Gewalt üben, aber ich will das nicht“, sondern: „Ich habe es auf mich genommen, hier so viel Gewalt zu üben, als not tut, damit der Umschwung sich vollziehe; aber wehe mir und ihm, wenn mehr Gewalt geübt wird, als not tut!“ Die personhafte Verantwortung des Soldaten ist eine prinzipielle; er kann den Widerspruch folgerichtig in seiner Seele austragen und etwa zur Entscheidung gelangen, sich lieber töten zu lassen als zu töten; auch wenn er diese praktische Folgerung nicht zieht, ist ihm die grundsätzliche Folgerung freigegeben. Aber die personhafte Verantwortung des Revolutionärs ist eine demarkationsmäßige ihrem Wesen nach; die Parole seines Geistes ist „Bis hierher und nicht weiter“, und für das „Bis hierher“ gibt es keine feste Regel, der Augenblick zeigt es mit immer neuem Gesicht. Der menschliche Revolutionär lebt auf der Schneide des Messers. Und die Frage, die ihn bedrängt, ist ja nicht bloß die sittliche oder religiöse nach dem Tötendürfen; es ist nichts damit getan, daß er, wie mir zuweilen gesagt worden ist, „seine Seele dem Teufel verkauft“, um der Revolution zum Sieg zu verhelfen. Vielmehr ist hier die situationsmäßige Verstrickung eben von der Spannung zwischen Zweck und Mittel bestimmt. Ich kann mir nichts Reales darunter vorstellen, daß der Zweck das Mittel „heilige“; aber ich meine etwas äußerst Reales, wenn ich sage, daß das Mittel den Zweck — nämlich dessen Realisierung! — entheiligt, nein: entwest. Das Verwirklichte ist dem als Ziel Gesetzten um so unähnlicher, je ungemäßer dem der Weg war, auf dem es verwirklicht worden ist. Es gibt eine „Sicherung“ der Revolution, die ihr das Herzblut entzieht. Die Verantwortung, die sich aus diesen Voraussetzungen ergibt, muß am tiefsten im Führer reichen, der die Parole des Geistes zur Parole des Geschehens zu machen berufen ist. Aber kein Geführter kann sie anders als durch Flucht vor der Selbstbesinnung, das heißt: durch Absterben des Geistes in ihm vernachlässigen. Die wahre Front geht auch hier mittendurch.

*

Die Erinnerung an den Tod Gustav Landauers bringt immer wieder zwei andere Erinnerungen in mir herauf.

Die eine stammt aus dem Herbst eben des Jahres 1919. Ich fuhr am frühen Morgen von München nach einer Stadt am untern Inn. Obwohl ich zeitig zum Bahnhof kam, waren alle Wagen so besetzt, daß es unmöglich schien, Platz zu bekommen. Ich versuchte es doch und kam noch in einem Wagen zu stehen; die Leute machten freundlich, soweit es ging, Platz. Es waren nur Männer und fast alle in feldgrauer Uniform. Es wurde laut durcheinandergesprochen. Plötzlich vernahm ich deutlich den Namen Landauer, und überrascht suchte ich mit dem Blick den Sprecher. Ein Soldat, ein Mann mittleren Alters mit rötlichem Bart, sagte nun noch zu seinem Nachbarn: „Nein, so war das nicht mit dem Landauer. Der Landauer hat schon das Richtige gewollt; bloß einer von den Unsern hätt' er sein müssen.“

Die andere Erinnerung ist älter, aber aus demselben Jahr. Etwa zwei Wochen nach jener Gedächtnisrede Landauers auf Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg war ich eines Abends mit ihm und mehreren andern revolutionären Füh-

rern in einem Saal des Landtaggebäudes in München beisammen. Den Gegenstand der Aussprache hatte Landauer vorgeschlagen, es war der Terror; aber er selbst beteiligte sich kaum, er sah schwermütig und nahezu erschöpft aus — ein Jahr vorher hatte seine Frau die tödliche Krankheit durchlitten; jene Tage wiederholten sich ihm nun im Herzen. Das Gespräch wurde im wesentlichen zwischen einem Spartakusführer — der später in der „zweiten", Landauer und seine Genossen ablösenden Räteregierung bekannt geworden ist — und mir geführt. Der Mann ging sporenklirrend durch den Raum; er war im Krieg deutscher Offizier gewesen. Ich lehnte es ab — was manche anscheinend von mir erwartet hatten —, hier von dem sittlichen Problem zu reden, und legte dar, wie ich über das Verhältnis von Zweck und Mittel denke; ich belegte meine Ansicht aus geschichtlicher und zeitgenössischer Erfahrung. Mein Partner ging darauf nicht ein. Aber auch er versuchte, seine Apologie des Terrors mit Beispielen zu belegen. „Dscherschinski", sagte er, „der Vorsitzende der Tscheka, konnte hundert Todesurteile an einem Tag unterzeichnen, aber mit ganz reiner Seele." — „Das ist ja das Allerschlimmste", antwortete ich, „diese ‚reine' Seele, auf die man keinen Blutspritzer fallen läßt! Es kommt nicht auf ‚Seele' an, sondern auf Verantwortung." Mein Partner sah mich mit ahnungsloser Überlegenheit an. Landauer, der neben mir saß, legte seine Hand auf die meine. Sein ganzer Arm zitterte.

*

Die wahre Front geht durch die Soldateska, die wahre Front geht durch die Revolution, die wahre Front geht durch den Soldaten, die wahre Front geht durch den Revolutionär. Die wahre Front geht durch jede Partei und durch jeden Angehörigen einer Partei, durch jede Schar und durch jedes Glied einer Schar. An der wahren Front kämpft einer gegen seine Genossen und gegen sich selber, und erst von den Entscheidungen dieser Kämpfe aus wird er zu andern ermächtigt. Das sind die Menschen, denen man nachsagt, sie hätten die Kampfkraft geschwächt; das sind die Menschen, die die Kampfwahrheit am Leben halten.

Landauer hat in der Revolution gegen die Revolution — um die Revolution gekämpft. Die Revolution wird's ihm nicht danken; aber danken werden es ihm die, die ebenso kämpfen, und vielleicht einst die, um derentwillen gekämpft wird. *(1929)*

MORITZ JULIUS BONN

Meine Beziehungen zu München

Als ich im Jahre 1893 nach München kam, um bei Lujo Brentano Nationalökonomie zu studieren, hatte ich keinerlei Beziehungen zu der Stadt. Ich hatte aber drei Empfehlungsbriefe: an Generalintendant Ernst von Possart, Oskar von Miller und Paul Heyse. Ich war viel zu unerfahren, um großen Nutzen aus den ersten beiden zu ziehen; mit Paul Heyse entwickelte sich aber eine von seiner Seite gönnerhafte Beziehung, die bis zu seinem Tode dauerte. Durch ihn bin ich mit dem Geiste des München von König Max in Berührung gekommen. Als ich im Jahre 1895 promoviert hatte, stand mein Entschluß fest, mich in München zu habilitieren. Lujo Brentano schickte mich zu meiner weiteren Ausbildung nach England, von wo ich nach Irland ging. Während dieser Zeit war ich oft in München. Brentano, dessen verständnisvolle Leitung mein ganzes Leben beeinflußt hat, machte mich mit Münchener Kreisen bekannt, vor allem mit einer Gruppe von Männern, die einmal in der Woche im Café Heck zusammenkamen, darunter der Finanzminister von Riedel, Geheimrat von Ranke und dem liberalen Bismarckgegner Freiherr von Staufenberg-Ristissen.

Meine engeren Beziehungen zu München begannen im Jahre 1910, als ich ungefähr gleichzeitig mit meiner Ernennung zum außerordentlichen Professor, der erste Direktor der zu begründenden Handelshochschule München wurde. Ihre Träger waren die Stadt München, die Handelskammer München und der Münchener Börsenverein, dessen Vorsitzender Kommerzienrat Lebrecht die eigentlich treibende Kraft war. Das Kultusministerium hatte ursprünglich dem Unternehmen freundlich gegenüber gestanden und schien auch zu einer finanziellen Beteiligung bereit. Da aber Nürnberg ähnliche Pläne verfolgte, und das Ministerium ihm die gleiche Unterstützung hätte geben müssen wie uns, distanzierte es sich bald vollkommen. Als ich dem damaligen Kultusminister, von Wehner, meine Aufwartung machte, empfing er mich sehr freundlich, betonte aber sofort, ich sei nicht sein Untergebener, denn die Handelshochschule sei eine rein private Anstalt. Das war schmerzlich, hatte aber auch seine gute Seite. Wenn ich mich bei ihm zu melden hatte, brauchte ich nicht um 11 Uhr vormittags im Frack, steifem Hemd und weißer Binde zu erscheinen. Unsere Mittel waren beschränkt. Wir waren daher sehr stark auf die Mitarbeit jüngerer Kräfte der Universität und der Technischen Hochschule angewiesen. Daraus entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis zu den beiden großen Hochschulen, die ein bißchen geringschätzig auf uns herabsahen, aber ein Interesse am Fortkommen ihrer jüngeren Dozenten hatten. So glückte es uns, einen vielversprechenden Lehrkörper zusammenzubringen. Eine ganze Anzahl seiner Mitglieder haben Karriere gemacht, in erster Linie mein unvergeßlicher Freund, Karl Rothenbücher. Dr. Claudius von Schwerin wurde eine anerkannte Autorität der deutschen Rechtsgeschichte und des deutschen Privat-

rechts. Dr. Wilhelm Prion, der von der Reichsbank kam, endete als einer der ersten Fachmänner auf dem Gebiete der Privatwirtschaftslehre. Der weitaus brillanteste meiner Mitarbeiter, der allerdings erst nach dem Krieg in den Lehrkörper eintrat, war Professor Karl Schmitt-Dorotic, eine Ernennung von der Rothenbücher abgeraten hatte. Er sollte recht behalten. Ich habe später Schmitts Berufung an die Handelshochschule Berlin durchgesetzt und eine große Enttäuschung erlebt, als er plötzlich einer der leidenschaftlichsten Vertreter nicht nur der Nazi-Ideologie, sondern auch der Nazi-Praxis wurde. Wir überstanden trotz meiner geringen Erfahrung in Verwaltungsangelegenheiten die Gründungsjahre mit recht gutem Erfolg. Das verdankten wir in erster Linie dem Vertrauen und der unermüdlichen Mitarbeit des Kuratoriums, an dessen Spitze Georg Kerschensteiner stand — dessen Namen ich nur zu nennen brauche, und jeder Münchener wird wissen, was das für uns und insbesondere für mich bedeutete. Ich möchte aber auch die übrigen Mitglieder des Kuratoriums, Rechtsrat Hörburger, Geheimrat Pschorr und selbstverständlich die damals amtierenden Bürgermeister, Geheimrat v. Borscht und Brunner, nicht vergessen. Manchmal, insbesondere bei öffentlichen Anlässen, war die Stellung der Hochschule nicht allzu günstig; da sie nicht staatlich anerkannt war, wurden wir nicht immer zu staatlichen Veranstaltungen eingeladen. Glücklicherweise hatte Seine Königliche Hoheit, Prinz Ludwig, der spätere König, am Eröffnungsakt mit einer Rede teilgenommen und damit sein Interesse an der Hochschule bewiesen. Schließlich wurden alle Widerstände überwunden, und ich saß bei allen öffentlichen Veranstaltungen auf dem letzten Platz der Hochschulvertretungen, der einzige im bürgerlichen Frack, während alle anderen entweder in Talaren oder in gold- oder silbergestickten Uniformen glänzten. Diese etwas peinliche Situation hatte aber das Gute, daß alle Welt fragte, wer dieser Eindringling sei und so von der Existenz der Handelshochschule Kenntnis nahm. Bei der Krönung Ludwig III. wurde ich gleich den Rektoren der anderen Hochschulen zugezogen. Nach Ablauf der ersten drei Jahre schien die Zukunft der Handelshochschule gesichert. Meine Frau und ich hatten uns inzwischen in der Gaußstraße 4 ein Haus gebaut, denn ich war überzeugt und gewillt, mein akademisches Leben in München zu verbringen.

Es kam aber anders. Anfang 1914 nahm ich eine Einladung als Gastprofessor an der Universität zu Berkeley in Kalifornien an. Da dort die Vorlesungen im August begannen und im Dezember zu Ende waren, brauchte ich nur einen etwa zweimonatigen Urlaub.

Als wir am 4. August in New York landeten, hatte England den Krieg erklärt. An baldige Rückkehr war nicht zu denken. In den zweieinhalb Jahren, die wir in Amerika zu bleiben hatten, war ich Gast-Professor an drei Universitäten, in Kalifornien, Wisconsin und Cornell und erwarb eine Kenntnis amerikanischer Dinge, die damals selten war. Das letzte Jahr verbrachte ich als Mitarbeiter des Finanzbeauftragten der Botschaft, später Reichsminister Geheimrat Heinrich Albert. Nach Ausbruch des unbeschränkten U-Boot-Krieges kehrten wir im Gefolge des Botschafters Graf Bernstorff nach Deutschland zurück. Auf sein Betreiben wurde ich ins Auswärtige Amt berufen. Dort verbrachte ich die drei inhaltsleersten Monate meines Lebens und bewies mir wie anderen, daß ich

für eine subalterne Beamtentätigkeit nicht geeignet war. Nach drei Monaten bat ich den neuen Staatssekretär Herrn v. Kühlmann, den ich von München her gut kannte, um meine Entlassung. Propaganda, führte ich aus, habe nur Sinn, wenn sie parallel mit Politik liefe. Da ich kaum erwarten dürfe, er werde mich zu seinem Vertrauten machen, sei meine Tätigkeit völlig überflüssig. Die Entlassung wurde mir natürlich gewährt; das Auswärtige Amt war höchst erstaunt, daß jemand aus freien Stücken seine geheiligten Hallen verlassen wollte. In München hatte mein Stellvertreter, Professor Leo Jordan, ein feinsinniger Romanist, die Hochschule trotz aller Schwierigkeiten erfolgreich über Wasser gehalten. Die Hörerzahl war natürlich sehr zusammengeschrumpft. Ich war von Amerika mit der Überzeugung zurückgekehrt, der Krieg sei verloren, falls die Amerikaner Zeit genug zur Aufstellung, Ausrüstung und Absendung eines Massenheeres hätten. Ich hatte darüber einen Vortrag in der „Deutschen Gesellschaft" in Berlin gehalten, der einiges Aufsehen erregte. Er wurde in München unter dem Titel „Amerika als Feind" gedruckt — die Berliner Zensur hätte dies kaum zugelassen. München kann sich manchmal in völlig wirklichkeitsfremden Phantasien austoben, im tiefsten Untergrund aber hat es eine starke Dosis gesunden Menschenverstandes. Die öffentliche Meinung, so weit sie sich ungestört bilden konnte, war vom Ministerium bis zu den Massen schon im Sommer und im Herbst 1917 von der Aussichtslosigkeit eines siegreichen Krieges überzeugt. Als neugebackener Amerikakenner kam ich sehr bald in Berührung mit all den Kreisen, die dieser Meinung Ausdruck zu geben suchten, um zu retten, was noch zu retten war, insbesondere mit der führenden Zeitung, den „Münchener Neuesten Nachrichten". Meine Aufsätze, die in ihren Spalten erschienen, machten einen gewissen Eindruck. Ich erblickte die letzte Möglichkeit zu einem erträglichen Frieden in Verhandlungen vor der deutschen Offensive. Ihr Erfolg würde den Krieg verlängern, da sie Amerika nicht zum Frieden zwingen konnte, ihr Scheitern mußte der Anfang vom Ende sein. Ich suchte diese Gedankengänge in einer Broschüre „Was will Wilson?" zum Ausdruck zu bringen. Sie fand in München starken Anklang; Berlin — beziehungsweise die Oberste Heeresleitung — war unbelehrbar. Gleich allen anderen war ich daher wie aus den Wolken gefallen, als das Waffenstillstandsangebot der deutschen Regierung veröffentlicht wurde, das auf den Druck, wie man später erfuhr, der Obersten Heeresleitung erfolgt war. Sie hatte nicht begriffen, daß sie dadurch den Widerstandswillen des deutschen Volkes gelähmt hatte. Sie hat statt dessen ein Jahr später die Dolchstoßlegende mit der Behauptung in die Welt gesetzt, die Revolution habe ihn gebrochen, obwohl diese volle vier Wochen nach dem erzwungenen Waffenstillstandsangebot ausbrach.

Soweit München in Betracht kam, ist es die überflüssigste Revolution gewesen, die die Welt wohl jemals gesehen hat. Als ich am Morgen des 8. November 1918 in die Handelshochschule kam, schien München und Bayern auf dem Weg zum Sowjetstaat. Diese Gefahr hat sich indes erst im April 1919 in München verwirklicht. Ohne die Ermordung Eisners wäre München wahrscheinlich viel schneller wieder vernünftig geworden als etwa Berlin, denn die Münchener waren nicht klassenbewußt, es gab keine scharfen Klassengegensätze.

Die Handelshochschule überstand die unruhigen Wintermonate 1918/19 verhältnismäßig leicht. Dank meiner Amerika-Schriften stand ich bei den Revolutionären in gutem Ruf. Wir hatten sofort einen Hochschulrat gegründet, der aus unserem Geschäftsführer, unserem Pedell Wolfgang Schinner, früher bei den Schweren Reitern, und einem durch Verschüttung etwas außer Rand und Band geratenem Studenten, die mir die nötigen Instruktionen gaben, nachdem meine zuverlässigen Beamten sie vorher bei mir eingeholt hatten. Das gab mir freie Hand für andere Aufgaben. Ich wurde als Nachfolger Brentanos zum Vorsitzenden des „Rates geistiger Arbeiter" gewählt, eine Stellung, die mir in keiner Weise zusagte und in der ich mich eigentlich blamierte. Ich wurde Mitglied der Senatskommission der Universität, die das Universitätsstudium reformieren sollte, wobei natürlich, abgesehen von den paar guten Gedanken, die später fruchtbar wurden, nichts heraus kam. Während der Räterepublik hatte ich gemeinsam mit meinen Kollegen Karl Rothenbücher und Moritz Geiger die Interessen der Universität dem revolutionären Studentenrat gegenüber zu vertreten. Vier Wochen lang haben wir uns mit ihm herumgestritten, große Reden angehört und große Reden gehalten. Als der Spuk vorüber war, war die Universität unversehrt. Schließlich kamen die bangen Tage der Entsetzung Münchens und die Tragödie des Geiselmordes. Durch einen Zufall war es mir geglückt, einen Sohn Kerschensteiners rechtzeitig den Händen der Roten zu entreißen[1]).

Während dieser Vorgänge war ich zum Mitglied der deutschen Friedensdelegation ernannt worden. Ich hätte mir leicht einen roten Paß verschaffen können; ich wollte aber bis zum Ende an meinem Posten bleiben, der, wie der Geiselmord zeigte, nicht ganz so ungefährlich war, als wir zuerst angenommen hatten. Ich war gewarnt worden und hatte die letzten Nächte nicht in meinem Hause, sondern bei einem amerikanischen Freund verbracht, da ich überzeugt war, die Roten würden Respekt vor amerikanischem Eigentum haben, eine Erwartung, die mich nicht betrogen hat. Sobald die Bahn frei war, reiste ich über Berlin nach Versailles.

Als ich von Versailles zurückkehrte, war der rote Spuk zerstoben. Die konservativen Kräfte Bayerns hatten sich zusammengeschlossen und regierten wieder, zuerst unter dem Deckmantel eines zahmen sozialdemokratischen Ministeriums. Mein Empfang war sehr kühl. Einer meiner tüchtigsten Kollegen, Professor Dr. Edgar Jaffe, den ich nach München berufen hatte, hatte eine führende Rolle in der Revolution gespielt. Er war Finanzminister im Eisner-Kabinett gewesen, seine Herrlichkeit hatte allerdings nicht lange gedauert. Da ich ihn nach München gebracht hatte — er war damals politisch völlig harmlos gewesen — wurde ich für ihn verantwortlich gemacht. Er war jüdischen Ursprungs, obwohl längst übergetreten, und er lieferte natürlich neuen Zündstoff zu dem plötzlich ausgebrochenen Antisemitismus, den Eisner, ein norddeutscher Jude, als Haupt der Revolution hervorgerufen hatte. Ich hatte bis dahin München recht tolerant gefunden. Wer von Fremden nach München kam und sich dem Münchener Wesen anpaßte, wurde ohne weiteres akzeptiert; paßte er sich nicht an und lebte er nach seiner Weise, so war das auch gut, so lange er seine Münchener Mitbürger nicht störte. Bei Stellenbesetzungen hatte natürlich der geborene

Bayer den Vorzug: ein echt-bayerischer Jude war in der Regel populärer als ein echt-preußischer Protestant. Ich wurde zwar als Frankfurter nicht als Preuße betrachtet, aber ich war doch nicht bodenständig. Einige meiner Angestellten — bei dem großen Mangel an Kräften während des Krieges hatte man nehmen müssen, wen man konnte — hatten in Versammlungen das Maul allzu weit aufgetan. Auch dafür fiel die Verantwortung auf mich. Dazu kam der alte Haß, den die bayerische Industrie gegen Brentano gehabt hatte und der nun auf mich zurückfiel. Die finanzielle Lage der Hochschule hatte sich sehr verschlechtert. Die Kollegen wurden unzufrieden, und ich hatte wenig Aussicht, ihre Lage zu bessern. So verbrachte ich den Sommer 1919 höchst mißvergnügt in München und nahm gern die Einladung an, als Sachverständiger für amerikanische Dinge an den Beratungen des Reichstags-Ausschusses über versäumte Friedensangelegenheiten teil zu nehmen. Meine erneute Abwesenheit in Berlin stärkte natürlich das Mißtrauen gegen mich. Als daher im Frühjahr 1920 die Einladung der Reichsregierung an mich erging, als Berater des Reichskanzlers die Bearbeitung der Reparationsfrage zu übernehmen, sagte ich zu. Ich mußte selbstverständlich meine Münchener Stellungen aufgeben. Ich war mir aber ziemlich im klaren darüber, daß meine Tätigkeit in der Reichskanzlei nicht allzu lange dauern werde. Die Reichsregierung hatte mir zwar Zusagen für den Fall meines Ausscheidens gegeben, so daß ich ohne Sorgen annehmen konnte; ich wäre aber lieber nach München zurückgekehrt. Die Handelshochschule brauchte einen neuen Direktor; sie konnte mir diesen Posten nicht offen halten. Die Universität war nicht bereit, den Ruf zur Mitarbeit an der damals wichtigsten Frage Deutschlands einer Berufung an die kleinste Hochschule gleich zu setzen. Diese Mißachtung seitens der Theorie für die gestaltende Praxis und seitens der Praxis für die Theorie ist heute glücklicherweise geringer geworden. Die Universität tat keinen Schritt, um meine Rückkehr nach München zu ermöglichen. Ich habe das damals schmerzlich empfunden, zumal der Ton meiner Entlassungsurkunde sehr kühl war. Schließlich hatte ich in einer sehr kritischen Lage meinen Kopf im Interesse der Universität hingehalten.

Von da ab waren meine Beziehungen zu München für lange Zeit sehr lose. Sie beschränkten sich meist auf eine Nacht im Hotel Wolf, auf dem Wege nach Sonnenleiten bei Bergen, wo wir ein Haus gemietet hatten, und später nach Salzburg, wo wir uns in unseren alten Tagen niederzulassen gedachten. Das München, in dem Hitler, Ludendorff und Herr von Kahr den Sturz der Weimarer Republik vorbereiteten und sich dabei einer den andern zu betrügen suchte, hatte wenig Reiz für mich. Die paar Freunde, die uns treu geblieben waren, besuchten uns in Bergen und später, so lange das möglich war, in Salzburg. Brentano hatte sich in Prien niedergelassen, so daß wir leicht in Fühlung mit ihm bleiben konnten. Gelegentlich sahen wir auch Graf Hugo Lerchenfeld bei uns, der als Bayerischer Ministerpräsident sein Bestes tat, um die Beziehungen von Bayern zum Reich wieder herzustellen.

Die Handelshochschule hat meinen Weggang nicht lange überlebt. Mein Nachfolger wäre bei den schwierigen Finanzverhältnissen kaum imstande gewesen, ihre Selbständigkeit zu erhalten, auch wenn er ein inneres Interesse an ihr gehabt hätte. Sie wurde verschmolzen. Die staatswirtschaftliche Fakultät der

Universität hat ihr Erbe übernommen. Sie erlebte noch die zehnjährige Feier ihres Bestehens. General Ludendorff war Ehrengast. Ich wurde nicht eingeladen. Mitte April 1933 kam ich auf dem Weg nach Salzburg noch einmal durch München. Ich hatte mein Rektorat an der Handelshochschule Berlin niedergelegt und war als Professor zwangsweise abgesetzt worden. Ich stand damals schon im sechzigsten Lebensjahr und glaubte nicht, daß ich das Tausendjährige Reich überleben werde. Darin habe ich mich glücklicherweise getäuscht. Ich hatte aber kein großes Bedürfnis München wieder zu sehen, bis ich bei meinem ersten Besuch in Bonn Anton Pfeiffer, damals an der Spitze der bayerischen Staatskanzlei, traf, der nächst dem Bundespräsidenten mein ältester Schüler gewesen war. Er überredete mich, doch nach München zu kommen und bereitete mir dort einen so warmen Empfang, daß die alten Erinnerungen an meine guten Münchener Zeiten wieder auflebten. Ein Jahr darauf veranlaßte mich Heinz Rothenbücher, damals noch im Direktorium der Bayerischen Landeszentralbank, einen Vortrag in der Hochschule für politische Wissenschaften zu halten. So kam ich allmählich wieder mit akademischen Freunden in Berührung. Gelegentlich meines 80. Geburtstags hatte Professor Georg Hohmann eine Einladung meiner ehemaligen Fakultät zu diesem Vortrag veranlaßt, der ich Folge leistete.

Im Frühsommer 1954 saßen Hohmann, der neugewählte Rektor, Professor Marchionini und ich bei Schwarzwälder zusammen, um das Programm der Feier gelegentlich des hundertzehnten Geburtstags von Lujo Brentano zu besprechen — die hundertjährige Feier hatte während des Krieges nicht stattfinden können. Wir hatten an den Bundespräsidenten als Festredner gedacht. Er hatte indes abgelehnt, sich aber bereit erklärt, im Sommer 1955 zur Feier seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums nach München zu kommen. „Das wäre mein sechzigstes", sagte ich lachend, worauf die beiden anderen erklärten: „Dann kommen Sie eben mit." Da der Bundespräsident im Mittelpunkt der Veranstaltungen stand, war die Feier in dem großen Stil aufgemacht, über den München verfügt, wenn es sich die Mühe gibt. Als der an Jahren Älteste kam ich vor dem Bundespräsidenten zu Wort, nachdem der Rektor Professor Marchionini und der Dekan Professor Dr. Pfister meinen Lebensgang und meine vermeintlichen Verdienste so warmherzig geschildert hatten, daß ich kaum wußte, was ich erwidern sollte[2]). Ich nahm mich indes zusammen. Die Universität, sagte ich, habe mir drei Dinge gegeben: sie habe mich gelehrt, wie man lernt, ich habe in ihr gelernt, wie man lehrt, und sie habe noch ein viel Wichtigeres für mich getan, sie habe mir das Leben gerettet. Hätte sie mir bei meiner Berufung in die Reichskanzlei die Rückkehr nach München ermöglicht, so wäre ich sicher trotz des Aufstiegs des Nationalsozialismus in München geblieben und hätte die Gelegenheit rechtzeitig ins Ausland zu gehen verpaßt. Bei der geringen Beliebtheit, deren ich mich bei den Nazis erfreute, wäre ich sicher nicht mit dem Leben davon gekommen — in einer Nazibroschüre erschien eine Karikatur von mir mit der Überschrift: „Höchst gefährlich, noch nicht gehängt." Die Anerkennung, die darin lag, habe ich mit Genugtuung zur Kenntnis genommen, da ich damals schon dem Zugriff nationalsozialistischer Justiz entzogen war.

So hat sich alles zum Besten gewendet. Das Unliebsame der Vergangenheit hat

die Gegenwart wieder gut gemacht; das Eis war geschmolzen. Ich habe seitdem oft mit dem Gedanken gespielt, meine letzten Tage in München zu verbringen. Ich kann aber meiner Frau eine dritte Entwurzelung nicht zumuten. Ich hoffe indes, trotz meiner bald vollendeten 85 Jahre, in diesem Jubiläumsjahr nach München kommen zu können, um den Vertretern der Stadt, in deren Diensten ich ja zehn Jahre gestanden habe, meine herzlichsten Glückwünsche zur Achthundert-Jahr-Feier persönlich zu überbringen. *(1958)*

---

1) Ich habe diese Vorgänge ausführlich in meinem Buch „So macht man Geschichte?", Paul List Verlag, 1952, geschildert.

2) Die Reden sind im Druck erschienen unter dem Titel „Theodor Heuss und Moritz Julius Bonn als Jubilare der Universität München", Duncker & Humboldt Verlag.

MAX REINHARDT

Aus einem Brief an Willy Trenk-Trebitsch

Was die Zukunft anbelangt, glaube ich gewiß, daß die Sonne wieder aufgehen, die Glocken wieder läuten, die Menschen wieder zusammenkommen, die Erzbistümler wieder „Grüß Gott" sagen werden, daß auch der Teufel eines schönen Tages wieder heimgehen wird, um seine eigene Großmutter zu fragen, wer ihn gemacht hat, und daß endlich statt Blut wieder Wein fließen wird. Aber: 's wird halt anders sein und mir wer'n nimmer sein... *(1942)*

KARL ETTLINGER

Der Münchener Fasching (Ein Schüleraufsatz)

Jedes Jahr, wenn der Februar ins Land schlägt, beginnt der Mensch ein Maschkera zu werden. Er schüttelt die Vernunft von sich ab und besinnt sich darauf, daß er ein Viech ist. Dies unterscheidet ihn vom Tiere. Der Karneval stammt aus dem Lateinischen und heißt eigentlich: „Fleisch, lebe wohl", und in diesem Sinne geht man auf den bal paré. Auf denselben geht mein Papa Mittwochs und Samstags abends um neun Uhr und heißt dieses „wichtige Vereinssitzung". Die Mama geht um viertel nach neun, und die Köchin um halb zehn. Und nennt man dieses „Familienleben". Der Papa zieht einen Frack an und seinen Ring aus, die Mama zieht nur aus. Dies heißt Domino. Der bal paré findet im Deutschen Theater statt, wo ich aber noch nicht beiwohne, weil ich noch nicht konfirmiert bin und deshalb noch ein sittlicher Mensch sein muß. Aber ich habe von der Galerie zugeschaugt. In den Logen sitzen lachende Gesichter und haben den Arm um die Taille gelegt. Die Damen tragen ein Visier vor dem Gesicht, weil es ein Fest der Schönheit ist. In den Bechern schäumt der Sekt, welcher auf französisch Schampus heißt. Man setzt das Sektglas an die Lippen, wenn man sie gerade frei hat. Alle Menschen kennen sich; nur die, wo sich kennen, kennen sich nicht. Unser Geschichtslehrer war auch da und hat den ganzen Abend Geschichten gemacht, wo er uns aber nicht drüber examiniert. Wo der Saal aufhört, sitzt die Musik. Der Kapellmeister hat einen Stab in der Hand und schwingt damit das Tanzbein. Mein Papa ist gehopst wie ein Aff. Das ist der Tustepp. Wenn niemand weiß, auf welchen Platz er gehört, so nennt man das „Frassäh". Die Damen setzen sich auf den Männern ihre Arme und dann lachen alle, damit man das Zwicken nicht so hört. Es ist eine rechte Bande und sieht dem Papa ganz ähnlich. Unterhalb des Saales liegt das Bierstüberl, wo die Weißwurst ihr Band um arm und reich schlingt. Das Fell der Weißwurst ißt man nicht mit. Wenn man sich gestärkt hat, geht man wieder hinauf und zeigt dann wieder seine Gebeine. Es ist ganz wie bei uns in der Schule, indem man nämlich zu den Jungen Du sagt und zu den Alten Sie. Zuletzt fährt man in einem Auto fort. Vor der Tür stehen die Zaungäste und sagen: „Die ham's nötig!" Der Chauffeur muß alle seine Pferdekräfte anstrengen, weil drei Paare sitzen und zwei Paare stehen und dann immer noch welche einsteigen. Dieses nennt die Polizeivorschrift Gemütlichkeit. Die Damen sagen: „Nicht doch!"

Um ein Uhr kommt die Mama nach Hause und geht an mein Bett, wo ich mich so stelle, als ob ich schlafen tu', und gibt mir einen Kuß und sagt: „Edgar!" Wo aber der Onkel Edgar gar nicht da ist! Um halb zwei kommt der Papa nach Hause und findet das elektrische Licht nicht. Da denke ich: „alter Bazi!" aber ich mache mich nichts wissen. Und um vier Uhr kommt die Köchin nach Haus. Und am nächsten Tag komm' ich zu spät in die Schule, weil alle verschlafen

haben und mich niemand geweckt hat und der Papa schreibt einen Entschuldigungszettel: „Karl hatte heftige Kopfschmerzen." Und zum Kaffee gibt es Rollmops.

Am Faschingssonntag ziehe ich ein Wurschtlkostüm an und zeige mich dem Volk, indem ich die Maximiliansstraße bevölkere. Die Geschwollenen fahren in Ekwipaschen und ich setze mich hintendrauf. Denn wo sonst? — Wir werfen uns mit Konfetti und die Studenten, wo als Bierrohs gehen, poussieren mit den Fräuleins. Es ist eine Mordsgaudi und ich verlaufe mich, weil ich nicht beaufsichtigt werden will. Am Aschermittwoch werden wir alle wieder Menschen und wir uzen die Lehrer in der Schule, indem nun der Ernst des Lebens wieder beginnt. Morgens beim Kaffee gibt der Papa der Mama einen Kuß und sagt: „Gottseidank, daß es vorüber ist. Und der Fasching verroht immer mehr!" Und mittags sagt er: „Das Leben wird immer teurer, das nächste Mal wähl' ich einen Sozi!" Und ich werfe ihm einen strafenden Blick zu. Nur in der Küche sitzt die Köchin und heult. Und im Herbst wird sie entlassen.

So bringt der Fasching jedem seinen Segen und ist überhaupt eine nützliche Jahreszeit. *(1919)*

WILHELM HAUSENSTEIN

Aus dem „Vortrag über den Simpl"

Der „Simplicissimus" ist eine Münchner Sache. In Berlin würde er auf die Dauer zerflogen sein; im „Umsatz", im Berliner „Betrieb" würde er sich verbraucht haben. Hier, in München — hier hat er etwas von der Beharrlichkeit seiner Stadt angenommen: von der Beschaulichkeit, die noch aus einer natürlichen Luft gespeist, auf einem noch naturhaften Boden angesiedelt ist und darum mehr hervorzubringen vermag als Dinge, die nur ästethisch und nur literarisch wären — wie eben der „Simplicissimus" selber zu beweisen vermag. Er hat seiner Stadt die Gastfreundschaft vergolten; sie hat sich für München, wenn ich so sagen soll, rentiert: Wenn München den Namen einer Kunststadt behauptet, so wahrlich nicht zum wenigsten durch die Existenz des „Simplicissimus" in den Mauern der Stadt. Gerade auch im „Simplicissimus" erweist sich die vom Geschick selbst angelegte Eignung dieser Stadt — nämlich die Eignung zu einer „Heimat der Künste". *(1932)*

RUDOLF FRANK

Meine Münchener Jahre

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gehörte es in meiner Vaterstadt Mainz ganz einfach zum guten Ton, daß der Student, gleich welcher Fakultät oder Religion, eine Zeitlang in München studiere. Es hieß, er gewinne dort Kunstverständnis, gefällige Umgangsformen und einen freieren Blick in die Welt. So ein Münchner Jahr merke man dem betreffenden Jüngling sein Leben lang an. Und so fuhren denn mit mir zusammen im Herbst 1904 ein gutes Dutzend junger Mainzer ins Bayrische. Für jeden von ihnen begann unter der Münchener Sonne ein eigenes Schicksal.

Da war, um nur einige jüdische Namen zu nennen, unser Klassen-Primus, der scharfsinnige Max Dreyfuss, der aussah wie Savonarola und später hessischer Staatsanwalt wurde. Sein Herz aber war voll Güte und Menschenliebe. Als Leutnant im ersten Weltkrieg konnte er das sinnlose Sterben hüben und drüben nicht länger ansehen. Er suchte und fand den Tod. — Mein Freund Michael Oppenheim, der in München ein wenig Jus und viel Nymphenburger Porzellan, Glypto- und Pinakotheken und wie wir alle den Fasching studierte, wurde später Regierungsrat und Kulturreferent. Ihm verdankt die Universität Mainz ihre Auferstehung aus hundertjährigem Todesschlaf. — Ein anderer Mainzer Jurist, zwei Jahre älter als ich, konnte sich nie mehr von München trennen. Er hieß Adolf Kaufmann. Nach seinem Staatsexamen ließ er sich als Rechtsanwalt nieder, vertrat u. a. das Münchener Bankhaus Marx und gründete gemeinsam mit deren Direktoren Marx und Fromm in den der Bank gehörenden Häusern Ecke Augusten- und Heßstraße ein Theater, dem sie den Namen Münchener Kammerspiele gaben mit der Bestimmung, daß es als fortschrittliche, literarische Bühne geführt werde. Heute verbindet sich mit jener Zielsetzung vor allem der Name Otto Falckenberg, und zweifellos haben seine aus dichterischer Vision und Einfühlung geborenen Inszenierungen zum Ruhm dieses Theaters entscheidend beigetragen. Doch wollen wir darüber nicht vergessen, daß Adolf Kaufmann bereits vorher Persönlichkeiten wie Erich Ziegel, Mirjam Horwitz, Hermann Sinsheimer in die Leitung der Kammerspiele berufen hat, und daß es Dr. Sinsheimer war, der den Aufsichtsrat, als dieser einen Oberregisseur von Format suchte, darauf aufmerksam machte: „In Schwabing gibt es den Otto Falckenberg. Bei den Elf Scharfrichtern führte er unter dem Namen Peter Luft lustige, einfallreiche Regie. Er schläft gern und lange, aber wenn er ausgeschlafen hat, bringt er Hervorragendes zustande.“ Daraufhin wurde Falckenberg engagiert und hatte mit seinen zwei ersten Inszenierungen solchen Erfolg, daß man ihm (gemeinsam mit Benno Bing als Verwaltungsdirektor) die Direktion anvertraute. Über beiden Leitern stand als Vorsitzender des Aufsichtsrates Adolf Kaufmann, der jedem literarischen Experiment gern seine Zustimmung gab und dessen großzügige Engagementspolitik von dem Grundsatz getragen war: „Ein Theater geht nicht an den großen Gagen kaputt, son-

dern an den kleinen." Das war nicht nur sozial, sondern auch zugleich künstlerisch und kommerziell gedacht.
Mich holte mein alter Schul- und Studienkamerad Kaufmann im Jahr 1920 vom Frankfurter Theater nach München, zunächst für die Gastinszenierung von Schmidtbonns Schauspiel „Die Schauspieler", worin Sibylle Binder, Falckenbergs Gattin, die Hauptrolle spielte. Bei einer der zahlreichen Wiederholungen fehlte zwei Minuten vor Beginn eine Schauspielsoubrette. Vergeblich hatte ich schon nach Ersatz telephoniert, und als ich in meiner Aufregung vor's Theater wollte, um nach der ausgebliebenen Else Ausschau zu halten, prallte ich an der Bühnentüre mit einem jungen Mädchen zusammen. „Sie sind Schauspielerin?" vermutete ich. „Dann müssen Sie sofort einspringen. Unbedingt!" Ich drängte sie in Richtung der Bühne, nahm ihr den Mantel ab, gab ihr das Textbuch: „Sie spielen eine Schauspielerin; die Rolle können Sie ablesen und dabei tun, als memorierten Sie irgendeine Ihrer Rollen, egal welche! Sagen Sie mir nur noch, wie Sie heißen; ich muß es dem Publikum ansagen."
„Ich heiße Elisabeth Bergner", kam es bescheiden zurück.
Da hatte ich unwahrscheinliches Glück gehabt. Die Bergner-Sonne war damals im Aufgehen. Ich trat vor den Vorhang und annoncierte die Umbesetzung der letzten Sekunde. Als ich den Namen Bergner nannte, ging ein Applaus los, wie ich ihn noch bei keiner Notbesetzung erlebte. In München war „Liesl" (so wird sie noch heute von allen Freunden genannt) damals bereits populär. Oh, was sie nicht alles hier spielte! Zum Umwerfen komisch ihre Stepanowna in Tschechows „Heiratsantrag" (Regie: Arnold Marlé); herzergreifend der kranke Knabe im „Postamt" von Rabindranath Tagore (Regie: Otto Zarek), unerschöpflich an lieblich skurrilen Einfällen ihr Puck! Als Liese Bäntsch in Gerhart Hauptmanns „Michael Kramer" traf sie einspringend ohne Probe, ohne Regisseur mit unbeirrbarem Instinkt das Richtige ebenso, wie sie unter Max Reinhardts Regie als Shaws Johanna das Heilige mit dem kindlich-komisch Gescheiten, das Visionäre mit dem sehr Menschlichen genial vereinte. Am Münchener Staatstheater spielte sie die gezähmte Widerspenstige, an den Kammerspielen ihre shakespearischste Rolle, die Rosalinde in „Wie es euch gefällt" (Regie: Falckenberg). Als Vorstudie zu ihrem Film „Ariane" kreierte sie eine „Kiki" (Regie: Rudolf Frank) und in Lion Feuchtwangers „Frauenverkäufer" die verkaufte Dorothea mit Jakob Feldhammer als Partner und Frank als Regisseur; kleinere Rollen besetzten Elisabeth Neumann, Ginsberg, Horwitz, Donath.

In Lion Feuchtwanger habe ich eine Persönlichkeit genannt, die ähnlich wie Wilhelm Herzog für Münchens Theaterkultur und literarische Ausstrahlungen von hoher Bedeutung war und nun wieder ist. Zu einer Zeit, da noch kein Georg Büchner auf einer Bühne gespielt wurde, gab Herzog dem großen Münchener Schauspieler Albert Steinrück die dramatische Dichtung „Woyzek", die einst Karl Emil Franzos vor der Zerstörung bewahrt hatte. Von dem aus diesem Hinweis resultierenden großen Münchener Erfolg datiert die Aufnahme Büchners ins klassische Repertoire. Und mit ähnlicher Überzeugungskraft brachte Münchens Sohn Lion Feuchtwanger der deutschen Bühne uralte hellenische Dramen der Völkerverständigung neu.

In München-Schwabing war Martha und Lion Feuchtwangers Heim „locus unde omnes conveniunt"; während der ganzen Woche war dort jour (et nuit) fixe. Hierher kamen aus Berlin Leopold Jessner, Siegfried Jacobsohn, Max Reinhardt, Arthur Eloesser. Hier traf man Arnold und Stefan Zweig, Thomas und Heinrich Mann, Klaus und Erika Mann noch als Kinder. Aus Augsburg brachte der junge Bert Brecht sein Erstlingswerk, sang im Salon seine Ballade vom toten Soldaten, empfing Anregungen in Fülle und jede nur denkbare Förderung. Von Lion Feuchtwanger erhielt ich die erste Niederschrift der „Trommeln in der Nacht", las sie und sorgte sofort für die Uraufführung.

In den Jahren vor und während des ersten Weltkrieges, auch noch zu Anfang der Weimarer Republik hat kaum jemand sich darum gekümmert, ob ein Autor, ein Künstler, ein Musiker Jude sei. Dies Geschnüffel grassierte erst, als der Gestank vom „Miesbacher Anzeiger" Münchens geistige Flur zu verseuchen begann. Ich erinnere mich noch eines in seiner Komik bezeichnenden Vorfalls im Kassenraum der Kammerspiele. Als es der Schauspieler v. Beneckendorff etwas eilig hatte, zu seinem Freibillet zu gelangen, herrschte ein zackiger Student ihn barsch an: „Sie krummnasiger Judenjunge, drängeln Sie sich nicht vor!" Worauf Benno Bing zum Kassenschalter herausrief: „Herr von Beneckendorff, bitte erzählen Sie das Ihrem Onkel Hindenburg!"

Friedlich und freundschaftlich, wie ich in meiner Studentenzeit zusammen mit Romano Guardini und Recha Rotschild einträchtig einen nationalökonomischen Wälzer durchackerte; froh und selbstverständlich, wie ich mit meinem Bruder und meinen Vettern in christlichen Münchner Familien genau so willkommen geheißen wurde wie deren Söhne und Töchter bei den Franks in Mainz; unangefochten, wie mein Freund Franz Landsberger (heute Direktor des jüdischen Museums in Cincinnati [USA]) die „Münchener Hochschulzeitung" 1904/05 redigierte — so sprach im „Capua der Geister" ein Sohn der rheinischen Großindustriellen-Familie Poensgen vor der Münchner Studentenschaft hinreißend über „Die kulturelle Leistung der Juden", und wenn wir Gästen von außerhalb etwas Besonderes bieten wollten, führten wir sie nicht nur ins Hofbräuhaus, ins Café Luitpold oder zu Walterspiel, sondern auch, unweit vom Stachus, in das jüdische Restaurant Schwarz, wo wunderbar gekocht und das Münchner Bier in silbernen Krügen kredenzt wurde. Dort sah ich im Mai 1923 Alice Koonen, die unter Regie Alexander Tairoffs als Giroflé-Girofla, Salome und Prinzessin Brambilla gastiert hatte; dort aß und trank ich mit Jushny, dem Direktor und Conférencier des russischen Kabaretts „Der blaue Vogel", und seinen erstaunlich begabten Mitgliedern. Aber wer von ihnen nun prawoslawo, wer jüdisch und war atheistisch war, wüßte ich nicht zu sagen. Die jüdische Küche hat jedenfalls allen ebenso gut geschmeckt wie das bayrische Bier.

Zur Zeit, als Hitler bereits seine ersten Brandreden hielt (denen Hermine Körner, die Direktorin des Münchener Schauspielhauses, wie gebannt lauschte) erschien in einer Faschingsnummer der „Münchener Neuesten Nachrichten" ein satirisches Inserat mit der Überschrift: „Münchner Schauspielhaus, garantiert talent- und judenfrei". Doch stimmte beides nicht. Nach einem Regiegastspiel bei der Körner im Jahre 1923 holte ich von dort die späteren Tonfilmstars Rühmann und Wohlbrück (Anton Wallbrook) an unsere Kammerspiele, und

wenige Jahre danach verwirklichte Adolf Kaufmann seinen lange gehegten Traum: die Kammerspiele mit all ihren vielseitigen Begabungen aus der Augustenstraße ins Schauspielhaus an der Maximilianstraße zu verpflanzen.
Wenn man das Schauspielhaus erwähnt, muß man an J. Georg Stollberg (1853 bis 1926) erinnern, den Schüler Otto Brahms, der das Theater 1901 gründete und es bis 1919 leitete. Er eröffnete die ruhmvolle Laufbahn dieser Bühne mit Sudermanns „Johannes". U. a. führte er Regie bei Max Halbes „Strom" (1915) und „Jugend" (1919). Mancher Künstler und mancher Münchener wird dieses ideenreichen jüdischen Theatermannes noch gedenken.
Übrigens gab es am Schauspielhaus noch einen jüdischen Schauspieler Rafaeli, der sich nach Gotthold Ephraim Lessing den Bühnennamen „Stauffen" zugelegt hatte. Daß er Jude war, erfuhr ich erst in der Emigration. Früher war dies in allen rein künstlerischen Fragen völlig belanglos. „Wie soll", hatte Richard Dehmel zu Jakob Wassermann und Max Liebermann geäußert, „wie soll denn durch Rasse, dies allerallgemeinste Merkmal *oberflächlicher* Unterscheidung, die künstlerische Begabung erklärt werden, die allereigentümlichste Sonderlichkeit!" O wie ureigen und wie verschiedenartig waren jene Schriftsteller, Schauspieler, Musiker, Maler und Regisseure, die mir in München begegneten und dann von den Nazis als „Nichtarier" verfolgt wurden! Paul Morgan, der gottvolle Komiker, wurde von ihnen ermordet — und hatte vielleicht nicht mehr jüdisches Blut als der Urmünchner Volkskomiker Karl Valentin, der eigentlich ja ganz anders hieß, nicht aus München, sondern zur Hälfte aus Sachsen, zur Hälfte aus Darmstadt stammte und dessen „Ariernachweis", wie er selber betonte, ein Krampf und ein saures Stück Arbeit war.
Paul Morgan spielte mit Sybille Binder und Grete Jacobsen in den von mir inszenierten Komödien von Verneuil und in Bruno Franks „Weib auf dem Tier", in dessen Gerichtsakt er so erschütternd komisch extemporierte, daß die Geschworenen Tränen lachten. Zuletzt sah ich Paul noch in Wien. Da sang er in „Axel an der Himmelstür" sein melancholisches Lied mit dem Refrain: „Gebundene Hände, das ist das Ende..." Es war auch sein Ende, nur noch viel grausiger. Der Dramaturg und Freiheitskämpfer Gustav Landauer war ihm auf der Straße nach Stadelheim in den Märtyrertod vorausgegangen.
Von Georg Hirschfeld, den man den Münchner Gerhart Hauptmann nannte, weil er ihm auffallend ähnlich sah, durfte ich die Komödie „Mieze und Marie" mit Blandine Ebinger in der Titelrolle inszenieren. Ihr Gatte Friedrich Hollaender und dessen Freund Werner Richard Heymann haben zu jener Zeit als Dirigenten und Komponisten in München gewirkt, und Rhea Glus-Feuchtwanger arrangierte zu Felix Mendelssohns Musik die Elfen- und Rüpeltänze im „Sommernachtstraum". Unvergessen bleibt mir auch der Schriftsteller Dr. Joachim Friedenthal, der mit seiner Gattin das einstige Heim Rainer Maria Rilkes am Englischen Garten bewohnte. Ich bin ihm noch einmal in Rom begegnet. Und der Maler Stanislas Stückgold, der Löwe! An die zweihundert Bilder, die er in München hinterließ, darunter herrlich eindringliche Portraits von Albert Einstein, Martin Buber, Else Lasker-Schüler, Bruno Walter, habe ich unlängst unweit von Basel entdeckt. Es war Stückgolds Wunsch und letzter Wille, daß diese Bilder in Israel Aufstellung finden möchten.

Von Regisseuren und Dramaturgen, die längere oder kürzere Zeit an den Kammerspielen wirkten, seien außer den schon erwähnten noch der geniale, leider zu früh dahingegangene Alfred Neumann, Otto Zoff, Julius Gellner, Dr. Reich, Dr. Erwin Kalser und Arnold Marlé genannt; die beiden letzteren traten vor allem als bedeutsame Charakterspieler hervor. Ebenso Alexander Cranach und Kurt Katsch, beide in Grodno gebürtig, beide von vehementem Temperament. Zu Beginn der Nazizeit, als er im Jüdischen Kulturtheater in Berlin Othello und Nathan spielte, hat Kurt Katsch Professor Franz Landsberger und mir seine Lebenserinnerungen erzählt, die ihn „vom Ghetto zum Ghetto" führten. Dabei schilderte er auch das Glück und jähe Ende der faszinierenden Maria Orska, der Nichte des mächtigen Nürnberger Theateragenten Geheimrat Frankfurter. Auch die Orska gehörte zu den Gästen der Kammerspiele, ebenso Rosa Valetti, die der hochbegabten Berliner Künstlerfamilie Valentin entstammte, und Ernst Deutsch, der an den Kammerspielen nach Alexander Moissi den König der „Jüdin von Toledo" spielte und heute neu das Ethos von Lessings Nathan in Deutschland und jenseits der deutschen Grenzen verkündet.

Habe ich einen meiner damaligen jüdischen Mitarbeiter, Freunde, Rivalen, Bekannten vergessen? Ja, richtig! Harry Kahn! Den Dramatiker, Epiker, Essayisten, Theatermann und Übersetzer, der schon 1903 mit seiner ersten Dichtung „Die Ballade von den Herren und Knechten" meinen Bruder in seinem ersten Münchner Semester begeisterte: Harry Kahn, den wir ob seiner aristokratischen Liebhabereien — frei nach Harry Graf Kessler: „Harry Graf Kahn" nannten. Und zum Schluß fällt mir noch die Schauspielerin Ernestine Costa ein, die einen Winter auf ihre Rollen wartete und sie einen Sommer lang spielte. Sie emigrierte nach London, gründete dort im Krieg eine literary agency, durch die manch wertvolles Stück in die Schweiz und nach Kriegsende auch an die deutschen Bühnen gelangte. Eines davon, „Thunder Rock", habe ich übersetzt und ihm den Titel „Leuchtfeuer" gegeben. Unter vielen pessimistischen Stükken leuchtete es als einziges zukunftsicheres Drama in die verworrene Zeit und sprach zu jedem von uns: „Mein Daniel, du findest den Weg aus der Löwengrube!" *(1958)*

W. E. SÜSKIND

Ja, damals . . .

Antisemitismus hat es im alten München, im alten bayrischen Stammland für einen unter normalen, anständigen Verhältnissen aufwachsenden jungen Menschen nicht gegeben. Ich will, bevor ich dies mit einigen Erlebnissen zu belegen versuche, die Umstände angeben, unter denen ich meine ersten Berührungen mit jüdischen Mitbürgern, jüdischen Mitschülern hatte. Zuerst war das die oberbayerische Kleinstadt, wo ich vom sechsten bis zum fünfzehnten, dann die Stadt München, wo ich vom fünfzehnten Lebensjahr bis zum Abitur zur Schule gegangen bin. Umfaßt wird damit die Zeit vor dem ersten Weltkrieg, während des Krieges und unmittelbar nachher: eine Zeit also, in der angeblich der nordostdeutsche, ich mag nicht sagen: preußische Antisemitismus, oder der wienerische, auch bei uns Nahrung gefunden hatte. Meine Erinnerungen lehren nichts davon.

In unserer Kleinstadt hatte ich keine jüdischen Mitschüler. Schon wir Evangelischen waren meistens nur zwei oder drei in einer umfangreichen Klasse und genossen in dieser Vereinzelung eine so loyale, ich möchte fast sagen privilegierte Behandlung, daß ich vor den Konfessionalisierungsbeschwerden unseres fortgeschrittenen Jahrzehnts in ungläubigem Entsetzen stehe. Unter den gut fünftausend Einwohnern des Städtchens gab es wohl nicht mehr als drei oder vier Familien, von denen man „wußte", daß sie Juden waren. Ich muß das „wußte" in die mir gar nicht angenehmen Gänsefüßchen setzen, weil es praktisch wahrhaftig keine Rolle spielte und höchstens einmal gesprächsweise erwähnt wurde, die Soundso's seien Juden — ohne irgendeine Nutzanwendung etwa der Art, daß in ihrem Geschäft nicht gut oder aber besonders preiswert einzukaufen sei. Aus unmittelbarer Körpernähe ist mir nur eine einzige dieser Familien gegenwärtig. Der Viehhändler B. wohnte ein paar Straßen weit von uns; zu ihm bin ich einmal mit irgendeinem Auftrag von zuhause ins Haus und in die Küche gekommen — aber etwas besonderes ist mir dabei nicht aufgefallen: weder die soziale Gehobenheit noch die geistige Interessiertheit, die ich später in jüdischen Haushalten zum Unterschied von gleichgestellten nichtjüdischen wahrzunehmen glaubte. Oder war es ein Moment der Fremdartigkeit, das mich Herrn B. allerdings bis heute als Erscheinung im Gedächtnis tragen läßt? Er war leiser, als seine Berufsgenossen im allgemeinen sind; aus seinem Gesicht mit der platten Nase und dem kaulbarschartigen Schnurrbart las ich List und zigeunernahes Madjarentum weit eher heraus als jüdische Züge, oder was die Welt darunter verstehen mochte. Daran, daß er in seinem Beruf ein Außenseiter oder sonst scheel angesehen gewesen wäre, kann ich mich nicht erinnern. Doch wußte ich, daß er in München einen Vetter hatte, der im Schlachtviehhof eine bedeutende Firma leitete, und diesen Mann habe ich später gesehen. Er war ein Elegant mit grauen Schläfen: unvorstellbar amerikanisiert

im Vergleich mit seinem ländlichen Vetter, und für mich vielleicht ein erstes Beispiel, wie viel verändernder (bis in Aussehen und Anatomie hinein) in diesem Volk der Übergang von einer Lebensstufe zur anderen wirkt oder wenigstens damals noch wirkte als bei uns einheimischen Bayern.

In München dann, auf dem Realgymnasium, hatten wir in der Regel etwa vier jüdische Mitschüler in einer Klasse von mehr als dreißig. In unserer Absolvia, an die ich mit Zärtlichkeit zurückdenke, waren es unter 24 immer noch vier: vielleicht ist es ganz interessant, die Berufe der Väter anzufügen. Einer, der mir am nächsten Stehende (und der einzige, beiläufig, der schon in den zwanziger Jahren nach Israel gegangen ist), war der Sohn eines bedeutenden Rechtsanwalts. Die drei anderen hatten Kaufleute zu Vätern: einen Juwelier, einen Elektrokaufmann, einen Importhändler. Zu allen bin ich gelegentlich ins Haus gekommen; doch reichte das nicht so weit, daß ich an das Familienleben eine deutlichere Erinnerung hätte. Nur dies: sie schienen alle — ich will nicht sagen: auf einem gehobeneren, aber auf einem selbständigeren Niveau zu leben als wir. Sie hatten früher eigene Zimmer, freie Ausgangszeiten, einen eigenen gesellschaftlichen Kreis; sie hatten auch früher — so schien mir — eigene Interessen und bereits vorausgetroffene Dispositionen über ihr späteres Leben. Dies alles schien ihnen von ihren Eltern früher in die Hand gegeben — und es sprach daraus für mich eine teils faszinierende, teils auch beängstigende Fremdartigkeit des familiären Zusammenhangs: denn während wir immer noch aufgingen im Schoß der Familie, war diesen Sechzehnjährigen schon eine selbständige Teilhabe am Familienganzen anvertraut — in größerer Distanz, aber doch in einem vollendet patriarchalischen Sinn auszuüben. So, als gehörten sie alle Fürstenhäusern an, wo auch der Kronprinz früher selbständige Pflichten auf sich nimmt, selbständige Apanagen bezieht und dafür auf atmosphärische Familiennähe verzichtet.

Wie wenig indessen eine solche als fremdartig empfundene Eigentümlichkeit uns von diesen Mitschülern entfernte und wie wenig das Abfallprodukt Antisemitismus unter uns verbreitet war, dafür will ich jetzt meine bestätigende Geschichte erzählen. Wir schrieben das Frühjahr 1919 — mit Eisners Ermordung, Auers Verwundung, Flucht der Regierung Hoffmann, Räterepublik, Geiselerschießung und Eroberung Münchens durch die Freikorps wohl trotz Lola Montez die bewegteste Zeit, die unsere Stadt und der Parlamentarismus in Bayern je erlebt haben — wir schrieben dieses höchst hektische, an Spannungen reiche Datum, und in unserer Klasse (8a) gingen die politischen Wogen hoch. Völkische gab es auch damals schon, Linksradikale gab es ebenfalls unter uns — aber höher galt uns der Anstand untereinander und das Gesetz, daß man einander leben ließ. „Wer ist denn überhaupt dieser Kurt Eisner?“, fragte jemand. Und die Antwort, wie ein frecher Peitschenhieb aus einer Bank weit hinten: „Ach, so ein Saujud aus Berlin!“ — diese Antwort kam vom jüdischen Mitschüler M. Ich sehe ihn noch mit seiner großen Nase, mit Sommersprossen; in seiner ganzen Länge aufgereckt steht er da und ruft dieses für uns heute so provokante Wort. Für uns damals aber war es gar nicht provokant, es war auch nicht „unwürdig“ oder „das eigene Nest beschmutzend“; es war einfach die Meinungsäußerung eines jungen Menschen, eines jungen Münchners (von,

nehme ich an, damals konservativen Überzeugungen), und keiner von uns kümmerte sich einen Pfifferling darum, ob er Jude war oder Christ. Der Antisemitismus war für uns nicht erfunden. Er war so kraftlos unter uns, daß ein Jude arglos jenes Wort in den Mund nehmen konnte.
M. ist tot, glaube ich: noch als junger Mensch, vor der Nazizeit, in Deutschland gestorben. F., der am allerfrühesten und zielbewußtesten seinen Lebensweg vorausplante und auch als erster von uns allen heiratete, ist ebenfalls schon mit dreißig Jahren weggerafft worden und hat Hitler nicht mehr erlebt. Sch. ist in England; er war von einer unübertrefflich biederen, aller Ironie entbehrenden Standestreue unserer Klassenkameradschaft gegenüber: in mancher Hinsicht der beamtenhaft-preußischste unter uns. Und R., wie ich erzählt habe, ist in Israel; ein sonnverbrannter, alterslos-alter Patriarchenkopf — ich habe ihn neulich wiedergesehen und mich gewundert (aber doch in seinem Blick bestätigt gefunden), daß so ein ergrauter Wüstenscheich ein Kind aus meiner Klasse ist. So haben wir also Glück gehabt, wir Klassen-Generation aus einer von vielen Münchner Schulen; relativ unverschämtes Glück. Aber als Glück sehe ich vor allem dies an: daß wir uns überhaupt begegnet sind und zwar in einer Zeit, in der Begegnung noch ohne Argwohn und vorgefaßtes Urteil geschah — so, wie es sein soll unter unverdorbenen Menschen. *(1958)*

ANNETTE KOLB

Eine Fußnote

Auf Seite 176 der ersten Auflage des Romans „Die Schaukel" von Annette Kolb (Berlin, 1934) fand sich folgende Fußnote:

> Vom Tage an, da die Juden im geistigen Leben zu Einfluß gelangten, machten sich in der gefährdeten Existenz des Künstlers gewisse Chancen fühlbar, daß er nicht mit einer Mühsal wie bisher, die subjektiv gesehen nur zu oft einem Auf-der-Strecke-Bleiben gleich kam, sich durchzuringen hatte; mit anderen Worten und retrospektiv gesehen: daß ein Hölderlin vielleicht davor bewahrt geblieben wäre, den armen Hauslehrer zu spielen, Franz Schubert vielleicht nicht so jung und als ein derart armer Teufel gestorben wäre.
> Wie dem auch sei: wir sind heute in Deutschland eine kleine Schar von Christen, die sich ihrer Dankesschuld dem Judentum gegenüber bewußt bleibt.

Die 2. Auflage des Romanes durfte nur erscheinen, nachdem der Verleger sich zur Tilgung dieser „löwenkühnen Fußnote" — wie sie W. E. Süskind im Almanach des S. Fischer Verlags 1886—1956 nannte — verpflichtete.

Drei jüdische Schriftsteller über Karl Valentin

ALFRED POLGAR

Karl Valentin aus München. Man muß furchtbar lachen über ihn, obschon er gar nicht lustig ist.

Wo er hintippt, springen Quellen absoluter Komik. Eine halbe Bewegung, ein Zucken um die strichdünnen Lippen, ein Zwinkern der wasserfarbenen Punkt-Äuglein holt aus der Minute lächerlichsten Inhalt.

Valentins Gestalten haben Wahrscheinlichkeit: nur ist es eine „aufgegangene" Wahrscheinlichkeit, in Gärung geraten durch den Zusatz jenes unerklärlichen Ferments, das eben Valentins Persönlichstes, sein Natur- und Kunstgeheimnis ist. Alles Lächerliche solcher Figur steht in Blüte; daß diese Blüte aus dem Innersten des dargestellten Subjekts aufgeschossen, mit seinen Lebenssäften genährt ist, gibt ihr etwas Gespenstisches. Die biologische Wahrheit des Valentinischen Humors ist erschütternd.

Valentins komische Figuren tragen ihre magere Erde mit sich und ihren blassen Himmel um sich, und genau abzumessen ist der Horizont, in dem beide sich schneiden.

Valentin ist ein Spaßmacher aus dem Volke. Sein Witz hat das Kindliche, das ein unzerstörbarer Grundstoff der sogenannten Volksseele ist, das Neugierige, Schadenfrohe, Verspielte, Trotzige, Aufgeweckte, Terriblige; und übet in Einfalt, was kein Verstand der Verständigen sieht. Dieser Komiker hat die geschickte Ungeschicklichkeit des dummen August, eine Schulbubenlust an üblen Streichen, ein kostbarstes Phlegma der Narretei. Und dem Schalk sitzt die Melancholie im Nacken.

Sein Humor, eine wunderliche Mischung aus Schwachsinn und Tiefsinn, ist metaphysische Clownerie. Seine Antwort auf die Frage, warum er die leere Brillenfassung, in der schon seit vier Jahren keine Gläser mehr sind, immer auf der Nase trage: „Besser als gar nix is es", rührt an eine vierte Dimension der Ulkigkeit. Wenn er als Ortsbestimmung angibt: Kreuzung der Friedrichstraße mit dem Kurfürstendamm, ist das nicht ein rechter Sprung ins Bodenlose? Und wenn er von dem sonderbaren „Zufall" erzählt, daß auf der belebten Münchner Hauptstraße, eben als er von einem Radfahrer gesprochen habe, ein Radfahrer dahergekommen sei, und dann die abenteuerlich dumme Debatte, ob das Zufall gewesen oder nicht, plötzlich, ganz verzagt, ergeben, hoffnungslos mit den Worten abbricht: „Sie haben halt eine andre Weltanschauung!" ... Wer erklärt es, woher der kohlensaure Wohlgeschmack, das tief Erquickliche solchen Trunks aus dem löchrigen Becher der Torheit?

Seine Verlegenheit ist ein Stück Ur-Verlegenheit der Kreatur darüber, daß sie da ist. Seine Dummpfiffigkeit gibt er aus wie Zinsen eines Kapitals an Mutterwitz, mit dem er möglichst sparen will. Er hat den Galgenhumor eines zum schlimmen Leben Verurteilten, die Bosheit seiner Ohnmacht. Und das Glücksgefühl, frech und rebellisch denken zu dürfen — unantastbarer Besitz auch derer, die gar nichts haben — liegt als lichter Schimmer auf seinem Hunger-

leider-Gesicht. Komisch ohnegleichen, zu sehen, wie solch ein Gedanke sich ihm langsam zum Wort formt, wie es leise zuckt und rumort unter dem rötlichen Strohdach des Schädels, wie sein Hirn kaut und vorgenießt, schließlich die Spannung der Mienen und der Haut in einem blassen, selbstzufriedenen Lächeln sich erlöst, und aus der Sparkassenspalte des Mundes das fertige Ding fällt. Seine langen, stummen Pausen, bevor der Witz kommt, sind einfach genialisch. So voll Vorausnahme heiterer Wirkung, daß diese sich einstellt auch wenn der Scherz, der dann laut wird, gar nicht geeignet ist, sie hervorzurufen. Er ist ein Phänomen und spottet der Analyse. Er ist ein Gespenst und doch ein Münchner.

(1924)

ALFRED KERR

Grundzüge

I

Alle lachen. Manche schreien. Woraus besteht er?

Aus drei Dingen. Aus Körperspaß. Aus geistigem Spaß. Und aus gewollter Geistlosigkeit.

(Bei einem Gast ist sie gewollt...)

II

Der geistige Spaß. In der Antwort eine sozusagen bayrische Talmudik. Ein Wortzerklauben. Bayrisches Gegenstück zum zerklaubenden Ulk des Schauspielers Morgan. Oder gar Pallenbergs. Oder: zu der leisen, rabulistisch-berlinischen Antwort des Menschendarstellers Falkenstein.

Geistig auch die Parodie. Man brüllt, wenn (bei dem Autor Valentin) der Tapezier auf die Bretter bummert, aber die edle Sängerin unentwegt störungslos weitersingt, weitersingt.

(Schmierenkomik. Valentin ist sein eigener Johann Lumpe, Theaterdirektor aus Dobern bei Bensen.)

III

Körperspaß. Körperlich ein excentric oder musical clown. Wie aus dem London Hippodrome. Spielt fünf Instrumente. Nur steht er nicht mit einem Fuß auf Stuhllehnen — wie ein Angelsachs. Höchstens, daß er gespaßig die Beine ringt. Auch die Äuglein ringt er.

IV

Drittens: Gewollte Geistlosigkeit. Manchmal wie ein Gespräch in der Manege zwischen zwei Partnern. Unwesentliches Hinundher.

Ist Valentins Art hier bayrisch? In Norddeutschland sagt man: „Wie geht's?" Antwort: „Danke." Schluß.

In Süddeutschland vernahm ich folgendes zwischen zwei Mädeln: „Grüß Gott, Cenzl, wie geht's?" — „Dank schön, gut geht's." — Jetzt aber weiter. „Dees freit mi, daß Da guat geht." — „Ja, dank scheen, mir geht's gut." — „Dees ist also hübsch, daß Da guat geht." Dieser liebenswürdige Geisteszustand erklärt

manches der Hitler-Bewegung. Es ist halt ein Ausspannen... (Valentins drittbeste Komik.)
Soviel über die drei Bestandteile.

V

Sein Mittel: die Ruhe. Die Unbeirrtheit.
Er scheint ohne Bewußtsein vom Parkett.
Er hat, mit einem Worte, das Geheimnis jeder Könnerwirkung: daß man allein da ist, sein Wesen hinsetzt und sich um die Welt einen Dre.. Dreier kümmert.

VI

Der Humorist Pallenberg wird (nötigenfalls) zu einem Raimund.
Der Komiker Valentin ist ein Nestroy.

VII

Wer ihn sieht, mag an einen Ausspruch Richard Wagners denken. An das einzige Mal, wo (wie ich herausfand, D. R. P.) in Wagners Äußerungen das Wort Käfer vorkommt.
Als er heiter in Palermo rief: „Nu aber kee vernünftiges Wort mähr!"

(1924)

KURT TUCHOLSKY

Der Linksdenker

„Er ist ein Gespenst und doch ein Münchner." Alfred Polgar

Das war ein heiterer Abschied von Berlin: sechs Wochen Panke und ein Abend Karl Valentin — die Rechnung ging ohne Rest auf.
Ich kam zu spät ins Theater, der Saal war bereits warm und voller Lachen. Es mochte gerade begonnen haben, aber die Leute waren animiert und vergnügt wie sonst erst nach einem guten zweiten Akt. Am Podium der Bühne auf der Bühne, mitten in der Vorstadtkapelle, saß ein Mann mit einer aufgeklebten Perücke; er sah aus, wie man sich sonst wohl einen Provinzkomiker vorstellt: ich blickte angestrengt auf die Szene und wußte beim besten Willen nicht, was es da wohl zu lachen gäbe... Aber die Leute lachten wieder und der Mann hatte doch gar nichts gesagt... Und plötzlich schweifte mein Auge ab, vorn in der ersten Reihe saß noch einer, den hatte ich bisher nicht bemerkt, und das war: ER. Ein zaundürrer, langer Geselle, mit stakigen, spitzen Don-Quichotte-Beinen, mit winkligen, spitzigen Knien, einem Löchlein in der Hose, mit blankem, abgeschabtem Anzug. Sein Löchlein in der Hose — er reibt eifrig daran herum. „Das wird Ihnen nichts nützen!" sagt der gestrenge Orchesterchef. Er, leise vor sich hin: „Mit Benzin wärs scho fort!" Leise sagt er das, leise, wie es seine schauspielerischen Mittel sind. Er ist sanft und zerbrechlich, schillert in allen Farben wie eine Seifenblase; wenn er plötzlich zerplatzte, hätte sich niemand zu wundern.

„Fertig!“ klopft der Kapellmeister. Eins, zwei, drei — da, einen Sechzehnteltakt zuvor, setzte der dürre Bläser ab und bedeutete dem Kapellmeister mit ernstem Zeigefinger: „'s Krawattl rutscht Eahna heraus!“ Ärgerlich stopft sich der das Ding hinein.

„Fertig!“ Eins, zwei, drei... So viel, wie ein Auge Zeit braucht, die Wimper zu heben und zu senken, trennt die Kapelle noch von dem schmetternden Tusch — da setzte der Lange ab und sah um sich. Der Kapellmeister klopfte ab. Was es nun wieder gäbe —? „Ich muß mal husten!“ sagte der Lange. Pause. Das Orchester wartet. Aber nun kann er nicht. Eins, zwei, drei — tätärätä! Es geht los.

Und es beginnt die seltsamste Komik, die wir seit langem auf der Bühne gesehen haben: ein Höllentanz der Vernunft und beide Pole des Irrsinns. Er ist eine kleine Seele, dieser Bläser mit Verbandsorgan, Tarif, Stammtisch und Kollegenklatsch. Er ist ängstlich auf seinen vereinbarten Verdienst und ein bißchen darüber hinaus auf seinen Vorteil bedacht. „Spielen Sie genau, was da steht“, sagt der Kapellmeister, „nicht zuviel und nicht zu wenig!“ — „Zuviel schon gar nicht!“ sagt das Verbandsmitglied. Oben auf der Bühne will der Vorhang nicht auseinander. „Geh mal sofort einer zum Tapezierer“, sagt der Kapellmeister, „aber sofort, und sag ihm, er soll gelegentlich, wenn er Zeit hat, vorbeikommen.“ Geschieht. Der Tapezierer scheint sofort Zeit zu haben, denn er kommt gelegentlich in die Sängerin hineingeplatzt. Steigt mit der Leiter auf die Bühne — „Zu jener Zeit, wie liebt ich dich, mein Leben“, heult die Sängerin — und packt seine Instrumente aus, klopft, hämmert, macht... Seht doch Valentin! Er ist nicht zu halten. Was gibt es? Was mag da sein? Er hat die Neugier der kleinen Leute. Immer geigend, denn das ist seine bezahlte Pflicht, richtet er sich hoch, steigt auf den Stuhl, reckt zwei Hälse, den seinen und den der Geige, klettert wieder herunter, schreitet durch das Orchester, nach oben auf die Bühne, steigt dort dem Tapezierer auf seiner Leiter nach, geigt und sieht, arbeitet und guckt, was es da Interessantes gibt... Ich muß lange zurückdenken, um mich zu erinnern, wann in einem Theater so gelacht worden ist.

Er denkt links. Vor Jahren hat er einmal in München in einem Bierkeller gepredigt: „Vorgestern bin ich mit meiner Großmutter in der Oper ‚Lohengrin‘ gewesen. Gestern nacht hat sie die ganze Oper nochmal geträumt; das wann i gwußt hätt, hätten wir gar nicht erst hingehen brauchen!“

Aber dieser Schreiber, der sich abends sein Brot durch einen kleinen Nebenverdienst aufbessert, wird plötzlich transparent, durchsichtig, über- und unterirdisch und beginnt zu leuchten. Berühren diese langen Beine noch die Erde?

Es erhebt sich das schwerste Problem, eine Pauke von einem Ende der Bühne nach dem andern zu schaffen. Der Auftrag fällt auf Valentin. „I bin eigentlich a Bläser!“ sagt er. Bläser schaffen keine Pauken fort. Aber, na... latscht hin. Allein geht es nicht. Sein Kollege soll helfen. Und hier wird die Sache durchaus mondsüchtig. „Schafft die Pauke her!“ ruft der Kapellmeister ungeduldig. Der Kollege kneetscht in seinen Bart: „Muß das gleich sein?“ Der Kapellmeister: „Bringt die Pauke her!“ Valentin: „Der Anderl laßt fragen, wann.“ — „Gleich!“ Sie drehen sich eine Weile um die Pauke, schließlich sagt der

Anderl, er müsse dort stehen, denn er sei Linkshänder. Linkshänder? Vergessen sind Pauke, Kapellmeister und Theateraufführung... Linkshänder! und nun, ganz shakespearisch: „Linkshänder bist? Alles links? Beim Schreiben auch? Beim Essen auch? Beim Schlucken auch? Beim Denken auch?“ Und dann triumphierend: „Der Anderl sagt, er ist links!“ Wie diesseits ist man selbst, wie jenseits der andre, wie verschieden, wie getrennt, wie weitab! Mitmensch? Nebenmensch.

Sicherlich legen wir hier das Philosophische hinein. Sicherlich hat Valentin theoretisch diese Gedankengänge nicht gehabt. Aber man zeige uns doch erst einmal einen Komiker als Gefäß, in das man so etwas hineinlegen kann. Bei Herrn Westermeier käme man nicht auf solche Gedanken. Hier aber erhebt sich zum Schluß eine Unterhaltung über den Zufall, ein Hin und Her, kleine magische Funken, die aus einem merkwürdig konstruierten Gehirn sprühen. Er sei unter den Linden spaziert, mit dem Nebenmann, da hätten sie von einem Radfahrer gesprochen — und da sei gerade einer des Wegs gekommen. Dies zum Kapitel: Zufall. Der Kapellmeister tobt. Das sei kein Zufall — das sei Unsinn. Da kämen tausend Radfahrer täglich vorbei. „Na ja“, sagt Valentin, „aber es ist grad *einer* kumma!“ Unvorstellbar, wie so etwas ausgedacht, geschrieben, probiert wird. Die Komik der irrealen Potentialsätze, die monströse Zerlegung des Satzes: „Ich sehe, daß er nicht da ist!“ (was sich da erhebt, ist überhaupt nicht zu sagen!) — die stille Dummheit dieses Witzes, der irrational ist und die leise Komponente des korrigierenden Menschenverstandes nicht aufweist, zwischendurch trinkt er aus einem Seidel Bier, kaut etwas, das er in der Tasche aufbewahrt hatte, denkt mit dem Zeigefinger und hat seine kleine Privatfreude, wenn sich der Kapellmeister geirrt hat. Eine kleine Seele. Als Hans Reimann einmal eine Rundfrage stellte, was sich wohl jedermann wünschte, wenn ihm eine Fee drei Wünsche freistellte, hat Karl Valentin geantwortet: „1. Ewige Gesundheit. 2. Einen Leibarzt.“ Eine kleine Seele.

Und ein großer Künstler. Wenn ihn nur nicht einmal die Berliner Unternehmer einfangen! Das Geheimnis dieses primitiven Ensembles ist seine kräftige Naivität. Das ist nun eben so, und wem's nicht paßt, der soll nicht zuschauen. Gott behüte, wenn man den zu Duetten und komischen Couplets abrichtete! Mit diesen verdrossenen, verquälten, nervösen Regisseuren und Direktoren auf der Probe, die nicht zuhören und zunächst einmal zu allem nein sagen. Mit diesem Drum und Dran von unangenehmen Berliner Typen, die vorgeben, zu wissen, was das Publikum will, mit dem sie ihren nicht sehr heitern Kreis identifizieren, mit diesen überarbeiteten und unfrohen Gesellen, die nicht mehr fähig sind, von Herzen über das Einfache zu lachen, „weil es schon dagewesen ist“. Sie jedenfalls sind immer schon dagewesen. Karl Valentin aber nur einmal, weil er ein seltener, trauriger, unirdischer, maßlos lustiger Komiker ist, der links denkt.

(1924)

SCHALOM BEN-CHORIN

Traumgeographie

Daß die Fremde heimisch mir geworden
Weist des Traumes lächelnd-leise Spur:
Zwischen neuen und verlornen Orten
Spann der Traum nun seine Silberschnur.

Immer ging ich in den letzten Jahren
Nur durch meiner Kindheit Straßennetz,
Fern den Tagessorgen und Gefahren
Heimgekehrt durch heimliches Gesetz.

Aber jetzt umfängt die Stadt der Träume
Meiner Träume, Nacht um Nacht
Ungeheure traumverbundne Räume
Die ich schlafend mir in Eins gedacht.

Es geschieht nun, daß ich ungehindert
Von Jerusalem nach Schwabing geh...
Tausend Meilen sind zum Sprung vermindert:
Tel-Aviv liegt nah am Tegernsee.

Sprachen fließen seltsam bunt zusammen,
Fremde Völker, Länder trennt kein Meer.
Schnadehüpfel und Makamen
Sag und sing ich durcheinander her.

Meiner Träume Internationale
Hat die Grenzen aus der Welt gefegt:
Überglobus wird mir meine schmale
Bettstatt kaum hab ich mich hingelegt.

Schalom Ben-Chorin

Drei Rabbiner der Hauptsynagoge
und ihre Amtsperioden

LINKS: *Joseph Perles*
(1871—1894)

RECHTS: *Cosmann Werner*
(1895—1918)

UNTEN: *Leo Baerwald*
(1918—1940)

Alfred Neumeyer

Karl Neumeyer

HANS BRANDENBURG

Münchener Juden, die ich kannte

Ich weiß nicht, was historische und statistische Forschung über Zahl und Rolle der Juden im Münchener Leben nach der Jahrhundertwende ergeben würde, sondern kann nur von persönlichen Erfahrungen erzählen aus den Jahren und ersten Jahrzehnten, nachdem ich 1903 in München angekommen war. Ich bin nicht allzu vielen Juden begegnet, zahlenmäßig schienen sie überhaupt nicht stark hervorzutreten, aber sie bildeten ein charakteristisches und unentbehrliches Ingrediens im hochgespannten geistigen Leben der Stadt, ja, ein notwendiges Ferment in seiner fruchtbaren Gärung, und Heinrich Mann sagte damals, ohne die Juden säßen wir heute noch im Teutoburger Wald. Sie waren „aufgenommen", einige jüdische Familien zählten zu den angesehensten der Stadt, Juden bekleideten höchste Ämter im Universitäts- und auch im Rechtsleben, Dichter und Künstler wie Thomas Mann und Albert Weisgerber hatten jüdische Frauen, wir jungen Leute sahen respektvoll die Gestalt Arthur Schnitzlers, des Wiener Gastes, über die Tanzfläche eines Faschingsfestes schreiten, und Max Halbes Kegelbahn war genau so wenig wie die Bühne ohne den Witz und jüdischen Selbstspott Carl Rößlers und Roda Rodas zu denken. Der Justizrat Rosenthal gehörte durch viele Jahre zum Vorstand des literarisch führenden Neuen Vereins, Dr. Ludwig Landshoff leitete, ebenfalls durch Jahre, den Bachverein; er besaß wohl die größte Privatbibliothek alter Musik, und bei einem Weihnachtsfest der „Argonauten" stellte er sich unter Mitwirkung seiner jüdischen Gattin, der Sängerin Philippine Landshoff, sofort selbstlos zur Verfügung.

In Schwabing, dem neuen geistigen Zentrum, saßen stille und unscheinbare Juden im Café Leopold und in der Pension Fürmann. An Gelderwerb dachten sie wahrlich nicht, sie lebten mehr als bescheiden von einer winzigen Rente und besaßen, ohne etwas hervorzubringen, doch jene wahre Bildung und rezeptive Beweglichkeit und Feinheit, ohne die kein geistiges Leben sein kann. Aber auch sehr tätige Juden gab es, die lernend und lehrend in die Kunstschulen drängten. In der Debschitzschule, deren Leiter, ebenso wie viele seiner Schüler dem Adel entstammte, wurden zwei Juden, Friedrich Adler und Hugo Steiner-Prag, als Lehrer angestellt. Sie wirkten pädagogisch und künstlerisch erfolgreich und blieben Kameraden, die außerhalb ihrer Lehrtätigkeit etwa auf Schwabinger Art zur Gitarre griffen und alte Volkslieder sangen. Was Dora Polster, eine der fleißigsten Schülerinnen, später aufgezeichnet hat, hält mit einem einzigen Menschenbild viel von dem Geist jener Schule fest. Sie schreibt: „Fast ebenso fleißig war ‚die kleine Friedländer', eine schlesische Jüdin, die lange in Berlin gelebt hatte. Sie war viel älter als ich. Da sie in der Schule in meiner Nähe ihren Platz hatte, fanden wir uns bald freundschaftlich zueinander. Diese Freundschaft wurde mir oft verdacht, denn die Friedländer war äußerlich ein Monstrum, eine Mißgeburt, ein armer Krüppel. Der normale

Kopf saß auf einem ganz kurzen, unförmigen Leib, der auf kurzen, unförmigen Beinen stand, und ebenso kurze, unförmige Arme mit kleinen dickfingrigen Händchen ragten aus dem Rumpf. Wirklich, sie war monströs, eine Gestalt aus Pantagruels Geschlecht. Aber sie hatte Geist, Temperament, Witz und eine unverwüstliche Lebensfreude, und das zog mich in ihren Bann. Wir trieben alles gemeinsam, ich vergaß ganz ihre Mißgestalt und genierte mich auch auf der Straße nicht mit ihr, wo sich jeder nach ihr umdrehte. Nein, ich bekannte mich zu ihr und hatte oft genug den Spott meiner Freunde zu ertragen, die es nicht richtig fanden, daß ich, ein soweit wohlgestaltetes junges Wesen, so viel mit ihr mich abgab. Sie dankte mir meine vorurteilslose Neigung mit rührender Liebe und Treue. Sie war hochmusikalisch und lebte vor allem in Wagners Werken, die sie mir als erste vermittelte. Abends nach sechs Uhr, wenn unser Saal leer geworden war, sang sie mir Isoldes Liebestod, sang aus der Walküre, aus dem Holländer, Parsifal, alles konnte sie auswendig."

Der ungekrönte König Schwabings war Karl Wolfskehl, der Jünger und Mäzen Stefan Georges, der aktiv belebende Mittelpunkt des Kreises, über dem der Meister thronte, und doch, wie er sich selber sah und wollte, nur „der Flamme Trabant". Es ist eine boshaft gehässige und absurde Legende, daß er, als der gefährlich bedeutendere, das Bild des Meisters nur gezüchtet habe, um im geheimen ihn und den deutschen Geist an Juda zu verkaufen und dem jüdischen Geiste dienstbar zu machen. Dieser gewaltig gewachsene Vollblutjude aus vornehmem Geschlecht, das seit einem Jahrtausend am Rhein und Main beheimatet war und dessen deutscher Ahnherr unter Otto II. die erste Talmudschule in Mainz gegründet hatte, dieser außerordentliche Mann mit den halbblind himmelnden Augen und damals noch mit dunklem Prophetenbart, barg Rätsel, deren lauterer Doppelursprung nur von schnöder Verkennung vergiftet werden konnte. Er war von stürmischer geistiger Regsamkeit und schien doch wie ein universaler Gelehrter alles zu wissen und zu kennen, obwohl man ihn nur von geselligem Verkehr leben sah. Sein dunkel raunendes Dichtertum schloß sich weit mehr als an die Formstrenge des Meisters an älteste Runen, an das frühe und früheste deutsche Schrifttum an, das er so tief wie kein anderer ergründet hatte. Trotz der Ausschließlichkeit seiner geistigen Forderungen von alles umfangender Bonhommie, stürzte er sich trunken in die Wogen des Faschings und hielt er sein gastliches Haus für alle Kreise weit offen, wenn auch dessen innerste Zelle nur dem Meister und seinen Adepten zugänglich blieb.

Nein, ein Gelehrter war er nicht. Ein Gelehrter war dagegen Dr. Paul Bornstein, der Hebbelforscher, den ich im Kreise Otto Falckenbergs kennen lernte und der mir ein väterlicher Freund wurde. Halb taub, mit schon ergrautem Kopf und in seiner Maske halb Beethoven, halb Schauspieler, nahm er feierlich-pedantisch und doch aufgeschlossen, ja, dem Scherz geneigt, an der Geselligkeit teil. In früheren Jahren hatte er als Nachtkritiker des Theaters gelegentlich plagiiert, sei es wissentlich, sei es unwissentlich und vielleicht nur unter dem Zwange von Übermüdung und seiner schon beginnenden Schwerhörigkeit. Er war angezeigt, aber freigesprochen worden, trug jedoch an der vermeintlichen Schande sein Leben lang und bewarb sich deshalb um keine Dozentur, zu der er doch durch seine unumstrittene wissenschaftliche Leistung

wie kaum ein anderer berufen gewesen wäre. Er schloß die Reihe jener Juden, die wie Bamberg, Engländer, Kuh den Dichter Hebbel schon bei seinen Lebzeiten als einzige verstanden und durchgesetzt hatten, und brachte diesem Dienst am Werk eines Großen jedes Opfer.

Unter den auswärtigen Gästen, die in unseren Münchener Künstlerkreisen erschienen, war auch Otto Brahm, der große Regisseur und eigentliche Schöpfer des naturalistischen Darstellungsstils. Auf einem Biedermeierfest des Faschings wirkte er in der vorgeschriebenen Tracht doppelt als der, der er war, als ein letzter Vertreter des fontanischen Berlinertums und als „ein feines und gescheites Jüdchen voll reinen Wohlwollens wie die berühmten Juden des vorigen Jahrhunderts". So hat ihn Gottfried Keller charakterisiert, dem er die erste Monographie gewidmet hat, und diese Wendung war natürlich rein wohlwollend gemeint. Sein siegreicher Schüler, Nachfolger und Überwinder, Max Reinhardt gab in München nicht nur eine kurze persönliche, sondern eine lange künstlerische Gastrolle, indem er für mehrere Sommer das Künstlertheater übernahm. Ohne sich um die Doktrin dieser Reform- und Reliefbühne zu kümmern, nutzte er doch alle ihre Möglichkeiten, auch die szenischen und dekorativen Begabungen der Münchener Künstler, und ohne auch sonst auf Reformen auszusein, ließ er doch neben dem Alten auch das Neue gelten, einfach indem er mit beidem dem Theater alles gab oder auch erst zurückgab, was des Theaters war und ist. Nie vergesse ich, wie er mich — eine seltene Ausnahme — zu seinen Proben zuließ und schweigend in den leeren dunklen Zuschauerraum führte und wie ich dann den kurzen Mann mit den knapp zusammengerafften Zügen Morgen für Morgen am Werke sah. Die Aufführungen aber schenkten mir erst wahrhaft die Klassiker: den Hamlet, den Kaufmann von Venedig, den Faust, die Räuber, die Braut von Messina, die Judith, aber auch die Gespenster und Hannele. In Leo Greiners Lysistrata, nach Aristophanes schloß er ein Bündnis auch mit der Münchener Dichtung und in Friedrich Freskas Pantomime Sumurun mit der neuen Tanzkunst, die nicht zuletzt von München ausging. Das war alles andere als Hoftheater, eher noch genialste Schmiere, auf der die ältesten Klassiker bestürzend aktuell wurden, und ein großes orientalisches Bilderbuch. Als sich das kleine Haus im Ausstellungspark auf der Theresienhöhe nicht rentierte, drang Reinhardt kurz vor dem ersten Weltkrieg in die Ausstellungshallen ein, nicht nur mit Offenbachs Orpheus und der Schönen Helena, sondern auch mit seinen berühmten chorischen Zirkusaufführungen von König Ödipus und der Orestie. Der „Zirkus Reinhardt" wurde das Thema für ein Pressefest. Der junge jüdische Architekt Erich Mendelsohn gab ihm zusammen mit Caspar Pilartz den berauschenden Festzug, ebenso dem anderen, der „Richard-Strauß-Woche". Und hier tanzte der jüdische Tänzer Alexander Sacharoff mit raffiniertestem kostümlichem Geschmack und beherrschtester Bewegungskunst einen barocken Bacchus.

Von auswärtigen jüdischen Dichtern, die vorübergehend nach München zogen, lernte ich Ernst Lissauer kennen. Er hatte mich auf Grund meines ersten, noch auf der Schule geschriebenen Gedichtbuches in einer Polemik gegen meinen Lobredner Johannes Schlaf bös hergenommen, begegnete mir aber menschlich mit voller Sympathie, und es war zwischen uns mit keinem Wort von jenen

Angriffen die Rede. Damals wohnte er mit einer häßlichen Medizinstudentin zusammen, die große Reformschuhe trug, und war trotz seiner Jugend so schwerleibig, daß man es als krankhaft empfand. Man mußte es bei seiner Fettsucht doppelt bewundern, daß er sich den höchsten geistigen und dichterischen Ansprüchen opferte. Die Kräfte des Bodens, die deutsche Erhebung von 1813, Bach und Bruckner waren seine dichterischen Themen, dem alten Kinderliede widmete er eine Anthologie, und der Berliner fand schließlich in seiner Liebe zum Gewachsenen, kulturvoll Echten und Musischen seine Herzensheimat in Wien. Mit größter Strenge meißelte er an seiner Sprache, um alte und neue Form zu verschmelzen, ein ernster und demütiger Diener des deutschen Wortes.

In meiner jungen Ehe mit der Malerin Dora Polster ward uns ein Medizinstudent, weit jünger als wir, Willy Mayer aus Bingen, zum nahen Freund, und sein Bruder Ernst schloß sich später dieser Freundschaft an. Willy war von herzgewinnender Laune und bubenhafter Frische, dabei wahrhaft gebildet und von ebenso scharfem Verstand wie ästhetischem Sinn. Als der erste Weltkrieg ausbrach, zogen beide Brüder entschlossen ins Feld und kehrten mit höchsten Auszeichnungen zurück. Später war Willy Mayer-Groß in Heidelberg Professor an der Psychiatrischen Klinik und Herausgeber einer führenden Fachzeitschrift. Auch von Heidelberg aus, das er als seine wahre Heimat liebte, hielt er uns Jahrzehnte lang die Treue, und wir waren immer wieder bei ihm zu Gast, erst in seiner Junggesellenwohnung, dann, nach seiner Verheiratung, in seinem eigenen Hause.

Als ich im Krieg und Militärdienst an tiefer Vergänglichkeitsschwermut erkrankt war, spendete mir Rat und Trost ein anderer junger jüdischer Psychiater, Dr. David, Assistent am Münchener Garnisonslazarett. Der edle Mann, auch auf anderen medizinischen Gebieten im Kampf gegen die Kriegsleiden forschend tätig, hat sich dabei tödlich infiziert. Vor seinem frühen Hinscheiden schrieb er mir, dem Unteroffizier, ohne seelenärztliche Bevormundung und nur von einer hohen menschlichen Warte, die frühzeitig über Tod und Vergänglichkeit erhaben war, indem er mit Pfitzners Palestrina, dem eben erst im Prinzregententheater uraufgeführten, meinte, das Eine bliebe denn doch auch für mich, an Gottes schöner Kette der letzte Stein zu sein.

Im Chaos der Münchener Revolution wurde Kurt Eisner Ministerpräsident und Gustav Landauer der stillste Führer des Arbeiterrates. Der eine fiel durch politischen Mord, der andere wurde von einem Soldaten der weißen Garde erschlagen. Ich kann nicht nachprüfen und beurteilen, was ihnen rückblickende Geschichtsforschung vorgeworfen hat und ob sie in ihrem bayerischen Gastlande zu dem, was sie wollten und taten, unberufen waren. Ich sehe nur ihr menschliches Bild. Eisner war vor seiner revolutionären Rolle ein beinahe dichterischer Kritiker an der Münchener Post gewesen, und seine Briefe an Frau und Familie beweisen seinen idealistischen Opfermut. Und Gustav Landauer — den ich durch meinen Freund Hermann Croissant kannte und dessen Frau Hedwig Lachmann, Dehmels frühe Liebe, mir als eine zarte Jüdin mit strahlend-weißem Haar und intelligenzdurchleuchtetem Gesicht unvergeßlich ist—, hatte in seinem „Aufruf zum Sozialismus“ einen — keineswegs proleta-

rischen — Ständestaat und eine Volkswerdung im Geiste der deutschen Mystiker und Hölderlins gefordert. Er war ein zarter, langhaariger, ganz vergeistigter Rabbinertyp mit traurig-weisen Samtaugen.
Nach dem ersten Weltkrieg, als Münchens geistiges Leben endlich wieder Festigkeit erlangte, ließen wir „Argonauten", zu denen der echte jüdische Kunstfreund und -kenner Georg Dehn gehörte, auch bedeutende Juden sprechen, darunter Rudolf Borchardt. Die Wortkunst und stilistische Haltung seiner Werke war ohnegleichen, und einige Aufsätze, Erzählungen und Gedichte von ihm gehören zum ewigen Vorrat deutscher Prosa und Poesie. Als hochbedeutender Redner war er von einem posaunenden Pathos des Selbstbewußtseins und als Kritiker absprechend bis zu verstiegener Anmaßung. Menschlich bescheiden dagegen und liebenswürdig gab sich Stefan Zweig, der bei unserem Kerzenbankett zu Carossas 50. Geburtstag erschien und meine Frau und mich zu sich nach Salzburg lud, wo wir seine Gastfreundschaft genießen und seine Autographensammlung bewundern durften. Die oberste Leitung der Münchener Neuesten Nachrichten übernahm damals Paul Nikolaus Coßmann, der schon seit fast einem Vierteljahrhundert die Süddeutschen Monatshefte herausgab, ein unscheinbarer, dunkeläugiger und dunkelbärtiger, in seiner fast verborgen wirkenden Mächtigkeit durchaus geheimnisvoller Mann voller Widerspruch: Jude und leidenschaftlich deutsch-national, frommer Katholik und Vorkämpfer Hans Pfitzners.
Merkwürdigerweise waren es auch weiterhin jüdische Nervenärzte, die uns wiederholt nahe traten. Und immer hatten wir ihrer hohen Hilfsbereitschaft zu danken. Dr. Haymann in Badenweiler erbot sich in der Inflationszeit freiwillig, Aquarelle meiner Frau an reiche ausländische Patienten zu wertbeständigem Geld zu verkaufen, und rettete uns dadurch mehrfach aus der Not. Auf unserem geliebten Hohenpeißenberg, dem Alpenvorberg unserer Jugend, hatte Dr. Waldemar Unger eine Nervenheilstätte gegründet, ein sehr männlicher Mann von geradem, allem Leben und aller Kunst tätig aufgeschlossenem Wesen. Er hatte kaum gehört, daß die Mutter eines meiner Patensöhne auf Leben und Tod im Krankenhaus lag, als er den ihm unbekannten Jungen einer ihm fremden Frau sofort für die unbestimmte Dauer ihrer Krankheit, deren Ausgang zudem unabsehbar war, zu sich nahm. Und ebenso nahm er unser erkranktes Töchterchen zu längeren Erholungswochen in sein Haus und die Liegehalle seines kleinen Sanatoriums.
Es ist nicht meine Aufgabe, von den oft furchtbaren jüdischen Schicksalen der Hitlerzeit zu berichten, sondern ich kann davon nur so viel erwähnen, wie ich der Dankbarkeit für die hier genannten Förderer, Helfer, Freunde schuldig bin. Paul Nikolaus Coßmann, alt und krank, starb im Lager wie ein Heiliger. Willy Mayer-Groß fand in Großbritannien einen neuen angesehenen Wirkungskreis und Waldemar Unger in Amerika erst nach schlimmen Gefahren, Nöten und Strapazen wieder ein Heim und berufliche Arbeit. Freund Willy konnte sich nicht entschließen, nach dem Kriege nach Deutschland zu schreiben, und gab auf diese Weise auch die Verbindung mit uns auf, die wir das nicht verdient zu haben glaubten. Waldemar Unger dagegen war der alte geblieben, er schickte uns Liebesgaben, sobald die Grenzen geöffnet waren, ja, er hat uns,

frei von jeder Bitterkeit und jedem Ressentiment, hier in seiner alten Heimat inzwischen besucht und mit uns zusammen auch den Peißenberg, wo man ihn von seinem Lebenswerk vertrieben hatte, und einfache Leute dort begrüßten ihn freudig, denn er war ein Wohltäter der Gegend gewesen. Einen Gruß erhielten wir noch von Karl Wolfskehl, kurz bevor er 1948 in Neuseeland starb. Er hat das Exil so leidend und so groß wie wohl kein zweiter ertragen. Das Rätsel, das Schicksal, das Fremdlingtum, das „doppelte Antlitz" der Juden war ihm von je stolz und schmerzlich bewußt, die „stete Spannung zwischen zwei Brennpunkten, deren jeder gerecht ist und keiner für sich". Für das alte Herz, das am Verlust der Heimat, Deutschlands, des Mittelmeeres, schier zerbrach, war auch der Rückblick vergällt:

„Immer wieder wenn wir uns vergaßen,
Selig singend mit den andern saßen,
Fiel in unseren Wein ein Tropfen Lauge,
Traf uns böser Blick aus kaltem Auge."

Ja, es heißt aus bitterster Erfahrung von Einzelfällen:

„Handschlag der Freundschaft auch, er log."

Aber zu dem „Schaut nicht zurück!" fügte er ein „Grollt nicht zurück!" Er hatte, zum Hiob geworden, den Gott seiner Väter wiedergefunden und war aus einem George-Jünger durch tiefstes Leid und mit machtvoller Bemeisterung des deutschen Verses zum gewaltigen religiösen Dichter seines Stammes geworden, nun wirklich größer als sein Meister.

Uns aber gilt das Heilandswort: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" Wenn wir an unsere ferne und so unbeschwerte Münchener Jugend zurückdenken, so können wir freilich nicht leugnen, daß auch wir die Fremdheit, das „doppelte Antlitz" empfinden konnten, ja, daß wir auch zuweilen Juden begegneten, die wenig sympathisch waren und bei denen Frechheit in Unsicherheit überging und umgekehrt. Aber wir waren auf unserem angestammten Boden höchstens anders und nicht besser als sie in der Diaspora. Und es wäre billig, die jüdischen Angriffe, die wir manchmal erfuhren, auf unsere „Blondheit" zurückzuführen, denn die Angreifer schonten einander ebenso wenig, und das jüdische Lob, das wir ernteten, fällt schwerer in die eine Waagschale als die schnöden Ungerechtigkeiten von unseresgleichen in die andere. Wir in Schwabing wenigstens waren eine Familie, auch eine Völkerfamilie, und hier war jeder Zwist, wie Wolfskehl gesagt hat, nur ein Bruderzwist. *(1957)*

HERBERT FREEDEN

In jenen Tagen

Es war 1928. Wundervoll, im zweiten Semester zu sein und die Leopoldstraße entlangzuschlendern, noch dazu an Ilses Seite, die man ein paar Tage, oder besser: Nächte, zuvor im Fasching kennen gelernt hatte; sie schwor auf Herwarth Waldens „Einblick in Kunst", hatte ihr Zimmer mit Drucken von Franz Marc behangen, studierte auf der Kunstakademie und war ein nettes Mädchen. Also die Leopoldstraße entlang. Soweit man sehen konnte, standen zu beiden Seiten die Kandelaber der Lampen Spalier, zwei Gerade, die sich im Unendlichen schnitten. Im Unendlichen, da lag das Siegestor, da begann die Ludwigstraße, da ahnte man die Umrisse der Theatinerkirche. Es fing an zu schneien.

„Die Kommunisten teilen die Welt in Ausbeuter und Ausgebeutete, die Ärzte in Gesunde und Kranke, die Reichsbahn in Raucher und Nichtraucher. Heute habe ich gehört, daß es nur eine wirkliche Zweiteilung gibt: das Apollinische und das Dionysische."

„Das klingt besser", sagte Ilse und lachte lautlos vor sich hin. „Wer glaubt das?"

„Fritz Strich. Jeder geht in sein Kolleg, gleichgültig, ob er Germanistik, Jura oder Zoologie belegt hat. Er ist der feinste Kopf der Fakultät. Aber selbst an seinem 60. Geburtstag, falls er noch in München sein sollte, wird er noch immer außerordentlicher Professor sein."

Ilse war ahnungslos.

„Oh, es liegt nichts gegen den Mann vor", erklärte ich, „weder eine Strafanzeige noch eine schlechte Reputation. Aber er ist falsch geboren worden — als Jude."

„Ich weiß nicht", meinte das Mädchen, „Ihr Juden seid immer so furchtbar empfindlich. Wenn einer von euch im Schnee ausrutscht, dann haltet Ihr das für einen antisemitischen Akt der Stadtverwaltung."

Es schneite nun dichter und wir nahmen eine Tram. Am Odeonsplatz sprangen Rehe, geduckte Panther, röhrende Hirsche in erleuchteten Schaufenstern — Tierpark der Porzellan-Manufaktur Nymphenburg. Wir stiegen aus.

„Wohin?", fragte ich.

„Tierpark Hellabrunn", schlug Ilse vor. „Ein Wildpark fürs Wild und nicht für die Menschen, so gar nicht Zoo." Sie kannte einen herrlichen Weg dorthin durchs Isartal.

Wir schüttelten uns, nicht vor Lachen, sondern im Gedanken, durch den Winterabend dorthin zu stapfen.

Café Stephanie? Nein, dort würde es von Bekannten wimmeln.

Schließlich fiel uns der „Simpl" ein. Für ein Taxi reichte es nicht, aber nach einer Weile kam eine Straßenbahn. Simplicissimus. Im Vorderzimmer wurde

gegessen, und die Preise waren niedriger als hinten im Kabarett. Es roch etwas nach Küche, und die dicke Kathie saß am Künstlertisch und traktierte ihre Gäste mit Sauerkohl. Wir warfen rasch einen Blick auf die Bühne. Dort zappelte ein kleiner, dürrer Mensch, polkte ein wenig an der Nase, trank zwischendurch ein Gläschen — immer stand, wenn er sprach, ein Gläschen auf dem Klavier — der Mann, der oben auf dem Podium hin und her ging, war der Dichter Ringelnatz. Gerade sprach er ein paar Verse, wie wenn man den Tendenzbericht der Berliner Effektenbörse hersagt. „...Nun wird es still und wunderbar. Kein Laut auf der Straßen Mitte. Nur drüben am andern Trottoir gehn meine eignen Schritte."

Wie wir uns setzen wollten, ging Ilse auf einen soigniert aussehenden älteren Herrn zu — er schien mir damals ein älterer Herr, obwohl er erst 55 war — Georg Hirschfeld. Sein Name war mir ein Begriff. Ich kannte seine Dramen, die einst als die größte Hoffnung nach Gerhart Hauptmann galten — „Die Mütter", „Agnes Jordan" —, ich kannte auch seine Romane, die jene Hoffnungen nicht erfüllt hatten. Er forderte uns auf, uns zu ihm zu setzen, und ich begann über seinen einstigen Triumph in Berlin, getragen von der Dorsch, zu sprechen. Um jene Zeit war es bereits still um ihn geworden, und er wehrte ab, resigniert. Inzwischen war der Expressionismus über die deutschen Bühnen gerast und hatte der „Neuen Sachlichkeit" Platz gemacht, und der Pazifismus der ersten Nachkriegsjahre war, nicht nur auf dem Theater, einer Ära der moralischen Verantwortungslosigkeit gewichen.

„Warum sind eigentlich so viele Juden Pazifisten?", fragte Ilse, Würstchen kauend.

„Warum sind so viele Pazifisten Juden?", gab Hirschfeld die Frage zurück. „Max Brod erklärt die ‚Harmonisierungstendenz' der Juden aus ihrem Monotheismus, aus dem Willen zur Einheit, aus dem jüdischen Totalitätsglauben, der keine Zweiheit zuläßt, auch keine Entzweiung. Dann gibt es wiederum Leute, die sagen, zweitausend Jahre Ausgeliefertsein hätte die Juden verständlicherweise zu Gegnern jeder Gewalt gemacht. Da sie, als schutzlose Minderheit, auf die Anwendung von Gewalt verzichten mußten, haben sie aus der Not eine Tugend und aus ihrer Schwäche eine Weltanschauung gemacht."

So kamen wir auf die Gewalt zu sprechen. Da ich Bier trank, bewegte ich mich in Extremen und behauptete, daß Gewalt immer das Eingeständnis geistiger Unterlegenheit ist und niemals zu Fortschritten geführt hat.

Hirschfeld wiegte den Kopf. „Wir leben von den Ergebnissen der französischen Revolution", gab er vorsichtig zu bedenken. „Ist der Wert der großen Revolution etwa durch den Umstand beeinträchtigt, daß die Girondisten abgeschlachtet wurden, nicht etwa weil sie der Revolution Widerstand leisteten, sondern nur, weil sie einer Klasse angehörten, die durch die Jakobiner abgelöst wurde — im Grunde also ganz sinnlos hingemordet, wie etwa arme Juden in der Ukraine bei Pogromen?"

Ich war bei dem dritten Bier angelangt. „Der Vesuv hat Pompeji verschüttet, Tausende von Menschen sind dabei umgekommen. Heute gehören die Ausgrabungen zu den Schätzen unserer Zivilisation. Kann man deshalb sagen, daß der Vesuvausbruch gut war?"

„Wenn man moralisch wertet, kommt man in Widerspruch", meinte Hirschfeld nachdenklich. „Nach den Gesetzen der Moral kann eine schlechte Sache keine guten Folgen haben. Aber wieweit gibt es in der Geschichte Gut und Böse? Vielleicht war das Opfer von unschuldigen Pariser citoyens notwendig, um der Menschenwürde zu einem Dasein unter den Völkern zu verhelfen. Wie absurd klingt angesichts dieser Mission die Frage, ob es nicht barbarisch war, den prächtigen Bau der Bastille zu vernichten." Er schlug ein Kompromiß vor. „Vielleicht sollte man an ein ‚Trotzdem' glauben: trotz der Perserkriege gab es die Kunst des Phidias, trotz der Kreuzzüge die Gotik."

Ich sah Georg Hirschfeld noch einmal, im folgenden Sommer, kurz zu Abschluß meines dritten Semesters, bevor ich München verließ. Beim Abschied fühlt man: man hat den Dingen nicht bis auf den Grund nachgespürt, man hat sich mit Halbfertigem begnügt, viele Menschen sind an einem vorbeigegangen, immer nur vorbeigegangen. Ich fuhr mit Ilse ins Dachauer Moos. Wir verloren uns in Ebenen, in denen die Stille summte, kehrten in ein Kloster ein, Herrgott, war der Sommer schön, wie das schwang und zirpte und duftete. Den Heimweg unterbrachen wir in einer Dachauer Schwaige. Die Hausfrau, mit Ilse befreundet, war Schriftstellerin und von altfränkischer Gastfreundlichkeit wie ihr Haus. Eine Schar geistiger Menschen ruhte sich in ihrer Hospitalität aus. So traf ich Georg Hirschfeld wieder.

Er begrüßte mich wie einen alten Bekannten. „Ah, da ist ja mein junger Freund, mit dem ich ein Gespräch über die Gewalt hatte. Glauben Sie mir, auch ich lehne sie ab, aber ich bewundere Ihre Geradlinigkeit, Ihre Unbeirrtheit in Dingen, hinter denen unsereins diverse metaphysische Türchen offen sieht."

„Recht so", fiel ihm Ilse ins Wort, „er spielt nur zu gern den „Zweckmäßigen Meier" in der Kunst. Erst gestern hat er behauptet, daß alle Tendenzkunst ihren Ausgang von Platos Worten genommen hat, daß die Kunst den Menschen besser machen müsse."

„Stimmt auch", gab ich zurück, „und Du hast hinzugefügt, daß Du danach Plato für einen Juden hältst."

Hirschfeld lachte. „Ilse hat nicht ganz unrecht. Er brachte das Griechentum in Konflikt mit einem Ethos, das damals durch das Judentum vertreten wurde. Leute, die das Wort ‚verjudet' in diesem Zusammenhang geschmacklos finden, nennen ihn einen Vorläufer von Christus. Sie meinen aber damit nur dasselbe. Ilse glaubt wahrscheinlich, wir sollten in der Kunst ein Moment lassen, das keinem eigentlichen Zweck dient, zumindest nicht direkt — das Moment der Freude, ganz unzweckmäßiger, unpädagogischer Freude. Das stimmt, man soll das Lachen nicht unterschätzen, es macht zwar nicht besser, aber glücklicher."

„Aha, der Konflikt spitzt sich zu", sagte ich. „Auf der einen Seite das „Du Sollst" des Judentums, mit seiner ewig sittlichen Forderung, und auf der anderen Seite das Deutschtum mit seiner klassischen Walpurgisnacht, in der sich die hellenische Kallokagathia erneuert."

Ilse fühlte sich provoziert. „Wenn Du etwa damit sagen willst, daß die Juden so gern verbessern, weil sie die Erfinder der Ethik sind, so ist das eine wahrhaft mythologische Erklärung".

Da hakte Georg Hirschfeld ein. „Spaß beiseite, Ilse, Sie ahnen gar nicht, wie

nahe Sie der Wahrheit sind. Die heutigen Juden sind klein und dekadent, aber sie sind vermöge einer jahrtausendlangen Inzucht noch immer Juden. Und in jedem von ihnen brennt zwar nicht mehr die Fackel des sittlichen Gesetzes, das einmal die abendländische Welt erleuchtete, aber ein Rest glimmt noch, ein ärmlicher, flackernder Funke. So ist aus dem Platoschen „Bessermachen" sehr oft ein „Besserwissen" geworden. Vielleicht geht diese geistige Unruhe in gerader Linie auf Hillel, Plato und Christus zurück."

Später am Abend kamen noch Gäste, unter ihnen Gina Falckenberg. Sie hatte damals an den „Kammerspielen" ohne rechten Erfolg debutiert, aber schon im nächsten Jahre sollte eine steile Karriere sie in Berlin aufwärts führen. Sie war eine dunkle, herrlich gewachsene Schönheit, das Haar im griechischen Knoten gefaßt. Wir saßen im Garten. Hinter der Tischlampe verschwanden die Gestalten zu Umrissen. Der Abend spielte den großen Trumpf aus, man konnte mit leisen, sinnlosen Worten Fangball spielen, nur etwas galt: da sein. Die Stimmung der verrückten Sommernacht zerflatterte, als ein Teil der Gäste aufbrechen mußte. Langsam tastete die Gruppe den dunklen Weg zur Bahn. Georg Hirschfeld. Er war geblieben. Und starb in einem Münchener Krankenhaus, kurz bevor die Nazis ihn nach Theresienstadt deportieren wollten. Wir waren am Bahnhof angekommen. Niemand konnte ahnen, daß hier einmal Züge, vollgepfercht mit menschlicher Fracht, Nacht für Nacht neue Opfer für das Konzentrationslager anrollen würden. Dachau. Damals ein unbefleckter Name, und wir waren müde und glücklich und jung. *(1958)*

WILLY HAAS

Ein literarischer Ahnherr des Münchener Antisemitismus

Wer den Quellen des Antisemitismus in Hitlers Münchner Jahren nachgeht, darf eine seltsame Episode nicht vergessen, die sich in dem esoterischesten Dichterkreise Deutschlands und in den patrizischen Salons des Hauses Bruckmann, des großen Kunstverlages, ereignete, die aber dann ihre Schatten in die tiefsten Niederungen des Vulgärantisemitismus warf und schließlich mit der Vernichtung der deutschen Juden überhaupt endete. Wir meinen die Freundschaft Stefan Georges mit Alfred Schuler (1865—1923) und das Ende dieser Freundschaft, bei der der weit unbedeutendere Ludwig Klages (geb. 1872) eine entscheidende Rolle spielte.

Wir bringen hier dazu nur einige Quellen und Dokumente, da die Auseinanderfaltung der ganzen, durch Jahre schwelenden Affäre den gegebenen Rahmen sprengen würde.

Schuler und Klages gehörten, wie der Jude Karl Wolfskehl, mit dem sie befreundet waren, dem engsten Münchner Kreise Stefan Georges an. Sie teilten alle drei die Vorliebe für antike und prä-antike Mysterien, Orgien, erotische und gnostische Kulte der Erde und des Blutes, — zum Teil sehr alte Kulte, die in der spätrömischen Kaiserzeit eine Art modische Erneuerung erfuhren. Karl Wolfskehl, ein Mann von enzyklopädischem Wissen, hatte, wie auf so vielen anderen Gebieten, auch auf diesem solide und wohlerworbene Kenntnisse. Auch Klages, der vor allem an J. J. Bachofens „Mutterrecht" anknüpfte — dessen Wiederentdecker zu sein er sich höchst irrtümlicherweise rühmte — war auf diesem Gebiet, wenn er exakt blieb, einigermaßen zuverlässig. Inwieweit Schulers somnambule Träume, Phantasien und Ekstasen in seinen Vorträgen über spätrömische Cäsaren im Hause Bruckmann auf irgendwelchen konkreten Kenntnissen beruhten, läßt sich gar nicht mehr kontrollieren; vermutlich kannte er zumindest ein Werk, das monumentale Werk Jacob Burckhardts über „Das Zeitalter Constantins" mit seiner berühmten Darstellung des religiösen Synkretismus asiatischer Kulte im degenerierten spätantiken Rom. Aus diesen, wenig bekannten mystischen und chthonischen Kulten entwickelte Schuler, inmitten eines dichten Gestrüpps symbolischer und allegorischer Auslegungen aus dem Bereich des späten Kaiserlichen Roms, seine Lehre von der „Blutleuchte" und dem „Jahwismus" und „Molochismus" der Juden, die dann von seinem Freunde Ludwig Klages zu einer unbeschreiblich vulgären Art von Pogrom-Antisemitismus vom Niveau des Streicherschen „Stürmer" degradiert wurde.

Die geheimnisvolle Gestalt Schulers hinterließ einen tiefen und dauernden Eindruck im Leben und Werk des Meisters Stefan George. Darüber macht Robert Boehringer in seiner bekannten Standard-Ikonographie Stefan Georges exakte Angaben:

„Schulers Dämonie droht aus manchem Gedicht Georges: seinem Ingenium ist ‚Porta Nigra' gewidmet; im ‚Maskenzug' zeigt er sich neben dem Cäsar; ‚als hausgeist der um alte mauern wittert' beschwört er im ‚Stern' römische Reste, und selbst im ‚Geheimen Deutschland' erscheint noch einmal ‚unheimlichen schleichens der Dämon'.
Die nachgelassenen Schriften Schulers können die starke Wirkung, die von seiner Person ausging, nicht bestätigen, und beim Anblick der zierlichen Buchstaben seiner Handschrift fragt man sich unwillkürlich, ob hier nicht ein verworrener und schwacher Mensch, der mit seiner ‚Maman' lebte, den ungeheuren Abstand zwischen Wunsch und Erfüllbarkeit seiner Träume unter Rokokoformen verbarg.
Ludwig Curtius hat Schuler noch als Archäologen in Furtwänglers Seminar erlebt, und nun hat er, nach 50 Jahren, höchst anschaulich in seinen Lebenserinnerungen Dämonie und Dürftigkeit Schulers gezeigt. In unverfälschtem Pfälzerisch habe Schuler eine gewisse Virtuosität der mündlichen Rede erreicht. ‚Aber nicht in dieser bestand ihre Hauptwirkung, sondern in der Persönlichkeit Schulers selbst, der tief von der Wahrheit seiner Lehre durchdrungen wie ein Gottbegeisterter sprach, ja sich selbst für einen von den Göttern Geweihten und auch Heimgesuchten hielt, auch einen im besondern Sinn mit Ludwig II. von Bayern und der Kaiserin Elisabeth von Österreich Schicksalverbundenen. Sein Einfluß war groß. Von ihm stammt die Verklärung der späten römischen Kaiserzeit in Georges ‚Algabal' und noch in der ‚Porta Nigra'. Er hat dem Hakenkreuz, das er bei Bachofen fand, zu seiner verhängnisvollen Rolle in der jüngsten deutschen Geschichte verholfen, und zu den Quellen, die den deutschen Antisemitismus gespeist haben, gehört auch sein Haß gegen das jüdische Christentum.' Allerdings hat George erst 1893 Schuler kennen gelernt, und der Algabal ist 1892 erschienen; aber Schulers Bedeutung ist dennoch groß und von Dauer gewesen."

Eines der entsetzlichsten Gedichte des großen Stefan George, die „Porta Nigra", trägt die lateinische Widmung „Ingenio Alf. Scolari", „Dem Genius Alfred Schulers". Stefan George hat die Widmung niemals, bis zu seinem Tode nicht, entfernt — und er wußte wohl, warum. Er verdankte die Vision des römischen Buhlknaben, der im Schatten der Porta Nigra den römischen Legionären auflauert und dessen Geist dennoch die heutigen Deutschen verachtet, durchaus Alfred Schuler. Die letzte Strophe des Gedichts lautet:

„Das edelste ging euch verloren: blut...
Wir schatten atmen kräftiger! lebendige
Gespenster! lacht der knabe Manlius...
Er möchte über euch kein zepter schwingen
Der sich des niedrigsten Erwerbs beflissen
Den ihr zu nennen scheut — ich ging gesalbt
Mit perserdüften um dies nächtige tor
Und gab mich preis den söldnern der Cäsaren!"

Und noch später, in dem schmalen Band „Der Krieg", dichtet Stefan George um den ersten Weltkrieg ganz im Sinne Alfred Schulers:

„Ihn packt ein tiefres grausen. Die gewalten
nennt er nicht fabel. Wer begreift sein flehn:
‚Die ihr die fuchtel schwingt auf leichenschwaden,
wollt uns bewahren vor zu leichtem schlusse
und vor der ärgsten: vor der blut-schmach!' Stämme
die sie begehn sind wahllos auszurotten,
wenn nicht ihr bestes gut zum banne geht."

Es kam zur Katastrophe, als Klages und Schuler den Bruch mit allen Juden von Stefan George forderten — darunter mit so bedeutenden wie Karl Wolfskehl, Friedrich Gundolf und Ernst Kantorowicz, die alle Georges Kreis, dem exklusiven Kreis der „Blätter für die Kunst" angehörten. George lächelte. Schuler hatte vor ihm sogar seinen rabiaten Mitantisemiten und Freund Klages verdächtigt: „Klages stammt aus Hannover, bis Hannover sind die Phönizier gekommen, also ist Klages auch ein Jude." — Die geistreiche Gräfin Franziska Reventlow, die den Münchner Kreis um George genau kannte, karikiert die „Kosmiker" Klages und Schuler bezaubernd in ihrem Roman „Herrn Dames Aufzeichnungen".
Seine „Blutleuchte" erläutert sein Mitdenker und Mitläufer Ludwig Klages in der 1940 erschienenen Ausgabe der Fragmente Schulers folgendermaßen:

„Was sich seit der Renaissance Wissenschaft nannte, nahm er uneingeschränkt für eine Entartungsform seelischer Wirklichkeiten; vom ‚Geist', den ich manchmal gegen, wie mich dünkte, allzu wenig um ihn bekümmerte Behauptungen ins Feld führte, äußerte er mit dem Lächeln des Auguren, den hätten wohl die Professoren erfunden (!), und für die rationalistische Weltauffassung seines Jahrhunderts hatte er die drastische Wörterknüpfung ‚Gehirnstrolcherei' bereit. Quell aller schöpferischen Mächte war ihm das Blut, das er mit einem wieder und wieder erneuerungsbedürftigen Leuchtstoff geschwängert dachte in solchen Personen, von denen in Zeiten des Niedergangs die allgemeine Wiedergeburt zu erwarten sei. Versuchte ich einzudringen in die Entstehung seines Wissens von der ‚Blutleuchte', ein Wort, das er so zu gebrauchen pflegte, als wäre die Bedeutung jedem bis in den Grund vertraut, so fand ich mich schließlich einem innerlich Wahrgenommenen, mit dem Auge der Seele Erschauten gegenüber, das mich umsomehr in seltsame Unruhe versetzte, als es Erinnerungen anklingen ließ an eigene Erfahrungen aus den Jahren der Fülle. Kurz, die Kristallisationskerne waren, um mit Goethe zu reden, Urphänomene, aber nicht inbezug auf Pflanzen und Tiere, sondern Urphänomene gesteigerten Seelenlebens, von einem sie belauschenden, besser noch, seinen bildartigen Erscheinungsformen zwangsmäßig zugewandten Bewußtsein mit seismographischer Genauigkeit festgehalten."

Judentum und Christentum waren Schuler durchaus blutsverwandt, dem arischen Hakenkreuz feindlich. Hierüber Klages:

> „Wer das ‚Odin-Fragment' liest, wird sich nicht wundern zu hören, daß Schuler zur Kennzeichnung der Wesensgegensätzlichkeit von Swastika und nicht zwar dem Kreuz überhaupt, wohl aber dem christlichen Kreuz für dieses die Wendung ‚kastriertes Swastika' zu gebrauchen pflegte... Hinter dem Gekreuzigten, dessen Deutung durch Schuler hier noch nicht spruchreif ist, und vollends seinem Verkünder Saulus-Paulus steht Jahwe und demgemäß Juda als Träger des Jahwismus."

Über diese „Blutleuchte", besonders im spätrömischen Reich der Imperatoren, hielt also Schuler im Hause Bruckmann in München Vorträge. Das Publikum muß trotz des patrizischen Milieus etwas gemischt gewesen sein; Schuler brachte seine männlichen Favoriten mit, die natürlich nicht immer den besten Kreisen angehörten. Dazu weiß der zuverlässige Boehringer eine interessante Pointe. Er erzählt:

> „Wolfskehl hat mir gesagt, zum Umgang Schulers mit allerlei Burschen habe auch ein junger Mann aus dem Personal der Vier Jahreszeiten, der Ferdinand, gehört und ein anderer namens Adolf. Im ersten seiner Vorträge, die Schuler 1922 im Hause Bruckmann in München hielt, steht der Satz: ‚Im Zentrum des alten Lebens steht als Symbol das Swastika, das sich drehende Rad', und dazu habe Schuler sich aus dem Stegreif eindringlich über dieses verbreitet. Man weiß, wer damals zu den Besuchern des Hauses Bruckmann gehörte. Dort hat ein maniakischer Rabulist, der doch ‚ein tief gütiger liebenswürdiger Mensch von beinah gewählten Formen weltmännischer Höflichkeit gegen Jedermann' gewesen sein soll, seine verwirrenden Behauptungen in das arme Hirn eines hybriden Tölpels gesenkt. Es war Schulers Saat, die aufgegangen ist und zur Zerstörung Deutschlands geführt hat."

Stefan George selbst hat sich zuletzt doch dem Banne Schulers, nach dessen Tode, gänzlich entzogen. Er wanderte nach dem Tessin aus, als sein Freund, der Historiker Professor Ernst Kantorowicz in Kiel, von Goebbels abgesetzt wurde. Der junge heroische Claus Graf Schenk von Stauffenberg, der noch 1944 durch seinen ruhmvollen Attentatsversuch auf Hitler Deutschlands Ehre in letzter Stunde zu rehabilitieren versuchte, war einer der spätesten Freunde und Jünger Stefan Georges gewesen und hatte an seinem Totenbett gestanden; und ein unbestätigter Mythus sagt, daß seine Tat ein Vermächtnis des sterbenden Stefan George im Jahre 1933 gewesen sei. *(1958)*

STEFAN ZWEIG

Aus „Abschied von Rilke"

Nur wer mit Toten vom Mohn
Aß, von dem ihren,
Wird nicht den leisesten Ton
Wieder verlieren.

Jene Prosa-Elegie des Malte Laurids Brigge über den fremden Tod, die düster gewandelten Strophen des „Requiem", was waren sie, wenn nicht vorausgeahndeter Grabgesang und Anruf des eigenen Todes? Er hat ihn innen gefühlt, jahrelang schon, aber wie alles Gefühlte ihn groß erhoben und verwandelt ins Gedicht, bis sein Tragisches nur mehr tönende Trauer war und die Mahnung ins Vergängliche selbst Unvergänglichkeit. Wir jedoch, wir liebevoll Lauschenden, betört von dieser Musik, wir liebten den in ihm wachsenden Tod ahnungslos mit seinem Leben und genossen die seltene Süße, dies selig Sichlösende, als ein Geschenk. Und erst als dieser Tod grob in die Welt schlug wie eine plötzlich zufallende Tür, da schraken wir auf und sehen bestürzt nun die eingebrochene Leere und die Armut unseres Zurückgebliebenseins. Aber mit diesem Tod zu rechten, ihn früh und grausam zu nennen, nein, das wäre nicht seines Sinns. Wir haben ehrfürchtig zu sein vor diesem Tode um seiner Ehrfurcht willen. So viel dieser Tod uns auch genommen an ungesagten Dingen und unsagbaren Möglichkeiten, dies müssen wir ihm dennoch danken, daß er ein hohes Bildnis uns unverstellt erhalten bis zur letzten Stunde und Rainer Maria Rilkes Andenken als ein vollkommenes vor unserer Liebe steht, eine hohe Gewähr für jeden Bemühten im Geiste, eine erlauchte Bürgschaft für jede Jugend, daß durch Sammlung die Seele und Reinheit des Daseins des Dichters auch heute noch möglich ist in unserer dem Dichterischen abwendig gewordenen Welt. Er war dieser Dichter, er blieb es bis zum letzten Atem seiner Lippe und es ist die einzige Tröstung unserer Trauer, daß wir sagen dürfen: wir haben ihn erlebt.

(1927)

LION FEUCHTWANGER

Vom Geschichtsbewußtsein der Juden

Wodurch unterschieden sich von jeher und unterscheiden sich noch heute die Juden von allen anderen Völkern? Ich glaube, was sie am meisten aus den andern heraushebt, ist das immer lebendige Bewußtsein gemeinsamer Geschichte. Dieses Bewußtsein hat vor mehr als vier Jahrtausenden einige kleine Nomadenstämme vereinigt, dergestalt, daß sie ein Reich aufzurichten vermochten, und später ein zweites. Dieses Bewußtsein gemeinsamer Geschichte hielt die Juden zusammen in der Zerstreuung eines fast zweitausendjährigen Exils und machte sie fähig, nun ein drittes Reich zu gründen.

Das Wesen und Werden keines andern Volkes ist so durchtränkt mit Geschichte wie das der Israeliter, alle ihre Taten taten sie im Namen ihrer Geschichte, durch ihre Geschichte, nicht durch Rasse, fühlten und fühlen sie sich zusammengehalten. Der Gott Israels ist kein Naturgott, vielmehr bewährt er sich durch seine Taten, er ist ein Gott des ewig-fließenden Werdens und Geschehens, sein Name wird gedeutet: „Ich bin, der ich sein werde." Er ist ein Gott der Geschichte. Jedes Erlebnis Israels wird betrachtet als Fortsetzung früherer und als Verknüpfung mit zukünftigen Ereignissen. Kein Volk hat das Fließende, die Dynamik dessen, was es als Gemeinsamkeit erlebte, so tief empfunden wie Israel, doch kein Volk auch so tief das Ewig-Gleiche, Beharrende in diesem ewigen Wechsel. Die Wellen verrinnen, der Fluß ist derselbe.

Die Verknüpfung mit den Vätern und Vorvätern wird niemals unterbrochen, die Zukunft, das messianische Zeitalter, niemals aus den Augen verloren. Kein Volk gedenkt in seinen Bekenntnissen und in seinen Gebeten so häufig der Väter wie das jüdische, keines auch hält in der tiefsten Not so fest an der Überzeugung von seiner seligen, messianischen Zukunft. Das ganze Land Israel ist voll von Geschichte, kein Fluß, kein Berg, keine Stadt, wo sich nicht die Väter und ihr Gott bewährt hätten. Der Glaube der Juden ist durch und durch geschichtlich, er geht zurück auf Fakten, sie haben ein Bündnis mit ihrem Gott, das gegenseitige klarumrissene Verpflichtungen enthält. Gott erweist sich ständig durch die Geschichte Israels. Israel hat sich auf die gleiche Art zu bewähren. Dem Volk Israel ist also seine Chronik nicht dürre Vergangenheit, sie lebt und wirkt fort. Abrahams gehorsame Bereitschaft, den Sohn zu opfern, der Auszug aus Ägypten — das sind nicht etwa Ereignisse, die in sagenhafter Urzeit stattgefunden haben, sie sind lebendig, sind heutig, sie leben im Bewußtsein der Juden, befeuern sie im Glück, richten sie auf im Unglück. Moses hat die Israeliter nicht vor dreitausendvierhundert Jahren aus Ägypten geführt, er befreit sie an jedem 14. Nissan. Jerusalem ist nicht vor neunzehnhundert Jahren zerstört worden, es wird zerstört an jedem 9. Ab.

Mohammed hat die Juden „Das Volk des Buches" genannt. Mit Recht. Das Buch, das Große Buch, ihre Heilige Schrift, ist die Grundlage ihrer völkischen

Franz Rapp

Lucian Scherman
Gemälde von Oskar Graf

Emanuel Kirschner

Otto Bernheimer
Skizze
von Olaf Gulbransson,
1948

Existenz. Das Skelett dieses Buches aber ist die Darstellung und Deutung der Geschichte Israels.

Die Israeliter waren das erste Volk, das Geschichte schrieb. Früher als alle andern haben sie versucht, die einzelnen historischen Begebenheiten in sinnvollen Zusammenhang zu bringen, sie als Glieder einer großen Kette zu sehen. Lange bevor die Griechen Ordnung und Folge in ihre Überlieferung brachten, faßten die Juden ihre Überlieferung und Aufzeichnungen in sinnvolle, kontinuierliche Geschichte zusammen. Ihr Gott wies ihnen die Richtung, und alle Geschehnisse wurden bestimmt von der Folgsamkeit, mit der sie diese Richtung einhielten, mit der sie den „Bund" wahrten. Sie fühlten und fühlen sich als „Söhne des Bundes". Jeder einzelne ist Glied der Kette, die sie mit Gott verbindet, jeder einzelne ist Instrument der Geschichte der Gesamtheit.

Der überhaupt erste, der die Chronik eines Volkes im Zusammenhang darstellte, war jener große Dichter und Erzähler, den die Bibelwissenschaft den Jahvisten nennt. Dreihundert Jahre vor Thukydides schuf er sein großes Geschichtswerk. Und elfhundert Jahre vor Plutarch schuf ein genialer Mann, vermutlich Ebiatar, der Kanzler des Königs David, die erste runde Darstellung eines historischen Menschen, eingebettet in seine Zeit, eben die Erzählung von dem alternden David und von seiner Nachfolge.

Geschichte ist der innerste Kern jüdischen Denkens und Fühlens. „Vergiß es nicht!" schärft die Bibel ein, wenn sie von dem tückischen Überfall des Königs von Amalek auf die Nachhut der Israeliter erzählt, und Tag für Tag seit zweitausendfünfhundert Jahren gedenkt der betende Jude dieses kleinen Wüstenkönigs und seiner Tücke. Die großen Dichter der Juden verknüpfen, was immer sie schreiben, mit der Chronik ihres Volkes und wirken es in sie ein. Die Erzählung von Ruth der Moabiterin, diese herrlich schlichte Erzählung mit ihrer Mahnung zur Toleranz, ist vermutlich entstanden aus politischen Erlebnissen des Dichters, der um die Zeit des Esra blühte, aber der Dichter erhöht die Glaubhaftigkeit seines Werkes, indem er es einhängt in die frühe Geschichte seines Volkes und seine Heldin zur Ahnin Davids macht. Die meisterhafte Erzählung von der wunderbaren Errettung der persischen Juden durch die Königin Esther vermeidet mit hoher Klugheit jede fromme Deutung, vermeidet selbst die Erwähnung Gottes und verbrämt statt dessen die Darstellung mit zahllosen Schnörkeln persischer Hoftradition, auf daß sie als rein chronikalischer Bericht wirke, exakt bis ins kleinste Detail.

Und in dieser Form, als Kettenglieder der Geschichte Israels, sind diese großen literarischen Schöpfungen, die Bücher Ruth und Esther, ins Bewußtsein des jüdischen Volkes eingegangen. Und in dieser Form, als organische Teile sinnvoll geordneten, ungeheuern Geschehens, leben sie fort.

Die meisten Juden heißen nach großen historischen Gestalten; die Namen sind bestimmt, den späten Träger an den Vorfahr zu erinnern. Jahraus, jahrein, an jedem Sabbath, wird dem Juden eingeprägt das Wissen um die Begebenheiten der Urväter, auf daß es zu einem lebendigen Teil seines Wesens werde. Diese Spürung seiner Geschichtlichkeit gibt dem Juden eine tiefe Beruhigung, den festen Glauben an die Notwendigkeit, an den sinnvollen Ablauf alles Gesche-

hens. Dieser Glaube stärkte ihn in den Zeiten der Not, so daß er lieber den Tod erlitt, alsdaß er den Zusammenhang mit seinem Volke aufgegeben hätte.
Auch die Überzeugung von der messianischen Sendung ist in der Geschichte Israels verankert. Die Gestalt des Messias selber ist nicht vag und utopisch, sie ist fest eingefügt in die historische Folge der Geschlechter: der Messias wird ein Sprößling Davids sein. Die Bestimmung Israels ist es, seine große Vergangenheit zielgerecht bis ins Messianische fortzuführen. Israels Geschichte kennt frühere Messiasse, echte Messiasse; selbst der Perserkönig Kyros, der den Juden die Rückkehr in ihr Land gestattete, war ein solcher. Der erwartete Messias wird nur der letzte, höchste sein, und sein Zeitalter der Abschluß einer langen Bereitung und Entwicklung.
Auch das stolzeste Ereignis der neueren Geschichte der Juden, die Errichtung ihres Dritten Staates im Lande Israel, hat zur Quelle dieses lebendige Bewußtsein der historischen Kontinuität. Gründe der Vernunft rieten den Männern, die ihr Leben der Errichtung eines solchen Staates widmeten, das Uganda-Angebot der britischen Regierung anzunehmen: doch sie folgten nicht den Gründen der Vernunft, sondern ihrem geschichtlichen Bewußtsein, das sie auf Zion verwies, auf Zion allein.
So stark ist das Bewußtsein der Geschichtlichkeit in dem jüdischen Menschen, daß selbst solche Juden nicht davon loskamen, die von ihrer Gemeinschaft mit den andern nichts wissen wollten. Karl Marx, der Schöpfer des historischen Materialismus, erblickte das höchste Unheil, das ein Volk befallen kann, darin, daß es „in die Geschichtslosigkeit versinkt".

Wie alle andern Begriffe der Juden erhält auch ihre Auffassung der Unsterblichkeit ihre besondere Farbe von diesem steten Bewußtsein historischer Sendung. Der sterbende Vater in der Bibel faßt den Sinn seines Lebens in eine Botschaft an seinen Sohn zusammen und überläßt ihm die Weiterführung seines Lebens. „Es ist uns aufgetragen, am Werke zu arbeiten, es zu vollenden, ist uns nicht aufgetragen." Isaak führt das Leben und die Ideen Abrahams fort, Salomo vollendet den Traum und das Werk Davids, baut, was diesem zu bauen nicht vergönnt war, merzt die Feinde des Vaters aus, rundet das Reich. Der Tote lebt auch auf Erden weiter in den Taten der Söhne und Enkel, und in ihren Namen.
Sehr früh schon setzt sich in der jüdischen Gemeinschaft der Glaube durch, daß nur der wissende Teil des Menschen nach dem Tode fortlebt, seine Erkenntnis; diese Erkenntnis aber ist in ihrem Kern Wissen um die Geschichte und ihren Sinn.
Es ist dieses intensive Gefühl des „Stirb und werde", das die ganze historische Dichtung der Bibel durchzieht.
Ich sagte historische Dichtung. Das soll beileibe nicht heißen, daß ich etwa die Geschichte, wie sie von der Bibel berichtet wird, als „Erdichtung" verunglimpfen wollte. Was ich sagen möchte, ist vielmehr dies: die Geschichtsschreibung der Juden war sich schon sehr früh bewußt, daß der bloße Bericht von Fakten wenig besagt, daß er, um aus Richtigkeit Wahrheit zu werden, erst der sinnvollen Ordnung, Deutung und Dichtung bedarf. So selbstverständlich

scheint das den Autoren der Bibel, daß sie naiv den Prosa-Bericht des Sieges der Debora in der Ebene Jesre'el und das Lied der Debora nebeneinanderstellten, wiewohl der Bericht und das Lied einander in Einzelheiten widersprechen. Und an zahllosen andern Stellen bezieht sich der Bericht der Bibel auf ein Lied oder mündet selber geradezu ins Lied.

Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verkündete Aristoteles, daß historische Dichtung wahrere Wahrheit vermittle als der nackte historische Bericht. Schon sechshundert Jahre vorher hatte die Bibel diese Theorie in Praxis umgesetzt.

Der jüdische Schriftsteller, der heute historische Romane schreibt, fühlt sich tief bestätigt durch das Bewußtsein, daß er die großartigste literarische Tradition fortführt, welche der Erdkreis kennt: die der Bibel. *(1957)*

LION FEUCHTWANGER

Der Literarische Verein „Phöbus" und seine Heine-Feier

Was den literarischen Verein „Phöbus" anlangt, so ist das eine im ganzen rühmliche und amüsante Geschichte. Dieser Verein wurde in den ersten Jahren des Jahrhunderts von sehr jungen Leuten gegründet, zumeist jüdischen Studenten. Er war sehr fortschrittlich und brachte viel Bewegung ins literarische Leben Münchens. Er führte Stücke von Autoren auf, die damals viel umstritten waren, wie Vollmöller, Eulenburg, u. a. Auch Hauptmanns „Elga" wie „Und Pippa tanzt" wurden unter den Auspizien des „Phöbus" in München uraufgeführt (übrigens auch meine ersten dramatischen Versuche). Der Verein veranstaltete viele Vorträge literarischen Inhalts: fast alle angesehenen Kritiker Berlins sprachen dort: Alfred Kerr, Siegfried Jacobsohn, Stefan Großmann, etc. Auch ließ der Verein Dramen, die noch nicht aufgeführt waren, von den führenden Schauspielern Münchens mit verteilten Rollen lesen. Die Veranstaltung, die finanzielle Beiträge für ein in Hamburg zu errichtendes Heine-Denkmal ergeben sollte, fand am 19. Januar 1908 im Festsaal des Hotels „Vier Jahreszeiten" statt. Ein „geharnischtes" Inserat in den „Münchner Neuesten" hatte am Vortag dazu eingeladen. Alles, was in München zur Gesellschaft und zur Literatur zählte, war da. Kerr hielt eine Rede, Ernst von Possart sprach Heinesche Gedichte. Es kam auch, soweit ich mich erinnere, ein sehr ansehnlicher Betrag zusammen, der Alfred Kerr überwiesen war; er war der Präsident der Gesellschaft für das Heine-Denkmal. Warum dann das Denkmal nicht aufgestellt wurde, weiß ich nicht mehr. Soweit ich mich erinnere, wurde die Veranstaltung damals sehr freundlich aufgenommen, — vom Publikum wie von der Presse. *(1958)*

THOMAS MANN

Freund Feuchtwanger

Lion Feuchtwanger — „der Lion" (ohne Nasal), wie seine rüstige, treue, hilfreiche Martha sagt, die immer achtgibt, daß er genug Salat ißt, der soll so gesund sein, — der Lion also wird siebzig Jahre alt. Das ist ein Fest, an dem ich teilnehmen muß — so fern von ihm, durch große Räume verhindert, der birthday party beizuwohnen, die drüben, in seinem Haus oder einem anderen, wohl gar in offizieller Form, als Veranstaltung der University of Southern California, wie ich mir vorstellen kann, unter viel schönen Reden begangen wird. Er hat noch immer Freunde genug an der sonnigen Küste da, obgleich so viele Emigrationskameraden, die sich an ihr niedergelassen, verstorben oder verzogen sind. Werfel, Bruno Frank, Alfred Neumann sind tot, und uns hat, wie so manchen, Europa wieder an sich genommen — wenn ich's bedauere, so nicht zuletzt um des Verlustes willen der guten Nachbarschaft mit dem lieben, unterhaltsamen Mann.

Zwanzig Jahre und ein paar mehr denke ich zurück: da las ich in München mit hellem Vergnügen seinen großen satirischen Roman „Erfolg", — erheiterndes Labsal für jeden, der litt unter dem, was schauderhaft um sich griff, der politischen Viecherei, die heillos heraufkam, — erstaunliches Beispiel dafür, wie komische Kunst über das Gemeine zu trösten vermag, wo sie doch weiß, daß sie es nur aufzeigen und köstlich bloßstellen, seinen Sieg aber nicht aufhalten kann. Wie sonderlich leichtsinnig handelt doch einer in solchem Fall! Er weiß genau: kommt das, was ich da verhöhne, zur Macht, wie es nur zu wahrscheinlich ist, so bricht mir mein Werk den Hals, so ist meines Bleibens nicht, ich muß fliehen — wenn ich's noch kann. Wissentlich gräbt er sich selbst den Boden ab — aus Übermut kaum. Er muß es — es ist da ein Auftrag des Geistes, der keine Selbstschonung duldet und alle Furcht niederhält.

Feuchtwanger stand damals bereits in voller Berühmtheit. „Jud Süß" war da und „Die häßliche Herzogin", Erzählerwerke, in denen er ganz schon war, der er geblieben ist: solid und unterhaltend, seriös und das, was die Englischen readable nennen, das ist: zugänglich, genießbar, spannend, unschwerfällig bei aller Gediegenheit der historischen Fundamentierung. So angesehen war er in England schon, wenn noch nicht in Amerika, daß er das Maß abgab für alles, was sonst hinüberkam. Das höchste Lob, das einer ernten konnte, war: „It's nearly like Feuchtwanger." Und dabei die Aussprache! Sie lautete ungefähr: „Fuschtwänscher". Nie war ein Name namhafter und zugleich unaussprechlicher.

Es ist sonderbar, daß ich ihn in München, dessen Sohn er war, und wo ich vierzig Jahre verbrachte, persönlich kaum gekannt habe. Man sah sich gelegentlich, aber ein freundschaftlicher Kontakt stellte sich nicht her. Das geschah erst in Sanary sur Mer, wohin ich 1933 nach längerem Aufenthalt in Lugano

kam. Wie hübsch war es dort! Ein anregender Kreis Deutschlandflüchtiger hatte sich um René Schickele, der das Zentrum bildete, versammelt: Julius Meier-Graefe, Arnold Zweig, mein Bruder Heinrich waren da, man traf Aldous Huxley, man kam mit Paul Valéry zusammen und erprobte die Verständnislosigkeit des westlichen Ästhetizismus für das, was uns aus Deutschland vertrieben hatte. Valéry fand es charmant, daß die Nazis den Geist so verachteten. „Wenn man welchen hat", bekam er zur Antwort, „mag das ganz gut sein." — „Ah, ça c'est très bien!" rief er aus, nun wieder charmiert von dieser Wendung.

Kleine Sommergartenfeste vereinigten die literarische Kolonie zu intimen Vorlesungen von Neugeschriebenem. Wir bewohnten eine kleine Villa auf der „Colline" mit ihren roten Felsen über dem blauen Meer, — das erste private Heim wieder nach langem Hotel-Dasein. Aber was war es gegen das prächtige Haus, worin Feuchtwanger, schon länger als wir zur Stelle, gründlich ausgeplündert wie auch er doch war, sich niedergelassen hatte! Als er's uns zeigte, wünschte ich, Dr. Goebbels wäre dabei, um zu sehen, daß es schön war auch anderswo. Ein Lebenskünstler, behaglich in der Arbeitsamkeit, weiß „der Lion" überall das schönste Haus in der schönsten Lage ausfindig zu machen und seinem harten Fleiß — um den geht es im Grunde — die angenehmsten Bedingungen zu sichern. In Californien später war und ist es nicht anders. Wie er dort haust, ist fabelhaft.

Ein wahres Schloß am Meer ist sein, in den malerischen Hügeln der Santa-Monica-Bucht mit prachtvollem Ausblick gelegen, in dessen weitläufigen Wohnräumen die kostbare Büchersammlung sich reiht, die er stetig vermehrt. Das Studienzimmer aber, im Oberstock, auch mehr ein Saal als ein Zimmer, ist nach Möbeln und Gerät die dienlichste, bestorganisierte literarische Werkstatt, die mir je vorgekommen. Doch arbeitet er mit seiner Sekretärin nach eigentümlichen, ja wunderlichen Methoden, von denen ich noch reden muß. Dort ist in unermüdlicher, ununterbrochener Tätigkeit sein „Goya", sein originell konzipierter „Jean-Jacques" entstanden. Dort diktiert er jetzt bis tief in den Nachmittag, nach der üblichen gründlichen Vorbereitung, seine „Jüdin von Toledo", von deren gleichmäßigem Fortschreiten er mir berichtet, und bei der ihm die Vertrautheit mit spanischer Geschichte und Atmosphäre zustatten kommen wird, die er beim „Goya" gewann. Nach den Staaten waren wir früher gelangt als er — tatsächlich entkam er nur noch mit Mühe und Not. Wir hatten Furcht um ihn ausgestanden und glaubten zeitweise dem Gerücht, daß er tot sei. Zu lange, wie mancher andere, hatte er sich in Frankreich verweilt, bis in den Krieg hinein, der deutschen Emigranten Gefahr und Ungemach brachte. Zusammen mit Golo, meinem zweiten Sohn, der gutgläubig aus der Schweiz gekommen war, um für die Sache der Alliierten zu kämpfen, wurde er in ein Konzentrationslager gesperrt. Später nahm der amerikanische Konsul sich seiner an; ich glaube, er hielt ihn eine Weile bei sich versteckt; und Roosevelts „Presidential Emergency Advisory Committee" brachte ihn und seine Frau — es war wohl August 1940 — gleichzeitig mit meinem Bruder, Neumanns, Werfels zu uns herüber. In Pacific Palisades denn also entwickelte der sich in Sanary angebahnte, freundschaftliche Verkehr, den ich nun vermisse, die vielen

Abende kamen, bei ihm oder bei uns, mit ernsten und heiteren Gesprächen, Erinnerungen, Weltbetrachtungen, gegenseitigen Vorlesungen aus dem, worin wir uns gerade versuchten. Seinerseits ging er über diese intimen Mitteilungen hinaus; von Zeit zu Zeit versammelte er „Deutsch-Californien" in seinem Arbeitszimmer, um uns von einem erhöhten Stehpult aus, in seiner gemessenen, alle Überdramatisierung vermeidenden, anspruchslosen Art, die doch erkennen ließ, wie sehr es ihm um Reinheit und Richtigkeit des Wortes zu tun ist, eine Stunde lang oder anderthalb vorläufigen Einblick in ein entstehendes Werk zu gewähren. Ich sagte, daß er seine Bücher diktiert. Aber das ist nicht alles. Er diktiert sie bereits in embryonalem Zustand, die ersten Gedanken und Erwägungen darüber, die Skizzen der Charaktere, die Alternativen der Handlungsführung, die er prüft, zwischen denen er schwankt, — es ist eine Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte, ein kreativer Monolog, halb Werk schon, halb noch Sinnen darüber, was da stenographisch niedergelegt wird, und all das umgibt ihn, wenn es zum Letzten kommt, verschiedene Fassungen der Erzählung schwarz auf weiß — auf bunt vielmehr; denn sie sind auf blauem, grünem, braunem, rotem Papier geschrieben und auch noch numeriert, die sukzessiven Stadien anzeigend, die das Werk diktatweise durchlaufen hat, und die alle von ihrem Besten hergeben müssen, nun, da es endgültig in Form gebracht wird. — Ich habe nie eine kuriosere Arbeitsweise kennengelernt. Mir, dem das Diktieren an und für sich entsetzlich ist, und der beim Ausdenken eines Romans kein stenographierendes Medium im Zimmer brauchen könnte, ist sie so fremd wie möglich. Aber originell ist sie und muß für Studenten der Literatur höchst interessant sein.

Ich habe den „kleinen Meister", wie wir ihn wohl nannten, sehr gern. Außerordentlich gebildet, ein gelehrter Philolog und firmer Historiker, hat er einem viel zu geben. Sein Gespräch, anheimelnd münchnerisch gefärbt, wie es geblieben, sei es literarisch, politisch oder rein menschlich, ist belebend und belehrend, sein Lachen warm und ansteckend, sein Urteil über Welt und Menschen lieber humoristisch als streng. Besonders gerne höre ich ihn über sich selber sprechen, seine persönlichen Angelegenheiten, seine Verlags- und Übersetzungsprobleme, seine weiträumigen Erfolge, — und wirklich, er spricht häufig und ausführlich davon. Bei einem anderen könnte das langweilen, aber die behagliche Erfülltheit, mit der er es tut, ist dermaßen gewinnend, daß man mit wahrem Vergnügen zuhört und ihn durch Nachfragen beim Thema zu halten sucht.

Das Lebensfest, das er nun begeht, wird viele Federn überall in Bewegung setzen, — mit Recht, denn abertausende, in vielen Ländern, hat sein Werk ergötzt, bewegt und bereichert. Meine herzlichen Wünsche gehen zu ihm hinüber in unser ein wenig unwirtlich gewordenes Amerika, das ich wohl bitten möchte, ihn klüglich in Ruhe zu lassen bei seinen Büchern, den Blumen seines Gartens, und bei seiner Arbeit, durch die er das Land ehrt, wo sie geschieht.

(1954)

ROBERT RAFAEL GEIS

Drei Freunden

Nach der wechselvollen Geschichte des Mittelalters ist die jüdische Gemeinde München erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder erstanden, verglichen etwa mit Worms und Frankfurt eine junge Gemeinde. Ihre Menschen kamen aus kleinen Städten, die ein Eigenes an geistiger Bekanntheit und Vertrautheit besaßen, eine Andacht zum Kleinen und den Hang zur Individualität. Ihre Menschen kamen — was es in Deutschland nicht allzu oft gab — vom Land und aus dem Dorf, ihrem Wesen und Denken waren damit eigene Züge gegeben: eine gesunde, zähe Kraft, die konservative Art, die Treue gegen die überlieferte Form und die Hinneigung zum Brauch. Ihre Menschen kamen schließlich von überall her, Akademiker zumal, die sich von dieser bezauberndverzaubernden Stadt ihres Studiums nicht trennen konnten, nicht trennen wollten von ihrer Weltoffenheit und Weltfreudigkeit — und vielleicht die besten Münchner wurden. All das zusammen machte die Gemeinde München zu einer der interessantesten, menschlich lebendigsten innerhalb der jüdischen Gemeinden Deutschlands. Dreier Freunde sei hier gedacht aus der großen Zahl liebenswerter Menschen, die ich kurz vor dem Anbruch des Dritten Reiches und dem Untergang des deutschen Judentums dort finden durfte.

Dr. Ernst Wilmersdörffer, vor meiner Zeit 1. Vorsitzender der Gemeinde-Repräsentanz, war von seiner Jugend her vom Liberalismus geprägt, dessen großes Verdienst es gewesen, ein Europa der Gebildeten, eine Gemeinschaft der Bildung geschaffen zu haben. Juden hatten an diesem Prozeß leidenschaftlichen Anteil, einmal weil der starke Drang nach dem Geistigen ihnen seit altem ein Erbe war, zum anderen aus dem sicheren Bewußtsein, daß der Besitz dieses Gutes Heimatrecht in Deutschland und Europa verlieh. Das Gefährliche und Bedenkliche dieses Bildungsliberalismus lag im Ästhetischen, das den Tag umgibt, doch nicht das Leben zu erfüllen vermag, den Menschen zu begleiten, nicht aber zu führen imstande ist. Diese Gefahr hat es in dem so kurzen Leben von Ernst Wilmersdörffer gegeben, aus dieser Gefahr konnte er sich wieder und wieder durch seine ganz ungewöhnliche Vitalität befreien. Es mag so mancher in München gewesen sein, den das Übermaß an Vitalität bei Wilmersdörffer schockiert, aber gerade diese Vitalität hat es verhindert, daß er nur ein Mensch seiner Zeit, ein alltäglicher Mensch wurde. Ein Jungenhaftes, ein immer Suchendes zeichnete ihn aus, nicht in dem Sinn eines Dumpfen und Quälenden, sondern in der ganzen Freude des Schöpferischen, dem Strahlen des Siegesgewohnten. Was war diesem begabten Anwalt nicht alles nah und vertraut? Welche Kenntnisse auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichte, Literatur- und Kunstgeschichte besaß er, zusammengehalten, harmonisch geeint kraft seiner Individualität. Er musizierte gleich einem Künstler, das bayerische Barock hatte in ihm einen großen Kenner und als Übersetzer des italienischen Histo-

rikers Benedetto Croce wurde er über den weiten Kreis seiner Freunde hinaus bekannt. Das Gnadengeschenk echter Freundschaft, eine der seltensten Gaben, war ihm gegeben, den ein plötzlicher Tod kurz vor Hitlers Machtergreifung dahinraffte. Rückschauend mag noch sein Sterben um die Wende der Zeiten wie ein letztes Stück seines Lebenskünstlertums erscheinen. An seinem Grab vereinte sich zum letzten Mal das geistige München aus Christen und Juden.

Zu den Vorfahren von Justizrat Dr. Elias Straus gehörten so erlauchte Namen wie der des großen Bibel- und Talmudkommentators Raschi, des Kabbalisten Elia Loans und des Baal-Schem von Michelstadt. Was anderen vielleicht ein Erbe und nur ein Erbe gewesen wäre, in ihm fand es lebendige Gestaltung. Seine Ahnen waren groß im Geist und offen in ihrer Frömmigkeit, noch er war behütet vor jeder kleinbürgerlichen Enge westlichen Konfessionalismus. Die Schätze jüdischer Weisheit und abendländischer Kultur standen ihm gleichermaßen zur Verfügung, einander ergänzend, nie ausschließend. Von der Gequältheit und Zerrissenheit, die so viele Juden als Kainszeichen seit der Emanzipation trugen, hatte er nichts. In der Weite seines Geistes und der unvorstellbaren Güte seines Herzens lagen die Möglichkeiten einer einmaligen Symbiose. Eli Straus, der religiös konservative Jude, gehörte der ersten Zionistengeneration Deutschlands an, was vor gar nicht langer Zeit genügte, um einen der angesehensten Juden Münchens nicht in die B'ne-Briss-Loge aufzunehmen. Ein Faktum, heute kaum mehr zu verstehen, das aber selbst damals nicht verhindern konnte, daß Eli Straus und das jüdische München eins waren. Als Zionist konnte er aus Gründen der Partei-Arithmetik immer nur an zweiter Stelle stehen, er tat das in seiner uneitlen Art gern. Was aber in kultureller Beziehung in der großen Einheitsgemeinde München und in dem Verband der Israelitischen Gemeinden Bayerns geschaffen wurde, war zum überwiegenden Teil sein Werk. Sein überwaches Empfinden für alle Bedrückten machte ihn darüber hinaus zum Vater der jüdischen Sozialarbeit, die er von der Willkür privaten Mitleids befreite und für die er die besten Mitarbeiter zu gewinnen verstand. Widerstände aus menschlicher Enge oder religiöser Indifferenz, an denen es nicht fehlte, zerbrachen an seiner Weisheit und seinem Sinn für Humor. Die Arbeit, die dieser gesuchte Anwalt im Interesse von Deutschlands Juden leistete, ging eigentlich über die Kräfte eines einzelnen Menschen hinaus. Freunde fragten sich oft, ob der Erfolg überhaupt in einem Verhältnis zu den Anstrengungen stehen könne, ob es für ihn nicht sinnvollere Aufgaben gäbe. Eli Straus stellte sich diese Frage nie. Er fühlte sich gerufen, konnte mit sich nicht geizen. Seine Frömmigkeit hieß zutiefst Demut. Als vom Tode Gezeichneter erlebte er noch den Beginn des Dritten Reiches, das zusammen mit seinen körperlichen Schmerzen ihm unvorstellbare Qualen bereitete. Gleich dem Gottesknecht aus den späten Kapiteln des Jesajabuches ging er seinen Weg, die Güte seines Herzens überstrahlt bis zuletzt die Trägheit und Roheit der Herzen in dürftig, fürchterlicher Zeit.

Verwandt mit Eli Straus, in Kanzleigemeinschaft mit ihm und sein Nachfolger im Vorstand der Jüdischen Gemeinde war Dr. Sigbert Feuchtwanger. Er entstammte der bekannten Familie, aus der neben begabten Bankiers auch der Schriftsteller Lion Feuchtwanger und der Polyhistor Dr. Ludwig Feucht-

wanger hervorgegangen sind. Sein Interesse galt von je wissenschaftlichen Fragen. Dafür zeugen neben vielen Aufsätzen die Werke „Staatliche Submissionspolitik in Bayern“ (1910), „Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem“ (1916), „Die freien Berufe, im besonderen die Anwaltschaft. Versuch einer Kulturwirtschaftslehre“ (1922). In seiner stillen, aristokratischen Art gehörte er zu den angesehensten Anwälten Münchens, den gerade rechtsstehende Kreise als ihren Vertreter in die Anwaltkammer wählten, ihn, den Juden und Zionisten. Er hat als 2. Vorsitzender der Gemeinde die schweren Tage des Niedergangs der deutschen Juden mitgemacht und seinen Standpunkt mit Würde und Ritterlichkeit vertreten. Spät kam er nach Israel. Dem dort schnell neu aufblühenden Bankinstitut seiner Familie (J. L. Feuchtwanger, gegründet München 1857) gehörte er als Syndikus an. Für jede nur praktische Aufgabe nicht recht begabt, hat er unter manch geistigem Verzicht die Forderung des neuen und so sehr veränderten Tages erfüllt und damit Wertvolles im Sinne der Privatbank geleistet. Sigbert Feuchtwanger hat die Tradition seines streng konservativen Vaterhauses immer bewahrt, ohne für sich den Anspruch zu erheben, ein religiöser Jude zu sein. Er litt unter dieser Spannung und wollte nicht einsehen, wie zukunftweisend er als ein Mann war, der zwischen denen stand, die glaubten, Religion sei ein fester Besitz und denen, die meinten, auf Religion verzichten zu dürfen. Was ihm Unruhe und Unbehagen bereitete, ist schließlich der einzige Weg, die Chance für eine religiöse Erneuerung des jüdischen Glaubensvolkes. Der im Westen und seiner Kultur Beheimatete empfand natürlich stark, daß der in Israel neu wurzelnde Jude unter einem Lebensgesetz stand, das nicht mehr ganz das seine werden konnte. In einer Weise, die tief bewegte, mühte er sich um Gerechtigkeit gegenüber Gedanken, die ihm fremd waren, um Objektivierung in einer Epoche sehr subjektiver Impulse und nationaler Wallungen. Bei aller Scheu und Zurückhaltung seines Wesens verspürte man dabei stark seine Verletzlichkeit und Melancholie. Doch gab er dem nicht nach, hielt seine Person für völlig unwichtig und bewährte sich damit in einem letzten Sinn eben als religiöser Mensch. Ein plötzlicher Tod überraschte den beinahe Siebzigjährigen, führte ihn leicht und schmerzlos aus einer Welt, die ihm schwer und schmerzensreich erschien — und die er dennoch geliebt und bejaht hatte.

Drei Münchner Juden — drei Männer, so verschieden und doch ein jeder bezeichnend für eine Epoche jüdischer Geschichte, die verheißungsvoll begann und grausig-blutig endete. Jahrhunderte waren am Werk gewesen, um diese menschliche Vollendung zu gestalten. Wie lange mag es dauern, bis ähnliche geistige Erfülltheit wieder möglich sein wird? Ihre Seele sei eingebunden in den Bund der Lebenden. *(1958)*

ALOYS WENZL

Richard Hönigswald

Richard Hönigswald, geboren am 18. Juli 1875 in Ungarisch Altenburg, wurde zum Dr. med. promoviert 1902 in Wien, zum Dr. phil. 1904 in Halle, habilitierte sich 1906 in Breslau, war dort von 1919 ab o. Prof. für Philosophie, von 1930—1933 in München, emigrierte im „Dritten Reich" nach USA. Er ist am 11. Juli 1947 in New York gestorben.

Hönigswalds systematische Bücher und Schriften haben zum Gegenstand die Grundfragen der Erkenntnistheorie und ihre Geschichte, die Grundlagen der Mathematik, der Denkpsychologie, das Verhältnis der Philosophie und Sprache, die Schöpfungsgeschichte; seine geschichtlichen Studien (in der Reihenfolge der Veröffentlichungen) galten Ernst Mach, Hume, der Philosophie von der Renaissance bis Kant, Hobbes und seiner Staatsphilosophie, Spinoza, Hegel und der italienischen Renaissance; 1933 erschien seine Selbstdarstellung.

Richard Hönigswalds Berufung auf den Lehrstuhl des 1929 verstorbenen, erst 46jährigen Erich Becher, nach München, bedeutete einen gewissen Bruch mit der Münchener philosophischen Tradition insofern, als einerseits seine Vorgänger Philosophie und Psychologie in Personalunion vertreten hatten, Hönigswald aber das Psychologische Institut nicht mit übernehmen wollte — dessen Leitung ging daher an den Pädagogen Aloys Fischer über — und als andererseits Oswald Külpe und Erich Becher Vertreter des kritischen Realismus und einer Verbindung der Philosophie und der Naturwissenschaften in Richtung auf eine induktive Metaphysik gewesen waren, Hönigswald aber in freilich originärer Art eine Form des Neukantianismus vertrat. Trotzdem war auch ein gewisser Zusammenhang des neuen Vertreters der Philosophie mit der Tradition seiner Vorgänger nicht zu verkennen, denn an der grundsätzlichen Problematik der Psychologie war ja gerade auch Hönigswald interessiert, seine „Denkpsychologie" stand durchaus in Bezug zu derjenigen Oswald Külpes, und wie seine Vorgänger war ja auch er als Mediziner durch die Naturwissenschaften hindurch gegangen, bevor er sich der Philosophie zuwandte. Er war auch von einer vornehmtoleranten und verständigen Haltung gegenüber den auf dem Boden des kritischen Realismus stehenden Kollegen und ihren Schülern. Hönigswald fand in München bald eine große Hörerschaft, er las im größten Hörsaal der Universität und von einer antisemitischen Haltung der Studentenschaft war ihm gegenüber nichts zu spüren. Sein Scharfsinn imponierte. Es ist schade, daß die Zeit es nicht zu einem längeren Dialog zwischen den verschiedenen Standpunkten, der gewiß nicht unfruchtbar gewesen wäre, kommen ließ. Aber das Unheil kam zuvor. Als die „Machtergreifung" kam, war es vor allem wohl die Schändung der menschlichen Vernunft, vor allem der „praktischen" Vernunft Kants, die ihn bedrückte, dann natürlich die Sorge um seinen Sohn, zuletzt wohl erst die um sich selbst; denn daß ihn selbst nach seiner Tätigkeit als

Arzt im ersten Weltkrieg der Terror treffen könnte, schien er nicht zu fürchten. Allein, noch im gleichen Jahr der Machtergreifung mußte er die Münchener Universität verlassen. Die „Säuberung" der Universität und speziell der Philosophie ging ja in München sehr systematisch vor sich: zuerst kamen die „Nichtarier" dran, dann die „Halbarischen" und die „Jüdisch-Versippten" wie A. Fischer, der mit seiner Familie ein besonders tragisches Schicksal erlitten hat, dann die aus weltanschaulichen und politischen Gründen „Untragbaren". Mit der Hinrichtung Kurt Hubers schloß die Kette, die mit der Entlassung Hönigswalds begonnen hatte. Sieben Vertreter der Philosophie mußten ihre Lehrtätigkeit aufgeben, auch die beiden Ordinarien Pfänder und Geyser durften nach ihrer Emeritierung nicht mehr lesen. Hönigswald wagte noch verhältnismäßig lange in München zu bleiben, er arbeitete weiter an seinen Problemen, seine Frau war ihm nach den Vereinigten Staaten vorausgegangen, um dort als Kunstgewerblerin eine Lebensbasis zu schaffen, Gott sei Dank folgte er ihr eben zur rechten Zeit. Erst nach dem Kriege kam er wieder mit den „inneren Emigranten", die in Deutschland geblieben sind, in Kontakt, aber 1947 ist er kurz vor seinem 72. Geburtstag gestorben. Seine Gattin und sein Sohn bewahrten seinen wissenschaftlichen Nachlaß. Es ist dankenswert, daß der Vorstand des Philosophischen Seminars I der Universität Würzburg, Prof. Hans Wagner, ein Hönigswald-Archiv gegründet hat, das insbesondere auch den Nachlaß Hönigswalds der Öffentlichkeit zugänglich machen will. 1957 ist als erste Schrift mit der Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft sein Buch „Vom erkenntnistheoretischen Gehalt alter Schöpfungserzählungen" erschienen, herausgegeben von Dr. Gerd Wolandt, das der Verfasser für den Druck schon nach eigener Datierung am 30. Juli 1938 fertiggestellt hatte. Das Thema hatte ihn schon lange beschäftigt, seine Studien fanden in einer kleinen Schrift „Erkenntnistheoretisches zur Schöpfungsgeschichte der Genesis" 1932 ihren ersten Niederschlag. Sie wurden in dem nachgelassenen Werk erweitert, aber der Verfasser will, wie er selbst im Vorwort schreibt, nicht eine religionsgeschichtliche, philosophisch deutende Arbeit bringen, sondern eine erkenntnistheoretische Analyse der geschichtlich vorgegebenen Materie. Nichtsdestoweniger spürt man sein inneres Interesse an dem Thema selbst, und was er am Schluß des Buches sagt über das, was allen Kosmogonien gemeinsam ist, und darüber, wie sich der biblische Schöpfungsbericht von allen anderen in Betracht gezogenen Schöpfungserzählungen abhebt, das rührt zugleich wohl an die Wurzeln seines philosophischen Anliegens und ist ein Bekenntnis. *(1958)*

GEORGE F. J. BERGMANN

Münchens jüdische Bergsteiger

Der Alpinismus, dessen Entwicklung als große Sportsbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann, hat seine stärkste Anhängerschaft in Deutschland und Österreich gefunden. Der Jude war nicht gerade prädestiniert, an dieser Bewegung maßgebend teilzunehmen. Als die ersten Bahnbrecher des Alpinismus ihre kühnen Entdeckungsfahrten unternahmen, waren die Juden Mitteleuropas gerade dem schwächenden Zwang des Ghettos entronnen. Sie brauchten den Kampf, die Tat, nicht im Hochgebirge zu suchen, sie fanden sie im Ringen um ihre politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung an jedem Tage im Staube der Straße. Der Beruf des Geologen, des Naturwissenschaftlers, der im Anfang der alpinen Bewegung so viele Gelehrte durch ihren Beruf schon zu Bergsteigern machte, war ihm noch verschlossen. Die Geschichte des Alpinismus zeigt, daß bis kurz vor dem ersten Weltkrieg in der Reihe der „aktiven" Alpinisten die „Akademiker" an der ersten, die Kaufleute an der letzten Stelle standen. Da damals die Mehrzahl der Juden dem Kaufmannstand angehörten, entfiel natürlich nur ein ganz geringer Prozentsatz der bergsteigerischen Pioniere auf ihren Kreis. Dazu kam, daß Bergsteigen damals noch mit erheblichen Kosten verbunden war; die große Masse der europäischen Judenschaft jedoch damals noch sehr arm und erst im Aufbau ihrer Existenzen begriffen war. Außerdem hat nahezu allen Kreisen des Judentums in dieser Entwicklungszeit zweifellos jeder Anschluß zu den Alpinisten der Zeit gefehlt, ein Moment, das auch für die spätere Zeit wohl zu beachten ist.

Mit fortschreitender Emanzipation und dem allmählichen Hineinwachsen in die deutsche Kultur- und Gesellschaftssphäre war auch der deutsche Jude am bergsteigerischen Tun interessiert, und als in den 80er und 90er Jahren in allen größeren Städten Sektionen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins gegründet wurden, sahen diese Vereinigungen sehr bald auch jüdische Mitglieder in ihren Reihen. Es war dies begreiflicherweise nur eine kleine Schar, doch ist aus ihrer Mitte, besonders in Wien und München, den beiden alpennahen Großstädten, eine Reihe hervorragender, ja für den Alpinismus bahnbrechender Persönlichkeiten hervorgegangen, deren Namen aus der Geschichte des Bergsteigens nicht mehr auszulöschen sind.

Der erste bekannt gewordene Münchener jüdische Hochtourist tat sich durch bedeutende Leistungen hervor.

Professor Gottfried Merzbacher, ursprünglich ein Kaufmann, später von unstillbarem Forscher- und Wissenschaftsdrang ergriffen, zum Gelehrten und Expeditionsleiter geworden, war einer der berühmtesten deutschen Bergsteiger. Ende der 70er Jahre begann er seine hochtouristische Tätigkeit und entfaltete in den Jahren 1880 bis 1889 eine rege Erschließertätigkeit sowohl in den Salzburger Kalkalpen und im Wilden Kaiser als auch in der Brenta- und anderen

Dolomitengruppen, die er von 1883 ab meist führerlos in Begleitung seines Südtiroler Freundes Johann Santner durchstreifte. Einer seiner bekanntesten Erfolge war die Erstersteigung des seinerzeit noch sehr berüchtigten „Totenkirchls" im Wilden Kaiser mit dem Führer M. Soyer (Steinackerer) im Jahre 1881 auf jener Führe, die heute noch „Merzbacherweg" genannt wird. In den Dolomiten fand er u. a. einen Neuanstieg auf den Langkofel, in der Brenta wurde der Campanile di Brenta von ihm erstmals bezwungen.
Aber seine Entdeckerfreude suchte nach größeren Zielen und „Merzbachers hochverdienstliches alpines Wirken in den Nördlichen und Südlichen Kalkalpen wurde in den späteren Jahren noch überstrahlt von dem Ruf, den er sich als Kaukasusreisender und schließlich als Entdecker und Erschließer neuer mächtiger Gruppen der innerasiatischen Hochgebirge erwarb" (W. Lehner, „Die Eroberung der Alpen").
1891 rüstete er seine erste Kaukasusexpedition aus, auf der ihn neben dem Kaiser Führer Hans Kerer der damals unbestritten erfahrenste deutsche Bergsteiger, Ludwig Purtscheller, begleitete. Sie erstiegen erstmals den Dangusorum (4452 m), den Gmarai Choch (4778 m) und wiederholten Ersteigungen der bedeutendsten Kaukasusgipfel wie Tednuld (4853 m), Elbrus (5629 m), Kasbeck (5044 m) und so weiter.
Nachdem Merzbacher den Winter 1891-92 im zentralasiatischen Tien-Schan verbracht hatte, unternahm er 1892 seine zweite Kaukasus-Expedition, wobei er die selten besuchten Gipfel des östlichen Kaukasus besuchte und u. a. auch den Großen Ararat erstieg.
Auch als er in den folgenden Jahren sich hauptsächlich anderen asiatischen Gebieten zuwandte, kam er doch noch öfter in den Kaukasus zurück, um seine Kenntnisse über diese Berge zu vervollständigen. 1901 konnte er dann der deutschen alpinen und geologischen Literatur das erste große deutsche Werk über den Kaukasus „Aus den Hochgebirgen des Kaukasus" schenken, sowie eine Karte des Kaukasus, die sogenannte „Merzbacherkarte", die auch heute noch die Grundlage aller kartographischen Arbeiten im Kaukasus bildet.
Nach seinen beiden Kaukasus-Expeditionen fühlte sich Merzbacher reif für noch größere Unternehmungen.
1893 zog er in das Kaghan-Himalayagebirge, wo ihm die Erstersteigung des Westlichen Haramuk (etwa 5100 m) und verschiedene Erstersteigungen in der Kohenar-Gruppe gelangen. 1902 erfolgte seine zweite Reise in das Hochland des Tian-Schan in Begleitung des im Januar 1958 verstorbenen „Altmeisters der Münchener Bergsteiger" Hans Pfann. Der 6400 m hohe Pic Nicolai Michailowitsch wurde bis zu 5600 m Höhe erstiegen.
1903 ging er ein drittes Mal in den Tian-Schan und 1907-08 schließlich, begleitet von den Wissenschaftlern Dr. Karl Leuchs (der später als Vorstand der Sektion München des D. u. Oe. Alpenvereins den „numerus clausus: für Juden..." einführte), Prinz Arnulf von Bayern, P. Rockinger und seinem alten treuen Südtiroler Führer Kostner, der mir noch in den 30er Jahren in seinem Gasthaus „Zur Post" in Corvara vom „Mertschpacher" erzählte, zum vierten Mal in die östlichen Gebiete des Tian-Schan, den Bogda-Ola- und Chalyk-Tan-Gruppen und hob so den Schleier von dem „Himmelgebirge" der Chinesen, das bisher

nahezu völlig unbekannt gewesen war. Dem wissenschaftlichen Charakter dieser letzten Expeditionen entsprach es, daß Merzbacher den Bericht hierüber erst 1916 in den Abhandlungen der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter dem Titel „Die Gebirgsgruppen Bogda-Ola im Östlichen Tian-Schan" in Buchform erstattete. Am 16. März 1926 ist Merzbacher als hochgeachteter Wissenschaftler, Mitglied gelehrter Gesellschaften und Ritter hoher Orden hochbetagt in München gestorben.

Unter den älteren jüdischen Bergsteigern ist auch der 1934 — man kann wohl sagen, an gebrochenem Herzen — gestorbene Justizrat Dr. Julius Heilbronner zu nennen. Teils mit seinem alten Führer Mark aus dem Stubai, teils führerlos mit seinen jüdischen Bergsteigerfreunden Heinrich Cohen und Oppenheim gehend, war er von der Mitte der 80er Jahre bis zu seinem Tod ein eifriger Bergsteiger. Infolge seiner übergroßen menschlichen Bescheidenheit ist über seine Fahrten nie viel bekannt geworden, doch haben seine nach seinem Tode aufgefundenen Notizen gezeigt, daß es kaum eine Alpengruppe, kaum einen „4000er" gibt, die er nicht erstiegen hatte. Mit Oppenheim überschritt er führerlos das Matterhorn, im Kaunergrat fand er neue Anstiege und er war einer der ersten Erschließer der Hohen Tatra. Noch als erwachsener Mann lernte er Skilaufen und ging mit seinem Neffen Ludwig Ballin oder seinen Sozien Dr. Eugen Schmidt und Dr. G. F. J. Bergman auf lange Skitouren.

Als im Jahre 1924 die „Judenfrage" in der Alpenvereinssektion München, dessen silbernes Edelweiß für 25jährige Mitgliedschaft er bis zum Austritt aus der Sektion mit Stolz getragen hatte, aufgerollt wurde, war er es, der mit seinen Berufskollegen Dr. Michael Siegel und Justizrat Dr. Wilhelm Levinger die deswegen einberufene Versammlung eines Besseren zu belehren versuchte. Im Jahresbericht der Sektion München 1924 würdigte die Sektion trotz der inzwischen zur Herrschaft gelangten antisemitischen Richtung seine Person eines besonderen Hinweises, nämlich, daß in der Versammlung „besonders J. R. Heilbronner es verstand, durch seine schlichte Wärme, mit der er seine Liebe zum Alpenverein und zu den Bergen zu künden wußte, die etwa gegen den Antrag (auf numerus clausus) anzuführenden Gründe in meisterhafter Weise herauszuschälen." Sein Bemühen blieb trotzdem erfolglos. Damals traten fast alle jüdischen Mitglieder der Sektion München aus dieser aus. Zur Ehre der übrigen Münchener Alpenvereinssektionen sei festgehalten, daß die meisten von ihnen die Politik der Sektion München nicht teilten und den Ausgetretenen ihre Tore öffneten. Bis dann schließlich 1933 auf Befehl des sogenannten „Führers der deutschen Bergsteiger", Notar Paul Bauer, alle Juden aus dem Alpenverein ausgeschlossen wurden.

Am 26. August 1908 war am Mönch im Berner Oberland der jüdische Münchener Apotheker Dr. Fritz Pflaum abgestürzt. Pflaum war einer der erstklassigsten Hochtouristen und sogar Vorstand der Münchener Alpenvereinssektion „Bayerland" gewesen. Sein Lieblingsgebiet war der Wilde Kaiser in Tirol, den er auch der Wintertouristik erschlossen hatte. Seine Familie ehrte sein Andenken indem sie der Sektion Bayerland die schöne, nach dem Toten benannte „Dr. Fritz Pflaum Hütte" im Griesener Kar im Wilden Kaiser schenkte, die am 25. Juli 1912 feierlich eingeweiht wurde. Dies hinderte die Sektion nicht,

keine Juden mehr als Mitglieder aufzunehmen, und während der Hitlerzeit die Hütte umzubenennen. Heute trägt sie wieder Pflaums Namen.

Ein Münchener Alpinist jüdischer Abstammung, der besonders durch seine alpin-literarische Tätigkeit bekannt wurde, war Dr. med. Alfred Dessauer, der im September 1914 als Stabsarzt der Reserve in einem Seuchenlazarett in Frankreich einer Ansteckung erlag.

Neben zahlreichen Artikeln in der „Deutschen Alpenzeitung" und in den „Münchener Neuesten Nachrichten" sind von ihm die Novellenbände „Jochwind", „Mit krummer Feder am grünen Hut" und „Die Faust am Pickel", sowie seine „Bergwanderungen in den Ostalpen" bekannt geworden. Von seinen Touren ist die Erstersteigung der Ostwand der Lamsenspitze im Karwendel mit dem bekannten Alpinisten Justizamtmann Paul Huebel bemerkenswert.

Von guten jüdischen Bergsteigern kurz vor und nach dem ersten Weltkrieg seien noch erwähnt Dr. Bretzfelder, Fritz Hirschberg, Dr. Kurt Steinmeier, Leo Stahl, Martin Maier, Professor Frank, die Brüder Bass usw., die alle führerlos Sommer wie Winter in die Berge gingen.

Schließlich sei auch noch Dr. G. F. J. Bergmann erwähnt, der nicht nur ein eifriger Bergsteiger, sondern auch ständiger Mitarbeiter fast aller alpiner Zeitschriften war und wohl heute der einzige deutsche Jude ist, der sowohl in deutschen als auch in österreichischen und Schweizer alpinen Veröffentlichungen Artikel — diesmal allerdings über australische Berge — veröffentlicht.

Zum Schluß sei noch eines jungen extremen Kletterers gedacht, des Sohnes des bereits erwähnten Alpinisten Heinrich Cohen, dessen Seidengeschäft Weltruf hatte. Ludwig Cohen, der bereits schwierige und gefährliche Bergtouren hinter sich hatte und die Liebe zu den Alpen von seinem Vater geerbt hatte, stürzte beim Versuch einer Neutour an den Ruchenköpfen in den Schlierseer Bergen tödlich ab.

Als ein Kuriosum und ein Zeichen dafür, daß Juden schon in der „Entwicklungszeit" des Skilaufs in diesem Sport tätig waren, sei erwähnt, daß auf dem alten Tischtuch, auf dem sich 1910 die „Skikanonen" am Arlberg verewigen durften, die Namen zweier Mitglieder der Münchener jüdischen Studentenverbindung im K. C. „Licaria" standen, nämlich die von Marcus Maier und Dr. Caesar Hirsch. *(1958)*

MARIA („MUTZ") FÖGER

Bergkameraden

Ein buntes, lebenslustiges Häuflein waren wir. Zusammengeführt hat uns wohl die gleiche Sehnsucht, die nämliche Liebe zum Berg. Gipfel an Gipfel reiht sich in die Erinnerung an glückliche gemeinsame Fahrten und die Spur führte über blumige Wiesen, glatte Felswände und durch glitzernden Schnee. Wie oft mögen die Gedanken der Versprengten in diese Spuren zurückgewandert sein, weit zurück über fremde Berge und Meere, mit der ewigen Sehnsucht im Herzen zur Heimat, zu den Bergen, zu den Kameraden.

Angefangen hat es wohl mit „Gaberl". Er war dem Berg und dem Ski verfallen. Seine schelmisch blitzenden, dunklen Augen im wetterharten Gesicht suchten die Freunde, sortierten sie und trennten die Spreu vom Weizen. Es war nicht leicht vor ihm zu bestehen, ihn interessierte nur der Kamerad und da nur jener, der sich dankbar von ihm hineinführen ließ in seine geliebte Welt, in die Welt der Gipfel und Täler, zu allen Jahreszeiten, am liebsten aber im Winter.

So wuchs das Häuflein derjeniger, die er wohlbedacht um sich scharte und es war wohl kaum einer dazugemischt, der nicht gleichen Sinnes war. Nie jedoch wäre es ihm eingefallen, seine Auswahl nach Stand und Ansehen zu treffen. Er selbst war Bankbeamter bei Aufhäuser & Co. in unserer Heimatstadt München. So kam es, daß er die sportlichen Söhne seines Chefs, Robert und Walter Aufhäuser, behutsam in den Kreis seiner Anhänger führte. Und dann kamen sie — Dr. Fritzl Schulmann, Martin Meyer mit seiner Frau Ilse, Stahl, Robert Weil und Walter Süsser.

Wir anderen, wir waren schon dagewesen. Walter Aufhäusers Kameraden wurden unsere Kameraden und manchen von uns innigste Freunde. Gipfel an Gipfel reiht sich in die Erinnerung, stäubender Schnee, Sonne und Wind, herzliche Kameradschaft, glückliche Menschen! Doch der Zahn der Zeit fraß. Was den Kameraden bevorstand, war nicht mehr zu übersehen.

Noch einmal konnten wir sie herausreißen aus der beginnenden Resignation, noch einmal nahmen wir sie in unsere Mitte und ein letztes Mal standen wir gemeinsam auf den firnigen Höhen der Dreitausender. Keiner von uns wird je die Traurigkeit, die Angst und das Leid vergessen, das unausgesprochen in den Gesichtern der Kameraden stand, während ihre Augen abschiednehmend über die unzähligen Gipfel schweiften, die wie Finger Gottes sich in den tiefblauen Himmel bohrten. Noch einmal schwangen wir gemeinsam durch den aufspritzenden Firn über die steilen Flanken des Berges, alles vergessend, in höchster Lust. Das kleine Bächlein jedoch, in dem wir unsere Skier badeten am Ende der Fahrt, hat manche heimliche Träne ins Tal getragen. Immer wieder blickten die Freunde zurück auf die Gipfel, die im Glanze der untergehenden Sonne aufstrahlten, unvergeßlich ins Herz gegraben von den Scheidenden.

So schmolz das Häuflein dahin, in alle Winde verstreut. Nur mehr die Gedankenfäden spinnen sich von Kamerad zu Kamerad, zu den Lebenden und Toten. *(1957)*

HERBERT GÜNTHER

Bruno Frank

Häufig durfte ich bei Bruno Frank zu Gast sein. Frank lud mit Vorliebe zu einer Vormittagsstunde, meist elf Uhr, ein. In lebhafter Vorfreude ging ich durch den Englischen Garten nach Bogenhausen in die Mauerkircherstraße 43 hinüber; jede dieser Zusammenkünfte war von einer eigentümlichen Beschwingtheit erfüllt, von etwas Leuchtendem, das mir bis jetzt als Erstes vor Augen erscheint, wenn ich daran zurückdenke. Franks Villa in dieser stillen, vornehmen Parkstraße, vorher Bruno Walters Heim, war außen und innen ein Schmuckkästchen von erlesenem Geschmack. Der gelbe Farbton der gefälligschwungvollen, balkonreichen Fassade hinter den grünen Fliederbüschen gab ihr etwas Süddeutsch-Graziöses, das gut zu Bruno Frank paßte.

Das Haus hatte etwas Sonniges, Ausgeschlafenes an sich. Noch sehe ich vor mir, wie der Dichter den Besucher im schalldichten Arbeitszimmer mit einer unkonventionell-echten, herzlich entgegenströmenden Liebenswürdigkeit begrüßt, die sofort eine Brücke schlägt. Lächelnd steht der breite, blonde Mann, mit den leuchtend blauen Augen unter buschigen Brauen, im seidenen Hausrock neben seinem Schreibtisch; die drei geliebten schwarzen Pudel, auf deren Verstand und Treue er hohe Stücke hält, kommen auf einen Pfiff hin die Treppe hinaufgestürzt, lagern sich um ihren Herrn, dem sie aufmerksam zuschauen, und schon ist das Gespräch im Gange: ein heiteres, geist-erhelltes Plaudern, locker und doch nicht sprunghaft, folgerichtig und doch nicht pedantisch, von Frank unmerklich, aber sicher in der Hand gehalten, immer wieder durchklungen von dem ansteckenden Lachen dieses geselligen Mundes. Dem geborenen Künstler Bruno Frank war das Bilden in Kunst und Leben so selbstverständlich geworden, daß er unbewußt auch ein Gespräch zum Kunstwerk gestaltete. Dabei lag ihm nichts ferner als Pose, Effekt, gewollte Bedeutsamkeit. Was seine Bücher so liebenswert machte und was sie vor so vielen uneinheitlichen, verstiegenen, verworrenen auszeichnet, ist die natürliche Vereinigung von Gehalt und Form, Gewicht und Leichtigkeit, ihre Ausgewogenheit bei allem Tiefgang. Und sie besaßen alle diese im Deutschen seltenen Eigenschaften, weil ihr Schöpfer selber sie besaß.

Der einzige Wandschmuck des Arbeitszimmers waren die Abbildung eines antiken Tempels, eine Trenck-Reliquie, die ihm ein Verehrer seines Trenck-Romans sandte, und eine Fotografie von Thomas Mann, den er von Jugend an bewunderte, und der ihm mit seiner Besitzung in der Poschingerstraße 1 freundnachbarlich nahe war. An den Wänden fast jeden Raumes, in jedem Stockwerk, im Treppenhaus sogar zogen sich die langen Bücherreihen von Werken der bedeutenden Geister aller Länder und Zeiten hin, und Frank war in ihnen mit der ihm eigenen Souveränität zu Hause, wie sie einer jüngeren Generation fast ganz abhanden gekommen ist. Seine erklärten Hausgötter waren

Goethe, Flaubert, Turgenjew, Schopenhauer und Thomas Mann, über die wir immer wieder sprachen. Auf seine eigenen Bücher brachte er kaum die Rede, und als es sich bei einem dieser Gespräche ergab, daß ich damals Tolstois „Krieg und Frieden“ noch nicht gelesen hatte, verbot er mir in ernstgemeintem Scherz, mich weiter mit ihm selbst zu beschäftigen und ein neues Buch von ihm zu lesen, bevor ich diese Lücke ausgefüllt hätte.

Neben seinem Schreibtisch stand ein zweiter Tisch, auf dem sich stets die Neuerscheinungen in hohen Stapeln türmten. Frank sagte mir einmal, daß er ausnahmslos an jedem Tage seines Lebens, auch auf Reisen und sogar im Felde, mehrere Stunden gelesen habe. Mit besonderer Anteilnahme sprach er, dem jeder Neid fern lag, von zeitgenössischen Werken, deren weltanschauliche Haltung seinem Ideal entsprach wie Arnold Zweigs „Streit um den Sergeanten Grischa“, den er hochschätzte. Umgekehrt war er nie blind voreingenommen und wußte auch bei so engen persönlichen Freunden wie Heinrich und Thomas Mann, den er am höchsten verehrte, zu unterscheiden zwischen Wesen und Vollkommenheitsgrad ihrer einzelnen Werke. Mir ist als hörte ich ihn erst gestern über den „Tonio Kröger“ im Verhältnis zum „Tod in Venedig“ sprechen oder über „Königliche Hoheit“ — denjenigen seiner Romane, den Thomas Mann selbst am liebsten habe, vielleicht weil er im allgemeinen unterschätzt werde — und über den „Zauberberg“.

Franks Wesen war Harmonie. Nicht aber in blutarmem „Ästhetentum“, sondern gepaart mit Temperament und Lebendigkeit: Liebe zum vollen, runden Leben. Er stammte aus einer vermögenden Stuttgarter Bankiersfamilie, war früh zu Erfolgen gekommen, aufs glücklichste verheiratet mit der jungen, schönen und grundgescheiten Tochter der Schauspielerin Fritzi Massary, deren weiblicher Charme jeden Gast ebenso entzückte wie der seine. Frank erfreute sich also der behaglichsten Lebensumstände und er erfreute sich ihrer wirklich mit täglich erneuter, froher Dankbarkeit, aber er wurde nicht zum „Genießer“ dabei, zum Sybariten; sein Gewissen blieb wach. Und es schlug für jedes Unrecht, das er mitempfand, als beträfe es ihn selbst. Er war von männlicher und zugleich zarter Art.

Frank war ein Mensch, der sich mitverantwortlich fühlte, der den sozialen, politischen, persönlichen Entscheidungen nicht auswich. Es war schon damals, als die Vermassung, Verblendung und Verrohung sich zu immer weiterer Ausdehnung anschickte, ein Bekenntnis, in Deutschland ein Europäer zu sein. Frank war es nicht nur, weil er, weitgereist und sprachenkundig, Historiker und Weltmann, Europa noch als einen einheitlichen Kulturraum erfaßte, sondern weil er erfüllt war von einer beherrschenden Idee. Diese Idee ist der Gedanke der Humanität. „Das Wort ist heute bei vielen in Verruf geraten“, hat Bruno Frank 1928 geschrieben. „Es bleibt darum doch das Zauberwort europäischer Kultur und die Formel für alles, was in unserem Dasein noch gut und hell ist.“

In einem Aufsatz über Turgenjew nennt Bruno Frank den russischen Dichter, dessen Roman „Väter und Söhne“ er eingeleitet hat, einen „humanen Gentleman“. „Das Wort mag bescheiden klingen, aber sein Begriff umschließt doch sehr vieles. Es ist ein Begriff des 19. Jahrhunderts, und das neue, das unsere,

scheint wenig disponiert, um mit irgend einer Nation den Typus noch hervorzubringen, den Turgenjew klassisch darstellt, diese Verbindung von warmer, mitleidsvoller Menschlichkeit, hoher künstlerischer Kultur und aristokratischer Weltgerechtigkeit." Frank hat diesen Typus selbst verkörpert.

Nichts war Bruno Frank ferner als deutsche Philistrosität, und über nichts konnte er so herzlich lachen wie über die Beschränktheit, die ihm etwas Komisches war (bevor sie bösartig und gefährlich wurde). Frank war ein Grandseigneur, also etwas in Deutschland seltenes. Zugleich war er frei von jeglichem Snobismus. Bei aller Weltklugheit, Gewandtheit, Weltläufigkeit war er herzenshöflich, bei aller Gepflegtheit beseelt. Eine heute nur noch schwer vorstellbare Bildung war ihm selbstverständlich. Gehaßt hat er nur das Amorphe, Träge und Geistfeindliche. Sein Lieblingswort war urban.

Von seinen damaligen erzählenden Büchern waren ihm „Die Tage des Königs" und „Trenck" am liebsten. War es verwunderlich, daß Frank mehrere Werke Friedrich dem Großen gewidmet hat, der weltfromme, demokratische Schwabe dem zynischen preußischen Machtpolitiker? Wir haben darüber gesprochen. Was Frank an Friedrich dem Großen anzog, war das Humane in dem Monarchen, der in der ersten Stunde seiner Regierung als erster König des Kontinents für seine Länder die Folter verbieten ließ, das Humane, das ihm zum Schützer der Armen und Elenden machte und zum Förderer der Gerechtigkeit: in einer Epoche länderverderbenden dynastischen Prunkes sein Leben im Geiste und in asketischer Arbeit. Nicht Fridericus war er für Frank, sondern Friedrich, ein reizvoller, erhabener und unheimlicher Mensch.

1927 hatte Frank von einem neuartigen erzählerischen Versuch gesprochen, Politisches in Dichterisches zu verwandeln; ich war gespannt auf das Gelingen wie er selbst. Mitte Oktober lud ein Telegramm zur ersten Vorlesung in kleinem Freundeskreise. Es war eine der schönsten Dichterlesungen, die ich je erlebt habe. Unfeierlich blätterte Frank Seite um Seite des Bleistift-Manuskriptes seiner „Politischen Novelle" um und las mit seiner tiefen, warmen Stimme diese Geschichte von dem Versuch zweier fortschrittlicher Staatsmänner, des deutschen und des französischen Außenministers, Haß und Vorurteile zu begraben, Ressentiment und Revanchegelüste zu vergessen, als Menschen aufeinander zuzugehen, sich begreifen zu lernen und gemeinsam an einem Europa der Verständigung und des Friedens zu bauen. Die Figuren der beiden Politiker standen zum Greifen lebendig vor dem Hintergrunde jener südfranzösischen Landschaft, die Frank mit allen Sinnen erfaßt und eingefangen hatte. Briand war mit Treffsicherheit porträtiert, während Franks Minister Carmer, wie Frank sagte, nicht mit Stresemann identisch sein sollte. Ihre Gespräche und die ihrer literarisch geschulten, feinnervigen Sekretäre drangen in geistreicher Weise vom Aktuellen ins Bleibende vor und vergaßen doch nie das Gebot der Stunde. Wir alle empfanden, daß hier in Komposition und Melodik ein Meisterstück deutscher Prosa gelungen sei, virtuose Kunst wirkte wie Schlichtheit, menschlich und sprachlich gleich lauter, zur Entscheidung aufrufend. Es war ein europäischer Abend.

Manche Dichter habe ich von Angesicht kennengelernt vor und nach Bruno Frank, darunter ebenso kluge, gebildete, begabte, auch bedeutendere. Aber we-

nige traf ich, denen die Höflichkeit, Reinheit und Tapferkeit des Herzens so Natur war wie ihm. Dies gab ihm seinen menschlich-künstlerischen Adel; Mensch und Künstler waren bei ihm untrennbare Einheit. Bezeichnend für Frank ist das Bekenntnis, das er mir in die „Politische Novelle" schrieb. Es ist sein Lebensbekenntnis: „Les grandes pensées viennent du coeur" — „Die großen Gedanken entspringen dem Herzen".

Frank wußte, wer er war: auch in der Selbstbeurteilung gesund, überschätzte er sich so wenig wie er sich in falscher Bescheidenheit kleiner machte. Abwägen und Maßhalten war seine Devise auch in der Beurteilung seiner selbst. Als er mir erzählte, daß Max Reinhardt sein „Zwölftausend" im Deutschen Theater in Berlin mit Werner Krauß herausbringen werde, strahlte er in unverstelltem, unverhohlenem Stolz wie ein großer Junge, aber als er mir anschließend die amerikanische Ausgabe des Stückes schenkte, fügte er mit seiner eleganten Handschrift, im Hinblick auf die Einleitung des begeisterten Übersetzers Nathan, die Widmung hinzu: „So gut wie Herr Nathan behauptet, ist dieses Stück keineswegs. Dies weiß infolge Klugheit Ihr Ihnen herzlich wohlgesinnter Bruno Frank."

Bezeichnend für Bruno Franks Selbsteinschätzung waren die Briefe, die er mir 1929 schrieb, als ich ihm einen Essay über sein Schaffen schickte, der gerade in der Zeit bei ihm eintraf, in der Thomas Mann den Nobelpreis erhielt.

„Heute den Abend über und bis tief in die Nacht war Thomas Mann bei uns. Wir haben ganz allein zu viert das große Begebnis gefeiert. Ich habe dann vor Freude und Bewegung nicht einschlafen können und las im Bette Ihren Essay. Nun bin ich wieder aufgestanden, um Ihnen zu danken. Sie haben mich tief erfreut. Es tut so wohl, Liebe zu spüren. Was Sie über mich sagen, tut mir ganz gewiß zu große Ehre an. Aber es ist so schön für mich zu sehen, daß ein so liebevoller Irrtum über mich überhaupt möglich ist. Flaubert sagt einmal: Du moins j'aurai fait rêver à de grandes choses. Das mache ich mir zu eigen und danke Ihnen bewegt."

Dieser vielgefeierte Mann, der insgesamt 12000 Aufführungen seiner Bühnenwerke und großen Auflagen hatte Zuspruch nötig. Als der Essay 1930 erweitert erschien, kam ein zweiter Brief, der das noch deutlicher zeigte.

Mehr und mehr litt Frank unter der zunehmenden Radikalisierung, Verwirrung, Verrohung. Eine Wohltat für ihn war der Erfolg der „Nina" mit seiner Schwiegermutter Fritzi Massary, für die er diese Rolle geschrieben hatte. „Soweit ich sehen kann, ein recht brauchbares Theaterstück" hatte er es mir angekündigt. Die Berliner Uraufführung vom Oktober 1930 gab ihm recht. Hier habe ich ihn, umjubelt, zum letzten Male gesehen. Glücklich stand er vorm Vorhang und küßte Fritzi Massary immer wieder die Hand, während das Publikum beiden stürmisch applaudierte.

Die Situation spitzt sich zu.

„Wir haben den Sommer hier draußen am Tegernsee verbracht und ich habe hier die Erholung gefunden, die mir nach einer recht unangenehmen Magengeschichte recht nötig war. Diese Krankheit hat eigentlich keine organischen Gründe gehabt, sondern nur psychische: der anständige Deutsche muß ja nicht nur, nach Chamforts Wort, jeden Morgen seine Kröte schlucken, er trinkt bei der Lektüre seiner Morgenzeitung einen Sumpf voll Kröten aus! Das bessere der Himmel!"

Dieser Brief vom 24. August 1932 sollte sein letzter an mich sein, Deutschland hatte wenige Monate später keinen Platz mehr für einen Bruno Frank.

Als der Krieg zu Ende war, und sich wieder Brücken ins Ausland schlagen ließen, freute ich mich darauf, die Verbindung endlich wieder aufnehmen zu können, freute mich im voraus auf seine Antwort wie auf die keines zweiten. Eben wollte ich ihm als Kriegsgefangener aus London schreiben, als uns die unerwartete Nachricht von seinem frühen Tode erreichte. Der große, kräftige Mann, einst von scheinbar unverwüstlicher Gesundheit, ist am 20. Juni 1945, erst achtundfünfzigjährig, in Beverley Hills (Kalifornien) einem Herzleiden erlegen, das seelischen Ursprungs war.

Bei meinen Münchener Besuchen im Hause Bruno Franks war er um die Vierzig, seine junge Gattin zwanzig, und ich ebenso alt. Liesl Frank hat die damalige Freundschaft nicht vergessen. Gleich nach dem Kriege sandte sie mir aus Amerika Schriften, Aufsätze und Reden von Bruno Frank, die seit 1933 entstanden waren und größtenteils bis heute in Deutschland unbekannt geblieben sind.

In einer Selbstdarstellung liest man: „Zu Beginn des Jahres 1933 übernahm Adolf Hitler die Macht in Deutschland. Am Tage nach dem berühmten Reichstagsbrand verließen wir es. Wir verloren, wie so viele andere, Heimat, Stellung und unseren Besitz. Meine Frau verließ das alles ohne ein Wort der Klage. Sie hat in den Jahren, die folgten, an nichts anderes gedacht, als denen zu helfen, die in schlechterer Lage waren als wir selbst. Wir wechselten dann oftmals unseren Aufenthalt, lebten in der Schweiz, in Südfrankreich, in London. Zwei Sommer verbrachten wir in der Nähe von Salzburg, der schönsten Landschaft Europas, im Genuß der Wunder von Musik und Schauspielkunst, die dort in den berühmten Festplätzen geboten wurden. Im Jahre 1937 erreichte mich ein Angebot aus Hollywood. Ich nahm an, und im Herbst des Jahres übersiedelten wir nach den Vereinigten Staaten. Seitdem ich 1933 Deutschland verließ, sind zwei größere Erzählungen von mir erschienen: 1934 „Ein Mann namens Cervantes", ein autobiographischer Roman, und 1937 der politische Roman „Der Reisepaß". In den privaten Schlußzeilen dieser Lebensübersicht haben wir den liebenswerten Menschen Bruno Frank: „Meine Zerstreuung sind Lektüre, Musik, der ruhige Genuß einer schönen Landschaft, ein Gespräch mit Freunden. Ich bin kein Sammler. Sport hat mich nie interessiert. Ich liebe das Gefühl der Unabhängigkeit, Reisen, alle Tiere, Hunde besonders. Ich hasse wie die Pest die Gegenwart langweiliger Menschen und jede Art von Lärm." Bruno Franks letzte Bemühung, nach dem Roman „Die Tochter", galt dem französischen Moralisten Chamfort, den er in der Silvesternacht zum Jahre 1794, nach einem mißglückten Selbstmordversuch in der Pariser Nationalbibliothek, seiner Wohnung, sein Leben und seinen Tod erzählen läßt. Dieser letzte Roman Bruno Franks ist Fragment geblieben. Thomas Mann hat geäußert: „Ich bin überzeugt, daß er mit ihm sein Höchstes, Geistigstes, Vortrefflichstes gegeben hätte."

Alles, was Bruno Frank in der Emigration in politischen Aufsätzen und Reden geäußert hat, ist getragen von dem Abscheu gegen die Barbarei, zugleich aber atmet es Gerechtigkeit gegenüber dem deutschen Volke, das er in keinem Augenblick haßt, weil er es nie mit dem Regime gleichsetzt. Im Juli 1939 verfaßt Bruno Frank in Amerika eine Schrift unter dem Titel „Lüge als Staats-

prinzip", in der er bloßlegt, wie Hitlers Herrschaft auf der Lüge aufgebaut ist. Zugleich jedoch hebt er hervor, und dazu gehörte in Amerika wenige Tage vor dem Kriegsausbruch gewiß ein moralischer Mut, der ungewöhnlich war: „Eines steht mir fest: nirgends wird das deutsche Volk verwechselt mit dem tollwütigen Fälscher, der versucht, es in den Abgrund zu führen, oder mit seinen Brotgängern, die für ihn stehlen und foltern. Ein Volk, so ist die Meinung der Welt, wird gewürdigt nach dem Hohen, was es hervorgebracht hat, nach seinem Beitrag zur Versittlichung und Kultur. Die Deutschen sind für die Welt nicht das Volk eines Hitler. Sie sind das Volk ihrer Philosophen und Forscher — mit ihnen begriffen auf dem weiten Weg zur Erkenntnis. Sie sind Beethovens Volk, Holbeins und Grünewalds — all der dauernden Geister, denen Eines gemeinsam ist: leidenschaftlicher Trieb zur Wahrhaftigkeit". Was Frank hier als „die Meinung der Welt" hinstellt, war seine persönliche Überzeugung, und er selbst wird gewußt haben, daß sie damals keineswegs allgemein geteilt wurde. Aber er bekannte sich gerade so am stärksten zu ihr und damit zum deutschen Volke, dem er sich weiter angehörig fühlte.

In seinem Roman „Der Reisepaß", im Exil geschrieben, gewährt er einen Blick in seine Brust, wenn er von seinem Helden sagt: „Dieser Mann hier, dieser Deutsche, den ein grausamer Schnitt vom Körper seines Volkes abgetrennt hatte, blutete unter seinem Panzer aus unstillbarer Wunde". Es war Bruno Frank noch vergönnt, das von ihm vorausgesagte Ende des Lügners und seiner Herrschaft zu erleben. Doch die Wunde war zu tief, und er ist daran verblutet. Als Ernst Toller sich im Mai 1939 in New York erhängte, stellte Bruno Frank bei der Totenfeier fest: „Sein übersensitives Herz war dem tödlichen Sturm von Lüge, Gemeinheit und Dummheit nicht mehr gewachsen. Hitler hat ihn getötet." Bruno Franks Herz hat sechs Jahre länger ausgehalten; dann war es ebenfalls erschöpft. 1948 schrieb Liesl Frank mir: „Er hatte 1944 einen schweren Herzanfall, und das letzte Jahr war er leidend. Aber er hat einen wunderbaren Tod gehabt, er ist im Nachmittagsschlaf eingeschlafen". Dieses entspannte Hinüberschlummern paßte zu Bruno Frank, der als Glückskind des Lebens die Frau gefunden hatte, die er sich wünschte, den Freund und nun auch den Tod. Doch es liegt eine Tragik darin, daß es Hitler gelang, noch nach seinem eigenen Tode auch Bruno Frank zu töten, an dem wir soviel gutzumachen hatten, und dessen menschenfreundliche, hilfreiche Stimme voll Güte und Geist wir nach dem Kriege gebraucht hätten wie wenige.

Für Bruno Frank war Deutschland „Herzstück des Erdteils, ewiger Mutterschoß der Idee, der Musik und innigster Dichtung". Seine Urne ist in Hollywood beigesetzt, soll aber zurückkehren in die geliebte Heimat, die ihn verstieß, die er nie verraten hat. *(1957)*

KARL SCHWARZ

Jüdische Kunsthändler, Sammler und Künstler in München

Seitdem, vornehmlich durch König Ludwig I., der die Universität gründete, die großartigen Sammlungen zusammenbrachte und Museumsbauten schuf, für die er an 22 Millionen Gulden aus seiner Tasche beitrug — sowie die Gründung der Akademie der Bildenden Künste durch König Max I, (1808), wurde München die kunstbewußteste Stadt Deutschlands. Nicht nur, daß viele Künstler hier wirkten, Kunstjünger zum Studium hierher kamen, sondern — und das zeichnete München von den anderen Städten, wie z. B. Berlin, Dresden, Düsseldorf, aus — die Pflege der Kunst wurde in München eine öffentliche Angelegenheit und wirkte sich weit über die Grenzen Deutschlands aus. Besonders seit 1845 das Kunstausstellungsgebäude am Königsplatz und 1854 der Glaspalast als erste Einrichtungen dieser Art in Deutschland internationale Ausstellungen veranstalteten, wurde München der Zentralpunkt des Kunsthandels. Und hierin nahmen sehr bald auch jüdische Firmen, die dadurch ihren Ruf begründeten, daß ihre Inhaber wirkliche Kenner waren, eine führende Stelle ein.

Die beiden Brüder Rosenthal aus Fellheim begründeten nach ihrer Übersiedlung nach München ein Antiquariat, doch trennten sie sich nach einigen Jahren und betrieben ihre eigenen Firmen. Ludwig Rosenthal (1840—1928) und sein Sohn Norbert (geb. 1874 in München) konzentrierten sich hauptsächlich auf wertvolle Bücher und alte Graphik, während Jacques Rosenthal (gest. 1942) seine Firma, besonders durch Ankäufe alter Handschriften, Inkunabeln und ganzer Klosterbibliotheken, sowie den Erwerb wertvollster Graphiken zur bedeutendsten ihrer Art ausbaute. Er galt als einer der besten Kenner dieser Gebiete und gab mustergültige Nachschlagwerke über Inkunabeln heraus. Sein Sohn, der Kunsthistoriker Dr. Erwin Rosenthal (geb. 1889 in München, jetzt in Amerika) erweiterte den Wirkungskreis der Firma, indem er noch Miniaturen und Gemälde wie Plastiken alter Meister hinzunahm. Durch seine Heirat mit der Tochter des größten italienischen Antiquars Leo Olschki (geb. 1861 in Johannisburg, Ostpreußen) in Florenz verbanden sich die beiden Welthäuser mit einer gemeinsamen Zentrale in Genf. Die Kataloge der beiden Firmen sind durch ihre wissenschaftliche Akribie unentbehrlich für jeden Forscher.

Am Karolinenplatz befand sich das Antiquariat von Emil Hirsch, der ebenfalls wertvolle Manuskripte, Inkunabeln, Graphiken, aber auch antike und mittelalterliche Kleinkunst führte, zu Beginn des Hitlerregims nach New York auswanderte, wo sein Sohn die Firma weiterführt.

Von bekannten Antiquariaten, die jedoch nicht von gleich großer Bedeutung waren, sind noch J. Halle und G. Hess zu nennen.

Abraham Merzbacher (1812—1885), der anfangs Rabbiner in Ansbach gewesen war, hatte dann in München ein Bankhaus begründet und sammelte seltene

hebräische Drucke und Münzen. Seine überaus wertvolle Bibliothek, deren Katalog der viele Jahre in München lebende Talmudforscher R. N. Rabbinowicz, den Merzbacher finanziell gefördert hatte, verfaßt hatte und 1888 herausgab, und die zu den bedeutendsten des 19. Jahrhunderts gehörte, ging in den Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek über. Sein Sohn Dr. Eugen Merzbacher (1845—1903), der sich schon durch seine Dissertation „De siclis, nummis antiquissinis Judaeorum" 1873 als besonderer Kenner jüdischer Numismatik hervorgetan hatte, gründete die bekannte Münzhandlung.

Nicht weniger erfreute sich die numismatische Handlung von Dr. Jacob Hirsch, die auch mit einem Antiquariat verbunden war und die er von 1939 ab in New York weiter betrieb, eines guten und allgemein geschätzten Namens.

Vier große Kunsthäuser vor allem beherrschten den Markt auf den Gebieten alter Kunst, wo man die erlesensten Schätze an Gemälden, Skulpturen, Möbeln und Gobelins, aber auch kunstgewerbliche Erzeugnisse aller Art finden konnte. Vielleicht die älteste war die Firma A. S. Drey, für die Gabriel von Seidl 1911 das schöne Haus am Maximiliansplatz, dessen Fassadendekoration und Friese in Terrakotten der Nymphenburger Manufaktur und Steinfiguren geschmückt war und eine besondere Zierde der Anlage zu Seiten des Hildebrandschen Brunnens bildete, erbaut hatte. Die wertvollen Bestände der Firma Drey wurden 1936 versteigert.

Für die Galerie Heinemann hatte Emanuel von Seidl 1904 einen Neubau am Lenbachplatz errichtet. Die Firma war bereits 1872 von David Heinemann (1819—1902), der ursprünglich Bildnis- und Genremaler gewesen war, begründet und befaßte sich hauptsächlich mit Malerei und Plastik und wurde von seinem Sohne Theobald (1860—1929) und seinem Enkel Dr. Fritz Heinemann weiter geführt.

Weit über München hinaus wurde die Firma L. Bernheimer (gegründet 1800) bekannt. Friedrich von Thiersch war der Architekt der Galerie L. Bernheimer, ebenfalls am Lenbachplatz. In den geräumigen Ausstellungssälen fand man ganze Zimmereinrichtungen aus ehemaligen französischen und italienischen Herrensitzen und Schlössern. Erfreulicherweise ist die weltberühmte Firma am alten Platz neu erstanden.

Unvergessen ist auch die großartige Galerie Thannhauser, die nun in New York ein neues Heim fand.

Malereien des 19. Jahrhunderts und der Moderne, dann aber auch ältere Meister führte Georg Caspari in seiner Galerie im Eichthal-Palais in der Briennerstraße. Caspari, der früher Mitinhaber von Fritz Gurlitt in Berlin gewesen war, kam einige Jahre vor dem Krieg nach München, fiel leider 52jährig, im Jahre 1930 einem Autounfall zum Opfer.

Die Galerie Fleischmann, die Ludwigsgalerie, deren Inhaber Otto H. Nathan war, die Brüder Lion, die auch eine Filiale in Berlin hatten, und die 1909 eröffnete Galerie Thannhauser, die jetzt in New York eine der erlesenen Kunstfirmen ist, führten erstrangige Werke alter Meister, ebenso wie Hugo Helbing, der zugleich der bedeutendste Kunstauktionator war, durch den viele große Privatsammlungen versteigert wurden. Hugo Helbing leitete auch viele Versteigerungen bei Cassirer in Berlin (u.a. die der jüdischen Sammlungen von

Oscar Huldschinsky, Siegfried Salz, Spiridon-Paris) und in seinem eigenen Haus die der Sammlung Boscowitz-Wien, Philipp Schwarz, E. Guggenheim und einen Teil der Sammlung Nemes, für die Max I. Friedlaender den Katalog verfaßt hatte, außerdem noch eine Reihe von Sammlungen in seiner Frankfurter Filiale.

Es gab noch einige andere bedeutende Kunsthäuser in München, doch sei hier nur noch das „Volkskunsthaus" von Julius Wallach aufgeführt, das ein wahres Folkloremuseum war, das bayerische Bauernmöbel, Gebrauchsgegenstände, Trachten und Stoffe enthielt. Es existiert nun wieder unter altem Namen in der Residenzstraße.

Bildete der jüdische Kunsthandel einen wichtigen Faktor im Kulturleben Münchens, so fielen die nicht zahlreichen Sammler weniger ins Gewicht. Denn es gab unter den dortigen Juden nicht den Reichtum wie z. B. bei dem Berliner und Frankfurter, seit den 70er Jahren schnell emporblühenden Großhandel, Bankwesen und in der Industrie. Man fand zwar hier und dort auch in Münchener Privatbesitz ein bedeutendes Kunstwerk, doch waren das keine Sammlungen im eigentlichen Sinne.

Marcel von Nemes (ursprünglich Moses Klein geheißen), Sammler sowie marchand amateur, lebte lange Jahre in München und auf seinem Schlosse in Tutzing, wo er viele seiner wertvollen alten Gemälde untergebracht hatte. Die Ausstellung dieser Werke im Jahre 1909 rief eine Sensation hervor. Und nach seinem Tode wurde ein Teil davon bei Helbing versteigert.

James Loeb, der in Murnau, München und später in New York lebte, sammelte Terracotten, die Joh. Sieveking in einem zweibändigen Werke 1916 beschrieben hat.

Auch Dr. Alfred Pringsheim hatte eine Sammlung italienischer Majoliken, die 1938 in London unter den Hammer kamen.

Der Arzt und Röntgeologe Dr. J. Deutsch sammelte Münchener Maler des 19. Jahrhunderts, ebenso Paul Sachs, ein recht eigenartiger Junggeselle, der auch viele Graphiken des 19. Jahrhunderts besaß.

Der 1903 verstorbene Generalkonsul Max Wilmersdörffer, Mitinhaber der Bankfirma J. W. Obersdörffer, besaß eine erlesene Judaica-Bibliothek und eine Münzsammlung, die in Frankfurt versteigert wurde.

Sammler jüdischer Kultgeräte waren Gustav Einstein (versteigert bei Helbing 1932, bei dem im gleichen Jahre die 2. Sammlung von Sally Kirschstein-Berlin versteigert wurde), Frau Rosa Marx, Dr. Heinrich Feuchtwanger (jetzt in Jerusalem), sowie Ignaz Lamm, der 1944 in Amerika verstarb.

München war, wie bereits einleitend bemerkt, seit Ludwig I. die kunstbewußteste Stadt Deutschland. Es umwehte sie nicht nur eine eigene Kunstatmosphäre, sie bot auch — wie in allen ihren sonstigen Äußerungen — ein von einer gewissen Gemütlichkeit und Heiterkeit getragenes, ungezwungenes Leben. Die Akademie war die bevorzugte Lehranstalt einer soliden Malerei; Alois Senefelder, der Erfinder der Lithographie, hatte dort 1806 die erste Steindruckerei eröffnet; die drei bedeutendsten und verbreitetsten illustrierten humoristischen Blätter („Die Fliegenden Blätter", „Der Simplicissimus" und „Die Jugend") erschienen in München; und die Nennung einiger Namen (wie Cornelius, Ko-

bell, Kaulbach, Spitzweg, Leibl, Uhde, Lenbach) sind Beweis, daß bis Ende des 19. Jahrhunderts München die Hochburg der deutschen Kunst war.
So finden wir dort auch eine Reihe jüdischer Künstler, die Anteil an dem Münchener Kunstleben hatten. Aus den Jahren 1826-1831 wissen wir von dem Wirken des Medailleurs J. W. Löwenbach. 1829 wurde in München der Maler Louis Neustätter geboren (gest. 1899 in Tutzing), der sich durch Genrebilder großer Beliebtheit erfreute. Auch Salomon Hirschfelder, geb. 1832 in Dettensee, seit 1853 in München, gest. 1903, war ein typischer Münchener Genremaler heiterer Volksszenen. Von 1856 bis zu seinem Tode 1894 lebte dort der Nürnberger Kupferstecher Georg Goldberg. Der Maler Edmund Harburger aus Eichstadt, der oberbayerische Bauern und Münchener Typen in witzigen Situationen darstellte, war seit 1870 einer der Hauptmitarbeiter der „Fliegenden Blätter", für die er an 1500 Zeichnungen lieferte. Seit 1878 bewohnte er sein selbst erbautes Haus in der Nymphenburgerstraße 55, erhielt 1894 den Professorentitel und starb 1906.
Im Jahre 1889 kam Th. Th. Heine nach München, wo er zuerst durch seine karikaturhaften, künstlerisch sehr feinen Gemälde bekannt wurde. Dann aber wurde er ausschließlich Zeichner der Fliegenden Blätter, der Jugend und des Simplicissimus und gelangte durch diese Blätter voll beißender Ironie und kritischer Schärfe zu allgemeinem Ruhm, mußte aber wegen seiner Angriffe auf die herrschenden Klassen 1933 aus Deutschland fliehen und starb 1948 in Stockholm.
Ernst Heilemann, geb. 1870 in Berlin, vertrat daneben den eleganten modernen Typ in seinen künstlerisch raffinierten Karikaturen des Simplicissimus.
Aus Memel stammte der Landschaftsmaler Benno Becker, der hauptsächlich italienische Motive in zarten Farben darstellte. Er war Gründungsmitglied der Münchener Secession, erhielt den Professorentitel für seine Verdienste um das Münchener Kunstleben und bewohnte eine luxuriöse Villa in der Maria-Theresia-Straße, die 1905 von Troost erbaut war. Wie Hermann Levi war Becker in der „Allotria" sehr aktiv.
Zwei jüdische Künstler haben wesentlich zur Verschönerung von München beigetragen. Der Bildhauer Hugo Kaufmann, geb. 1868 in Schotten, Oberhessen, gest. 1919 in München, hatte in München studiert und dort die Figur der „Kunst" auf der Ludwigsbrücke, die figürlichen Gruppen für den Justizpalast und der Hypothekenbank, sowie 1903 den reizenden Bacchusbrunnen in den Maximiliansanlagen und den Brunnen am Kosttor geschaffen; er war mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet worden, war bis 1915 Professor an der Akademie in Charlottenburg und verbrachte die letzten vier Jahre seines Lebens in München.
Einer der bedeutendsten Architekten, dessen Bauten das architektonische Bild des neuen München entscheidend beeinflußt haben, war Professor Max Littmann, (geb. 1862 in Chemnitz, gest. 1931), der 1892 mit Jakob Heilmann (1848—1927) die Baufirma Heilmann & Littmann gegründet hatte, doch seit 1908 selbständig wirkte. Von der großen Zahl seiner Bauten seien hier genannt: das Hofbräuhaus (1896), die Warenhäuser Tietz und Oberpollinger (1905), das Prinzregententheater (1901) und das Künstlertheater (1907).

Doch auch der Bildhauer Arnold Zadikow, (geb. 1884 in Kolberg, gest. in Theresienstadt 1943), der als Maurer begonnen und dann Meisterschüler von Professor Wadéré in München geworden war, war ein prominenter und vielseitiger Künstler, dessen große Marmor- und Bronzewerke fast restlos von den Nazis zerstört wurden. Er hatte unter vielem anderen auch eine Reihe jüdischer Monumente geschaffen, wie die Gedenktafel der Gefallenen an der zerstörten Hauptsynagoge, die Gedenktafel der Gefallenen der Verbindung „Licaria", unter vielen Plaketten die Jubiläumsplakette der U.O.B.B. Loge München, Bildnisplaketten und verschiedene Grabdenkmale auf dem israelitischen Nordfriedhof, darunter die des Rabbiners Dr. Heinrich Ehrentreu, die mit zu den besten modernen Grabdenkmalen gehören, sowie ein Misrach für Ignaz Lamm, das jetzt dessen Grabstein schmückt.

Auch des Malers Ludwig Schwerin, der 1921—1932 in München gelebt hat und jetzt zu den geschätzten Künstlern in Israel zählt, sei Erwähnung getan, da er einige schöne Münchener Ansichten gemalt und radiert, sowie verschiedene Porträts bekannter Münchener Persönlichkeiten gefertigt hat.

Münchener von Geburt sind der bekannte Landschaftsmaler Julius W. Schülein, geb. 1881, der bei Habermann studiert hatte, 1914 Mitbegründer der Münchener Neuen Secession war, 1930 nach Berlin übersiedelte und jetzt in New York lebt. Im gleichen Jahre wurde in München der Architekt John Herbert Rosenthal, Sohn des amerikanischen Malers Toby Edward Rosenthal geboren; 1908 der Graphiker Rudi Deutsch, der die dortige Kunstgewerbeschule besucht hatte und seit 1937 Lehrer an der Bezalelschule in Jerusalem ist. Und schließlich ist noch die Tochter von Dr. Erwin Rosenthal, die Karikaturistin Gabriele Rosenthal in Jerusalem zu nennen.

Ohne restlose Vollständigkeit anstreben zu wollen, darf der Herausgeber noch auf einige weitere jüdische Künstler hinweisen, die in München gewirkt haben. Von dem Maler Hermann Segall wurden viele Porträts bekannt, das des Rabbiners Dr. Heinrich Ehrentreu ist in diesem Gedenkband reproduziert. Ebenfalls hauptsächlich Porträtist war der in München 1894 geborene Siegfried Ziegler, Schüler Hugo von Habermanns und Angelo Janks. Erstmalig stellte er im Kunstverein 1928 und 1930, letztmalig 1935 aus.

Ein ehrendes Gedenken verdienen ebenfalls die Maler Hans Borchardt (1866—1917), James Bieberkraut und der 1882 geborene Stanislaus Bender, der hauptsächlich jüdische Sujets wählte.

Verschiedene begabte weibliche Künstler sind zu nennen: Frau Fanny Hönigswald, feinsinnige Malerin, die jugendliche Plastikerin Elisabeth Springer, deren „Mutter und Kind" vom Berliner Jüdischen Museum erworben wurde, und ebenfalls in diesem Buch reproduziert wird, und Maria Luiko. Über letztere und den nur wenige Jahre älteren Rudolf Ernst schreibt uns Schalom Ben Chorin (Jerusalem) wie folgt:

Maria Luiko (Marie Luise Kohn) ist im Jahre 1904 in München geboren und wurde während des 2. Weltkrieges deportiert.

Es liegt eine tiefe Traurigkeit über den Bildern Maria Luikos und doch eine gewaltige Stärke, die oft auflodert, in grellen Farben den düsteren Rahmen des Ganzen sprengend. Oft wird man bei ihren Bildern an Chagall oder Zygmunt

Menkes erinnert. Aus jedem ihrer Werke spricht eine seltsame Mischung von „Realismus und Innerlichkeit", die als etwas zutiefst Jüdisches erscheint, denn Realismus und Innerlichkeit sind die Grundpfeiler jüdischen Wesens. Maria Luiko war nicht nur eine sehr begabte Malerin und Graphikerin. Ihr wirklichstes Bereich war die Bühne, das Bühnenbild. Zu ihren schönsten Arbeiten auf diesem Gebiet, auf dem sie schon seit 1924 erfolgreich war, zählten die Dekoration und Masken zu Franz Werfels „Paulus unter den Juden".
Maria Luiko wurde mitten aus einem produktiven Lebenswerk, das der Sichtbarmachung der jüdischen Seele in Form und Farbe galt, hinweggerissen, um den Kelch jüdischen Schicksals bis zur bitteren Neige zu leeren.
Rudolf Ernst wurde 1896 in Jugoslawien geboren. Schon in frühestem Kindesalter empfing er die Taufe und wuchs fern allen jüdischen Inhalten, Erlebnissen und Eindrücken auf. Den ersten Weltkrieg machte Ernst als Soldat der österreichisch-ungarischen Armee mit. Nach dem Kriege begann er an der Kunstakademie in München zu studieren. In allen Zweigen der Malerei und Graphik, vom Holzschnitt über die Radierung, vom Ölbild bis zum Fresko und der Unterglasmalerei betätigte sich Ernst mit großer Meisterschaft. In den dreißiger Jahren erwachte in ihm das verschüttete jüdische Bewußtsein und er wandte sich der Illustration der Bibel in einer großen Holzschnittfolge zu, gestaltete hebräische Grabsteine und Kultgeräte und wuchs so künstlerisch in eine Welt hinein, die ihm von Jugend an unbekannt war. Noch vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges kehrte Rudolf Ernst, unter dem Druck der Verhältnisse im Dritten Reiche, nach Jugoslawien zurück, wurde dort aber ein Opfer der deutschen Invasionsarmee. — Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges fand die Malerin Hanna Schafir einen Teil des graphischen Nachlasses von Rudolf Ernst in Zagreb auf und rettete diese Verlassenschaft nach Israel.
Als bemerkenswertes künstlerisches Kuriosum darf zum Schluß erwähnt werden, daß 1934 ein Münchner Jüdisches Marionettentheater erstand, das seinen Schöpfern, der eben erwähnten Maria Luiko und dem Maler Alfons Rosenberg, zur Ehre gereichte. Der Letztgenannte lebt heute in der Schweiz und ist schriftstellerisch tätig.
Zum Schluß sei noch ein typischer Berliner erwähnt, der zu München oft vergessene Beziehungen hatte: Max Liebermann hat in München von 1878 bis 1884 geschaffen und dort erste Lorbeeren (und auch das Gegenteil davon) erworben. Einige seiner damaligen Bilder wählten Münchner Sujets, so z. B. „Aus dem Hofgarten", „Biergarten" (Augustinerkeller, anno 1883), „Dorfteich in Etzenhausen" u. a. Berühmt und berüchtigt wurde sein Gemälde „Der junge Christus im Tempel" (1879), das im Bayerischen Landtag einen Sturm der Entrüstung auslöste. Eines der schönsten Selbstbildnisse des Meisters ist heute wieder in den Staatlichen Gemäldesammlungen zu München zu sehen. *(1958)*

EMIL GRATZL

Nachruf auf Lucian Scherman

Die Bedeutung Schermans im geistigen Leben Münchens rechtfertigt es, daß seiner hier gedacht wird. Geboren zu Posen am 10. Oktober 1864 studierte er in Breslau indische Philosophie, habilitierte sich 1892 in München und wurde dort 1901 außerordentlicher, 1916 ordentlicher Universitätsprofessor. Der wesentlichste Inhalt dieser Jahre lag in der unermüdlichen, entsagungsvollen Bearbeitung der langen Reihe von Bänden der „Orientalischen Bibliographie", in der er den Fachgenossen ein weitverstreutes, ohne seine ordnende Hand kaum überblickbares Material in übersichtlichster Form Jahr für Jahr als unentbehrliches Hilfsmittel lieferte. Seine eigentliche Lebensarbeit begann, als er im Jahre 1907 die Direktion des Münchener Museums für Völkerkunde übernahm, das bei wertvollsten Beständen in drängendster Raumnot einen Dornröschenschlaf geführt hatte. Neue Räume, die seine Tatkraft dem Museum eroberte, boten die Möglichkeit, die alten und die neuen, auf einer Reise durch Indien und Burma 1910 und 1911 erworbenen und durch kluge und planmäßige Einkäufe vermehrten Schätze übersichtlich und geschmackvoll aufzustellen, wobei ihm als beste Mitarbeiterin seine Gattin verständnisvoll zur Seite stand. Das fertige Werk, nach den Worten eines amerikanischen Fachmannes „das Vorbild dessen, was ein solches Museum sein soll", brachte seinem Schaffen die Anerkennung der Fachgenossen, dem Museum regsten Besuch.

Hatte Scherman schon früher als Vorstandsmitglied der Geographischen und der Anthropologischen Gesellschaft das wissenschaftliche Vortragswesen in München wesentlich gefördert, so konnte er nun im Vortragssaal seines eigenen Museums die zahlreichen Mitglieder der von ihm begründeten, mit der Berliner Ostasiatischen Gesellschaft eng verbundenen „Freunde asiatischer Kunst und Kultur in München" regelmäßig versammeln, dabei ließ er sich besonders angelegen sein, zu den Vorträgen neben anerkannten in- und ausländischen Gelehrten auch junge Kräfte heranzuziehen.

Daneben lief die Lehrtätigkeit an der Universität und die Wirksamkeit in der Münchener Akademie der Wissenschaften — bis das Jahr 1933 und der Arierparagraph dem allen ein Ende bereitete. Er hat dann in der Stadt, in der er so fest verwurzelt war, ausgehalten bis 1939, die Entwicklung klar betrachtend und mit alten Freunden ohne Verbitterung besprechend. Fast im letzten möglichen Augenblick ist er mit seiner Frau nach Amerika gegangen. Wie er sein Leben lang ein fleißiger Bibliotheksbesucher war, ist er auch dort, wo er nahe den großen Bibliotheken Neuenglands lebte, ihr eifriger Besucher geblieben und war unermüdlich tätig, bis ein Herzanfall dem Leben des 81jährigen ein Ende setzte, nachdem er kurz vorher noch seine Wiedereinsetzung in alle Rechte eines Professors Emeritus der Münchener Universität erfahren hatte.

(1946)

HANS LUDWIG HELD

Aus der Einleitung zu Franz Rapps „Goethe und München"

Schon im Frühjahr 1933 verfiel die erste Auflage von „Goethe und München", die im Frühjahr des Jahres 1932 anläßlich des Goethejahres erschienen war, der Verfemung und Vernichtung durch die nationalsozialistischen Machthaber. Die Tatsache wurde als sittliche Verpflichtung damit begründet, daß es sich um die literarische Arbeit eines jüdischen Verfassers handelte, der unter dem Druck der Verfolgung emigrieren mußte und der sich heute in einer wichtigen literarischen Position in Washington befindet, wie wir zu unserer großen Freude erfahren konnten ... Ich glaube, das Buch als ein Lesebuch ansprechen zu dürfen, nicht nur für München und die weiteren Grenzen Bayerns, sondern für alle Teilnehmenden am Geiste Goethes.

In solchem Sinne sage ich seinem fernen Verfasser Dank und grüße ihn, den unvergeßlichen Weggenossen, mit der weisen Erkenntnis des von uns Gefeierten: „Nur wenige Tage sind alten geprüften Freunden hinreichend, um sich vollkommen wiederzuerkennen und sich auch einmal über den Bestand der menschlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Gestalt der Welt vergehen, wenn befreundete Gesinnung sich gleich bleibt; wenn man zu beiden Seiten fortfährt, das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu hassen; demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden." *(1949)*

JULIUS BAB

Nachruf auf Franz Rapp

Ganz plötzlich ist in der Nacht vom 2. zum 3. März 1951 Professor Franz Rapp dahingegangen. Er lehrte Kunstgeschichte an der Howard-Universität in Washington. Das war auch von Hause aus sein Fach; aber in Deutschland war er von 1920 bis 1930 Direktor des Theatermuseums in München. Mit all dem Fleiß, der Gründlichkeit, der Sorgfalt, die ihm eigen waren, hatte er sich in die Materie „Theater" eingearbeitet; er beherrschte sie in hohem Maße, wenn man auch die Herkunft dieses Betrachters von der Seite der bildenden Künste her spüren konnte. Von dem Hitlerwahn aus Deutschland vertrieben, lebte er mit seiner Frau kurze Zeit in England, dann kamen beide nach Amerika. Rapp wirkte erst am Theaterinstitut der Yale-Universität, dann mehrere Jahre in der Theaterabteilung von New Yorks Public Library. Und nun seit mehr als vier Jahren an der Negro-Universität in Washington. Sein Platz dort wird nicht leicht ausgefüllt werden... Was seine Freunde an diesem Mann von immer gemessener kluger Lebensfreude, immer bereiter herzlicher Anteilnahme verloren haben, ist nicht leicht zu sagen. Es war einer der liebenswertesten und lautersten Menschen, die die letzte große Immigration aus Deutschland herüber nach U. S. A. gebracht hat. *(1951)*

BRUNO KIRSCHNER

Einige persönliche Erinnerungen an das jüdische München

Obwohl geborener Berliner, der bis zur Auswanderung, also ein halbes Jahrhundert, in Berlin verbracht hat, habe ich München stets als meine zweite Heimat betrachten dürfen. Und zwar aus zwei Gründen:

Einem der bekanntesten und beliebtesten Münchener Juden um die Jahrhundertwende, meinem Onkel Emanuel Kirschner, dem Ersten Kantor der Israelitischen Kultusgemeinde, verdanke ich einen nicht unerheblichen Teil meiner jüdischen Erziehung und Gesinnung. Kirschner war in jenen Jahrzehnten allgemein, weit über Münchens Grenzen hinaus, wegen seiner überragenden kantoralen Qualitäten und wegen seines festen, unbestechlichen Charakters, den er auch den Gemeindegrößen gegenüber zu wahren wußte, als eine der Hauptzierden des jüdischen München anerkannt. Seine synagogalen Kompositionen — vier Bände „Tehillot le-El-Eljon" und anderes — fanden Eingang in zahlreichen Gemeinden auch außerhalb Deutschlands, so besonders in Österreich und Amerika; sie zeugten von religiöser Gemütstiefe, Treue zur Chasanut, deren Verehrung er von seinem stark chassidisch durchtränkten Vater geerbt, und von kompositorischer Meisterschaft (wenn er auch gelegentlich, das darf man heute sagen, daneben leicht ins Wagnern geriet, im damaligen Bannkreise des genius loci). Seine bedeutende Gesangskunst trug ihm eine Berufung an die Kgl. Akademie der Tonkunst als Lehrer für Sologesang und damit den Professortitel ein, eine für einen Chasan selbst in der damaligen liberalen Periode wohl einzigartige Auszeichnung. Es war der Münchener Hoftheaterintendant Frhr. v. Perfall, der Kirschners außergewöhnliche musikalische Lehrbegabung erkannte. Diese Lehrbegabung konnte sich in einem in der Musikwelt denkwürdigen Fall besonders glanzvoll bewähren. Der spätere weltberühmte Heldentenor und Wagnersänger Heinrich Knote — von Haus aus Schmiedegeselle —, fiel als noch nicht Zwanzigjähriger seiner Umgebung durch seine gewaltige, metallische Stimme auf. Bei der Prüfung zur Aufnahme in die Gesangsklasse der Tonakademie fiel er (um im musikalischen Bilde zu bleiben) mit Pauken und Trompeten durch; seine Stimme war, oder schien wenigstens, hoffnungslos überschrien und unkultiviert. Freunde rieten dem Verzweifelten, es bei Kirschner zu versuchen, und mein Onkel erzog Knote, sofort überzeugt von dessen seltenen Stimmitteln, in geduldiger Systematik in wenigen Jahren zu einem Sänger allerersten Ranges, den 1892 die Münchener Hofoper mit Begeisterung engagierte und dann jahrzehntelang beschäftigte. Als in der Hitlerzeit ein Gesanglehrer das Gerücht verbreitete, er habe Knote unterrichtet, erließ Knote ein auffallendes Inserat in den „Münchener Neuesten Nachrichten", in dem er betonte, daß sein Entdecker und sein einziger Lehrer Kirschner gewesen sei. — Übrigens hat Kirschner auch eine Reihe geschichtlicher Studien über die jüdische Musik veröffentlicht.

Am 16. September 1887 — in der Zeit, als noch der große Gelehrte Dr. Joseph

Perles Rabbiner in München war und dessen in der ganzen Gemeinde geliebte Gattin Rosalie eine schriftstellernde Rebbezin wurde — hatte mein Onkel die neue Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße miteingeweiht. Am 9. Juni 1938 war dieses Gotteshaus das erste in Deutschland, das der Zerstörungswut der Barbaren zum Opfer fiel; das Schicksal hat es Kirschner nicht erspart, den tränenreichen Abschiedsgottesdienst, zu dem die Gemeinde von Rabbiner Dr. Leo Baerwald in aller Eile zusammengerufen wurde, mit seiner achtzigjährigen Stimme, die immer noch den Abglanz ihrer ehemaligen baritonalen Schönheit und Wärme bewahrt hatte, zu verklären. Ich besitze den erschütternden Brief, in dem er die Stunden dieser Katastrophe beschrieben hat. Kein Pijut, Sselicha, keine Kina bewahrt, soviel ich weiß, in München das Gedächtnis an diesen Trauertag.

Das Synagogengelände — heute ein Autoparkplatz! Dieser Schandfleck aus Münchens tiefster Schmachzeit ist bis heute nicht beseitigt. Zwar kann man weder die Toten wieder lebendig machen noch die imposante Synagoge wieder aufrichten. Aber wenn an Stelle des Parkplatzes eine würdige Grünfläche träte, in der ein einfaches Monument dem gegenwärtigen und den kommenden Geschlechtern erzählte, welcher Glanz hier einst gestrahlt und welcher Schreckensblitz dann hier unheildrohend aufgeleuchtet hat — das erste Flammenzeichen des Untergangs des deutschen Judentums —, dann würde München, die einst so geliebte Stadt, zeigen, daß es in ihr noch Scham und Reue gibt.

Dies empfand ich, als ich in den letzten Jahren zweimal in München war. Das Gemeindehaus, in dem meines Onkels Dienstwohnung und die Verwaltungsräume waren, und das noch unversehrt steht, freilich nicht mehr in jüdischem Besitz und überdies ein etwas gespensterhafter Anblick, trennte die Synagoge von dem Amtssitz des Allgewaltigen der Gemeinde, Rabbiner Dr. Cosman Werner, der mit Kirschner herzlich befreundet war. Was Werner in seiner schönen Antrittspredigt vom Jahre 1894 gesagt hatte: „Gott, ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume fällt", das konnte er auch von seinem Einfluß auf den Gemeindevorstand in Sachen des Lebens und der Verwaltung der Gemeinde behaupten. Dieser begnadete Redner (dessen Oratorik, oder soll man richtiger sagen: Rhetorik?, heute wohl auch in rabbinischen Kreisen überholt ist) fand aber auch bei der Regierung und der damals in Bayern politisch noch sehr mächtigen Geistlichkeit stets ein offenes Ohr und war den Münchener und überhaupt den bayerischen Juden ein wirksamer Helfer in schwierigen Situationen. Aber leider hat er seine Führerstellung auch in einer Richtung mißbraucht, die er vielleicht heute bereuen würde. Ich kam durch meinen Onkel mit ihm in vielfache Beziehungen, deren Freundschaftlichkeit auch durch seine erbitterte Gegnerschaft gegen die Anfang des Jahrhunderts aufblühende zionistische Bewegung nicht wesentlich getrübt wurde. Wie oft hat er mir, wenn wir uns heftig stritten und er meine unsinnigen Zionsträume verlachte, während ich seine so unrealistische Missionsidee verspottete, den obersten Knopf meiner Weste in wildem Rütteln abgerissen! (Aber in den Kriegsjahren vor seinem Tode — er starb 1918 — begann er doch, die zionistische Erlösungs- und Freiheitssehnsucht mit durch die Erfahrungen der Zeit geschärften Augen anders zu werten.)

Immerhin, er hat München um den Ruhm gebracht, daß dort der moderne Zionismus begründet wurde: Theodor Herzl wollte den ersten Zionistenkongreß nach München einberufen, aber die Gemeindegenossen, von Werner beeinflußt, hatten Angst, so eine Zusammenkunft jüdischer, einschließlich ostjüdischer Utopisten könnte nicht nur ihre königlich bayerische Bierruhe stören, sondern auch „oben" Anstoß erregen. Das Fähnlein der fünf aufrechten „Protestrabbiner" — wie Herzl sie nannte — siegte; das gastliche München — nicht die Stadt, sondern die jüdische Gemeinde — verweigerte Herzl die Aufnahme, und der Kongreß fand in der Schweiz statt. Und Herzl sprach später das stolze Wort: „In Basel habe ich den Judenstaat gegründet".

Wenn ich noch einmal auf Kirschner zurückkommen darf: Mein Onkel war, auch außerhalb der Sphären der Musik (er sang auch öffentlich in Oratorien und bei vielen anderen Gelegenheiten), ein kunstbegeisterter Mann. In seinem Hause verkehrten bekannte und angehende Künstler, von denen ich hier nur die Bildhauer Henryk Glicenstein und Arnold Zadikow erwähne. Es verging wohl keine Woche, in der er nicht ein Museum, eine Bildergalerie, eine Kunstausstellung besuchte. Durch ihn lernte ich auch viele Männer aus dem geistigen Leben der Münchener Judenschaft kennen: Rabbiner Werners Nachfolger, Dr. Leo Baerwald, der der Gemeinde in ihrer schwersten Stunde beistand, einen feinen philosophischen Kopf; den Initiator der „Ära Ofner", Justizrat Abraham O., der mit seinen hohen organisatorischen Qualitäten die Gemeinde in ihrer glänzendsten Zeit führte; den wissensreichen zweiten Rabbiner Dr. Israel Finkelscherer; den Hauptlehrer Moritz Maier, der eine großartige Bibliothek von wissenschaftlichen und dichterischen Werken zum Thema des Ewigen Juden (Ahasver) aufgebaut hatte und sorgsam pflegte; die Religionslehrer Frei (auch Chordirigent) und Friedmann, denen noch viele lebende Münchner die Grundlagen ihres jüdischen Wissens verdanken, und denen sie gewiß ein treues Andenken bewahren. Mit besonderer Hochschätzung gedenke ich des ehrwürdigen Rabbiners der orthodoxen Synagoge „Ohel Jakob", Dr. Heinrich Ehrentreu, der großzügig genug war, am Schabbat vormittag nach dem Frühgottesdienst im Betsaal der liberalen Großen Synagoge einen Schiur über den Wochenabschnitt zu halten.

Im Zusammenhang mit den Kongreßvorbereitungen erwähnt Herzl in seinen Tagebüchern wiederholt meinen Schwiegervater, den Besitzer der weithin berühmten Gaststätte Jochsberger. Der Wirt brachte Guedemann, den Oberrabbiner von Wien, der zunächst für die zionistische Idee schnell und tief ergriffen schien, und Herzl in einem abgesonderten Zimmer seines kleinen Hotels unter. U. a. schrieb Herzl: „Später fand er [Jochsberger] mit Judenscharfsinn heraus, daß wir über die Judensache berieten, und sorgte dafür, daß wir ungestört blieben. Solches Material haben wir in unseren Leuten! Sie erraten, was man anderen einbleuen müßte. Sie führen es mit Intelligenz und Hingebung aus." Dies also Herzls Worte über den einfach-klugen Mann, der mir einige Jahre später seine Tochter gab — eine Kinderfreundschaft und bis heute meine liebe Lebensgefährtin.

Die doppelte innige Verknüpfung mit München, durch meinen Onkel Kirschner und durch das Haus Jochsberger, ist mir schönste Lebenserinnerung ge-

blieben. An der Liebe zu München können auch die Schandtaten der Bestien, die die Stadt mehr als zwölf Jahre lang vergewaltigen konnten, nichts ändern. München ist überdies jedem, der seine Bergluft, seine Kunst, seine Musik, seine Architektur, seine Fröhlichkeit und Natürlichkeit einmal eingesogen hat, über alles Grausame hinweg, das auch dort uns angetan wurde, ein unverlierbarer seelischer Besitz. *(1958)*

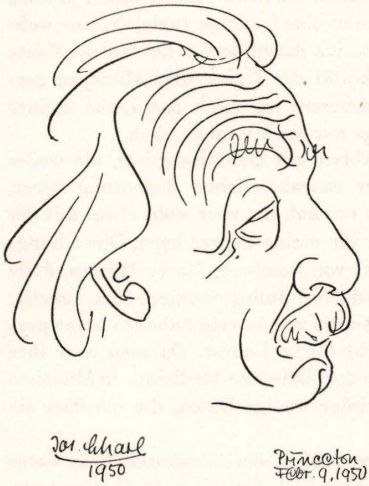
THOMAS MANN

Aus „Gedenkrede auf Max Reinhardt"

Österreichischer Barock, durch jüdisches Geblüt intellektualisiert und in Kontakt gebracht mit den feinsten Regungen und Ergebnissen modernen Kunst- und Geisteslebens, — das mag seines hoch-effektvollen, in vornehmsten Sinne sensationellen Wesens kürzeste Bestimmung sein . . .
Wir jungen Leute in München, Mitglieder eines akademisch-dramatischen Vereins, denen die Reinhardt-Leute ihre Don-Carlos-Parodie eines Nachts in irgendeiner Kneipe ohne Bühne vorspielten, lachten Tränen. Wir ahnten nicht, daß aus dem Künstlerjux, dieser unbeschreiblich komischen Travestie der Schmiere, die sich hilf- und mittellos, aber mit donquijotischer Würde am großen Drama versucht, — daß aus dieser begabten und losen Selbstverspottung der Schaubühne eines der schönsten und stolzesten, farben- und lustvollsten Kapitel der Theatergeschichte sich entwickeln sollte. *(1944)*

Nachruf auf Josef Scharl

Nur durch wenige Jahre hatte ich das Glück, diesen warmherzigen und bedeutenden Menschen persönlich zu kennen. Aber diese wenigen Jahre genügten, eine feste, innige und beglückende Freundschaft zu begründen. Alles an ihm war echt, ursprünglich und unverdorben. Er sah durch die Tragik und durch die Abgründe dieser Menschenwelt. Er litt darunter so stark wie selten einer, aber nichts vermochte ihn für die Dauer niederzudrücken. — Sein sonniger Humor und seine starke Einführung in den andern ließ keine Mutlosigkeit, keine lähmende Resignation in ihm aufkommen. Vom Schicksal hart angefaßt, war er mit seiner inneren Stärke stets der Gebende, der Halt für schwächere Naturen.



Nie war er einem schwächeren Kompromiß zugänglich, weder als Künstler noch als Mensch; es wäre ihm unmöglich gewesen, sich durch solche Opfer an Ehrlichkeit das äußere Dasein leichter zu gestalten. Als geborener großer Künstler folgte er nur der inneren Stimme, die ihm unentwegt den sicheren Weg zu steigender Meisterschaft und Reife finden ließ. Die Modetorheit auf dem Kunstgebiet konnten ihm nichts anhaben, obwohl er keineswegs durch überkommene Formen gebunden war. Er suchte und fand die sichere Wiedergabe seines persönlichen künstlerischen Erlebens. Dies Streben war seine Leidenschaft, die ihm die höchste Kraft des Schaffens auch durch die Zeiten schweren körperlichen Leidens bis zum plötzlichen Ende bewahrte.

Nun schlug die plötzliche Abschiedsstunde mitten aus fruchtbarem Schaffen heraus. So ist das Ende derer, die wir als der Götter Lieblinge empfinden.

Wir überlebenden Freunde werden seiner in Liebe und Verehrung gedenken, solange wir atmen. Das Häuflein derer, die die Kunst wirklich lieben und verstehen, wird in steigendem Maße zu schätzen wissen, was er der Welt gegeben hat. *(1954)*

PS eines Briefes an Maurice Solovine

Ich freue mich über das französische Volk, das nicht vergessen hat, seinen Großkopfeten zu zeigen, wo Gott hockt (Streik). *(1953)*

FRIEDRICH DEICH

Jüdische Mediziner in München

Gern habe ich die Aufgabe übernommen, über jüdische Mediziner in München zu schreiben, obwohl ich mir bewußt bin, wie unvollständig und ungenau das wenige, was ich zu berichten weiß, ausgefallen ist. Diese Zeilen sollen ja auch nur eine Erinnerung sein, eine wehmütige und eine freudige zugleich; eine wehmütige, weil mich das Entsetzen faßt, wenn ich daran denke, auf welche Weise die einst so bedeutende medizinische Fakultät der Universität München zerschlagen wurde. Aber davon abgesehen erinnere ich mich mit Liebe meiner akademischen Lehrer, von denen allerdings nur noch wenige leben.

So beginne ich denn dieses kleine Gedenkblatt mit einer Rangliste, die weder mit der wissenschaftlichen noch mit der charakterlichen Bedeutung derer, welcher hier gedacht wird, irgendetwas zu tun hat, die aber wohl etwas mit der Verehrung zu tun hat, die ich heute noch für meine Lehrer hege. Diese Rangliste des Herzens ist bald aufgezählt: Ernst von Romberg, Harry Marcus, Fritz Wassermann, Fritz Kant, Siegfried Oberndorfer, Julius Spanier, Max Isserlin, Otto Neubauer, Felix Plaut, Erich Meier. An die vier letzten habe ich keine persönliche Erinnerung mehr. Sie waren nicht meine Lehrer. Da man aber ihre Namen nicht verschweigen darf, wenn man der jüdischen Mediziner in München gedenkt, füge ich meinen Erinnerungen einige wenige Daten, die ich über sie gesammelt habe, hinzu. —

Ernst von Romberg wurde am 5. November 1865 in Berlin geboren. Sein Vater war Jurist, aber sein Großvater war der Arzt und Neurologe M. H. Romberg, nach dem ein neurologischer Untersuchungstest benannt ist, der bei keiner ärztlichen Untersuchung fehlen darf: man läßt den Prüfling bei geschlossener Fußstellung aufrecht stehen und bittet ihn, die Augen fest zu schließen. Ein gesunder Mensch fällt bei Fuß-Augenschluß nicht um, sondern schwankt nur unmerklich. In einem solchen Fall ist das „Rombergsche Phänomen“ negativ. Schwankt der Prüfling stark oder fällt er gar um, dann ist das „Rombergsche Phänomen“ positiv. Es liegt dann meist eine Erkrankung des Zentralnervensystems vor. Ich erinnere mich, daß einmal in der Vorlesung, die Geheimrat Ernst von Romberg in der I. Medizinischen Klinik der Universität München hielt, ein Praktikant, der einen Tabiker zu untersuchen hatte, mit höflicher Verbeugung sagte: „Das Phänomen Ihres seligen Herrn Großvaters ist positiv, Herr Geheimrat“, was den dergestalt ausgezeichneten Enkel, der stets so ernst schien, als habe er die wissenschaftliche Verantwortung für unsere ganze ärztliche Generation zu tragen, zu einem herzlichen Lachen veranlaßte.

Romberg sprach sonst nie von seinem berühmten Großvater, wohl aber von seinem Lehrer Heinrich Curschmann, gelegentlich auch von Carl Ludwig, bei dem er physiologisch gearbeitet hatte. Als ich Romberg kennen lernte, war er bereits der berühmte Herzspezialist und der große Kliniker. Oft wurde er als

Konsiliarius ins Ausland gerufen. Dann hielt einer seiner Oberärzte die Vorlesung. Wenn Romberg dann zurückgekehrt war, erwarteten wir Studenten, er würde erzählen, wie ihm der König von England gefallen und was es im Bukkingham-Palast zu essen gegeben habe, aber Romberg fuhr in der Darstellung der Krankheitsbilder fort, als sei nichts geschehen. Seine Vorlesung vermittelte uns die Last der ärztlichen Verantwortung. Bei Friedrich von Müller, den wir im 1. klinischen Semester hörten, lag das Schwergewicht der Pädagogik auf der wissenschaftlichen Durchdringung des Krankheitsgeschehens, bei Romberg, den wir als „Fortgeschrittene" hörten, lag die Betonung auf der Erziehung zur äußersten Verantwortung bei allem ärztlichen Tun. „Friedrich der Große", wie wir Friedrich Müller nannten, stellte die Problematik des Falles in seiner Ganzheit dar, Romberg stellte alles auf die Aufgabe des Arztes ab, dem Kranken zu helfen. Der Höhepunkt der Vorlesung war jeweils gekommen, wenn er sagte „Und nun die Therapie". Romberg war sich aber stets der Grenzen der Therapie bewußt, man nannte ihn einen „Tempelhüter der Wahrheit", denn er legte auch an sich selbst die strengste Kritik. Er war die Person gewordene Pflichttreue. Als ich nach dem Staatsexamen das Pflichtjahr als Medizinalpraktikant in seiner Klinik arbeitete, mußte ich bei der Visite jeden neueingelieferten Kranken dem Geheimrat vorstellen. Dabei geriet ich, der ich ihn zuvor nur aus respektvoller Entfernung bewundert hatte, mit ihm in Tuchfühlung. Er wirkte eher kühl als herzlich. Was man als blutiger Anfänger über den Fall in tollkühner Weise vorzutragen wußte, nahm er aufmerksam, aber meist mit skeptischer Miene, zur Kenntnis. Hatte man ihm den Befund vorgelegt, so prüfte er alle Angaben selbst nach. Er sah und hörte als Diagnostiker alles. Er hat sogar noch eine kirschkerngroße Kaverne mittels der Auskultation erkennen können. Die Tuberkulose war ja sein Spezialgebiet, neben der Lehre der Herzkrankheiten. In der Anwendung der Digitalis-Präparate war er unbestritten der Meister. 1895 hatte Romberg im „Handbuch der praktischen Medizin" die Krankheiten des Herzens und der Gefäße behandelt. Aus diesem Kapitel ging dann sein berühmtes Lehrbuch hervor. 1904 trennte Romberg die Arteriosklerose vom Hochdruck, die man zuvor in einem kausalen Zusammenhang gesehen hatte. Später stand er in der ersten Reihe der Kämpfer gegen die Tuberkulose.

Eines Tages, im Herbst 1933, betrat Geheimrat Romberg, unser allverehrter Chef, als Todkranker den Hörsaal. Sein stets leicht ironisches Lächeln wirkte verzerrt. Mit eiserner Energie hielt er die Vorlesung stehend durch. Ich riß die Fenster auf, als ich glaubte, er ringe nach Luft. Kurz vor Ende der Vorlesung bat er um einen Stuhl, um sich setzen zu können. „Sie sehen, meine Herren, ich kann nicht mehr", waren seine Worte. Sauerbruch hat ihn wenige Tage später operiert. Aber es war schon zu spät. Dann kam die letzte Chefvisite. Wir wußten, daß Romberg nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Aber er tat, als sei nichts geschehen. Er untersuchte alle Kranken noch sorgfältiger als früher. Oder schien es uns nur so? Die kühle Skepsis war aus seinem Antlitz gewichen. Unendliche Güte und Opferwilligkeit stand jetzt auf seinen Zügen geschrieben. Am 15. Dezember wurde das Entlassungsschreiben auf sein Sterbebett gelegt. Dann starb er. Es war der 18. Dezember 1933. Ein großer Arzt war dahingegangen. Ein Vorbild für uns alle.

Harry Marcus wurde am 3. Februar 1880 in Alexandria geboren. Sein Vater war Großkaufmann in Ägypten und die Mutter war Italienerin. Die Familie stammt ursprünglich aus Mecklenburg. Als Harry Marcus 14 Jahre alt war, übersiedelte sie nach Hamburg. Dort absolvierte er auch das Gymnasium. Er studierte bei His und Spalteholtz in Leipzig und legte 1904 in München die Staatsprüfung ab. Seine Doktorarbeit über die Blutbildung bei Knochenfischen hat er noch unter dem Anatomen Karl von Kupffer begonnen. Die Zoologie zog ihn stark an, aber sein eigentliches Forschungsgebiet war die vergleichende Anatomie. Sein zoologischer Lehrer war Richard Hertwig in München. Zeitweilig arbeitete Harry Marcus mit Richard Goldschmidt zusammen, der heute als Direktor des zoologischen Instituts der University of California in Berkeley (USA) besonders auf dem Gebiete der Vererbung die Forschung maßgeblich beeinflußt hat. Marcus, der noch Ernst Haeckel gekannt hat, hat im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eine Menge zoologischer Arbeiten geschrieben, allein 200 über schwanzlose Amphibien. 1910 hat sich Harry Marcus habilitiert.
Als ich 1928 als Vorkliniker in München einzog, las Harry Marcus für Mediziner über den Sympathikus. Im übrigen hatte er einen Lehrauftrag für Zahnmedizin. Er las in der zahnmedizinischen Fakultät über allgemeine Anatomie. Die Schwierigkeiten, die ihm aus seiner Zugehörigkeit zum Judentum erwuchsen, wurden ab 1935 stärker. Zunächst erhielt er ein Verbot, Prüfungen abzuhalten. Dann durfte er auch nicht mehr lesen. So ging es Schritt für Schritt der Katastrophe entgegen. Harry Marcus aber fühlte sich dennoch sicher, denn Hitler hatte versprochen, die jüdischen Feldzugteilnehmer unbehelligt zu lassen. Harry Marcus hatte den ersten Weltkrieg als Stabsarzt von Anfang bis zu Ende mitgemacht und war in Rumänien schwer an Rückfallfieber erkrankt. Deswegen, wegen seiner Teilnahme am ersten Weltkrieg, glaubte er, noch 1935 einen Ruf nach Istanbul ablehnen zu können. Daß er dann im Anschluß an die „Reichskristallnacht" mit dem Leben davon kam, verdankt er einem Zufall. Er befand sich zu dieser Zeit auf einer Vortragsreise in Italien. Erst als er eingesehen hatte, daß Hitler nicht daran dachte, sein Versprechen zu halten, zog er es vor, die Heimat zu meiden. 1939 versuchte er, in Bolivien eine neue Wirkungsstätte zu finden. Es gelang ihm, unter größten Schwierigkeiten in Cochabamba Fuß zu fassen. In den letzten Jahren vor seiner Rückkehr nach Deutschland gab er die „Folia Universitaria" heraus.
Es war mir eine große Freude, meinen alten Lehrer Professor Harry Marcus hier in München wiederzusehen. Seit 1954 wohnt er mit seiner Tochter am Rande der Stadt und bezieht wieder eine Pension. Er ist eine stille Gelehrtennatur. Er ist ein wenig älter geworden, aber — so scheint es mir — er hat sich äußerlich in den 30 Jahren, seit ich ihn zum erstenmal sah, kaum verändert.

Im gleichen Hause wie Harry Marcus, im anatomischen Institut der Universität München, war damals auch Fritz Wassermann tätig. Er wurde am 13. August 1884 in München geboren. Hier in München hat er auch studiert und promoviert. 1914 erhielt er die Venia legendi für Anatomie. 1921 wurde er außerordentlicher Professor. 1931 erhielt er die Leitung der Abteilung für Histologie

und Embryologie am Anatomischen Institut der Universität München. Er lebt in meiner Erinnerung als ein ungemein lebhafter und anregender Geist, der uns junge Studenten begeistern konnte. Er war 44 Jahre alt, als ich seinen Kurs besuchte, aber er wirkte kaum älter, als wir selber damals waren. Er verstand es, uns das Ethos der Wissenschaft nahezubringen, die unbedingte Redlichkeit beim Suchen der Wahrheit, die Selbstkritik und auch die Selbstbescheidung, ohne die es keine Forschung geben kann. Daneben verstand er zu leben, er war kein Kostverächter. Fritz Wassermann ging rechtzeitig nach Amerika. Er ist drüben einer der bedeutendsten Zellforscher geworden. Nach dem Kriege hat er zweimal seine alte Heimatstadt München besucht, wo auch seine alte Mutter noch lebt.

Fritz Kant war Oberarzt an der Psychiatrischen Universitätsklinik, als ich als Assistent an die gleiche Klinik kam. Wir waren täglich zusammen. Ich erinnere mich noch sehr gut an seine Visiten, bei denen ich viel gelernt habe. Im Gegensatz zu unserem Chef, Geheimrat Oswald Bumke, der nur selten und dann auch nur sehr oberflächlich Visite machte, dehnte Fritz Kant die psychiatrischen Explorationen oft über mehrere Stunden aus, so daß ich gut Gelegenheit hatte, zu lernen, wie man den feinsten krankhaften Regungen auf die Spur kommt.

1933 verließ uns Fritz Kant, um nach Amerika zu gehen. Jetzt erfuhren wir, daß er Jude sei und es deswegen vorzog, auszuwandern. Wir jungen Assistenten liebten unseren Oberarzt und waren bis ins Innerste getroffen, daß unser gemeinsames Heimatland zwischen Jude und Nichtjude einen Trennungsstrich zog. Kant war der unmittelbare Anlaß, warum ich dem gemeinsamen Entschluß der Klinik-Assistenten, in die Partei einzutreten, nicht folgte. Auch Fritz Kant, der in Amerika ein bedeutender Psychiater geworden ist, hat vor nicht allzulanger Zeit München wieder besucht. Leider war ich um diese Zeit im Ausland, so daß ich ihn nicht begrüßen konnte.

Siegfried Oberndorfer wurde am 24. Juni 1876 in München geboren. Er studierte in München, Kiel und dann wieder in München, machte auch hier seinen Doktor. In den Jahren 1902—1906 war er am hiesigen Pathologischen Institut unter Otto von Bollinger als Assistent tätig. 1906 hat er sich habilitiert, 1911 wurde er Professor. Schon ein Jahr zuvor war er als Vorstand des Pathologischen Instituts an das Städtische Krankenhaus München-Schwabing berufen worden. Er hat sich besonders als Kenner der Geschwülste des Darmes einen Namen in der Welt gemacht. Über das gleiche Thema schrieb er auch im Handbuch der Pathologischen Anatomie. In Lehmanns Medizinischen Atlanten hatte er „die Pathologisch-Anatomischen Situsbilder der Bauchhöhle“ bearbeitet.

Die große Demonstration im pathologischen Institut des Schwabinger Krankenhauses versammelte nicht nur die Studenten, sondern auch die erfahrenen Kliniker und die Mitglieder der Forschungsanstalt für Psychiatrie, die unmittelbar neben dem Schwabinger Krankenhaus ihre „Zelte“ aufgeschlagen hatte. Die pathologische Demonstration von Siegfried Oberndorfer war stets ein Erlebnis. Hier wurde über unser ärztliches Handeln Kritik gehalten. Sein Vortrag war exakt, ungemein klar, von bestechender Einfachheit; Oberndorfer wußte die deutsche Sprache wie ein Künstler zu gebrauchen. Außerhalb der

Vorlesung schien diese Begabung noch deutlicher zu werden. Er konnte reizende Geschichten erzählen, ja, ich glaube, hätte er seine Geschichten, die er beiläufig ins Gespräch einflocht und die er mit köstlichem Humor würzte, veröffentlicht, man würde ihn gewiß heute als einen großen Erzähler feiern können. Oberndorfer hatte etwas ungemein Adeliges in seinem Wesen. Er strahlte eine warme Herzlichkeit und innere Güte aus, die man nicht vergißt. Man konnte mit wissenschaftlichen Fragen, ja sogar mit persönlichen Anliegen zu ihm kommen, er hörte jedem aufmerksam zu und hatte auch für private Dinge immer einen Rat bereit.

Eigentlich war ja Geheimrat Max Borst unser Lehrer in pathologischer Anatomie, aber von Zeit zu Zeit pilgerten wir vor die Tore der Stadt, um Siegfried Oberndorfer zu hören. Professor Oberndorfer verließ Deutschland rechtzeitig. In Istanbul fand er eine neue Wirkungsstätte.

Julius Spanier wurde 1880 in München geboren. Er gehörte nicht der medizinischen Fakultät der Universität an, aber da er wohl der einzige Münchener jüdische Arzt ist, der Theresienstadt und das KZ.-Elend des Dritten Reiches überlebt hat, soll seiner hier gedacht werden. Er steht in diesem bescheidenen Gedenkblatt stellvertretend für die vielen wackeren und angesehenen jüdischen Ärzte Münchens, die wir ja nicht einzeln aufzählen können.

Julius Spanier hat sich 1917 nach einem medizinischen Studium in München und Berlin in München als Facharzt für Kinderkrankheiten niedergelassen. Auch er hat den Weltkrieg an der Front mitgemacht und auch er hat, wie Harry Marcus, der Versicherung jener Herren des „Dritten Reiches", man würde die jüdischen Weltkriegsteilnehmer schonen, Vertrauen geschenkt. Als im November 1938 der SA-Pöbel auf wehrlose Juden Jagd machte, versteckte sich Spanier mit seiner Frau in München. Später übernahm er als Chefarzt das jüdische Krankenhaus seiner Heimatstadt, aber 1942 wurde er nach Theresienstadt verschleppt.

Eine der törichtesten Fragen, die ich je in meinem Leben gestellt habe, habe ich Julius Spanier gestellt, nämlich „Wie war es denn da in Theresienstadt?". Ich erzähle das nicht, um mich zu erniedrigen, sondern weil die Antwort, die Dr. Spanier mir gab, für wert gehalten werden kann, der Nachwelt überliefert zu werden. Er sagte: „Drei Dinge waren schön in Theresienstadt. Es gab dort erstens kein Telephon, zweitens kein Finanzamt, und drittens brauchte man als Arzt für seine Bemühungen keine Rechnungen zu schreiben". Aber dann fügte er hinzu, damit ich nicht glaube, das Leben in Theresienstadt sei angenehm gewesen: „Als es mir einmal gelungen war trotz der geringen Mittel, die uns zur Verfügung standen, einem Leidensgenossen zu helfen, schenkte dieser mir zwei Kartoffeln, eine für mich und eine für meine Frau. Es war ein wunderbares Geschenk, das uns sehr glücklich gemacht hat".

Julius Spanier wurde nach der Rettung aus dem KZ, wo er nur zufällig dem Tode entronnen war, in München durch eine edle Tat bekannt: als man die Urnen der im Konzentrationslager Dachau Umgekommenen und Ermordeten in München beisetzte, wurden auch Töne der Vergeltung laut. Da trat Julius Spanier vor und rief: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir hier!". In diesem versöhnlichem Sinne, der über alle Vorstellungen hinaus von menschlicher

Größe zeugt, ist Julius Spanier seit 1948 in der „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ führend tätig. Er bemüht sich um die Verständigung der Konfessionen untereinander, und vor allem um die Beseitigung von Vorurteilen gegen Andersgläubige.

Die nun folgenden bedeutenden Münchener jüdischen Ärzte habe ich persönlich nicht gekannt. Daher wird mein Bericht unpersönlicher ausfallen müssen.

Max Isserlin wurde am 1. März 1879 in Königsberg geboren, wo er auch studiert hat. 1910 hat er sich in München für Neurologie habilitiert. 1915 wurde er a. o. Professor. 1924 übernahm er die Leitung des Krankenhauses für Hirnverletzte. Es war seiner Initiative zu verdanken, daß man die Hirnverletzten von den übrigen Nervenkranken absonderte und auch ihre klinischen Besonderheiten erforschte. Mit der Stiftung des Deutsch-Amerikaners Heckscher wurde dann auf Isserlins Anregung die „Heckschersche Anstalt für nervenkranke Kinder“ errichtet, die 1929 eingeweiht wurde. Isserlin war auch ein bedeutender Psychologe. In München war er der erste Psychiater, der sich für die Psychoanalyse Sigmund Freuds einsetzte. Isserlin hat auch schon 1926 ein Buch „Psychotherapie“ herausgegeben. Kurz vor dem letzten Krieg ist er nach England emigriert. Dort ist er bald gestorben.

Otto Neubauer wurde am 8. April 1874 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater als praktischer Arzt tätig war. Neubauer war nach abgeschlossenem medizinischem Studium von 1898—1901 Assistent am Institut für Arzneimittellehre in Prag. Hier erwarb er sich als Autodidakt jene gediegenen physiologischen und chemischen Kenntnisse, die es ihm erlaubten, die schwierigsten Probleme des intermediären Stoffwechsels zu erforschen. Sein Lehrer, der Prager Physiologe Karl Hugo Huppert, empfahl ihn als seinen talentvollsten Schüler dem Basler Kliniker Friedrich Müller, der gerade im Begriff war, das Schwergewicht der Diagnostik der inneren Krankheiten in das chemische Laboratorium zu verlegen. 1902 wurde Friedrich Müller nach München berufen, wohin er Otto Neubauer mitnahm. Friedrich Müller, der im Laufe der folgenden Jahrzehnte die medizinische Fakultät der Universität München zu einer der besten der Welt ausbaute, schreibt in seinen „Lebenserinnerungen“: „Er (Otto Neubauer) half mir in München das Laboratorium meiner Klinik einrichten und hat im ganzen zwölf Jahre als mein Assistent bei mir gewirkt. Neben seinen eminenten chemischen Fähigkeiten hat er sich auch als ausgezeichneter Lehrer und genialer Diagnostiker und Therapeut bewährt.“ — Da ich kein Chemiker bin, berufe ich mich bei der Würdigung der Forschertätigkeit Neubauers auf seinen Schüler und Mitarbeiter, den Münchener Internisten Dr. F. Valentin, der in einem Nachruf über seinen Lehrer schrieb: „Sein Hauptverdienst ist, den eindeutigen Nachweis auf Grund umfangreicher Stoffwechselanalysen erbracht zu haben, daß sich bei der oxydativen Desamierung der Aminosäuren als 1. Abbaustufe im intermediären Stoffwechsel über Iminosäuren alpha-Keton-Säuren bilden und nicht, wie man bisher annahm, über die alpha-Alkoholsäuren. Dieser grundlegende Vorgang war seiner (Neubauers) Meinung nach an das lebend durchblutete Organ gebunden.“ Neubauer hat diese schwierigen Untersuchungen, wie Siegfried Thannhauser belegt, „vorwiegend allein und ohne technische Assistenten“ ausgeführt. — Die chemisch-physiolo-

gischen Probleme, die Otto Neubauer erfolgreich angriff, sind damit nicht erschöpft, aber der Leser würde bald erschöpft sein, fügte ich noch weitere chemische Daten den obigen hinzu. Es liest sich so leicht der Satz: „Neubauers Laboratorium in der Münchener Klinik war das Zentrum der chemisch-physiologischen Forschungsarbeit", aber man muß sich vergegenwärtigen, daß dieses Labor ein Ein-Mann-Betrieb war. Heute wirken diese Laboratorien wie Kaiserpaläste gegenüber jener Tagelöhner-Hütte an der Ziemssenstraße in München, wo Otto Neubauer die Grundlagen einer neuen Forschungsrichtung schuf.

Otto Neubauer, als einer der genialsten Schüler Friedrich Müllers, würde wohl ein Ordinariat verdient haben, wurde aber nach 12jähriger Tätigkeit an der Müllerschen Klinik an das neuerrichtete Schwabinger Krankenhaus, das kein Universitäts-Institut, sondern ein städtisches Krankenhaus ist, abgeschoben. Was war geschehen? Hat Friedrich Müller, der schon damals bei der Besetzung der medizinischen Lehrstühle nicht zu überhören war, Otto Neubauer nicht fördern wollen? Er schreibt in seinen „Lebenserinnerungen", er habe sich nicht einmal bei der Besetzung des Chefarzt-Postens der inneren Abteilung des Augsburger Krankenhauses durchsetzen können, was kaum glaubhaft erscheint, und fügt hinzu: „Es mißlang wohl deshalb, weil Neubauer Jude und Ausländer war". Das war im Jahre 1918! Lag Karlsruhe jemals im Ausland?!

Am Schwabinger Krankenhaus entfaltete Otto Neubauer eine segensreiche Tätigkeit als Arzt und Kliniker, aber die Forschung trat in diesem Hause hinter der klinischen Tätigkeit zurück. Von seinen Schülern haben vor allem Schindler und Dobriner in den Vereinigten Staaten als Forscher internationale Bedeutung erlangt. 1933 aber verlor auch Otto Neubauer seine Stellung. Er blieb noch bis 1938 in Deutschland, ging dann nach England, wo er am 24. November 1957 im Alter von 83 Jahren starb.

Felix Plaut wurde am 7. Juli 1877 in Kassel geboren. Er studierte in Genf, Berlin und München Medizin, arbeitete eine Zeitlang am Robert-Koch-Institut in Berlin und war dann mehrere Jahre als Assistent von Kraepelin an der Psychiatrischen Klinik in München tätig. Hier hat er sich 1909 für Psychiatrie habilitiert. 1915 wurde er a. o. Professor. 1918 übernahm er eine Abteilung an der „Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie". Plaut hat vor allem über die Syphilis des Nervensystems gearbeitet. Er galt als Experte für die serologische Diagnostik der syphilitischen Hirnerkrankungen und hat über dieses Arbeitsgebiet zahlreiche bedeutende Arbeiten veröffentlicht. Er wird als ein ungemein vornehmer und anständiger Charakter geschildert. Auch er ist nach England emigriert, hat aber die Folgen der Behandlung, die ihm sein Vaterland zuteil werden ließ, seelisch nicht verwinden können. Er machte in England seinem Leben freiwillig ein Ende.

Über Erich Meyer, den ältesten Assistenten Friedrich Müllers, möchte ich an dieser Stelle außer der Erwähnung seines Namens nichts weiter berichten. Er gehört eigentlich der Universität Straßburg, wo er als Ordinarius gewirkt hat. Ich müßte ja dann auch auf Siegfried Thannhauser näher eingehen, der als einer der fähigsten Schüler Friedrich Müllers zunächst das Ordinariat in Freiburg i. Br. erhielt und später nach Amerika emigrierte, wo er ein großes An-

sehen gewann. Ich müßte auch des bedeutenden Pathologen Karl Neubürger gedenken, der als Prosektor der „Forschungsanstalt für Psychiatrie“ (später ein Institut der „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“) unvergessen ist. Übrigens verdankt diese Anstalt dem jüdischen Mäzen James Loeb so unendlich viel, daß man seiner eigens gedenken muß. Jedoch war James Loeb kein Mediziner. — Es bleibt mir noch zum Schluß übrig, das Blatt der Geschichte weiter zurückzublättern und daran zu erinnern, daß der Gründer des „Ärztlichen Vereins München“ ein Jude war. Sein Namen war Dr. Hermann Oettinger, geboren 1802 in Würzburg, gestorben 1895 in München. Er war „Seele und Hand“ des ‚Ärztlichen Intelligenzblattes‘, des Organs für ‚Bayerns staatliche und öffentliche Heilkunde‘, ein überaus reger Geist mit einer klugen Betriebsamkeit, eine Persönlichkeit mit Weitblick und herzerfrischendem Humor. Auch seiner sei gesondert gedacht.

Ist es Zufall oder Symbol, daß am Beginn der Münchener Medizinergeschichte ein Jude stand? War es Zufall oder Notwendigkeit, daß die fähigsten Schüler Friedrich Müllers Juden waren? Ich glaube, es war kein Zufall. Das gilt aber nicht nur für München. Die Medizin ohne die Juden? Sie wäre nicht die Medizin, die sie heute ist. *(1958)*

GERTY SPIES

April 1945

Es duftet die Erde, der Frühling ist da.
Zugvögel verkünden: Der Friede ist nah.

Mein Herz ist so dumpf, ach, so ohne Verlangen!
Drei Jahre ein Sklave! Drei Jahre gefangen!

Mein Sehnen, mein Hoffen, nach Freiheit mein Schrei —
Ist alles verklungen, ist alles vorbei.

Da naht sie, die Freiheit, mit schwingendem Schritt
Die Grüße der liebenden Welt bringt sie mit.

Sie rührt an die Seele mit blühendem Stab,
Des Jauchzers gewärtig, und findet — ein Grab.

MANFRED STURMANN

Die Mutter

Seit sie deine letzte Spur verloren,
Fragen jene, die du einst geboren,
Voller Sohnesangst nach deinem Ende:
Triebst du glücklich in den Hafen,
Bist du friedlich eingeschlafen,
Oder rangst im Sterben du die Hände?

Denn sie sehen dich und all die andern
Über eiseskalte Straßen wandern,
Marter, Hunger und dem Mord entgegen.
Ahnen deines Alters Schwächen,
Sehen in die Knie dich brechen —
Wollten selber in dein Grab dich legen.

Wollten träumen, ahnungslos vergessen,
Nicht die Faust mehr an die Zähne pressen —
Was geschah, Herr, mache ungeschehen!
Tränen, Tränen sind gefallen,
Waren Balsam jenen allen.
Laß erstarkt sie unsre Wege gehen.

Unsre Mutter ist im Haus geblieben,
Keiner hat sie johlend ausgetrieben.
Seht, sie sitzt in ihrem Abendfrieden,
Von den Zeiten unbelastet,
Altersfroh, unangetastet,
Und genießt, was ihr verblieb hienieden.

Trägt der Weisheit unsichtbare Krone,
Wie auf wohlverdientem Altersthrone.
So, als ob sie in sich selber sähe.
An ihr Eigenes hingeborgen,
Unberührt vom Heut und Morgen,
Spürt sie Sorge nicht und Todesnähe.

(1957)

MANFRED STURMANN

Capriolo des Alltags

Ich bin Büroarbeiter. Daß ich in einer Fremdenstadt lebe, merke ich höchstens an den Inseraten der Tageszeitungen oder an den lockend zum Besuch der Festspiele einladenden Plakaten der Litfaßsäulen. Warum? Weil ich meinen Tag freudlos auf einem Büroschemel abzusitzen habe, über Geschäftsbücher gebeugt und der Mittagspause entgegenharrend. Immer hoffe ich, daß auch ich einmal im schicken Reiseanzug durch das Land fahren darf, von Eindruck zu Eindruck gejagt, den Zeigefinger im Baedeker und die Leica knipsbereit in der Seitentasche. Aber Jahr für Jahr vergeht, ohne daß diese Illusion Wirklichkeit werden will.

Neulich wurde mir aufgetragen, einen Gang in die Stadt zu machen. Der Chef, der mich sonst mit Hartnäckigkeit übersieht, gab mir ein kleines versiegeltes Paket. Ich sollte es in einem Bankhaus am Odeonsplatz gegen Quittung abgeben.

Derartiges bedeutet Sensation für mich. Man bedenke! Statt im Büro zu sitzen — es liegt im Erdgeschoß, an der Nordseite und wird von der Sonne nicht verwöhnt — darf ich nun ein bißchen durch die Straßen bummeln. Ich nehme hastig meinen Hut und mache mich auf den Weg.

Zweierlei ging mir durch den Sinn. Das erste: dir ist zumute wie einem Kinde, das einen schulfreien Tag hat. (Dabei ist dir höchstens eine freie Stunde gegönnt!) Aber in der Vorstellung ist diese Freizeit endlos, und dein Herz macht vor Freude darüber kleine Luftsprünge. Und das zweite: du weißt gar nicht, wie schön diese Stadt ist; denn du hast keine Zeit für sie. Um sie zu erfassen, müßte man Müßiggänger sein, laden doch diese Straßen zum geruhsamen Lustwandeln, in den Gärten sollte man nacheinander auf jeder Bank Platz nehmen, um ein wenig über sich und die Welt nachzudenken. Dem ist aber nicht so — dein Büroschemel wartet auf dich. Also vorwärts!

Ich beeile mich, das Zentrum der Stadt bald hinter mir zu haben. Hinter dem Marienplatz beginnt die Stadt der Fremden. Es ist, als käme man in eine andere Welt: hier Werktag — dort Feiertag, hier Menschen, die gleich mir Gänge machen — dort solche, die Spaziergänge machen. Und ich sehe ein wenig schmerzerfüllt den Frauen nach, die wie wundervolle Blumen der Untätigkeit die Straßen verschönen, und jenen Männern, die sie in ihrer feudalen Sonntäglichkeit galant begleiten. Ein Hauch von Großzügigkeit liegt über allem. Der Himmel ist hier besonders blau: am Odeonsplatz scheint man vollends in Italien zu sein. Unwillkürlich nimmt man eine schlendernde Gangart an, man will es den Fremden gleichtun — und erschrickt darüber, daß der Anzug schäbig und ungebügelt ist, und daß der Hut eine begreifliche Neigung zur Formlosigkeit angenommen hat. Doch das macht nichts: man steigert sich in einen liebenswürdigen Traum hinein.

Aber ich bekam einen Stoß — von mir selber, besann mich, daß ich kein Spaziergänger war, sondern einen Gang zu machen hatte, und entledigte mich pflichtgetreu meines Auftrages. Während ich im Türrahmen des Bankgeschäftes die soeben erhaltene Quittung in die Brieftasche schob, fiel mein Blick durch das gegenüberliegende Tor der Arkaden auf Grün. Bäume sah ich, einen Springbrunnen und den in der Sonne verschwommenen Zauber der Blumenbeete. Ich sah auf die Uhr und machte meine Rechnung: wenn du zum Rückweg die Trambahn benützest, so gewinnst du eine Viertelstunde Zeit. Also hinüber in den Hofgarten!

Ich bummelte wie irgend ein Fremder über die Wege und sagte, ganz wie es sich gehört, immer wieder vor mich hin: „Eine schöne Stadt, wirklich eine bezaubernde Stadt!" Es war ganz so, als wollte ich eine reizende Reisebegleiterin auf alles aufmerksam machen, was mit zwei Sternen versehen im Baedeker steht. Ich beugte mich über die Beete und sann in die Blumenpracht hinein, blieb stehen und machte der erträumten Begleiterin Vorschläge für den Nachmittag: „Nymphenburg? Oder vielleicht ein bißchen Isartal, oder Botanischer Garten?" Ach, es war eine Lust, auf solch kindliche Art die eingestandenermaßen erstohlene Viertelstunde mit Unsinn auszufüllen! Mir blieben nur noch einige Minuten Zeit, ich setzte mich auf eine Bank und schmorte in der Sonne. Das Café drüben war auch zu verführerisch! Ich gab der Lockung nach, nahm an einem der Tische Platz und bestellte mir ein Eis. Ich dachte weder an meinen schäbigen Anzug, noch daran, daß die von mir selber bemessene Frist nahezu verstrichen war. Ganz wie ich es bei den andern sah, streckte ich die Beine in vornehmer Lässigkeit von mir, löffelte von der süßen Kühlung und ließ, wie man so sagt, den lieben Gott einen guten Mann sein.

Jemand näherte sich meinem Tisch. „Gestatten Sie?" wurde ich gefragt, und ehe ich noch nicken konnte, saß mir schon ein Herr gegenüber. Als ich aufsah, bemerkte ich — seltsamerweise ohne erstaunt zu sein —, daß dieser Herr mir zum Verwechseln ähnlich sah. Er hatte das gleiche Haar und das gleiche Gesicht, sogar die kleine Narbe unter dem linken Auge. Es war, als sähe ich in einen Spiegel. Aber das stimmt nicht ganz: der Herr war ungeheuer elegant, trug einen Anzug nach letztem Schnitt, ein seidenes Hemd und einen vornehmen hellen Hut. Er sah mich lächelnd an, seine Augen waren spöttisch auf mich gerichtet. Er winkte dem Kellner, bestellte gleich mir ein Eis, und in diesem Augenblick mußte ich wahrnehmen, daß er auch meine Stimme hatte. Es war eine eigenartige Situation. Man denke darüber, wie man wolle, aber ich saß mir selber gegenüber. Das war mehr als Doppelgängertum. Der Herr war i c h, mein besseres, oder sagen wir mein besser angezogenes Ich.

„Ich finde es reizend, daß wir einander hier begegnen", sagte er. „Schon lange hatte ich darauf gehofft, aber Sie rühren sich ja nicht aus Ihrem Käfig heraus."

„Ich habe wenig Zeit", wendete ich schüchtern ein.

„Daran sind Sie selber schuld, mein Lieber. Immer Zeit zu haben, das ist die Zauberformel der Lebenskunst. Natürlich haben Sie Zeit. Nehmen Sie sich doch welche!"

„Woher?"

„Machen Sie jeden Tag zum Sonntag, das ist mein Rezept. Aber Sie sind ein

Feigling, Sie haben Angst zu verhungern. Man verhungert nicht so leicht! Sie werden, wenn ich nicht irre, sobald Ihr Eis ausgelöffelt ist, in Ihr Büro zurückkehren."

„Ich muß doch wohl."

„Sie sollten nicht so kleinlich sein! Es ist klüger, das Leben zu genießen, als es zu verarbeiten. Eines Tages haben Sie einen weißen Kopf. Dann ist es zu spät, dann gibt es kein Zurück mehr für Sie. Hoppla, schließen Sie sich doch an, reisen wir zusammen! Machen Sie sich keine Sorge, die Regie bleibt in meiner Hand. Ein wenig Hochgebirge jetzt, im Herbst nach Capri, im Winter nach Paris — das wäre unsere Route! Also wollen Sie?"

Der Mann gefiel mir gut; oder soll ich sagen: ich gefiel mir gut? Aber er schien mir wenig vertrauenswürdig. Er hatte etwas Hochstaplerisches an sich. Wovon lebt der eigentlich? Vom Spiel, von Einbrüchen?

„Überlegen Sie sich die Sache nicht so lange! Kommen Sie doch!"

„Ich muß doch erst meine Quittung abliefern. Man könnte sonst sagen, ich hätte das versiegelte Paket drüben nicht ausgehändigt."

„Natürlich bleiben Sie wieder einmal an den kleinen Dingen hängen, Sie Idiot. Ihnen ist nicht zu helfen!"

Er zuckte die Achseln, bezahlte seine Zeche und ging. Ich sah ihm nach, wie er mit bewundernswürdiger Lässigkeit dahinschlenderte. In diesem Augenblick kam ein furchtbares Bedauern über mich, weil ich ihn hatte gehen lassen. Plötzlich sprang ich auf und rannte ihm nach. Als er aber merkte, daß ich hinter ihm war, begann er zu laufen. Er hatte wohl die Lust verloren, sich mit mir einzulassen. Aber ich gab die Hoffnung noch nicht auf und verfolgte ihn. Wir liefen mitten durch die Müßiggänger. Es mochte wohl den Eindruck machen, als hätte mir jener etwas gestohlen, denn die Leute sahen uns verwundert oder belustigt nach. Doch er war besser auf den Beinen als ich. Der Abstand zwischen uns vergrößerte sich fortdauernd, ich geriet in Schweiß, der Atem ging mir aus — mein Gott, ich bin an solche Wettläufe nicht gewöhnt! Die Sache wurde vollends hoffnungslos, als mir ein spielendes Kind unter die Beine geriet. Ich schlug hin, das Kind weinte, und während ich es in Eile beruhigte, war jener, den ich verfolgte, längst verschwunden.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und bemerkte, daß ich auf einer Bank des Hofgartens saß. Erschreckt sah ich auf die Uhr. Es war gerade noch Zeit heimzukehren, ohne daß ich mich verspätete.

Und während ich mir eingestand, daß ich wirklich ein hoffnungsloser Fall bin, war ich schon am Odeonsplatz und allen Polizeiregeln zum Trotz auf die fahrende Trambahn gesprungen. *(1958)*

ALFRED WERNER

Jüdische Juristen in München

Wer aufmerksam das bunte Bild betrachtet, das die Geschichte Münchens bietet, kann unmöglich die Nuance übersehen, die jüdische Juristen ihm eingefügt haben. Zwar darf die Bedeutung der jüdischen Juristen im Rahmen der gesamten Juristenwelt Münchens keineswegs überschätzt werden. Der verhältnismäßig große Prozentsatz von Juden, der sich in der Anwaltschaft Münchens und bis zu einem gewissen Grad auch in seiner Richterschaft bis 1933 fand, erklärt sich aus soziologischen Umständen, die bekannt sind, und rechtfertigt keine Überbewertung. Der jüdische Jurist teilt mit seinen nichtjüdischen Kollegen im allgemeinen deren gute Rechtskenntnis, juristische Denkfähigkeit, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit. Doch lieferten und liefern jüdische Juristen wohl überall und auch in München einen verhältnismäßig großen Beitrag zu den Spitzenleistungen des Faches. Das ist kein Zufall. Seit Jahrtausenden beschäftigt sich das jüdische Volk mit seinem Buch. Dieses Buch enthält die jüdische Lehre, die zwar mit „Gesetz" zu eng und deshalb falsch übersetzt ist, aber in einem wesentlichen Teil echtes Gesetz darstellt. Seit Jahrtausenden ist es religiöse Pflicht des Juden, dieses Gesetz zu „lernen". Dieses „Lernen" vermittelte nicht nur eine fein ausgebildete juristisch-logische Schulung, sondern auch die Kunst, „im Innern der Zeile des Gesetzes" zu lesen, womit der Talmud, sehr annähernd ausgedrückt, etwa das meint, was der moderne Jurist eine Entscheidung nach Treu und Glauben nennt. Wenn moderne jüdische Juristen mitunter eine besondere Kraft juristischer Denkfähigkeit erworben haben, so haben sie diesen Erwerb zu einem guten Teil von ihren Vätern und Vorvätern ererbt, oft freilich ohne davon zu wissen. Diejenigen, die von diesem Erbe nichts wußten oder wissen, dürfen um deswillen aber nicht aus dem Kreis der jüdischen Juristen in München ausgeschlossen werden. Die Auswahl, die ich hier biete, ist im übrigen recht zufällig getroffen und vielfach durch persönliche Erinnerung und Lektüre bestimmt.

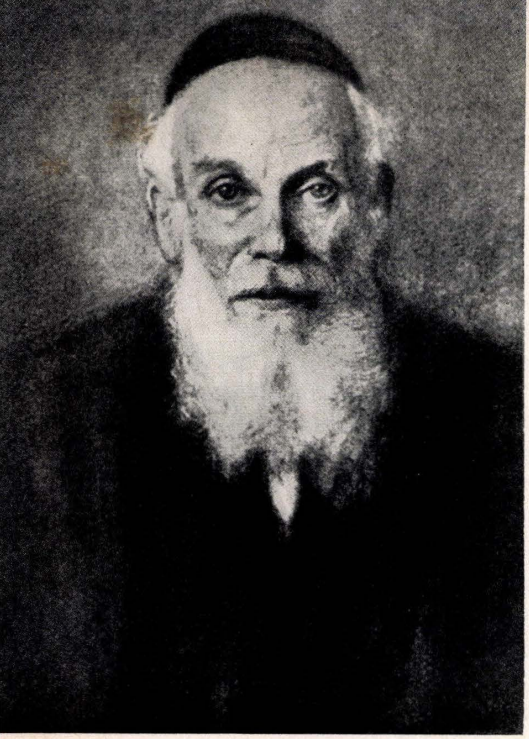
Einer der jüdischen Juristen in München hat als *schöpferischer* Rechtsgelehrter Weltruf erlangt: *Karl Neumeyer*. Er erschloß an der Münchener Universität das internationale Privatrecht als neues Fach und hat dadurch das für dieses Fach bestimmte Ordinariat ins Leben gerufen. 1929 wurde es ihm zuerkannt. Einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Zürich als Nachfolger Meilis hatte er schon 1913 abgelehnt[1]). Frühzeitig, schon als Privatdozent, trieb er Rechtsvergleichung. Sein Beitrag zu der Vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts[2]) beweist es. Aber sein Lebenswerk war die Darstellung des von ihm *entdeckten* internationalen Verwaltungsrechts. Darüber war vor ihm nichts geschrieben worden. Denn der Begriff des internationalen Verwaltungsrechts war nicht bekannt, bevor Karl Neumeyer klarmachte, daß seine Aufgabe darin besteht, „die Grenzen der öffentlichen

Ostjuden

Adolf Friedemann / Bedeutung der Ostjuden für Deutschland
Kaplun-Kogan / Geschichte der Juden in Polen
Lazar Abramson / Der ostjüdische Rabbiner
Alexander Eliasberg / Der Chassidismus
Heinrich Loewe / Die jüdischdeutsche Sprache
Franz Oppenheimer / Autonomie für die Ostjuden
M. J. Bodenheimer / Einwanderungsbeschränkung
Silvio Broedrich (Kurmahlen) / Juden in Kurland
Eugen Lewicky / Juden in der Ukraine
S. M. Melamed / Juden in Amerika
Hans Rohde / Jüdische Kolonisation Palästinas
Walter Levin / Zionismus und türkisch-deutsche Zukunft
Julius Hirsch / Wirtschaftliche Lage in Polen
J. Turoff / Jüdische Landwirtschaft in Rußland
Abramson / Ehe, Scheidung und Totenkultus
Seligmann / Jüdische Kleinstadt und Literatur
Karl Schwarz / Die Ostjuden als Künstler
Alexander Eliasberg / Die heiligen Schriftzeichen
Nachum Goldmann / Psychologie der Ostjuden
Die litauischen Juden
Kriegstagebuch eines polnischen Juden
J. L. Perez / Ein Zwiegespräch. Erzählung
Eugen Fuchs / Jüdische Organisationen in Deutschland
Zur Statistik der Juden in Polen
Rundschau

München und Leipzig, Süddeutsche Monatshefte, Februar 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, 1916



Heinrich Ehrentreu,
Rabbiner von „Ohel Jakob",
Bildnis von Hermann Segall, 1926

Elias Straus

Gewalt in Verwaltungssachen gegenüber der öffentlichen Gewalt anderer Gemeinschaften zu ziehen, nicht anders, wie es Aufgabe des internationalen Zivilrechts ist, diese Grenzen für das Zivilrecht zu bestimmen" [3]). Als der I. Band dieses Werkes erschien (1910), war das einhellige Urteil der Wissenschaft, daß Karl Neumeyer „mit ungewöhnlichem Scharfblick und mit seltener Produktionskraft in Gebiete des Rechtslebens hineinleuchtet, welche für die Wissenschaft geradezu entdeckt zu haben des Verfassers bleibendes Verdienst ist" [4]). Zwölf Jahre später erschien der II. Band. Das Urteil der Wissenschaft war: Dies ist das Standardwerk des internationalen Verwaltungsrechts [5]). 1930 folgte der Abschluß des III. Bandes dieses „rühmlich bekannten deutschen Standardwerkes" [6]). Die internationale Anerkennung auf Kongressen und im Schrifttum konnte nicht ausbleiben. Als Karl Neumeyer, gewissermaßen nebenbei, einem Grundriß des internationalen Privatrechts schrieb, bestand Niemeyers Bericht in einem einzigen Satz, der den Mann und das Werk völlig kennzeichnet: „Dieses äußerlich anspruchslose Stück enzyklopädischer Wissenschaftsdarstellung ist ein klassischer Katechismus aus der Feder eines oberpriesterlichen Pflegers und meisterlichen Lehrers der Wissenschaft" [7]). Am 17. Juli 1941 ging der oberpriesterliche Pfleger der Wissenschaft mit seiner Gattin in den Tod, weil sie in Deutschland nicht leben konnten und außerhalb Deutschlands nicht leben wollten[1]).

Sein Bruder, der Oberstlandesgerichtsrat Dr. Alfred *Neumeyer,* war der hochverdiente langjährige Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde München und Gründer und Präsident des Verbandes bayerischer israelitischer Gemeinden. Zur jüdischen Gemeindearbeit war er durch juristische Tätigkeit gekommen. Als Staatsanwalt am Oberlandesgericht hatte er im Auftrage des Justizministeriums wesentliche Vorarbeiten für die Revision des bayerischen Judenedikts geleistet. Im übrigen war es wohl nur natürlich, daß die jüdische Gemeinde Münchens die Führung ihrer Geschäfte weitgehend tüchtigen Juristen anvertraute. Zweiter Vorsitzender war bis zu seinem allzu frühen Tod (1933) Justizrat Dr. Elias *Straus,* eine adelige Persönlichkeit und ein Jurist von hohen Graden, besonders erfahren in Vertrags- und Gesellschaftsrecht. Ihm war bewußt, woher sein juristisches Erbgut stammte. Zusammen mit Alfred Neumeyer und Elias Straus wirkte der liebenswürdige und geistreiche Justizrat Dr. Carl *Östreich,* ein erfahrener Anwalt ersten Ranges, Mitglied des Vorstands des Münchener Anwaltvereins, ein Mann vornehmster Gesinnung, der heute in London lebt.

Viele Jahre gehörte zu den Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde auch der Geheime Justizrat Dr. Heinrich *Frankenburger,* Honorarprofessor an der Handelshochschule, später an der Technischen Hochschule. Er war ein Anwalt von besonderem Ansehen; seine Praxis war bedeutend. Daneben las er an der Hochschule über Handelsrecht. Er verfaßte eine gründliche Handausgabe des Handelsgesetzbuchs, die gern zitiert wurde. Ich habe sie sorgfältig beachtet, als ich später (1932) in dem großen Kommentar zum Handelsgesetzbuch von Düringer-Hachenburg den Allgemeinen Teil der Handelsgeschäfte (teilweise) zur Neubearbeitung übernahm.

Wenn von juristischer Spitzenleistung gesprochen wird, sind nicht wenige

Namen zu nennen. Im Strafrecht glänzte Senatspräsident Dr. Heinrich *Harburger*. Er war Honorarprofessor für Strafrecht und Strafprozeß an der Universität. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist wohl die umfassende Darstellung von Diebstahl und Unterschlagung in der Vergleichenden Darstellung des deutschen und außerdeutschen Strafrechts[8]), die noch heute volle Gültigkeit besitzt. Vom dogmengeschichtlichen Überblick bis zu der im einzelnen durchgedachten exakten Rechtsvergleichung mit allen wesentlichen ausländischen Rechten zeigt sie den Meister des Faches. Ein anderer Kriminalist von Rang war Professor Dr. Friedrich *Kitzinger*. Als junger Privatdozent behandelte er in der „Vergleichenden Darstellung" das Problem von Ort und Zeit der strafbaren Handlung[9]) geschichtlich, rechtsvergleichend, logisch. Es war wohl die Beschäftigung mit den Distanzdelikten, die diese Arbeit behandelte, die ihn später zur Bearbeitung des Presserechts führte. Aber er war vielseitig. Viele andere strafrechtliche Gebiete hat er erfolgreich bearbeitet[10]).

Jüdische Zivilrechtler fanden sich unter den Herausgebern des von J. v. *Staudinger* begründeten Kommentars zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Da war der geistvolle Geheime Justizrat Dr. Theodor *Löwenfeld*, Honorarprofessor an der Universität, der für die 1. Auflage (1903) einen Teil des Allgemeinen Teiles verfaßte und ihn bis zur 7./8. Auflage fortführte. Er war ein Gelehrter ersten Ranges, aber auch ein besonders vorzüglicher Anwalt, dem die seltene Gabe des Vortrags zu eigen war; das Oberste Landesgericht lauschte, wenn er plädierte. Er hatte eine ansehnliche Klientel und behandelte alle Mandate mit größter Sorgfalt und mit hohem Scharfsinn, aber seine besondere Liebe galt wohl Mandanten, die Künstler oder Erfinder waren. Besondere Interessen hatte er auch auf dem Gebiet des Rechts der Tarifverträge und überhaupt des Arbeitsrechts. Mit jener Art von Scherz, denen ein gut Teil Ernst beigemischt ist, nannte er sich gern einen „königlich bayerischen Sozialdemokraten". 1918 starb er. In der 9. Auflage des Kommentars wurde sein Name pietätvoll fortgeführt.

Von Anfang an gehörte zu den Herausgebern auch der feinsinnige Dr. Theodor *Engelmann*, damals Landgerichtsrat, später Rat am Obersten Landesgericht. Er schrieb in der 1. Auflage neben einigen Teilen des besonderen Schuldrechts einen wesentlichen Teil des Familienrechts, dessen andere Teile damals Staudinger selbst verfaßte. Nach Staudingers Tod übernahm Engelmann von der 2. Auflage an (1904) das Familienrecht vollständig, ohne seine schuldrechtlichen Teile aufzugeben. Er führte seine Arbeiten bis zur 9. Auflage weiter (1925). Er war ein großer Jurist, ein großer Musiker und ein ungewöhnlich liebenswerter Mensch. Kurz nach dem Erscheinen der 9. Auflage erlag er dem Krebs, betrauert von vielen, die ihn bewunderten und liebten. Das ganze Erbrecht bearbeitet von der 1. bis zur 9. Auflage allein der Geheime Justizrat Dr. Felix *Herzfelder*, ein scharfsinniger Jurist und ein begehrter Anwalt. Er starb Mitte der vierziger Jahre in Haifa. Im Mai 1925 wurde mir nach dem Tode von *Kuhlenbeck* der Allgemeine Teil des Schuldrechts „zur vollen Neubearbeitung" anvertraut. Die Arbeit mußte neben einer ausgedehnten Praxis geleistet werden. Der Band erschien in den Jahren 1925 - 1930. Sein größter Teil wurde mir nun wieder für die 11. Auflage übertragen.

Ein fruchtbarer juristischer Schriftsteller war der Geheime Rat Dr. Wilhelm

Silberschmidt, Rat am Obersten Landesgericht und Honorarprofessor an der Universität. Er wurde besonders bekannt durch seine arbeitsrechtlichen Veröffentlichungen. Als charakteristisch für seine arbeitsrechtliche Grundauffassung dürfen wohl gelten die Arbeiten „Das Reichsgericht und der Begriff des Sozialen“ [11]) und das „Arbeitsrecht energetisch dargestellt“ [12]). In dem Aufsatz „Die abhängige Arbeit im Lichte der neuesten Forschung“ [13]) zog er das Fazit der Arbeitsrechtslehre seiner Periode. Daß die neuere Forschung sich in einer nicht voraussehbaren Weise entwickelt hat, kann sein Verdienst nicht schmälern. Seine arbeitsrechtlichen Interessen hingen eng zusammen mit seinen Bemühungen um das Gesellschaftsrecht. Die Arbeit „Gewerkschaft, Gesellschaft, juristische Person“ [14]) beweist das. In seinem Aufsatz „Lockerung des Begriffs der juristischen Person?“ [15]) behandelte er ein heute außerordentlich aktuelles Rechtsproblem. Seine vielseitige Tätigkeit als hoher Richter, Universitätslehrer und juristischer Schriftsteller hielt den bescheidenen Mann nicht ab, seine Kraft auch in den Dienst der jüdischen Gemeinschaft zu stellen. Er bekleidete lange Jahre das Amt des Vorsitzenden der Tagung des Verbandes bayerischer israelitischer Gemeinden.

Zwei jüdische Juristen Münchens haben sich bleibende Namen auf dem Gebiete des anwaltlichen Standesrechts erworben: Max *Friedlaender* und Sigbert *Feuchtwanger.* Als Juden trennte sie Welten; denn Friedlaender wußte von seinem Judentum wenig, und Feuchtwanger war Zionist. Aber in ihren standesrechtlichen Auffassungen waren sie einander sehr nahe. Friedlaenders Hauptwerk war der zusammen mit seinem Bruder herausgegebene Kommentar zur Rechtsanwaltsordnung (1930), noch heute ein führendes Werk des Anwaltsrechts. Er zeigte seinen Grundgedanken, daß der Anwaltsberuf nicht ein Gewerbe ist, mittels dessen man möglichst viel Geld verdient, sondern eine ars liberalis, deren Ausübung durch ein honorarium, einen Ehrensold, entlohnt werden muß. Hand in Hand mit seiner praktischen und schriftstellerischen Tätigkeit ging eine fruchtbare Arbeit in den anwaltlichen Standesvereinen und Standesorganisation, deren Gremien er geradezu naturgemäß angehörte. Aber er war auch ein musischer Mensch. Seine Arbeit über „Anwaltstragik und Dichtung“ [16]) legt Zeugnis dafür ab.

Sigbert Feuchtwanger war der Sozius von Elias Straus und ermöglichte diesem, einen so großen Teil seiner Zeit und Kraft der jüdischen Gemeinde und besonders der Sozialarbeit in ihr zu widmen. Seine standesrechtlichen Ideen waren soziologisch untermauert. Der leitende Gedanke wurde klar und tief entwickelt in seinem Buch „Der Staat und die freien Berufe, Staatsamt oder Sozialamt?“ (1930) [17]). Er besagt im wesentlichen, daß zwischen Gewerbe und Beamten ein Drittes steht: „Es gibt Arbeiten, die nicht um des Geldgewinns willen allein . . . geleistet werden dürfen, wenn sie produktiv sein, d. h. technisch brauchbare Werte erzeugen sollen . . . Diese Personalunion ist ein den Beruf Tragenden verantwortlich zu ständiger Verwirklichung Aufgegebenes.“ Die geistige Verwandtschaft mit Friedlaender springt in die Augen. Beide schätzten einander hoch. Feuchtwanger spürte den beiden gemeinsamen Ideen nach in ihre soziologischen und, man darf wohl sagen, philosophischen Tiefen. Das wird besonders klar erkennbar an seiner Arbeit „Über Wesen und Wand-

lungen des Standesrechts, im besonderen die Pflicht zur Wahrung des guten Scheins" (1932). „Wahrung des guten, Meidung des bösen Scheines kann Pflicht sein." 1956 wurde er in Tel-Aviv zu seinen Vätern versammelt.

Ein gesuchter Wirtschaftsanwalt war der liebenswürdige Professor Dr. Heinrich *Rheinstrom*, der heute in New York lebt. Er las an der Technischen Hochschule über Steuerrecht und veröffentlichte manche Schrift. Über sein Buch „Das neue Aktienrecht" (1932) habe ich am gegebenen Ort ausführlich berichtet[19]).

Nicht jeder der ausgezeichneten Praktiker auf dem Richterstuhl oder vor dem Anwaltspult kann hier erwähnt werden. Der mit hohen Geistesanlagen auf ungewöhnlich vielen Gebieten ausgestattete Justizrat Dr. Emil *Fraenkel*, ein tiefer Kenner und orthodoxer Anhänger der jüdischen Religionslehre, war auch eine bedeutende Erscheinung im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Markant war die bekannte Kanzlei *Siegel*, begründet von dem glänzenden Advokaten Leopold *Siegel*, fortgeführt von meinem Freund Dr. Julius Siegel, einem scharfsinnigen Juristen, den wir 1950 in Haifa zu Grabe trugen, und seinem Vetter Dr. Michael Siegel, der heute in Südamerika auf dem Gebiete des jüdischen Kultus wirkt. Dem hervorragenden Justizrat Albert *Obermeier*, der gegen Ende des ersten Weltkrieges starb, folgte der hochbegabte Wirtschaftsanwalt Otto *Kahn*. In seine Kanzlei trat später auch mein Freund Dr. Ernst *Wilmersdörffer* ein. Ungewöhnlich begabt auf vielen Gebieten der Wissenschaft und Kunst — er übersetzte Croce ins Deutsche —, lebensfreudig wie wenige, mußte er diese Welt schon im Januar 1933 im 43. Lebensjahr verlassen. In seinen letzten Jahren war er Vorsitzender des Gemeindekollegiums der jüdischen Gemeinde. In diesem Amt folgte ich ihm nach, nachdem ich schon einige Jahre dem Gemeindekollegium angehört hatte. Als er starb, sagte unser gemeinsamer Freund Julius Siegel: „Wenn Ernst Wilmersdörffer sich hinlegt und stirbt, kommen böse Jahre." Sie kamen. *(1958)*

Anmerkungen:

1) So *Wehberg*, Karl Neumeyer zum Gedächtnis; Friedenswarte, 41. Jahrgang, Zürich, 1941, S. 256 ff.

2) Prävarikation; Verleitung und Konnivenz, Band IX, S. 563 ff.

3) Aus der Vorrede des I. Bandes (1910).

4) *Niemeyer*, Zeitschrift für internationales Recht, Band XX, S. 608 f.

5) *Drews*, Juristische Wochenschrift, 1923, 486.

6) *Drews*, Juristische Wochenschrift, 1931, 712.

7) *Niemeyers* Zeitschrift für internationales Recht, Band 47 (1933), S. 376/7.

8) Band VI, 182 - 374.

9) Allgemeiner Teil, I. Band, S. 135 ff.

10) Gemeingefährliche Vergehen und Verbrechen, Band IX, S. 1 ff.; Urkundenfälschung, S. 454 ff.; weitere Abschnitte S. 479 ff. und 491 ff.

11) Die Reichsgerichtspraxis im deutschen Rechtsleben (eine Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des Reichsgerichts), 1929, Band II, S. 1 ff.

12) In Gieses Handwörterbuch, Band I, S. 364 ff.

[13]) Leipziger Zeitschrift für deutsches Recht, 1927, S. 286 ff.

[14]) Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Band 11, S. 239 ff.; Band 12, S. 144 ff.

[15]) Leipziger Zeitschrift für deutsches Recht, 1925, S. 42 ff.

[16]) In der Festschrift für Albert *Pinner* (1932), S. 190 ff.

[17]) Siehe darüber Ernst *Wolff*, Homo ethicus, homo oeconomicus; Juristische Wochenschrift, 1930, S. 2348 ff.

[18]) In der Festschrift für Albert *Pinner*, S. 108 - 189.

[19]) Juristische Wochenschrift, 1932, S. 704.

LUDWIG THOMA

Aus „Erinnerungen"

Im Februar 1893 trat ich beim Stadtmagistrat in München, zwei Monate später bei Rechtsanwalt Löwenfeld als Praktikant ein . . .
Vielbeschäftigte und berühmte Anwälte gab es zu bewundern, darunter manchen, dessen Gewandtheit und Wissen exemplarisch war . . .
Die witzige Schärfe Bernsteins machte viel von sich reden . . .
Rechtsanwalt Bernstein, der mit Löwenfeld assoziiert war, galt mir als der Mann, der alles, was ich heimlich wünschte, erreicht hatte.
Schriftsteller, Kritiker von Ruf, und dabei berühmter Anwalt sein, das hielt ich für ein zur Höhe geführtes Leben. Zuweilen mußte ich ihn vertreten, und es wunderte mich nicht, daß ein handfester Sozialdemokrat und Vorstadtmaurer, den ich verteidigen sollte, grimmig losbrach, weil er „den Moasta verlangt und an Lehrbuab'n gekriegt hatte". *(1918)*

EUGEN ROTH

Ein Erinnerungsblatt

Der erste Jude, den ich als Schulbub um die Jahrhundertwende kennen lernte, war gar keiner, er hieß nur so: Pater Rupert Jud, ein Benediktiner von Sankt Bonifaz, unser Religionslehrer, nach Ansicht unserer Eltern ein beliebter Pädagoge, von uns am meisten gefürchtet, wenn er sich milde gab.

Sonst waren damals in München wenig Spannungen zwischen Jud' und Christ zu spüren — viel eher zwischen Katholiken und Protestanten; diese hatten im gleichen Haus an der Luisenstraße, ihre eigene Schule und hielten einen etwas hochmütigen Abstand.

Die jüdischen Kinder waren herüben bei uns — und ich bin heute noch der Ansicht, daß sie da auch hingehörten. Soweit sie getauft waren, gab es überhaupt keine Auseinandersetzungen, die anderen brachten uns gelegentlich „Judenmatzen" mit, ungesäuertes Brot, das wir, aus Sensationslust, mit Begeisterung aßen.

Unsere Eltern hatten viele jüdischen Freunde und Bekannte, es sei dahingestellt, ob sie von allen wußten, daß sie Israeliten waren — wir Kinder wußten es von den wenigsten. Und wie hätten wir auch darauf kommen sollen, daß etwa der schneidige Stabsarzt Hugo Dreschfeld mit seinem martialischen Schnurrbart kein „Arier" sein sollte — den Begriff gab es ja damals überhaupt noch nicht in liberalen Kreisen.

Mein Großvater war ein kleiner Kunsthändler, die großen waren überwiegend Juden, aber durchwegs höchstgeachtete, ja weltgültige Kaufleute, Bernheimer, Rosenthal, Lämmle oder Wallach. Sie waren alle Anhänger des Münchner Wahlspruchs: „Leben und leben lassen!"

Meine Mutter kaufte, wie andre Bürgersfrauen auch, je nach Bedarf und nach der Geltung des Hauses, wechselnd in diesen und jenen Geschäften — es waren eben gute, alteingesessene Münchner Firmen. Wenn zum Beispiel auch zu uns Kindern die Klage über die neu aufkommenden Warenhäuser drang, so hörten wir doch nie etwas antisemitisches heraus, sondern nur die Sorge um den zurückgedrängten bürgerlichen Einzelhandel.

Ich war dann viele Jahre in einer Klosterschule und darauf im Feld. Als ich in der Mitte des Krieges an die Universität kam, hatte sich das Verhältnis zwar zahlenmäßig verschoben, aber menschlich blieb es so gut wie unberührt, das soll beileibe nicht heißen, daß wir uns gescheut hätten, die Frage anzurühren — ich habe, etwa mit Ernst Toller, manche Nacht darüber gesprochen. Und am besten haben sich immer wirkliche Juden und Christen verstanden.

Daß in der Revolution und in der Rätezeit viel von der Unschuld Münchens, wenn ich so sagen darf, verloren gegangen ist, läßt sich nicht leugnen. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß die politischen, weltanschaulichen Fronten quer durch liefen, was mitunter zu wahrhaft tragischen Rissen führte.

Wollte ich alle die glänzenden Namen aufführen, die in den zwanziger Jahren Münchens hohen Rang mithielten, von Bruno Walter bis Richard Willstätter, käme ich an kein Ende, so erinnere ich nur an meinen eignen Kreis: Die Professoren Fritz Strich und Paul Frankl, die Dichter Bruno Frank, Otto Zoff, vor allem aber an Karl Wolfskehl, dessen Ruhm wohl Berufenere künden werden. Mir liegt daran, von weniger Prominente zu sprechen. Der Hutmacher Thannhauser war ein „Pfundsjud", aber in dieser Bezeichnung steckte im alten München nichts Abfälliges, er war nämlich zugleich ein „Urviech", einer der beliebtesten Krügelredner und Spaßvögel. Und Ferdl Kahn, der humorvolle, gutmütige Liebling ganz — zuletzt eben leider nur noch halb — Münchens, so daß er die Stadt und Deutschland überhaupt verlassen mußte, er ist an Heimweh gestorben, das er lang noch tapfer in heiteren Briefen verbarg: „Heute Abend spült der Ferdl, aber nett auf dem Klavier, sondern in der Küche." Weit hat er's in USA nicht gebracht, in München hatte ihn eine Welle der Beliebtheit getragen.

In einer Münchner Herrengesellschaft trafen sich einmal in der Woche, bis ins Jahr dreiunddreißig hinein, Männer aller Berufe, auch Berühmte darunter, Arier, Halbarier und Nichtarier ohne Unterschied, unvergeßlich ist mir, wie heiter sie alle noch zu einer Zeit, in der es schon recht brenzlich war, meinen Trinkspruch aufnahmen mit den Versen: „Wir hoffen drum, mit heilem Hintern — Auch diesmal noch zu überwintern!" und wie ein bedeutender jüdischer Anwalt seinem Tischnachbarn, Schriftleiter des „Völkischen Beobachters", lachend zurief, im vierten Reich werde er sich seiner annehmen. Es kam aber das dritte, weit schrecklicher, als gerade die Betroffenen es offenbar für möglich gehalten hatten. Ich war — bis zur fristlosen Entlassung im April — Redakteur der Münchner Neuesten Nachrichten; ich sagte schon damals ungefähr das, was Goebbels zehn Jahre später gesagt hat: „Wir bleiben bis zuletzt und wenn wir gehen, schlagen wir die Tür so hinter uns zu, daß die Welt erzittert." Nur wenige glaubten solchem Kassandraruf; ich weiß noch gut, wie ich im Februar oder März den sonst so gescheiten Professor Cossmann warnte — vergebens! Er beraumte noch Besprechungen über Fachfragen an, als das Haus schon in allen Fugen krachte. Freilich, daß wir, bereits im Rachen des Ungeheuers, noch eine großartige Faschingszeitung herausbrachten, freut mich heute noch.

Eines Mannes will ich hier noch gedenken, der, wie wir rühmten, aus dem Stamme der Makkabäer gewesen sein mußte: Dr. Hans Bloch. Er hatte im Krieg ein Auge eingebüßt und das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben — aber was war das gegen den Löwenmut, mit dem er sich bis zuletzt für seine Leidensgenossen einsetzte!

Unseligerweise vertrauten viele Juden noch lang, allzulang den scheinheiligen Nürnberger Gesetzen und suchten nach den Buchstaben zu beweisen, daß sie nicht gefährdet seien — in letzter Stunde überredete ich etwa den ausgezeichneten Maler Siegfried Ziegler, außer Landes zu gehen. Wie sehr viele den wirklich tödlichen Ernst der Lage verkannten, beweist der Fall der Witwe meines Freundes Martin Rosenthal (eines wahrhaften Mäzens und Bücherfreunds).

Sie war bereits in Israel gewesen und kehrte, um ihre Vermögensdinge zu ord-

nen, nach München zurück, in ihr tödliches Schicksal. Die schrecklichen Erinnerungen jener Jahre werden wohl von Menschen geschildert werden, die alles noch unmittelbarer, grauenvoller miterlebt haben. Die meisten meiner persönlichen Bekannten hatten sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Aber gelegentlich traf oder besuchte man doch einen oder anderen, der bedrückt durch die Straßen schlich oder nur angstvoll seine Tür öffnete. Wirklich helfen konnte man keinem. Die heute nicht mehr so schauerlich klingende, damals aber grausam ernste (und wahre!) Geschichte mag hier erzählt werden, wie ein Bedrängter seinen Bekannten anfleht: „Sie kennen doch den Himmler ganz gut?" und dieser antwortet: „Ja, aber diese Beziehung habe ich mir eigentlich für mich selbst aufgehoben!"

Es ist eine besondere Tragik, daß gerade die älteren, in München fest verwurzelten Familien sich so schwer entschließen konnten, die Heimat zu verlassen. Sie waren überdies weitgehend mit „Ariern" versippt, sie überwanden mit wachsender Qual, Schikane um Schikane, Meldepflicht, Paßentzug und Sperrung des Vermögens, in der Hoffnung, es doch noch durchzustehen — bis nach dem Ausbruch des Krieges jede Grenze verschlossen war.

Nach 1945 knüpften sich die Fäden wieder, soweit sie der Tod nicht für immer zerrissen hatte. Emigranten kehrten zurück und setzten sich mit uns an einen Tisch — sie wußten, als alte Münchner, besser als die Fragebogen-Amis, wem sie ohne Arg wieder begegnen konnten. Andre kamen zu Besuch, wie der liebe Alex Wetzlar, der berühmte Silberschmied aus der Maximilianstraße, ein Münchner mit Leib und Seele, Offizier aus dem ersten Kriege, der vielleicht lieber ein bayerischer General mit weißblauem Federbusch geworden wäre, als Vertreter in London.

Briefe gehen hin und her, später erfährt man von unwahrscheinlichsten Schicksalen in fernsten Zonen, Abenteuern, von Menschen erlebt, die vor wenig mehr als einem Vierteljahrhundert noch zu nichts anderem bestimmt schienen, als in Bogenhausen oder Schwabing zu leben und zu sterben, wie schon ihr Vater und Großvater. Sie waren und sind Juden, das wurde ihr Schicksal und unsere Schuld — aber sie sind Münchner und die Stadt darf an ihrem achthundertjährigem Geburtstag nicht einen von ihnen vergessen. — *(1958)*

ERICH KUBY

Von der Bruderstraße 12 und der Alexandrastraße 3

Lieber Hans Lamm,

Sie wollen ein Erinnerungsbuch über „die Juden in München" schreiben, vermutlich über die Juden Ihrer Münchner Zeit, und Sie haben mich gefragt, ob Sie nicht den Absatz aus meinem Deutschland-Buch verwenden könnten, der sich auf ein Erlebnis mit Ihrem Bruder Heinrich bezieht, ohne daß ich ihn dort nenne. Die Stelle gibt aber doch wohl zu wenig wieder, was in Ihr Thema passen könnte, und vielleicht wäre es besser, ich erzähle Ihnen ein wenig aus jener Zeit, soweit es zu Ihrem Buch gehört.

Es handelt sich um die Jahre zwischen 1926 und 1929. In der Kreisstadt W., in der meine Kinder heute die Auswahl zwischen allen Sparten der Höheren Schule haben, gab es damals nur eine sechsklassige Realschule, so daß ich, als „das Einjährige" so mit Müh und Not bestanden war, nach München gehen mußte, wo ich in die 7. Klasse der Luitpold-Oberrealschule eintrat. Dieses Institut erfreute sich unter vergleichbaren Anstalten des Landes eines ausgezeichneten Rufes, man lernte dort etwas, aber ich lernte dort zu wenig. Als dieses 7. Schuljahr zu Ende war, kam ich mit dem zwingenden Hinweis nach Hause, ich solle es noch einmal durchmachen. Eltern und Sohn waren sich jedoch darin einig, daß dies nicht zu geschehen brauche, sondern daß ich vielmehr aus der Schule austreten, ein Jahr privat arbeiten und dann die Aufnahmeprüfung in die Oberprima, wiederum der Luitpoldschule, versuchen würde. Das war ein etwas verwegener Plan, für dessen Gelingen Beispiele nicht vorhanden waren.

Der Lehrer, mit dem diese Dinge besprochen wurden, war Adolf Schaalmann, ein Jude, wie ihm am Gesicht abzulesen war. Er war kohlschwarz und kein Adonis, ein kleiner Mann mit sehr beherrschten Gesten und jedermann an Napoleon erinnernd, worauf er es aber nicht ablegte. Schaalmann gab Physik und Mathematik und es ging ein Gerücht, er habe einen Bruder, der ein berühmter Mathematiker sei. Soweit wir überhaupt etwas verehrten, abgesehen von den Mädchen der Schule — die LOR hatte Koedukation und das schönste Mädchen der Schule war eine Jüdin — verehrten wir den Studienrat Schaalmann, natürlich Professor genannt, wie es offenbar noch jetzt üblich ist. Er war ein Beispiel dafür, daß Strenge nicht unbeliebt macht, wenn sie mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit gepaart ist. Ob Schaalmann schon in der 7. Klasse unser Klaßleiter war, weiß ich nicht mehr genau, und ob ich ihn schon während des 1. Jahres an der LOR ganz begriffen habe, stehe auch dahin. Sicher ist, daß ich ihn mochte und er mir nicht aufsaß, obwohl ich einer seiner schlechtesten Schüler in beiden Fächern war. Er gab den Rat, als Privatlehrer für mein Experiment einen Abiturienten der LOR zu nehmen, der das Medizinstudium gerade

begonnen habe. Dieser Student war Ihr Bruder, Heinrich Lamm. Ihre Eltern, Ihr Bruder, die Haushälterin (sie hieß Babett, ein Schatz, ein altes Familienfaktotum) und Sie wohnten im Parterre links des Hauses Bruderstraße 12, das derzeit abgerissen wird — rein aus Jux, denn es stand noch nach dem Krieg. Ihr Bruder hatte ein schmales Zimmer gleich neben der Wohnungstür mit einem Fenster auf die Bruderstraße hinaus, es stand ein Klavier darin und zwei tiefe lederne Stühle, sogenannte Klubsessel.

In diesen Stühlen habe ich alles gelernt, was mich heute noch instand setzt, Gleichungen mit zwei Unbekannten auszurechnen, die Newtonschen Gesetze zu verstehen und Benzolringe aufzubauen. Mein ältester Sohn besitzt heute ein Mode- und Lieblingswort, es heißt lässig, und wenn ich die Art, in der wir, Ihr Bruder und ich, unseren Unterricht betrieben — zu dem ich unregelmäßig von W. aus in die Stadt kam — dann kann ich nur sagen, wir betrieben ihn lässig. Ich führte keine Hefte und wir hatten keine Bücher. Lose Blätter erfreuten sich größerer Beliebtheit als Notizblöcke. Ihr Bruder, nur zweieinhalb Jahre älter als ich, rauchte Pfeife oder versuchte es zu tun, ich sehe ihn nicht anders vor mir als mit einem Pfeifenstopfer hantierend. Er spielte Flöte und Klavier, ich Geige und Klavier, und wir haben jede Duo-Kombination dieser Instrumente miteinander praktiziert, wozu uns Bach ziemlich ausschließlich die Noten lieferte. Wir haben mehr musiziert als gelernt.

Man sollte annehmen, daß ein Unterricht unter solchen Umständen nicht sehr erfolgreich sein kann. Tatsächlich war er es auf erstaunliche Weise. Nach und nach betrieben wir beinahe alle Fächer, mit Ausnahme von Religion, aber es hätte kein Grund bestanden, nicht auch in diesem „Fach“ miteinander zu arbeiten. Nach einem Jahr setzte die Schule meiner Absicht, in meine alte Klasse, also in Oberprima einzutreten, eine dreitägige mündliche und schriftliche Prüfung entgegen, die ich, ich will nicht sagen spielend, aber ohne je in ernstliche Gefahr zu kommen, bestand.

Ihrem Bruder gegenübersitzend, habe ich weit mehr in mich aufgenommen als Schulkenntnisse. Ich habe bei ihm denken gelernt, dank des Umstandes, daß Heinrich Lamm eine jüdische Intelligenz besaß, deren ich mich nicht rühmen konnte. Immerhin reichte meine Intelligenz aus, die Intelligenz Ihres Bruders zu begreifen, und hinfort war ich in hohem Maße immun gegen die Verführungen des Schwachsinns.

Schwachsinn hat von Hitler bis zum Film viele Erscheinungsformen; damals bereitete er in Gestalt Hitlers seine Herrschaft vor, und das, was man nur mit schlechtem Gewissen unseren Unterricht nennen konnte, war nicht nur eingetaucht in Musik sondern auch in Politik, und darin waren wir uns deshalb so durch und durch einig, weil wir den Schwachsinn des deutschen Geschreies in gleicher Weise als lächerlich, aber auch als beschämend empfanden. Jene in meinem Buch berichtete Episode ist außerordentlich typisch für die Art, in der wir politisch reagierten. Da kam also, es war ein heißer sommerlicher Tag, Militärmusiklärm durchs Fenster herein, wir schauten hinaus, und sahen eine blauuniformierte Rotte deutscher Menschen hinter irgend einer Fahne die Prinzregentenstraße stadtauswärts marschieren, rotgesichtig und plärrend. Ihr Bruder sagte nur „Gojim naches“, ich sagte nichts und es war scheußlich. Wir

waren uns bereits im Jahre 1927 völlig darüber einig, daß die Sache schief gehen müsse, und es war mir immer unbegreiflich, damals und später Menschen von offenbarer Intelligenz zu begegnen, die auch nur den leisesten Zweifel daran haben konnten, es werde schief gehen. Wenn ich später mit Juden zusammenkam, die erst im letzten Augenblick, wie wohl auch Ihr Bruder, oder zu spät den Entschluß faßten, Deutschland zu verlassen, so wußte ich durch ihn warum: die Beharrungskräfte waren zu stark. Obwohl ich wahrscheinlich nicht irre, wenn ich annehme, daß Sie in der Bruderstraße ein gläubiges jüdisches Leben geführt haben, so waren Sie doch ebenso Münchner, unmißverständlich Münchner, dort gehörte Ihre Familie hin, und das wollte eben später erst überwunden sein, bevor man die Falle verließ.

Dank dieser Integration Ihrer Familie in der jüdischen Gemeinde Münchens, konnte ich an Ihrem Bruder eine intensive kulturelle Aktivität beobachten, die mir imponierte, da ich dergleichen aus eigener Erfahrung nicht kannte. Es gab damals natürlich auch in München einige reiche jüdische Familien, in deren Wohnungen und Häusern sich traf, was Geist und Namen hatte — aber darin eine im eigentlichen Sinne jüdische Kulturtätigkeit zu sehen, wäre wohl verfehlt gewesen. Ihr Bruder, und Sie selbst wohl auch (aber Sie sind ja jünger als ich und waren noch ein Knabe) hatten es mit ganz anderen Leuten zu tun als die jüdischen Salons: mit jungen Menschen in bescheidensten Lebensumständen, die mit einem Aufwand an Idealismus, den sie weder vor sich selbst, geschweige vor anderen wahr haben wollten, sich geistig und musisch beschäftigen. Was dabei herauskam, mag unbedeutend gewesen sein, die Bemühung jedoch war von großer Reinheit. Davon bekam ich einen unvergeßlichen Eindruck, als ich einmal für ein paar Wochen oder Monate zur Verstärkung der Geigen in dem von Heinrich Lamm geleiteten Jüdischen Kammerorchester bei der Vorbereitung einer öffentlichen Darbietung und bei dieser selbst mitwirkte. Ihr Bruder dirigierte in den Proben Bach und Haendel vorwiegend mit seiner Pfeife, die er aber zu diesem Behufe ausgehen ließ, wie sie denn überhaupt meistens aus war. Für mich, am Rande sei es vermerkt, hatte das emsige Musizieren in einem Seitenraum der kleinen Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße 3 zur Folge, daß mir nach der Aufführung ein Dankbrief des Jüdischen Kammerorchesters überreicht wurde; dergestalt kam ich in den Besitz eines Dokumentes, das unter meinen Papieren zu wissen, mir im Dritten Reich bei einigen Gelegenheiten eine innere Befriedigung bedeutete.

Nach diesem Jahr größter Freiheit kehrte ich also in die Oberprima der LOR zurück und hatte Schaalmann zum Klaßleiter. Meine schulischen Leistungen, die in der Aufnahmeprüfung eine für meine Verhältnisse unwahrscheinliche Höhe erlangt hatten, sanken im Schultrott wieder unter das Mittelmaß, und kaum ein Lehrer, gewiß aber Schaalmann nicht, hatte Ursache mit mir zufrieden zu sein. Aber es ergab sich doch, da ich den außergewöhnlichen Mann nun besser begriff, ein persönliches Verhältnis zu ihm, das zwar weder von seiner noch von meiner Seite je einen direkten Ausdruck fand, uns beiden aber doch wohl bewußt war. Wir befinden uns jetzt im Jahre 1928/29 (Ostern 1929 ging ich von der Schule ab) und die politischen Verhältnisse waren bereits soweit aus der demokratischen Form gekommen, daß Schaalmann den Boden unter

seinen Füßen wanken fühlen mußte. In der Klasse 9c hatte er etwa zwanzig Jungen und vielleicht acht oder zehn Mädchen vor sich, unter denen glaube ich niemand war, der von dem Ungeist der Zeit angekränkelt gewesen wäre. Wir wären alle, wie man so sagt, für Schaalmann durchs Feuer gegangen, und das mußte ihn mit der Klasse unter den allgemeinen Verhältnissen besonders verbinden. Ein weniger starker Charakter wäre vielleicht sogar dahin gelangt, sich an die Klasse „anzulehnen" und damit den Raum von Freiheit um die eigene Person etwas einzuengen — er zeigte niemals eine Spur von Schwäche. Er stand in völlig unerschütterter Autorität vor uns. Ich erinnere mich, daß wir unter seiner Ägide einmal eine längere Wanderung unternahmen — was damals längst nicht so selbverständlich war wie es heute ist — und wenn ich nicht irre, erstiegen wir den Herzogstand und übernachteten dort. Sich einen Mann vorzustellen, der weniger in die Natur gepaßt hätte und leichter darin zur komischen Figur geworden wäre als Schaalmann, wäre schwierig gewesen, aber er bestand auch auf Almwiesen und Gipfelhöhen. Es ist vielleicht doch wert, festgehalten zu werden, daß vier Jahre vor Ausbruch des Dritten Reiches die Oberprima einer Oberrealschule (einer Schulgattung also, die eingeborene Barbarei nicht durch klassische Bildung mäßigt) bedingungslos zu einem prononziert jüdischen Lehrer hielt, der ihr das schulische Leben alles andere als leicht werden ließ. Als die Abschiedsfeier heranrückte, machten sich ein paar von uns namens der Klasse in die Privatwohnung Schaalmanns in der Tengstraße auf, die ich noch nie zuvor betreten hatte, und überreichten ihm Egon Friedels grüngebundene Kulturgeschichte zur Erinnerung. Es war eine ungewöhnliche Geste. Die Leitung der Schule lag damals und wohl noch einige Jahre in den Händen des Oberstudiendirektors Eiber, eines imperialen Schulmannes, möchte ich sagen, der mit jedem Wort und mit jeder Bewegung die Würde seines Amtes der Umwelt bewußt zu machen verstand. Mit solcher Art von Autoritätsbewußtsein geht in Deutschland — und vielleicht nicht nur in Deutschland — ein auf Hochglanz gebrachtes Nationalbewußtsein immer Hand in Hand. Das war bei Eiber nicht anders. Dennoch, und auch das soll man gerechterweise festhalten, fand in seine Anstalt der aufkommende Ungeist, der so gewaltig auf die nationale Pauke schlug, keinen legalen Einzug, und wenn die meisten von uns später sich nicht auffressen ließen von dem, was kam, so wurde der Grund dazu in der Schule gelegt. Die Schule war so frei von jeder Verhetzung, daß sogar noch die Freiheit vorhanden war, sich gegen einen Juden um einer für „typisch jüdisch" gehaltenen Äußerung willen zu wenden, ohne daß der Lehrer oder die Klasse dabei unsicher geworden wäre. Wenn ich recht verstanden habe, wollen Sie, lieber Hans Lamm, die Zeitstimmung dieser Jahre in München hinsichtlich des jüdischen Bevölkerungsteiles erkennbar machen, und so mag diese Geschichte hier ihren Platz haben. Nicht so hoch angesehen wie Schaalmann, aber fast so hoch geschätzt war in unserer Klasse der Lehrer für Deutsch und Geschichte, Studienrat Heusinger, ein kraftvoller, hochgewachsener Mann mit einem Kopf, der dem Spenglers etwas ähnlich war. Wenn er Lust hatte, gab er großartigen Unterricht, wenn er keine hatte, gab er gar keinen sondern saß nur vorne am Pult, dösend, eine Zigarette nach der andern rauchend und uns ermahnend, Ruhe zu halten, damit der Rektor nicht mißtrauisch würde. (Eiber roch Diszi-

plinwidrigkeiten durch Stockwerke.) Heusinger charakterisiert auch, daß er jeweils nach den großen Ferien schlank und rank in die Klasse kam, von indischer oder spanischer Sonne dunkelbraun gebrannt, zu Ostern aber immer wieder einen mächtigen Bauch hatte, der nicht zuletzt der Kombination von sitzender Lebensweise und Bier sein Dasein verdankte. Dieser, nicht einen Tropfen jüdischen Blutes besitzende Mann erzählte uns in einer Geschichtsstunde, die Germanen hätten sich nicht von den Römern fangen lassen sondern sich aus Ehrpusseligkeit lieber getötet. (Sicher sagte Heusinger nicht „Ehrpusseligkeit", das ist mein Ausdruck.) In der darauffolgenden Geschichtsstunde erzählte er von Thusnelda, der blonden, die im Triumphzug durch Rom geführt worden sei. Da stand nur der jüdischste unserer jüdischen Klassengenossen, G., auf und sagte: „Herr Professor, ich habe gemeint, die Germanen haben sich nicht fangen lassen?!" Es wurde ganz still in der Klasse, wir alle fühlten die Provokation. Der riesige Heusinger erhob sich, kam vom Podium herab, schritt wortlos auf den armen G. zu und haute diesem mit seiner Möbelpackerhand eine derartige Ohrfeige herunter (in Oberprima!), daß es G. zu Boden warf. Die Klasse atmete nicht. „So", sagte Heusinger, „und jetzt gehen Sie zum Rex und beschweren Sie sich, dann krieg ich eine Nase; ich hab schon eine ganze Schachtel solcher Nasen zu Haus, wenn Fasching kommt, setz ich sie auf." Unnötig zu sagen, daß G. nicht zu Eiber ging, daß die Klasse dicht und zu Heusinger hielt; vielleicht aber nicht unnötig zu sagen, daß G.s durchaus normale Position in der Klasse durch diesen Vorfall nicht verändert wurde, der sogleich als erledigt angesehen wurde. Das war nur möglich, weil wir politisch noch in Ordnung waren, und wir waren in Ordnung, weil unsere Lehrer noch in Ordnung waren. Es ist jedoch keine nachträgliche Konstruktion, wenn ich sage, daß zwar vielleicht nicht allen aber doch nicht wenigen unter uns das Inselhafte und Verlorene unserer geistigen Position im eigenen Volk schon bewußt war und wir die Bitterkeit der Ironie in einem von Heusingers berühmten Ratschlägen zum Deutschunterricht empfanden: „Schreibt im Aufsatz was ihr wollt; aber der letzte Satz muß beginnen: Möge Deutschland...!"
Damit, lieber Hans Lamm, lassen Sie mich schließen. Wenn Ihr Buch ein Mosaik wird, so sind diese Notizen vielleicht ein Steinchen darin, ein Farbfleck, mehr wollen sie nicht sein.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Erich Kuby

(1958)

LILLY MARSCHÜTZ

Die Isar

In dem Land, das mich ausstieß,
wandelte ich durch die Straßen
Vergangenheit suchend . . .

Ich fand noch Bäume,
die meiner zarten Kindheit Schatten gaben.

Einen Torbogen,
der meine junge Liebe barg.
Einige Menschen,
die alt geworden waren.

Alles andere war Zukunft.
Zukunft für andere,
Nicht für mich!

Mächtige glashäuserne Kolosse
Funkelten in den Straßen.

Marmorhöfe, säulenbesteckt,
Bargen, was das Verlangen sich wünscht,
Hinter Kristallvitrinen.
Blonde, schlanke Mädchen und Knaben.

In Gleichtracht fast,
Erwarteten den Massenübergang
der Straße.

Am Ufer der Isar jedoch
Rauschte mir in grünlichem Strom
Meine Vergangenheit, die ich suchte.
Es war wie damals — —
Schön — wie damals
Als dies Land mich noch nicht ausstieß!

(1957)

ALFRED EINSTEIN

Juden in der Musik

Überall, wo die Schranken der kulturellen und geistigen Absperrung fallen, hat sich der Jude auch sogleich am musikalischen Leben seiner Umgebung beteiligt; ein Zeugnis dafür ist etwa im liberalen Wien Josephs II. die Subskribenten-Liste von Mozarts Akademien (Konzerten) von 1784, wo sich neben den Namen des Hochadels auch solche aus der geadelten jüdischen Finanz: die Arensteiner, Wetzlar, Arenfeld u. a. finden. Der Boden jedoch, auf dem der musikalisch begabte Jude sich am frühesten schöpferisch betätigt, ist die preußische Hauptstadt, die Wirkungsstätte Moses Mendelssohns, Berlin; und der Enkel Mendelssohns, Felix Mendelssohn-Bartholdy, ist einer der leuchtendsten Namen dieser frühen Betätigung. Der Geburt nach (wenn auch nicht der Wirkung nach) steht vor Mendelssohn freilich ein andrer Sprößling einer reichen Berliner Bankiers-Familie, Meier Beer, geboren 1791, der sich später Giacomo Meyerbeer genannt hat.

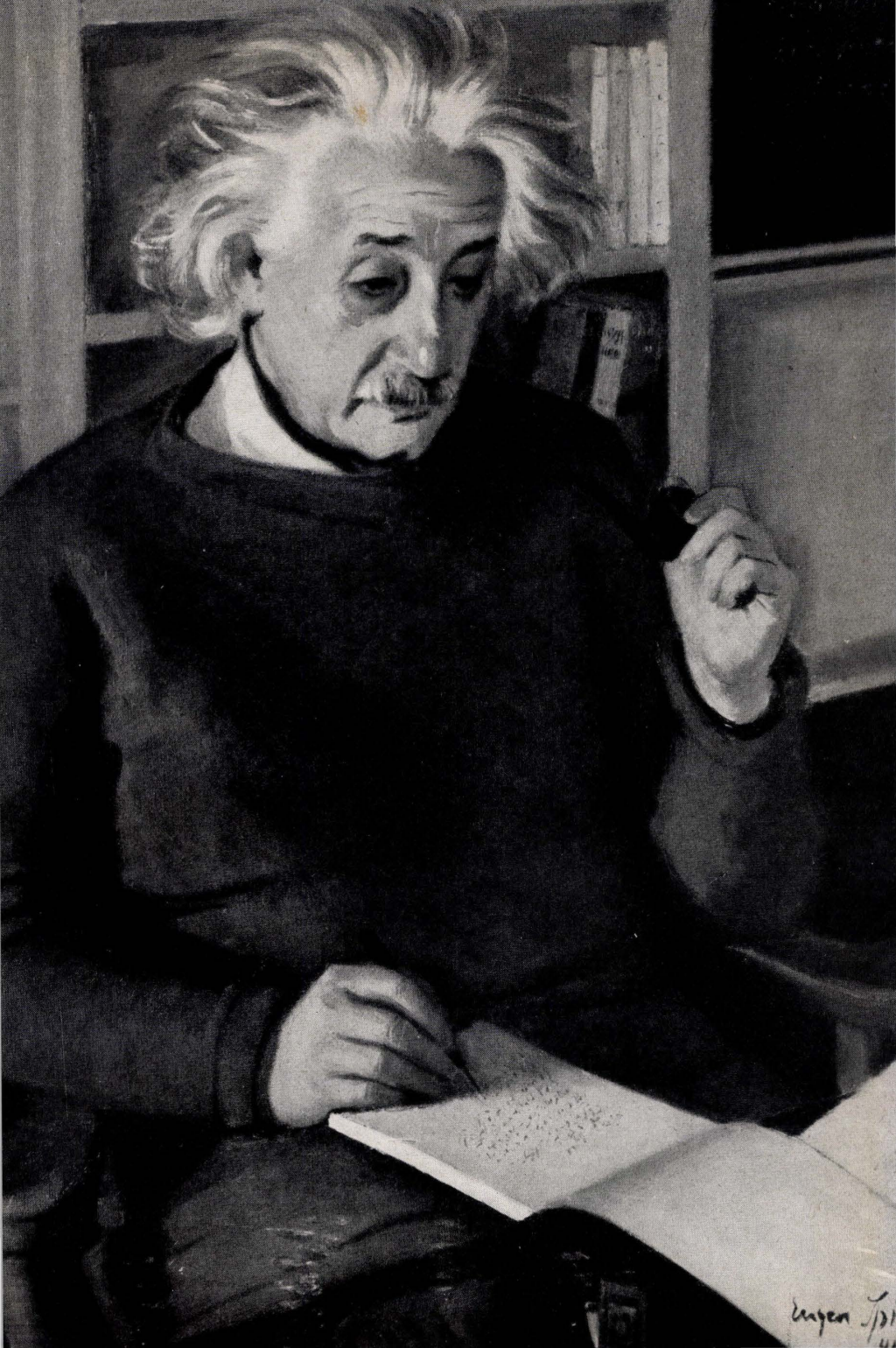
Von vornherein sei betont, daß die Frage des Jüdischen in der Musik der jüdischen Musiker in Deutschland hier nicht erörtert werden soll. Sie ist sehr schwierig und nur für jeden einzelnen Fall zu lösen; der Anteil des Jüdischen an der Musik der Mendelssohn und Meyerbeer, der Goldmark, Brüll, Mahler und Schönberg ist zu verschieden, um auf einen Generalnenner gebracht werden zu können. Mit dem Thema: „Juden in der deutschen Musik" ist unsere Aufgabe streng umschrieben. Es ist selbstverständlich, daß Meyerbeer und Mendelssohn, wie fast all ihre jüdischen Nachfolger, sich der Musikform ihrer Zeit bedient haben, genau so wie im Beginn des 17. Jahrhunderts Salomone Rossi nicht etwa jüdische, sondern italienische Madrigale, Canzonetten und Instrumentalstücke geschrieben hat (selbst sein „Schir haschirim" gehört formal in die Geschichte der italienischen Kirchenmusik), genau so, wie die für dasselbe Jahrhundert bezeugten, zunftmäßig zusammengeschlossenen jüdischen Spielleute in Prag — nicht etwa jüdische, sondern Prager Musik gemacht haben. Das Jüdische in Meyerbeer besteht nicht in seiner viel zu oft und viel zu viel übertriebenen künstlerischen Gewissenlosigkeit. Das folgende Jahrhundert hat, bei Künstlern jeder Abstammung, bewiesen, daß solche Gewissenlosigkeit nicht zu den Eigentümlichkeiten des jüdischen Musikers gehört. Auch Meyerbeers „Internationalität" ist kein Spezifikum. Sie ist ein Erbteil der Voglerschen Schule; er teilt sie mit C. M. Weber, dessen „Freischütz" deutsche, italienische, französische Formen durcheinander mischt; in seiner „italienischen Periode" unterscheidet er sich in nichts von dem Urbayern Simon Mayr, oder von dem Ostpreußen Otto Nicolai. Nicht einmal die Pariser „Große Oper" mit all ihren künstlerischen Schwächen hat er geschaffen; sie ist das Werk des Franzosen Auber und des Italieners Rossini, oder vielmehr ein Produkt Pariser Opernentwicklung, die bis auf die Zeiten der Lully, Rameau, Gluck zurückgeht.

Das Jüdische in Meyerbeer kann nur in gewissen melodischen und harmonischen Wendungen liegen, in bestimmten „Verhältnismäßigkeiten" zum Ausdruck deutscher Musik, die allerdings nur mit äußerster Vorsicht zu bestimmen sind. Meyerbeer, als typischer Vertreter der „Großen Oper", gehört in die französische Musik, so einflußreich er auch für Deutschland geworden ist. Nicht als Juden, sondern als Künstler hat Wagner Meyerbeer besiegt, durch seine stärkere Begabung, Kunstgesinnung, tiefere und reinere Persönlichkeit. Die geniale melodische Ader Meyerbeers, zumal in den „Hugenotten", hat auch Wagner anerkannt.

Ein ganz anderes Persönlichkeitsbild bietet Felix Mendelssohn-Bartholdy (geb. 1809 in Hamburg, seit 1811 in Berlin). Es dürfte schwer halten, ihn nicht als deutschen Musiker zu behandeln, in seinen Meisterwerken — der „Sommernachtstraum"-Musik, dem Oktett, der „Ersten Walpurgisnacht" — etwas „Jüdisches" zu entdecken. Es klingt paradox, daß dies Jüdische vielleicht in der unbewußt betonten deutschen Sentimentalität („Lieder ohne Worte") liegt, in deren Spiegel das deutsche Publikum sich denn auch besonders erkannt hat, und mit der Mendelssohn eine außerordentliche Wirkung auf zwei Generationen ausgeübt hat. Dagegen hat es mit Mendelssohns Judentum nichts zu tun, daß er der erste große deutsche Bildungsmusiker gewesen ist. Durch seinen Lehrer C. F. Zelter ist ihm das Erlebnis Bach und Händel früh vermittelt worden; als einer der ersten hat er dies Erlebnis seinem Schaffen zugute kommen lassen wollen, ohne daß es ihm geglückt wäre — die altklassischen Ausdruckselemente stehen als Fremdkörper in einem Teil seiner Werke („Elias", „Paulus"). Aber es bleibt ihm der Ruhm, Bachs „Matthäus-Passion" 100 Jahre nach ihrer Entstehung wieder öffentlich aufgeführt zu haben; es bleibt ihm das geschichtliche Verdienst der Gründung der ersten großen deutschen Musikbildungsanstalt zu Leipzig (1843).

Um die Mitte und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts spielt der Jude in der deutschen Musik eine hervorragende Rolle — als Virtuose auf Geige und Klavier (Thalberg, Dreyschock, Moscheles u. v. a.), als nichtkomponierender und komponierender Dirigent in höchster Machtstellung (Ferdinand Hiller, Ernst Frank, Otto Dessoff, Hermann Levi, Karl Goldmark, Ignaz Brüll u. v. a.); ein negativer Beweis für diese Machtstellung ist Richard Wagners Pamphlet über „das Judentum in der Musik" (1850). Eine entscheidende Rolle im Musikgeschichtlichen spielt er jedoch erst wieder um die Jahrhundertwende und in der Gegenwart, in Gustav Mahler (1860—1911) und Arnold Schönberg (geb. 1874). Das Jüdische in ihrem Wesen scheint nicht in ihrer spezifischen Tonsprache zu liegen, als vielmehr in ihrer Stellung als frühe Exponenten einer Wendung der musikalischen Lage überhaupt. Es ist die Wendung vom Romantizismus der nachwagnerischen Epoche zur Negation und zu neuem Ausdruck. Die angebliche Sentimentalität und Trivialität des Lyrikers und Sinfonikers Mahler, seine ebenso angebliche „Impotenz" ist in Wahrheit Symptom der Zeitlage; seine Sinfonik wendet sich zum ersten Male in ihrer

Albert Einstein, Bildnis von Eugene Spiro, 1941 ▶



unmittelbaren Verständlichkeit an ein breiteres Publikum, nicht mehr an eine durch ästhetische Bindungen begrenzte Bildungsschicht, und Mahler scheint sich nicht, in einer an künstlerischen Exhibitionismus grenzenden Offenheit eine Zerrissenheit als Spätgeborener musikalisch zu offenbaren, auch im tagebuchartigen Ablauf seines Werks den Versuch einer Synthese — in der VII. Sinfonie — als gescheitert zu bekennen: in der Resignation des „Lieds von der Erde", in der satanischen Negation seiner IX. Sinfonie. Im Ablauf dieses Werks hat Mahler auch rein technisch (in neuen Freiheiten der Stimmführung) seine Zeit aufs stärkste beeinflußt. Noch tiefer ist der Bruch und die Symptomatik bei Arnold Schönberg, so wenig sein ja noch unabgeschlossenes Schaffen auf eine Formel zu bringen ist. Der Hyperromantiker der „Verklärten Nacht" und der „Gurrelieder" wendet sich scheinbar unvermittelt zu einem Hyperimpressionismus oder -expressionismus, zur Gestaltung der Einmaligkeit eines inneren Erlebnisses, zur musikalischen Psychographie; später zu einer konstruktiven Tektonik, in der allerdings die im Jüdischen (neben der farbigsten Sinnlichkeit) ruhende Neigung zum Abstrakten zum prinzipiellen Vorschein kommt. Als einflußreichstes Vorbild „Neuer Musik" hat Schönberg den größten Einfluß auf eine Generation jüngerer, vielfach, wenn auch nicht wesentlich jüdischer Musiker geübt. Wie wenig aber damit das „Jüdische" umschrieben ist, zeigen die mannigfachen Versuche auch auf deutschem Boden, eine national jüdische, orientalische Musik zu schaffen.

Das Bild jüdischen Schaffens in der deutschen Musik wäre nicht vollständig ohne Erwähnung der musikalischen Parodistik, wie sie am genialsten sich in der Pariser Operette Jacques Offenbachs sich dokumentiert: Offenbach, der jedoch ein rheinischer Jude war. Daß leider in der entarteten späteren Operette jüdische Musiker eine so hervortretende, neben andern (Lehar) wenn auch nicht immer ganz unrühmliche (Leo Fall) Rolle spielen, liegt in der Industrialisierung dieser Pseudo-Kunstart. *(1943)*

◀ *Maria Luiko: Anrufung, 1937*

Dem Andenken Karl Wolfskehls

EMIL PREETORIUS

Epitaph für Karl Wolfskehl

Das Grundwesen Karl Wolfskehls war das des echten Dichters, des geborenen Künstlers: es erweist sich in seinem Schrifttum, erwies sich in seiner Rede, in seinem äußeren Leben, seiner inneren Natur. Über einem ungewöhnlichen Verstande, über einem nahezu unbegrenzten Wissen stand noch sein künstlerischer Spürsinn, die geheime Fühlsamkeit für die tiefen Triebkräfte, wo auch immer sie wirken, die stete Verbundenheit mit den unteren Mächten. Und diese Doppeltheit, dies Zwiefältige, dies Bei- und Ineinander von luzidestem Kopf, gebildetstem Geist, sicherster Formungskraft mit den dunklen formsprengenden Gründen einer fast chaotischen Lebensfülle: dies Schweifen in zwei Sphären, dies Zusammen von Klarheit und Dämmer, dies Gegenspiel von Feste und Gelöstheit, von Grenzung und Übergang: das macht die eigentliche, die staunenswerte Besonderheit dieses Mannes aus in seinem Leben wie in seinem Werk, eine Besonderheit, die freilich verwirren und manchen wohl auch gefährden konnte. Daher kam es, daß Wolfskehl nicht festzulegen war auf ein Woher und Wohin, daß er schlechthin alterslos erschien, früh und spät, Kind und Weiser in einem, ganz Trieb und ganz Geist, die im dramatischen Gegeneinander sein mächtiges Antlitz bewegten. Und daher kam es, daß er bald als verspäteter Romantiker gesehen wurde, bald als glänzender Humanist, übriggeblieben aus einer reicheren, festlicheren Zeit, bald aber wieder als ein ganz neuer Mensch voll geheimer Witterung für alles Werdende. Kraft seiner unheimlichen Doppelgesichtigkeit hat Wolfskehl schon um die Jahrhundertwende, als alles noch so üppig, so gesichert, so geordnet schien, mit voller Klarheit und untrüglicher Spürkraft die ganze, heraufkommende Krise dieser Zeit greifbar vor sich gesehen, ihr anarchisch unseliges Gemenge von Geist und Drang, von Technik, Ratio und losgelassenen Süchten, ihr ohnmächtig ringendes Nicht-Mehr und Noch-Nicht mit Tod, Elend, Qual und Zerstörung. Immer wieder, jäh angefallen von dieser dunklen Vision, hat er sie mit beklemmend erregten Worten beschworen: die hohe Gestalt emporgereckt, den bleichen Kopf mit dem strähnig-dunklen Haar und der kühnen Adlernase gebieterisch zurückgeworfen, die halbblinden, schreckhaft geöffneten Augen beschattend mit der Hand, schauend ins Irgendwo verhangener Künfte: das lebendig gewordene Bild eines der großen Propheten seines alten Volkes. Aber in ihm war auch wie kaum in einem zweiten der weite Atem, vom Gestern ins Morgen zu rufen, waren Macht und Wille, die ewigen Werte fest zu bewahren, hinüberzuretten aus dem gott- und ratlosen Heute in die Zukunft einer sich erneuernden Menschheit. „Wagt ihn“, so ruft er einmal aus, „den Sprung ins Helle, das Euch heute tiefer ist, geheimnisschwangerer wie ehedem irgend Schau und Schauer der Nacht; Tagtraum, gerufen vom Geist aus dem Geist, die zweite Urzeugung entringt sich dem neuen Chaos, und wieder scheint das Sein ‚im Anfang‘.“

So bedeutsam, ja in manchem einzigartig das Werk Wolfskehls auch ist, des Dichters wie des Denkers, es bleibt gemessen an seiner lebendigen Person doch nur wie ein Nebenher, es ist ein Tropfen aus einem brandenden Meere. Die quellende Fülle seiner Gedanken, Ahnungen, Gesichte, das stete ruhelose Innesein eines gleichzeitigen Gesamt im hastenden Wirbel des Nacheinander, des Künftigen im Gegenwärtigen, des Ganzen im Teilhaften, des Eins im Widersprechenden: das war nicht zu verfesten ins geschriebene Wort, nicht zu bannen in Georgesche Formenstrenge. Die erregende Besonderheit Wolfskehlscher Verse und Prosa rührt daher: die Bedeutungsdichte, die andrängende Bilderfülle, das dunkel Urgründige und überhellt Gesehene im sprunghaften Wechsel, das gewaltsam Gebändigte, in die Form Gezwungene einer atemlos gejagten, rastlosen inneren Bewegtheit. Vom erstaunlichen geistigen Reichtum dieses Menschen war nur etwas zu fassen im persönlichen Gegenüber, im unmittelbaren Hin und Wider, im lebendig beschwingten Wechsel fließender Rede. Unvergeßlich bleiben die Gespräche mit ihm, die sich anspannen bei allen nur denkbaren Gelegenheiten, zu allen Tages- und Nachtstunden, und die vielfach mit Späßen und Neckereien begannen, wobei Wolfskehl überfloß an überraschenden Einfällen, witzigen Zitaten und schlagenden Wortspielen. Aber dann, entzündet an einem konkreten Anlaß, einem Ereignis, Bilde, Widerspruch, hub er mit einem Male zu strömen an: im überspannenden Blicke verband er das Naheste mit dem Fernsten, das Uralte mit dem dämmernd Neuen, drang vom Besonderen zum Allgemeinen und riß, vom Spüren der Zusammenhänge, Beziehungen, Entsprechungen erfaßt, das Weltgesamt in seine imaginäre Schau. Geschah das in großer Gesellschaft, so war immer wieder zu erleben, wie alsbald jedes sonstige Gespräch verstummte, und mochten bedeutende, der Rede mächtige und willige Menschen zugegen sein: sein Wort beherrschte den Raum, ihm nur wollte man lauschen, mitfliegen in die unbegrenzten Weiten aller Denkbarkeiten, eintauchen ins Jenseits aller greifbaren Wirklichkeiten. Aber auch das Gespräch gab den ganzen Wolfskehl noch nicht: den vollen Umfang, die unglaubliche Vielfalt dieses außerordentlichen Geistes konnte am Ende nur erleben, wer das Glück hatte, ihm Freund zu sein durch viele Jahre, diesem Freund aller Freunde, nach dem das Heimweh nimmer aufhören wird, nur wer das Glück hatte mit ihm zu wandern und zu reisen, zu schauen und zu hören, zu denken und zu träumen, zu lachen, zu weinen, zu lieben und zu schwelgen: nur der hat sie wirklich erfahren, die schier unermeßliche Weite seines Wesens, das alles umschloß, was Gott erschaffen, das dem Einfachsten, Pflanze, Tier und Kind so innig verbunden wie inmitten war der weitgespanntesten, entrücktesten Bezirke; nur der hat gewußt, um all' seine Regungen, seine Schwärmungen, seine Flüge, um den überraschend jähen Wechsel seiner tausendfältigen Stimmungen und Ausbrüche, ums unvermittelte Nacheinander feierlich schreitender Gehobenheit und darmstädtisch privater Selbstverspottung, dumpfer Vergangenheit und sprühender Helle, verschlossener Unnahbarkeit und rührend umfangender Wärme. Und wie konnte dieser überströmende, gedankenschnelle, expressive Mensch auch wieder still verharren, aufnehmen, aufhorchen, sich eindenken, einfühlen in jede Überlegung, in jede Seelenlage, jede Gefühlsregung eines Jeglichen. Wie wußte er oftmals besser, klarer, tiefer,

was gedacht, gemeint, gewollt war, als der Denkende, Meinende selber. Wie faßte er auch das ihm fernste Problem mit einer rätselhaften Sicherheit in seinem Kerne und brachte eine Fülle neuer, fruchtbarer Aspekte dazu. Wie konnte er mit jedem Menschen, welcher Art, Herkunft, Tätigkeit auch immer in jeweils seiner besonderen Sprache sprechen, als seis die seine seit eh' und je: mit dem weltfern in Begriffen hangenden Denker, mit dem schwärmenden oder dem dumpfen Künstler, dem sachlichen Geschäftemacher, dem bäuerlich schlichten Menschen und dem echten, handfesten Spießbürger.

Karl Wolfskehl war gewiß einer der merkwürdigsten Menschen, die zu denken sind, merkwürdig in seiner äußeren Erscheinung, in der Art seiner ausfahrend mächtigen Bewegungen, seines unsichtig witternden und doch alles auf eine rätselhafte Weise erfassenden Blickes, in der Schnelligkeit seiner Reaktionen, der Schlagkraft seiner Repliken, in seiner bald sprudelnd überstürzten, bald stotternd gehemmten Rede, die auch im beherrschten, pathetischen Vortrage den darmstädter Landsmann noch heimatlich anklang. Er war ein Wesen, jenseits alles Üblichen, ungebunden, außer der Regel, er war aber auch einer der freiesten, selbstsichersten, souveränsten Menschen, der wie der fahrende Sänger seine Sach' buchstäblich auf Nichts gestellt hat, der überall zu Hause war und nirgends. Und daß er sein unstet schweifendes und doch so reiches, hundertfach erfülltes Leben fern von allen Freunden und der geliebten Heimat, am Rande der Welt, in Not, Trübsal und Schmerzen beschließen mußte, auch das gehört sinnvoll in das besondere, schwere Schicksal dieses besonderen Menschen.

Ernst klingt es und bitter, aber doch auch stolz und fest in einem Briefe vom Anfang vorigen Jahres: „Ich habe alles verloren, nämlich die Heimat. Weißt Du, was das heißt für einen Dichter? Die Heimat habe ich verloren, darin mein Geschlecht seit Karl dem Großen im gleichen Rhein-Main-Eck ansaß. Ich habe den Rhein in mir so wie das Mittelmeer, dem ich entstamme, dem ich neu verbunden bin, rundend den Kreis. Aber mehr noch habe ich verloren: die Stätte, wo ich gewirkt ein langes Menschenalter, Stätte der Arbeit, der Freundschaft, der Liebe, des Überschwangs. Ich habe mir selbst Welt werden müssen, Geistraum, Wiege des Wortes. Doch über all' das rufe ich aus: ich preise mein Schicksal, ich liebe was mir widerfuhr, ich lebe das Fatum. Und eines noch hält mich im Licht: noch bin ich ein Schaffender, ein Kündender, ein Bildner: das Werk geht weiter." Dunkel aber ist es um ihn geworden und in ihm, da er auf wiederholte, drängend besorgte Anfrage in einem seiner letzten Briefe offen bekennt: „Wo soll ich anfangen, der ich gleich aufhören müßte! Das Herz, freilich gebrochen genug, versagt. Alles Weitere male Dir aus: zehn Jahre heimatlos, selbst der Eifer am eigenen Werk von außen nicht gesichert. Alles erschwert, das Ökonomische bitter. Ich habs getragen wie nur einer und gestaltet bis in die Letztzeit: vieles bleibt posthum, die Spätphase im Exil, ganz aus dem Eigenen, steht mir zu oberst im gesamten Lebenswerk. Was aber Einsamkeit heißt, Vereisung, wer weiß es, wenn nicht ich. Die tote Luft um mich entsaugt mir das Mark, zerspellt den Baum in der Wüstenei. In einer Lebens- und Schaffenszeit, da einer wieder Brutwärme braucht, mitschwingende Einung, bin ich völlig allein, bin todesmatt. Ich schriebe das alles nicht, wollte

ich nicht Dir, meinem Liebsten, Verstehendsten, deutlich machen, wies mit mir ist, was ein Wort von Dir, was jede Deiner Sendungen mir Gutes tut. Es hilft mir fort über Einsamkeit, Körperschwäche, Schmerzen, Unverständnis und Barbarei. Hier noch ein Bild von mir, das erste, seit ich froste im Exil, ich weiß es wohl, es wird das letzte sein."

Mit Karl Wolfskehl ist mehr noch dahingegangen als ein bedeutender, verschwenderisch begabter Mensch, nämlich eine einzigartige Gestalt: einzigartig als Geist und Natur, als Lebensfülle und Spürkraft, als ahnungsvoll seherisches Dunkel und blitzende Verstandeshelle. Er war ein Jude und ein Deutscher, beides im vollen, großen Sinne des Wortes genommen, und das will heißen ein wahrer Weltenbürger. Er war eine Gestalt, die aus dem kargen, harten Heute gesehen schon umwittert ist vom Geheimnis und Zauber des Mythischen. *(1948)*

F. P. BARGEBUHR

Karl Wolfskehl, deutscher Dichter und Jude

Gewidmet dem Andenken meiner liebsten Münchener Verwandten, Frau Louise Einstein, von den Schergen des Nationalsozialismus ermordet.

Das Jüdische, sowohl in der Welt wie in ihm selbst, war Karl Wolfskehls eigene Entdeckung. Der ‚freibürtige' Sohn einer alteingesessenen rheinischen Judenfamilie (um hier, und weiterhin, oft, seine eigenen Worte zu gebrauchen) war durch sein Elternhaus, mit der geistig bedeutenden Stiefmutter, die Pfarrerstochter war, dem Jüdischen nicht mehr allzu lebendig verbunden gewesen (dagegen innigst mit dem intellektuellen Leben der kultivierten Residenzstadt). Noch dazu war Wolfskehl durch ganz frühe Neigung und begeistertes Studium Germanist geworden. Die Erforschung und Übertragung ‚Ältester Deutscher Dichtungen' (Inselbuch) zeugen von seiner Sprachmeisterschaft, die auch seinen Übersetzungen aus dem Französischen, Holländischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eignet. Züge seines Wesens sah er, dichterisch, unter germanischen Symbolen: in Wodans, des „Rüdenvogts", Einäugigkeit und seiner Marter, der Erkenntnis halber selbsthenkerisch erwählt, in Baldur und Hödurs Brüder-ambivalenz. Dichtungen und Prosaschriften — heute kaum zugänglich und noch auf lange Frist unausschöpfbar — zeigen das Sprach- und Denkgut aller deutschen Zeiten, neben dem mancher anderer Zonen und Nationen. Zu seinem weit umfänglicheren ‚mündlichen' Werk aber gehört die Anregung zur Wiedererschließung des Werkes von Hölderlin, von Jean Paul und der Novalisfragmente und endlich die lebenslange Verbindung zu Arbeit und Wegbereitung mit Stefan George, den er ganz früh als seinen Meister erkannte (ohne daß er in Wesen oder Werk hierdurch eine Überlagerung erfuhr). Als omnium artium et literarum studiosissimus (wie er in einem Münchener Buch genannt

wurde) blieb sein Wirken für das deutsche Geistesleben immer der eine beständige Pol seines elliptisch um zwei Pole schweifenden Lebens. Der andere Pol, das Jüdische, um das es uns hier geht, gab seinem Tun als deutscher Dichter eine Zwiesamkeit als Zweiklang und Zwist, die in ihrer tragischen Problematik noch unermessen ist und auch hier nur angedeutet werden kann.
Die Entschlossenheit, mit der er dies tief beunruhigende, gefährdende Doppelerbe annahm — als Gegebenheit oder wie ein Wild den Jäger ‚annimmt' — ist in sich selbst ein Teil seines Jüdisch-Seins und jüdische Gestaltung. Er ließ, sich selbst erkennend und bejahend, die zwei Koordinaten, nach denen er lebend angetreten war, einander in seinem Sein und Schaffen bedingen. Mag man solche Konsequenz mit den großen Anrufen zur Wahrhaftigkeit in Ibsen und Nietzsche erklären, die beide für Wolfskehl Erwecker waren, oder mag man hierin einen Aspekt von Spinozas amor fati sehen, ein Zug, der in der Tat Wolfskehl ganz besonders eigen ist. Während Andere, die sich konsequent nannten, inkonsequent ihr Jüdisch-Sein ‚abdrängten' oder mit allerhand Übertritten inneren und — mehr noch — äußeren Konflikten zu entgehen suchten, folgte Wolfskehl, selbst in allem Fremden sich letztlich nur auf sein Eigenes einlassend, seiner Bahn bis in alle Peripetien; und eben diese Bahn des Mutigen trug ihn in der tragischen Krise seines Lebens im Jahre 1933, verlieh Sinn und Dichtung, oder vielmehr bestätigte was des jungen Dichters Träume und Spiegelungen waren als vollzogene, ermächtigte Prophetie und gab ihm damit ein Amt als prophetischer Sprecher und Mahner, Bote und Tröster unter den verfolgten deutschen Juden:

Jeder Abweg war der nächste
Ganz gewisse Weg nach Haus
Deines Lauts noch voll der schwächste
Vogelruf im Wetterbraus.

(„Die Stimme spricht", Erweitertes Werk, S. XV.)

Beides gehört zu Wolfskehls Ethik: Sich mitliebend und mitleidend in die anderen Menschen, auch die anderer Zeiten, bis zur Identifizierung einzufühlen — durch welche Eigenschaft er ein divinatorischer Berater und Errater zukünftiger Entwicklungen war — und ganz ähnlich, sich selbst zu wandeln, sich selber nie wiederholen in Gedanken, Wort und Empfindung. (Wiederum könnte man diese Haltung sowohl aus dem jüdischen Chassidismus wie aus Nietzsches Wort von dem ‚ihm einzig verwandten Sich-Verwandelnden' herleiten.) Seine Zeitgenossen waren oft zu voreingenommen oder zu klein um einen Menschen dieser Art zu verstehen oder auch nur gut zu heißen. Wolfskehl tat, andererseits, immer das Gleiche: sein ganzes Sein diente der Erlösung seiner eigenen mannigfachen Potenzen. Auf der Spur nach sich selbst entdeckte er auch sein Jüdisch-Sein und ganz entsprechend preist er in immer neuen Formeln verwandtes selbstgerechtsames Sein in der Welt; den Vogel, der sein „da bin ich" schmettert; den Feigenbaum, ‚an Schwung gerecht und sicher', und er spricht für sich selbst in seinem Gedicht ‚An die Deut-

schen' „ich bin ich". Nur ist ihm sein Er-selbst-Sein nie ein verwirklichtes („klingt das nicht wie verwirkt?, wie leblose Kristallisation?" sagte er mir einmal) sondern ein Werden, beständiges Sich-selbst-Aufbereiten, eines messianischen Sich-Vorbereitens in steter aktiver Erwartung eines Morgen, des ‚Endes', dessen ‚Advent' eben von dem Sich-gerüstet-Halten des Einzelnen abhängt.

Wäre jemand dem jungen Karl Wolfskehl während seiner Münchener Zeit nur flüchtig begegnet, als sein Haus das glanzvolle Zentrum der Münchener Künstler und Wissenschaftler war, und er selbst ein beneideter Freund der Frauen, allergesuchtester Berater und Entdecker der Talente, ein anregender Gastgeber des Geistes wie ihn München kaum je gehabt hat (und wie er in den Dichtungen von George, Hofmannsthal, Gundolf, Verwey, und in den Schlüsselromanen und Darstellungen der Gräfin Reventlow, von Carossa, Schmitz, Uhde-Bernays, Susman, Salin, Preetorius erscheint) würde er kaum erraten haben, daß mit Wolfskehls Hingabe an den Einzelnen und an den Augenblick eine schmerzende innere Einsamkeit und jene Erwartung des ‚Eigentlichen' gepaart waren. So sehr sein deutsches Dasein erfüllt zu sein schien, so sehr hatte längst eine in ihm gärende jüdische Problematik seinem inneren Feuer ein prophetisches Fieber zugesellt:

Sie lachten und sangen,
Ich sang wohl mit,
Rot glühten mir die Wangen,
Doch weh tat jeder Schritt.

(Gesammelte Dichtungen)

Es mag freilich sein, daß die Trauer, von der dieses Gedicht rückblickend spricht, einer Zeit angehört bevor Wolfskehl sein inneres Judentum mit einer äußeren jüdischen Frage und Aufgabe verband und noch einem, allzu gemeinhin ‚Judenschmerz' genannten, dumpfen Gefühl angehört. Er fühlt sich, unter anderer Symbolik, als Odysseus zu Gast, in Unrast, bei den Phäaken. Zu allem Wissen, aller überfließender Fülle seines Geistes und seines Herzens hinzu hatte das mahnende Hallen eines inneren Leerraums ihm das ahnende ‚Wittern' des Sehers und die Hellhörigkeit des ‚Horchers und Wissers' von überall (George) verliehen; immer und in allem erwartete er Kunde von Letztlicherem, Gültigerem, Inspirierterem:

Botenbrauch ist nie,
Erst sich anzusagen.
Einmal kommen sie.
Kannst sie überhören...

‚Qualrege' und ‚notwach' hatte ihn schöpferische Unerfülltheit auf ein ‚auslösendes' Ereignis vorbereitet, so daß es ihn gerüstet traf. Als er um die Jahrhundertwende in Basel zufällig auf den Zionistenkongreß stieß, schloß er sich dieser Bewegung an, so sehr ihm durch Herkunft und Erziehung dessen Teilnehmer fern gewesen sein mögen. Von nun an entstanden jüdische Dichtungen

und seit seinem Drama ‚Saul' (1909) aus den ersten Jahren des Jahrhunderts und bis zu seinem ‚Hiob', den ‚Vier Spiegeln' (1947), sah er sich selbst in biblischen Gestalten und lebte im Zeichen eines ‚doppelten Antlitzes' (Frankfurter Zeitung, 29. März 1931) als beides: ganz deutsch und ganz jüdisch. Es zeugt von der Weitherzigkeit der Herausgeber der „Blätter für die Kunst", daß seine Zioniden hier neben den Gedichten Georges und Hofmannsthals erschienen und es zeugt für die untergangsnahe Enge der dreißiger Jahre, daß dann diese Beiträge als ein so peinlicher Tatbestand empfunden wurden, daß sie unter ‚Zaubersprüche aus erd-göttlichem Bereich' eingeordnet wurden (Wolters). Die schönsten dieser Heimkehrlieder beginnen:

Wir sind gewandert zum Abend nieder
Auf heißen Lippen uralte Lieder . . .

(Blätter für die Kunst, 1898 - 1904, S. 91)

und:

Sammelt euch drüben am Heiderand
Wo die Pappeln stehen . . .

(Blätter für die Kunst, 1898 - 1904, S. 78)

Das heimgesuchte Volk Israel erscheint unter dem Symbol ‚die Mutter', nämlich Rahel, die — laut des herrlichen Jeremias-Kapitels — um ihre verlorenen Kinder weint (Jeremias, XXXI. 15). Eines dieser Gedichte beginnt:

Du harrest auf dem Stein in der Mittagsglut.
Du Mutter harrest und singst das traurige Lied
Auf dem Stein am Weg und schauest ins Land hinaus . . .

(Blätter für die Kunst, 1898 - 1904, S. 81)

Der Dichter hat begriffen, sein Schmerz gründe in der Entfremdung von der ‚Mutter':

Ich bin fern gewesen,
Der Mutter fern.
Wie konnt ich genesen
Von mir selbst, wie konnt ich genesen! . . .

In dem Gedicht ‚Am Nebo' erscheint Moses, der von den Seinen Abschied nimmt in Trauer, weil ihm das verheißene Land zu betreten verwehrt ist.

Ich hätte gern meiner Brüder Herd
Auflodern sehen auf der Heimatscholle,
Ihr Tagwerk noch geweiht — doch ich erkenne
Die dunklen Wege, die du mich geführt
Bis hierher auf die letzte Bergeshöh,
Zur Abschiedsschau . . .

(An den alten Wassern, Gesammelte Dichtungen)

Wie Wolfskehl seine Helden als Gehalt und auch als Gestalt erfuhr und erfüllte beweist ein Lichtbild, von seiner Tochter aufbewahrt, das Wolfskehl als Moses zeigt, in dessen Maske er auf einem der sehr bedeutsamen Münchener Maskenzüge unter seinen Freunden erschienen sein dürfte. Solch ‚Kostüm', oder besser: solche Spiegel erwiesen sich, als im Jahre 1933 das Deutsche und Jüdische auseinanderbrachen, als Vorwegnahmen, nahmen ihn nun, sozusagen ‚beim Wort'; erwiesen und erfüllten sich — von außen nach innen dringend (siehe Wolfskehls Aufsatz über Masken in „Bild und Gesetz", 1930) — als ein Schicksal, das er längst hatte vollziehen wollen. Schon etwa im Jahre 1906, so wurde mir von einem Augenzeugen berichtet, erschien Wolfskehl als Sprecher vor jüdischen Gemeinden wie Hildesheim und forderte zur Rückkehr nach Palästina auf ... dreißig kostbare Jahre zu früh. Und doch zeiht, nächtlich, das Gewissen den Dichter, er habe sich seinem Anruf entzogen, und beraubt ihn des Schlafs:

Es war kein Menschenruf — ich hab ihn gehört
Mit meinem Blute und ich bin nicht gekommen . . .

(Blätter für die Kunst, 1898 - 1904, S. 79)

Der Raum dieses Beitrags gestattet uns nicht, von Wolfskehls ebenso großen deutschen Erwartungen und Verzweiflungen, besonders derer der ersten Weltkriegszeit zu sprechen; sein Brief an Romain Rolland, in Antwort auf dessen Aufruf an George geschrieben, wäre hierfür Beleg genug (Wolters).
Die großen jüdischen Dichtungen Wolfskehls, ‚Die Stimme spricht' und ‚Hiob', entstanden zur Zeit seines Exils aus Deutschland. Nun ward Wolfkehl Sprecher aller deutschen Juden, und die ‚Stimme', an all diese, befand sich in der Habe ungezählter Auswanderer. Der alte, nun fast blinde Dichter, losgerissen und ausgestoßen vom Allerkostbarsten, dem Sprachraum, in dem er gehört wird, findet sich anfangs in Italien, später in Neuseeland und trägt, wie gar kein zweiter, noch immer die beiden Verantwortungen: die eine als Sachwalter des in Deutschland gefährdeten und preisgegebenen Erbes Georges und die andere als Deuter des jüdischen Schicksals. Die Kraft, mit der Wolfskehl beide Aufgaben im Exil fast freudig trug und dennoch hiobhaft litt — und diese Mission bis zum letzten Augenblick ins Wort bannte, ist höchste Bestätigung seines Rangs.
Der furchtbare Schock des unter Lebensgefahr vertriebenen deutschen Juden ist geschildert in Zeilen wie:

Herr! Ich weiß nicht aus und nicht ein!
Ich bin allein.
Allein in Leere, atemleerer Luft,
Allein im Herzen, vor mir selber scheu ...

(„Die Stimme spricht", Erweitertes Werk, S. VIII)

Anrufen wie diesem antwortet eine göttliche Stimme, ermutigend, sinngebend und tröstend:

Ich sah dich lang.
Ich war die Hand,
Ich hielt das Licht —
Warst doch am Weg, im Angesicht...
Du sahst mich nicht,
In meinem Angesicht.

(„Die Stimme spricht", Erweitertes Werk, S. XVII)

Wer anders hätte, ohne Lästerung, es wagen dürfen, einen geheimen Sinn und göttlichen Plan in den furchtbaren Ereignissen der Hitlerzeit zu finden und zu künden, als der, der zuvor darum geahnt und der gewarnt hatte. Eben dies ist vollzogen in den Botschaften der ‚Stimme':

Muß euch die furchtbaren Zeichen senden,
Pressen im Stachelgurt euch die Lenden,
Weil ihr Erwählte euch verwarft,
Muß ich euch marken mit brandigen Schorfen,
Daß ich erkenne meine Herde...

(„Die Stimme spricht", Erweitertes Werk, S. XXXVII)

Nie erblicke man in diesen Dichtungen eine Verurteilung der deutschen Juden, sondern nur Zuspruch und Trost, je verzweifelte Beschwörung, endlich auf dem nächtigen Brunnenabgrund der Todesnot ‚Sinn' als ein deutliches, wenn auch flackerndes Licht zu erblicken; auszuwandern, so lange es noch Zeit ist, das jüdische Geschick als Verbürgnis freudig anzunehmen und gewahr zu werden, daß, so wie bei dem ersten Passah Ägyptens, der Auswanderer ein Erwählter unter Gottes Hut wird. Möchten noch manche sich an den innigsten Widerhall erinnern, den Zeilen wie ‚Und dennoch sind wir da' und ‚Schaut nicht zurück' bei uns allen fanden. Mit Hymnen, den schönsten der spanisch-hebräischen Schule vergleichbar, wechseln diese Rufe der ‚Stimme' ab und deuten den überzeitlichen Sinn des jüdischen Loses an dem der Feier- und Festtage.
Der hier zur Verfügung stehende Raum reicht nicht aus zu auch nur andeutenden Worten über den Gehalt der letzten jüdischen Dichtung Karl Wolfskehls, des ‚Hiob' oder den ‚Vier Spiegeln': Vier Gestalten sind vier Spiegel, in denen sich der leidende Dichter selbst sieht; und diese Gestalten sind sowohl ein Aspekt des biblischen Hiob, als den sich der Dichter fühlt wie, damit vereint, eine weitere jüdische Gestalt: Hiob-Simson, Hiob-Israel, Hiob-Nabi [Prophet], Hiob-Maschiach [Messias].
Das postum erschienene allerletzte Werk Wolfskehls war der ‚Sang aus dem Exil'. In seiner dichterischen Wucht und Monumentalität (obgleich, wie aus einem Brief an die Herausgeber hervorgeht, er vor dichterischer ‚Schönheit' mehr auf der Hut war als er diese anstrebte) wurde der ‚Sang aus dem Exil', in dem noch einmal Deutsches, Griechisches, Römisches und Jüdisches zu einem ganz großen europäischen Dokument vereint sind, mit Georges ‚Siebentem Ring' verglichen. Aber wiewohl auch dieser Band, der, überwältigend, noch einmal

die lyrische Kunst eines Platen, Hölderlin, der deutschen Barockhymnen, der Lehrdichtungen des späten Goethe, den Symbolismus Baudelaires, den Expressionismus eines Trakl (mit dem Esoterismus eines Nostradamus) vereint, nach einer Einführung verlangt, kann uns hier nur das spezifisch jüdische Werk des Dichters beschäftigen.

Möchte es, statt dessen, erlaubt sein, den letzten Abschnitt von Karl Wolfskehls jüdischer Entwicklung, um die ich zum Teil aus seinen eigenen Aussagen weiß, zusammen mit persönlichen Erinnerungen zu schildern.

Ich hatte den Dichter, unverkennbar für jeden, dem er einmal beschrieben wurde, bei Münchener Veranstaltungen gesehen, aber nie den Mut gehabt ihn anzusprechen (was er später im Gespräch „ein besonderes Unrecht" nannte). Erst im Jahre 1937 führten mich Probleme der Übertragung hebräischer Dichtung aus Palästina zu ihm, als er in der kleinen ligurischen Stadt Recco weilte. Obgleich Wolfskehl des Hebräischen nicht mächtig war, hatte schon sein frühes Drama ‚Saul' (1909) ein allertiefstes Wissen um das Menschentum der biblischen Königszeit gezeigt. Später hatte er Buber und Rosenzweig bei ihrer Bibelübertragung, in der Wortwahl, beraten. Sein an Bachofen und der Mythologie aller Zonen geschulter Sinn für die Vorzeit hatten ihm ein dem Spezialwissen weit überlegenes untrügliches Gefühl ‚von innen' gegeben zu einer Zeit, als das Verständnis der Bibel unter dem ‚Babel und Bibel'-streit einerseits und unter ‚Homiletik' andererseits entartet war. Schwer genug hatte er sich dies jüdische Wissen ein Leben lang aus — für ihn — herrlich neuen Quellen offenbaren lassen: „Von meinem Freunde Yahuda aus Bagdad habe ich zum ersten Male die ursprüngliche jüdische Geste erlernen können", bekannte er mir. — So kam ich zu ihm um meine deutsche Fassung von Dichtungen Ibn Gabirols mit ihm zu überarbeiten; mit seinem eigenen Werk (nicht nur mit der ‚Stimme'), auf das mich ein uns Beiden Nahestehender frühzeitig als ein mir Verwandtes hingewiesen hatte, war ich längst wohlvertraut. Als ich ihm damals nicht ohne einigen Stolz, aus meinen Übersetzungen vorlas, erfolgte dies Verdikt: „Da haben Sie tatsächlich diese wundervollen Dichtungen in sehr schöne deutsche Georgeverse übertragen; aber war das Ihre Aufgabe?"

Er hatte manche synagogalen Hymnen — nach Rohübersetzung — übertragen und dabei (und von Rosenzweig) gelernt, daß die Metrik der spanisch-hebräischen Dichter quantitierend ist, und er war so sehr Meister der deutschen Sprache, daß er sich getraute — ohne den Eindruck des Gewaltsamen und Gequälten befürchten zu müssen — nach dem Muster deutscher Barockdichtungen und etwa Platens die gehäuften Längen im Deutschen nachzuahmen. So arbeiteten wir täglich lange Stunden, um oft nicht mehr als vier oder sechs Zeilen zu übertragen. Aber in den vierzehn Tagen unserer Zusammenarbeit eröffnete er mir auch erschütternden Einblick in den Herbst seines gehäuft-inhaltsreichen Lebens und in die schmerzenden Fragen seiner Sendung. Mit mir, dies darf ich getrost sagen, kam zu ihm die Bestätigung dessen, daß auch Jüngere in einer der seinen ähnlichen Bipolarität gelebt hatten. (Ich hatte, obwohl in sehr deutsch-betontem Umkreis aufgewachsen und lebender deutscher Dichtung anhängend, schon Jahre vor dem Dritten Reich einmal in Palästina gelebt, und andererseits war meine Liebe für die hebräische Dichtung an der deutschen

erwachsen.) Aber nun war nur er es, der die (untragbare) zweifache Aufgabe weiterzuführen suchte. Doch auch er sprach es aus eines Abends, als ich ihn tief beunruhigt vorfand (und behutsam nach der Ursache fragte): „Mir scheint, ich bin die Koinzidenz des schlechthin Antithetischen". Er war, wie nur ganz wenige, in seinem Exil noch viel mehr er selbst geworden, hatte es bleiben müssen bis in die letzten Konsequenzen, während sowohl in Deutschland wie in Palästina die deutsch-jüdische Synthese zerbrochen war. (Um dies letztere negativ zu dokumentieren: eine Übersetzung von Wolfskehls ‚Stimme' ins Hebräische blieb in Israel fast ohne Widerhall.)

Unvergeßlich blieben seine letzten mündlichen Worte an mich, die mich seither als sein Vermächtnis begleiten: „Ich habe mich in meinem Leben viel geirrt; nun bin ich zu alt: in Ihnen darf ich mich nun nicht mehr irren". Wir hatten geplant, als wir uns trennten, einander bald wiederzusehen und noch viel zusammenzuarbeiten. (Aber der von Wolfskehl vorausgefühlte Krieg vertrieb ihn nach Neuseeland, so daß dies unmöglich wurde; nur unsere Briefverbindung blieb bestehen bis in die letzten Wochen vor seinem Tode.) Diese Hoffnung, einander wiederzusehen, in einem Briefe von des Blinden kaum lesbarer eigener Hand, war noch einmal nicht lange nach unserer Trennung ausgedrückt worden: „Auch für mich, so hieß es, waren die vierzehn Arbeitstage eine Zeit der Erfüllung, ergänzender Abrundung eigenen Tuns und vor allem gaben Sie mir die Gewißheit, eine Zusammenarbeit mit Ihnen sei für mich und für unsere Absichten von wichtigstem Wert. Ein solches Schreiben zu zweit ist nur auf Grund ausgesprochener und damit in jedem Augenblick erfühlbarer Eben-Art möglich: und wirklich, Sie, F. B., sind seit Jahren der erste zu mir tretende Mensch gleichen Weges, gleichen Stands und Widerstands, gleichen Gemüts und gleicher Gewissheit..."

Güte und Vertrauen hatten Wolfskehl in seinem Exil nicht verlassen; seine Gestaltungskraft aber war unter seinem Leiden gewaltig gemehrt worden; die drei großen Dichtungsbände, zwischen 1933 und 1948 entstanden, überschatten alles sein dichterisches Schaffen der früheren Jahrzehnte. Nur ein seltenes Wort der Klage ist mir in Erinnerung geblieben: „Selbst in München bin ich ganz vergessen"! Seine besten Freunde wagten offenbar im Dritten Reiche nicht, ihm zu schreiben, und Freundschaft galt ihm alles. Sein Leid aber, und dies ist sichtlich Gottes Gabe an den Seinen, ‚gor aus ihm' sein köstlichstes, reifstes Wort, noch in den allerletzten Tagen:

Winzer Leid, dich grüß ich, meiner Trauben
Überschwere Beeren seien dein.
Herbste! Lang schon gilben meine Lauben:
Späte Lese bringt den vollsten Wein.

(„Sang aus dem Exil", S. LXII).

(1958)

MARGARETE SUSMANN

Das Wort

In der Aufsatzsammlung von Karl Wolfskehl „Bild und Gesetz", aus dem seine innere Gestalt in ihrem ganzen Reichtum hervortritt, hat er aus den unheimlichen Tiefen selbst erfahrenen Wissens um Entstehung, Wachstum, Vollendung und Zerfall — die beiden Urformen Bild und Gesetz an den verschiedensten geschichtlichen und natürlichen Erscheinungen entwickelt und im selben Vorgang am Steigen und Sinken des Wortes Aufstieg und Abstieg der geschichtlichen Epochen abgelesen. In diesem Zusammenhang schreibt er auch über München. Er gibt keine Schilderung der Stadt, sondern ein Bildnis ihres geschichtlichen Schicksals und zugleich der deutschen Wirklichkeit, wie sie in jener Stunde heraufkam. Diese Betrachtung, vor 1930 geschrieben, sieht schon die totale Zerstörung voraus, die Wolfskehl als Sterben des Wortes empfunden hat. Das Wort, das durch Stefan George und dann durch Wolfskehl selbst zur höchsten Würde, zur reinsten Vertretung des Menschen erhoben war, wurde nicht lange darauf durch ein häßliches, verworrenes Geifern abgelöst und diese Vernichtung der deutschen Sprache nahm in München ihren Anfang.

Karl Wolfskehl, der Liebhaber der Sprache, hatte sich hier eine zweite Heimat geschaffen. Er hatte aus München die Stadt der Dichtung, des Rausches, des Traumes, des Wortes gemacht. Sein ganzes Leben war durch das Verhältnis zum Wort bestimmt, so daß man das wirklich Menschliche hinter dieser Beziehung nur schwer ergreifen konnte.

Wer war Karl Wolfskehl? Dieser seltsame und immer überraschende Mensch, der sich in der Tierwelt mit dem gewaltigen und gütigen Elefanten verwandt fühlte und eine symbolische Sammlung schöner elfenbeinerner Elefanten besaß, — der breite, stämmige, hochgewachsene Mensch mit dem immer schwankenden, wie berauschten Gang des Fast-Blinden, — der Mann der vollkommensten, schönsten und ausgewogensten Sprache, der doch immer beim raschen Sprechen stotterte, — der nicht wie andere Menschen sah und doch mehr sah, als alle anderen. Dieser fast Blinde, der jede Schönheit gewahrte — dieser glühende Deutsche, der ein Jude war, der Germanist und Übersetzer uralter germanischer Runen, der äußerlich und innerlich dem Germanengott Wotan glich und dabei die umfassendsten jüdischen Kenntnisse hatte.

Wer war er? Man könnte daran denken, ihn mit Don Juan zu vergleichen. Denn auch durch sein Leben glitten die Gestalten wie durch einen schimmernden Nebel unaufhaltsam vorüberziehend, wie in der Walpurgisnacht die Galathee, zugleich schönes Bild, und Welle, Erfüllung, die immer schon neue Sehnsucht in sich schließt. Und doch ist Wolfskehl von der Gestalt des Don Juan durch jene andere Beziehung zum Wort getrennt, weil dieser nicht wie er das Wort als Tiefstes und Höchstes des Seins erfuhr, das bei aller Untreue doch auch Treue in sich schließt.

Im Wort, im Geist, in Freundschaft, Verehrung und Liebe, im Leben und in der Landschaft war er ganz von der deutschen Heimat geprägt, die er selbst in Vergangenheit und Gegenwart so tief den Deutschen erschlossen hatte. Die Mitte seines Lebens war längst überschritten; er stand in einer Lebenszeit, die für andere Menschen Alter gewesen wäre, als er plötzlich von gespenstischer Hand aus der Heimat ausgerissen, als ihm mit dem Heimatboden der Boden unter den Füßen fortgezogen wurde. Er, der im eigenen Leben immer erfahren hatte, daß ein Liebling der Götter zu sein, auch die Liebe der Menschen bedeutet, mußte jäh im gemeinsamen Schicksal erfahren, daß ein Liebling des Einen Gottes zu sein, Haß und Feindschaft der Menschen bedeutet. Und er mußte dies in einem Augenblick erfahren, als im geschichtlichen Leben mit allen ewigen Gewißheiten auch die Gewißheit dieser Liebe erschüttert war, als mit allen menschlichen und göttlichen Wahrheiten auch die Wahrheit des Gottes fragwürdig geworden war, in dessen Zeichen allein dies Schicksal einen Sinn gewinnen, in dem es aus einem zufälligen zeitlichen zu einem notwendigen ewigen Schicksal werden konnte.

Auch noch über den Abgrund dieses untragbaren Schicksals trug ihn das *Wort*. Das Wort nicht als Eigenes und nicht als Fremdes, überhaupt nicht mehr als Menschenwort, sondern in plötzlicher Wandlung als das Wort des ganz anderen, das im Leben Europas verstummt war und das auch im Leben des Dichters nur noch als ein dunklerer Klang fast unhörbar mitschwang. Und nicht er, der Dichter suchte und fand das Wort; es kam zu ihm in einem noch anderen Sinne, als immer das Wort zum Dichter kommt; es kam über ihn, es überfiel ihn und redete ihn an. Die Stimme schreckte ihn nachts aus dem Schlaf empor und zwang ihn, ihr Wort zu vernehmen und niederzuschreiben. Und es war als schreckte sie ihn mit ihrem Anruf auf aus einem lebenslänglichen Traum. Derselbe, der wenige Jahre früher in dem machtvollen Wort:

Hinein in Euch,
So tief Ihr könnt! Heraus aus Euch, so weit
Der Flügel Sehnsucht trägt! Seid Dom, seid Strom!

berauscht von ihrer Schönheit und Fülle die Lebensgestaltung aus dem Geist Europas verkündet hatte, fühlt sich nun nach dem Auseinanderbrechen seines Lebens, das eins mit dem Zusammenbruch des geistigen Europas ist, in fast lautloser Schlichtheit von der Stimme des Einen angeredet, den er zeitlebens hinter allem Reichtum seines Daseins erahnt hatte und vor dem er immer in diesen Reichtum ausgewichen war.

Das in der frühen Emigration geschriebene Buch „Die Stimme spricht" ist ein Kampf zwischen den Göttern, denen der Dichter bisher gedient hatte, und dem jäh über ihn hereinbrechenden Gott. Immer neu will sich die Gewißheit in ihm erheben, daß er von je schon in allem, was er an Göttlichem erlebte, den Einen Gott gespürt und erfahren hat, und immer neu weist ihn die Stimme des Einen zurück.

Aber der Dichter, der die Stimme vernimmt, gibt nicht nach; er verteidigt in allem Göttlichen, das er erlebt hat, wieder seine Erfahrung des Einen Gottes:

So wie alle bunten Steine
Faßt und bindet der Demant,
Fand ich rings im All das Eine,
Hab' in jedem Dich erkannt.

Dich erkannt? Auch nur Dich spüren
Wollen, wär' vermessener Spott,
Aber vor den tausend Türen
Sprach doch jede Schwelle: Gott!

Welch tiefe Demut scheidet diesen Gesang von der schweren und überreichen Dichtung, die Wolfskehl als Erbe Georges und als Merkmal des deutschen Geistes bis zum Hochmut entfaltet hatte. Der Maßstab, mit dem auch Wolfskehl von je die Erscheinungen und die Menschen gemessen hatte, war allein der der Größe. Nun aber, von der Stimme des Einen aufgeschreckt und verstört, befällt ihn plötzlich Schrecken und Trauer gerade über diese Größe, die Buntheit, die Vielfalt, den Reichtum des Lebens, das bisher das Seine gewesen war.

Und doch lag in dem Erklingen der Stimme, in dieser Weltstunde und in diesem Leben auch für manche Freunde Wolfskehls ein Problem. Nicht alle haben die jäh gewandelte Dichtung dieses bereits tief geprägten Geistes angenommen; sie haben vor allem die in ihr bezeugte menschliche Wandlung nicht fraglos als Wahrheit bejaht. Es ist in der Tat nicht leicht, die Wirklichkeitsebene dieser Dichtung festzustellen, auf die Frage zu antworten, was in dem wunderhaften Begebnis, das dieser kleine Gedichtband einschließt, in Wahrheit geschehen ist. Gewiß ist eines: Man darf dies Geschehen aus der Sphäre des Wortes, in der es sich verwirklicht hat, nicht herausnehmen. Aber man darf auch das Wort nicht als ein Leichtes nehmen. Denn im Wort ist das Leben des Dichters mitbetroffen, ist auch schon nach ihm selbst gefragt. Das Wort ist ja, aus wie weiter Ferne es zu ihm komme, nichts von der Seele des Dichters Abgelöstes; es ist mit ihr genau so verbunden, wie der Klang mit der Saite, in der er ertönt. Dieser Klang hätte nie ertönen können, wenn die Saite nicht unter einer machtvollen Berührung erbebt wäre, wenn sie — und wäre es auch nur einen Augenblick lang — in ihr nicht erschüttert geschwungen hätte. Wohl bleibt immer die Saite nach dem Erklingen des Tones ungewandelt zurück: aber die Hand, die in diesen Liedern immer neu in sie hineingriff, wußte, warum sie diese Saite und keine andere erwählte. Nicht das ist die Frage, ob in dieser Dichtung wirklich ein Gewandelter redet, sondern ob das Leben des Dichters in ihr rein und stark geschwungen hat, ob so in ihr der Klang der Stimme wirklich vernehmbar wurde und in die dunkle Schicksalsstunde des deutschen Judentums hineingeklungen hat. Und diese Lieder eines Erschütterten werden weiterklingen, auch wenn nie mehr ein deutsches Judentum aufersteht, weil sie, allen Menschen vernehmbar, etwas von selbst erfahrenem Licht eines dunkelsten Schicksals künden. Und der Dichter ist sich als Dichter treu geblieben; auch diese rein eingesagten Lieder, hinter denen er mit allem Seinen zurücktritt, enden in einem reinen Bekenntnis zum Wort — zum Wort

aber nun nicht mehr als schöpferischem Menschenwort, sondern als dem vor aller Wirklichkeit gesprochenem Wort des Schöpfers.

Aber sein Leben war mit diesem ihn fast zerbrechenden Erlebnis noch nicht zu Ende; das Letzte, Äußerste, stand ihm noch bevor. Karl Wolfskehl, der Mensch lebendigsten Austauschs, mitschwingender Freundschaft, jeder Lebensfülle, die er gerade auch im gesprochenen Wort ausströmte und empfing, hat im letzten Jahrzehnt seines Lebens sein Exil noch um ein weiteres vertieft: er hat sich freiwillig in eine Einsamkeit verbannt, die schon fast ein Heraustreten aus dem Leben war. Wer kann sagen, was alles seine Flucht nach Neuseeland mitbestimmt hat? Gewiß war es die Furcht vor einem neuen Kriege, vor dem völligen Zerfall Europas, die Furcht auch vor einem schreckensvollen Tod. Denn Wolfskehl fürchtete den Tod, weil er auch ihn wie alle Mächte anders, näher als andere Menschen kannte, und weil er ihn als Mensch lebendigsten Lebens in seinem ganzen Grauen kannte, wie es allein schon die Wanderung durch das Totenreich in seinem „Orpheus" bezeugt. Aber es war doch auch der Drang nach dem Unbekannten, Neuen, noch nie Erprobten, das von je seine Seele gezogen hatte, die Sehnsucht nach fremden Weiten und Welten, die ihn von je angelockt hatten und als deren Sinnbild ihm in der Südsee auf der Hinfahrt der Dichtervogel Albatros begegnete. Es war Sehnsucht aber auch nach einer nie erreichten Nähe: nach seinem eigenen unbekannten Ich, das er in einem noch tieferen, schweigsameren Exil eher als im zerstörenden Lärm des Hier und Heute zu finden hoffte. Es war Weltuntergangsstimmung, Weltuntergangsgewißheit, Sehnsucht und Unrast, die ihn forttrieb, und in all dem die letzte verzweifelte Antwort seines Lebens auf die Wirklichkeit Europa.

Aus dieser weiten Ferne erklang uns zuerst sein großer „Sang aus dem Exil". Aus dem brennenden Heimweh nach Europa, doppelt brennend, weil es Heimweh nicht nur nach einer weit entfernten, sondern einer gar nicht mehr bestehenden Heimat war, hat er in dem großen Zyklus „Mare nostrum" noch einmal das Europa, das seine beiden Heimaten einschloß, mit all seinen Göttern, Heilbringern, Helden, Herrschern, mit seinen reichen und großen Völkern und das Becken des heimatlichen Mittelmeeres gesammelt. Und dies Bild, in dem der Überreichtum geschichtlichen Schauens ganz in die Glut des Urerlebnisses der glühenden Liebe zu Europa eingeschmolzen ist, in prophetischem Zorn über seinen Selbstverrat dem zerfallenden Europa gegenübergestellt.

Aber ergreifender noch als dies Bild eines großen Außen zeichnet sich in diesem Gesang der rein innere Weg ab, den der Dichter unter dem Namen Hiob als den Grund und Sinn seiner Selbstverbannung begriffen hat: den Weg, seines in letzter Einsamkeit rastlos sich selbst suchenden und zuletzt sich selbst überschreitenden Ichs. Immer sehnlicher, immer tiefer ist er in diesen dunklen Leidensjahren, in der Verlassenheit der Ferne und der nun ganz auf ihn herabsinkenden Nacht seinem Ich nachgegangen, das sich ihm in den Wandlungen, Verwandlungen und Selbstvertauschungen seines Lebens immer entzogen hatte. Er ist dem „armen Flatterer Ich", von dem er nicht weiß, ob er Falter oder Motte ist, bis in eine Tiefe nachgegangen, in der er auch auf diese letzte Frage noch verzichtet hat:

Bist du, Falter, Entfalter aus ewiger Brut,
Dann fliegst du dir selber entgegen,
Bist du Motte, versprühst,
Auch das ist gut:
Gleich wirst du wieder dich regen.

Auch das ist gut; denn das Leben ist gut, auch das Leiden, auch der Tod ist gut; er wiederholt das Wort des Schöpfers am siebenten Tage. Es ist in diesem Munde ein neues, nie vernommenes Wort, und es ist doch sein letztes, sein eigenstes Wort. Indem der glänzende, geistesstolze Falter in unsterblicher Lebenslust, Lebensliebe, Lebensehrfurcht in einer letzten erlösenden Demut sich auch noch als arme winzige Motte, als rasch zerstiebendes Stäubchen im ewigen Kreislauf annimmt, ist er seinem Ich bis in den Tod hinein nachgegangen, ist er über Ich und Tod hinausgegangen, hat er seine Todesfurcht überwunden, hat er jenseits seines Ichs Tod und Leben aus der Hand des Lebens angenommen. Er kreist von sich selbst zu sich selbst erlöst mit den Motten, den Faltern, den Gestirnen und Sonnen im All. Wir erblicken ihn, wie wir ihn stets geahnt haben; aber erst jetzt sehen wir ihn ganz.

Wolfskehls Dichtung hat sich immer mehr dem Gebet angenähert. In seinem letzten Gesang, der ganz um Hiob kreist, hat der deutsche Dichter den Versuch unternommen, um einer endgültigen Heimkehr willen sich auch noch von der ihm teuren eigenen Sprache seiner Heimat und seiner Dichtung weithin zu lösen.

Er, dem die altgermanische Rune weit vertrauter war als das erst spät und nie ganz erworbene hebräische Wort, hat in diese seine letzte deutsche Dichtung die hebräischen Urworte aufgenommen. Und nicht nur aufgenommen, sie sind die Pfeiler, auf denen das Ganze der Dichtung ruht.

Er hat noch darüber hinaus das übergeschichtliche Schicksal seines Volkes aus den letzten mystischen Gründen auch in Worten der frühen Kabbala und der späten brennenden Mystik der nachbiblischen Leidenszeit erschlossen. Und er ist in der Sprachverwandlung, der Sprachvermischung noch weiter gegangen: er hat viele der im sakralen Hebräisch überlieferten Worte in die ihm fremde, aber gegenwartsnähere ostjüdische Sprache übersetzt.

Die Hiob-Dichtung besteht aus vier Spiegeln. Als wäre es für die Fülle der Fragen von Leid und Erlösung mit der einen Erscheinung Hiobs nicht genug, wird die Gestalt des biblischen Dulders noch in vier weiteren biblischen Bildern gespiegelt: in Israel, in Simson, im Nabi und zuletzt im Messias — und in jeder dieser Spiegelungen sehen wir zutiefst den Dichter selbst gespiegelt. Am mächtigsten sein Rand- und Endschicksal offenbarend in dem Bild, in dem die dumpfe Meeresbrandung, die von der fremden Küste her die ganze Dichtung durchbraust, selbst Gewalt gewinnt in dem Richter und Rächer Simson, der, ein riesiger Baum, von Wettergüssen wild zerzaust und halb schon fortgerissen, am äußersten Rande des lockeren Erdreichs steht, ungewiß, ob er hier noch wankend standhält, um die Brandung aufzuhalten, oder ob er selbst schon fast Woge, Meer, Brandung ist, bestimmt, das Hereinbrechen der Flut in seinem eigenen Sturz zu vollstrecken und alles in seinem

Untergang, in das Gericht mit hineinzureißen. Einige Verse mögen von dem menschlichen Übermaß und dem künstlerischen Maß dieses Bildes zeugen:

Da quoll's ihm dunkel, ungestüm vom Munde,
Da wußt er um Gericht und Fug und Stunde,
Da brüllt er lang, lang, lang,
Da sang, da rief er:
Wer hat mich eingerammt, mich Dünenkiefer?
Ins sinternde Geschwemm, mich Dünenkiefer?
Halt ich den Pflugsand auf, muß ich ihn stemmen...
Ich letzter Stamm am Rand?
Darf ich feststehen wider der Brandung Drohn?
Bin ich nicht eh'r ihr Sohn?

Eine Steigerung scheint nach den Bildern des Äußersten, die in den ersten drei Spiegeln aufgefangen sind, nicht möglich und sie wäre nicht möglich, wenn nicht zuletzt der Sprache noch einmal Gewalt angetan wäre. Die letzte Spiegelung im Messias ist die Wiederbringung aller Dinge, wie sie Hiob am Ende widerfährt; aber die demütige Ergebung Hiobs, sein Verzicht auf menschliches Begreifen schlägt um in mystische Ekstase, in der eine ganze Welt des Lichts in Bewegung gerät: Licht, wie es als Gegenmacht dunkelsten Leides nur David, Hiob, die Psalmen, die jüdische Mystik kennen. Alles wird Anfang, Neubeginn, Gegenwart, ein einziger tönender Jubel des Lichts.

„Aufgang ringsum, alles ein Ja-Hallelu."

Eine neue Schöpfung, die Schöpfung des Reiches vollzieht sich und stürzt alles in die Erlösung hinein. Dies Ende scheint mehr Musik als Sprache, mehr Gesang als Wort — und ist doch Wort, letztes, reines, ganz in sich selbst eingekehrtes Wort. Es sind nicht mehr Worte für Dinge, Begriffe, nur wie in einem einzigen ungeheuren Liebesgespräch stammelnd hervorgestoßene Fürworte: Du-Ich, Ich-Du; aber niemals wird wie in der christlichen Mystik das Er vom Ich-Du verschlungen; immer bleibt auch in der letzten Vereinigung Er. Das Ich versinkt. „Wer — Er — Du —" in dieser erlösenden Gleichung klingt die schwermütige Dichtung des dennoch Begnadeten aus.

Wir heutigen leben in einer anderen Sprachwelt; eine veränderte Wirklichkeit hat unsere Sprache gewandelt. Wir können an dieser Wandlung der Sprache selbst die unserer ganzen Welt ermessen. Alles Ekstatische ist aus der Sprache verschwunden, sie ist streng, kühl und nüchtern geworden.

Hat Deutschland, hat das von Wolfskehl so sehr geliebte München damit jede Beziehung zu seiner großen Dichtung verloren? In dieser Frage scheint mir die nach der Treue Europas gegen seine ganze große Kultur zu liegen. *(1958)*

KARL WOLFSKEHL

So hat es kommen müssen

Wir warens nicht wert für Dich, für Dein heiliges Wehn
Als Deines Bundes Zeugen in den heiligen Tod zu gehn.
Wir warens nicht wert, vergessend, daß wir ewig warten,
Tollten, tanzten wir im bunten Garten,
Und unser Lachen, über quolls aus trunknem Munde
In jeder Stunde — bis zu Deiner Stunde.
Herr, bis Du aufstandest und uns nahe kamst,
Die Blitze Deines Zorns in Deine Hände nahmst,
In Deine beiden Hände — weh wie trifft Dein Zorn!
Wohl wohl wie wählt Dein Zorn. Im Racheborn
Des Ewigen erneut, entsteigen
Eherner Heerbann wir, wir neu Dein Eigen.
Nun darfst Du Tod gewähren,
Nun schneid und wähl und worfle Deine Ähren!

(1938)

GERTY SPIES

Erinnerungen an Elsa Bernstein

Ehe ich die Feder zur Hand nehme, um von Ihnen, liebe Frau Elsa, zu erzählen, bitte ich Ihn, der mich in banger, düsterer Zeit das Glück Ihrer Nähe erleben ließ, um die Kraft des Wortes — damit auch jene, denen nicht der Segen einer Begegnung ward, Sie in ihre Herzen schließen und nicht mehr vergessen mögen. —

Elsa Bernstein, Tochter von Heinrich Porges (dem Gründer des ersten Münchner Chorvereins und Freund Liszts und Wagners), wurde 1866 in Wien geboren, von wo die Eltern mit der Dreijährigen nach München übersiedelten. Sie wollte Schauspielerin werden. Ein frühes Augenleiden setzte — trotz hoffnungsvoller Anfangserfolge — ihrer Laufbahn schon bald ein Ende. Sie wandte sich nun vollends der Dichtkunst zu. 1891 heiratete sie den bekannten Rechtsanwalt und Schriftsteller Max Bernstein. Ihre Hauptwerke, unter dem Pseudonym Ernst Rosmer bei S. Fischer erschienen, sind Dramen — „Wir drei", „Dämmerung", „Mutter Maria", „Nausikaa", „Maria Arndt" — und, wodurch sie am meisten populär wurde, der Text zu Humperdincks Oper „Die Königskinder". Verwitwet, sah sie ihre Kinder München verlassen — sie blieb in der Stadt, wo sie ihren Wirkungs- und Freundeskreis hatte — bis sie, im Sommer 1942, völlig erblindet, mit ihrer Schwester in ein Konzentrationslager verschleppt wurde. Ihre Schwester fiel nach wenigen Wochen den Entbehrungen zum Opfer. Sie selbst, ob ihrer kulturellen Verdienste ins sogenannte „Prominentenhaus" überwiesen (wo einige unbedeutende Erleichterungen gewährt wurden), überlebte wunderbarerweise und übersiedelte nach Kriegsende 78jährig zu ihrer Tochter nach Hamburg, wo sie wenige Jahre später starb. —

Es hatte aufgehört zu regnen. Die Sonne sandte ihren schrägen Abschiedsblick zum Fenster herein. Ich saß auf meinem Bündel, hungrig und mit den Folgen einer furchtbaren Lungenentzündung ringend, und kritzelte auf ein Stück Packpapier Gedanken, Worte, Sätze. — Ich hatte keinen Mut mehr. Wozu kämpfen! Wozu durchhalten! Es war stärker als wir...

Da ging die Tür auf, eine alte Dame trat auf mich zu: „Sie sollen zu Elsa Bernstein kommen. Und bringen Sie Gedichte mit. Sie interessiert sich für Ihre Sachen".

Ich riß die Augen auf. Zu Elsa Bernstein! Ich — mit meinen Versen, meinem Gestammel! — Dann aber schloß ich meine Augen wieder für einen kurzen Moment. Elsa Bernstein hatte nach mir geschickt! — Das Leben hatte wieder Farbe gewonnen.

Einmal bereits hatte ich sie erlebt — bei einem Besuch drüben im Prominentenhaus. Wie da unter ihrer mitreißenden Führung die Unterhaltung zum Gespräch geworden war! Und wie ich dann, gleichsam auf Wolken schwebend, davongegangen war an diesem Abend! Diese kurze halbe Stunde hatte genügt,

mir jubelnd zu vergewissern, daß sie uns ja gar nicht verderben konnten! Immer würde der Geist stärker sein als alle Gewalt, ja, als der Tod! —
Ich wühlte in meinem Säckchen, suchte mein Bestes hervor, und andern Tags, nach Feierabend, suchte ich Elsa Bernstein auf. —
Sie saß, gegen die abendlich besonnte Hausmauer gelehnt, groß und schmal, im dunklen Lodencape, ganz in sich versunken, mit gefalteten Händen da. Die Lider hatten sich über die erloschenen Sonnen gesenkt, und sanfter, ruhevoller Ernst sammelte die stillen Züge zu gelassener Ergebung. Doch verklärte eine seltsame, süße Spannung ihr Antlitz: Es war, als lausche die Blinde hingegeben einer Musik, die nur in ihrem Innern spielte und strömte. — Ich wagte kaum, sie zu stören.
Da wandte sie sich mir entgegen: „Wer ist da?" — Ich stellte mich vor. Und schon blühte ihr Wesen, leise berührt, zu lebendigster Herzlichkeit auf. Eine wohltönend tiefe Stimme lud mich mit etwas pathetischer Ernsthaftigkeit zum Sitzen ein, ich nahm Platz, begann zu lesen — und nun überraschte mich jenes beglückende kleine Erlebnis, das ich jedesmal wieder zum Geschenk erhalten sollte, so oft ich ihr vorlas: Frau Elsa neigte mit einer unvergleichlichen Gebärde — nie vorher und nie nach ihr hat ein Mensch mir so zugehört — ihren Kopf zur Seite, ihr Ohr auf mich zu, ihre Züge sammelten sich — und diese vertrauensvolle Spannung, die sich mir darbot, mußte mich ja ermutigen, alle Hemmungen zerstreuen.
Und Mut war es, den Frau Elsa zu geben verstand! Kein Wort von ihrer eignen Person, von ihren Erfolgen und Werken in der Vergangenheit! Vor ihr stand eine neue Aufgabe: Aus einem Menschen, der sich in seinen Anfängen ihr anvertraute, alles an Begabung zu schöpfen, zu erwecken, was immer vorhanden war. Hellsichtig vermochte die zartsinnige Dichterin selbst die letzten Hintergründe des Gesagten zu erfassen, die sich dem Ausdruck durch das Wort schon fast entzogen. Sie nickte dann bloß oder ließ mich durch ein schlichtes Wort, einen kleinen Seufzer wissen, wie sehr sie verstand. Ich aber begann die Welt mit neuen Augen zu sehen, mit neuen Ohren zu hören, und inmitten unsrer Verbannung, inmitten von Tod und Verzweiflung hatte sich ein Quell des Lichts für mich aufgetan aus der Fülle der Herzens- und Gebefreudigkeit dieser leidenden alten Dame, um deren Gesundheit wir immer wieder bangten. Mehrfach wirkten sich die Entbehrungen in Herzschwächen aus. Aber sie gab sich nicht nach. Meist saß sie neben ihrem Lager, und ihre feingegliederten Knabenhände folgten mit den Fingerspitzen der Blindenschrift in einem riesigen Buch, dessen Gewicht sie fast nicht bewältigen konnte. Zuweilen war sie so vertieft, daß man sie erst „wecken" mußte. Dann aber überströmte sie den Besucher mit Herzlichkeit. Ihre Hände kramten in ihrem Kasten nach einem Stückchen Cakes oder Zwieback, das sie dem eigenen Hunger abgerungen hatte, um den Gast zu erfreuen. Sie ließ sich erzählen — alles interessierte sie — sie konnte so anregend, so schöpferisch zuhören! Ihre Anteilnahme war so rein, so beglückend frisch und unverstellt. Ich war ein Stück ihres Daseins geworden, und jeder kleinste meiner Erfolge erfüllte sie mit Stolz. So gab es in der schwersten aller Zeiten kein geistiges, kein seelisches Ermüden für sie, und Blindheit, Hunger und Krankheit erwiesen sich als Schwächlinge, wenn es galt,

eine musikalische oder dichterische Abendunterhaltung aufzusuchen, deren es in diesem satanisch kontrastreichsten aller Lager Legion gab. Der enge Platz um ihre Lagerstatt ward zum Sammelpunkt für viele, die Zuflucht und Trost im Geistigen suchten — und fanden.

Einzig wenn die Rede auf die so unglücklich verlorene Schwester kam, füllten die blinden Augen sich mit Tränen, und mehrmals versicherte sie mich ihrer Absicht, falls sie überleben sollte, der Verstorbenen ein Gedenkblatt zu widmen. —

Beglückend ist für mich die Erinnerung an gemeinsame kleine Spaziergänge vor dem Haus und im Schatten der riesigen Akazien. Ich durfte ihr meinen Arm, meine Augen leihen und wunderte mich, wie sicher sie ihren Weg nahm. — „Ich sehe mit den Füßen", sagte sie wehmütig. — Dann erzählte sie aus ihrem Leben, aus Büchern und von Begegnungen mit denkwürdigen Menschen. Und alles erstand unter ihrer Sprachgewalt, ihrer Gedächtnistreue und originellen Betrachtung zu plastischem Leben. — Doch verwehrte ihr die Güte des eigenen Herzens den letzten Einblick in die Abgründigkeit des politischen Geschehens. Fassungslos naiv ihre Ungläubigkeit: „Nein, so etwas ist doch unmöglich! So schlecht können die Menschen nicht sein!" — Aus der Rückschau ihrer späteren Briefe erst ward ein Begreifen sichtbar, das weit übers Selbsterlebte den Blick für geschichtliche Ursache und Wirkung und die Zusammenschau des großen Geistes verriet.

Als ich von ihr Abschied nahm — es war nach unsrer Befreiung im Juni 1945 — fesselte mich unser letztes Gespräch weit über meine verfügbare Zeit hinaus und erleuchtete mir noch einmal die tiefe Religiosität dieser bis ins letzte wahrhaftigen Seele. Ihr Abschiedswort bezog sich auf mein zukünftiges Schaffen: „Und — schreiben Sie nur, wenn es Ihnen auf den Nägeln brennt! Denn das wird gut!"

Vor kurzem erst wurde mir Gelegenheit, „Die Königskinder" zu lesen. Da stand mit der poetischen Durchsichtigkeit, der tänzerischen Leichtigkeit des Wortes und Vielgestalt der Bilder Frau Elsas Wesen wieder vor mir auf. Der allgegenwärtige Reichtum ihrer Phantasie läßt keinen Moment der Ermüdung zu. So wie sie lebte und wirkte, aus der Überfülle der Gesichte schöpfend, wirkt auch ihr Werk. —

Sie blieb meine Lehrerin bis zuletzt. Zwischen Hamburg und München gingen viele Briefe hin und her. Die Blinde erlernte in hohem Alter noch das Maschinenschreiben, um unabhängig ihre Gedanken zu Papier zu bringen. „Dichten", schrieb sie mir, „heißt comprimieren, es aus der Zwischenstufe von Sein und Bewußtsein herausheben, willentlich formen!" — und, in einem ihrer letzten Briefe, in Beurteilung einer Prosa-Arbeit, in der ich meine Lager-Erinnerungen festhielt:

„Was Sie von uns Heimgekehrten sagen, darf nur das Allerwenigste sein. Denn wir haben nicht gesiegt. Sieger sind die in den Gaskammern wehrlos Umgebrachten. Ihre Namen in die schwarze Tafel der Erinnerung einzugraben, ist wohl eine der besten Aufgaben Ihrer vom Schmerz erweckten Begabung..."

In diesem Worte lebt Frau Elsa und gibt unsterbliches Zeugnis, daß Demut die wahre Quelle aller Größe ist. *(1957)*

HERMANN SINSHEIMER

Paul Nikolaus Coßmann

Als die Münchner Neuesten Nachrichten in den Besitz des rheinischen Haniels-Konzerns „Gute Hoffnung-Hütte" übergegangen waren, ernannten die neuen Herren zu ihrem Treuhänder in der Firma den Professor Paul Nikolaus Coßmann, mir damals persönlich unbekannt, der mich aber seinerseits von meiner Tätigkeit an den Münchener Kammerspielen und aus meinen Vorträgen und Streitschriften zum Theater kannte.

Dieser kleine, blasse und bärtige Paul Nikolaus Coßmann, dem die bayerische Regierung ihren durch Mißbrauch entwerteten Professortitel verliehen hatte, war der Sohn eines bedeutenden ostjüdischen Cellisten und Lehrer seines Instrumentes am Hochschen Konservatorium für Musik in Frankfurt a. M. Er kam als Student nach München, bewegte sich hier in den literarischen und politisch freiheitlichen Kreisen und gründete mit deren Hilfe die literarisch-politischen „Süddeutschen Monatshefte". Sie wurden unter Coßmanns gescheiter und zielvoller Leitung eine ausgezeichnete Revue, das Sprachrohr einer kulturell hochstehenden süddeutschen Gruppe, der, neben vielen anderen, Thomas Mann und der Komponist Hans Pfitzner nahestanden. An der nicht leichten Durchsetzung Pfitzners neben dem größeren Richard Strauß hatte die Zeitschrift einen entscheidenden Anteil. Coßmanns engster literarischer Mitarbeiter war der Urbajuware und Essayist Josef Hofmiller, ein Neuphilologe und Gymnasiallehrer, einer der besten Köpfe mit einer der schärfsten Federn im München der Vorkriegszeit — katholisch bis in die Knochen, aber von jener weltoffenen und grundgescheiten Katholizität, die kaum etwas mit dem in Bayern landläufigen, regionalistisch engen Klerikalismus zu tun hatte.

Ob er es auch war oder wer sonst, der Coßmann zum Katholizismus bekehrte, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls war der Professor, als er in mein Blickfeld trat, ein „treuer Sohn der Kirche", der den Freuden der Welt, im Gegensatz zu dem Bier und „Backhenderln" liebenden Hofmiller, fernstand; er war und blieb ein Asket, auch als sich die großindustriellen Tische reich vor ihm deckten.

Beide erlebten im ersten Weltkrieg ihr Damaskus. Beide wurden Überpatrioten, Eroberungspolitiker, Weltreichschwärmer, Anhänger jener „Vaterlandspartei", für die es keine Grenzen und keine Rechte anderer Völker gab, wo es darum ging, der deutschen Industrie und Großlandwirtschaft neue Märkte und dem deutschen Imperialismus größeren Spielraum durch Krieg und Sieg zu sichern. Es ist kein leicht zu nehmendes, sondern ein exemplarisch-deutsches Phänomen, wie diese weit über dem Durchschnitt stehenden beiden Männer, deren einer — Hofmiller — überdies ein hervorragender Kenner und Bewunderer des französischen und englischen Geistes war, von ihrer ursprünglichen demokratischen auf diese schiefe Ebene gelangen konnten — der eine vom Judentum herkommend, der andere von Bauern und Bayerntum und beide fromme Katholiken.

Man kann nur vermuten, daß sie zuerst, wie ich selbst und so viele andere, sich durch die offizielle Lesart haben täuschen lassen, Deutschland sei von Osten und von Westen überfallen worden; aus dieser Täuschung haben sie sich wahrscheinlich in die Selbsttäuschung hineingearbeitet oder verloren, Deutschland müsse seine Grenzen nach beiden Richtungen hin für alle Zeiten sichern und darauf mag in ihnen wie in so vielen anderen das Schlagwort vom Lebensraum Substanz gezogen haben und, schon vor Hitler, die Überzeugung erwachsen sein, daß „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt". Hinzu kommt, daß viele gute oder nun schon zu gute Deutsche die Tatsache der Niederlage durch einen übertriebenen Nationalismus wettmachen zu müssen glaubten und vor dieser Niederlage eine Flucht in die falsche Richtung antraten, in einen sie und andere betäubenden Chauvinismus.

Coßmann hatte sich im Krieg als der Gralswächter des Deutschtums etabliert — insbesondere auch gegenüber dem mit raffinierter Kunst erfundenen „inneren Feind". In diesem selbstgewählten Amt hatte er während des Krieges einige Affären mit Pazifisten und gemäßigten Politikern. Als ich ihn kennenlernte, wußte ich nichts davon.

Obwohl Coßmann kein Zeitungsfachmann war, hätte er mit seiner außergewöhnlichen Begabung, Arbeitskraft und seinem ausgeprägten Sinn für Qualität berufen sein können, die Münchner Neuesten Nachrichten zu einem großen, süddeutschen Organ der öffentlichen Meinung zu machen. Es hätte nicht eine links gerichtete Zeitung zu sein brauchen, aber mindestens eine, die Deutschlands Niederlage und die neue republikanische Staatsform anerkannte. Dies einzusehen, dazu fehlte es dem kleinen gescheiten Mann an innerer Größe. Ihn gelüstete es, sein Ressentiment über die Niederlage und die Revolution auszuleben und dieses Erlebnis der Zeitung wie einen antiquarischen Stempel aufzudrücken. Seiner Vergangenheit nach war er ein Liberaler und Demokrat. Beides, Liberalismus und Demokratie, hatte er im Schlund des Krieges verloren; nun wurde er ein Neu-Konservativer, und das hieß im Nachkriegs-Deutschland: ein Mann der neuen Reaktion, die unter keinen Umständen mit der Republik ihren Frieden machen wollte. In der Emigration habe ich von einem Mann, dessen Zuverlässigkeit über allem Zweifel steht, erfahren, daß der Professor einmal einer jüdischen Deputation gegenüber, zu der mein Gewährsmann gehörte, geäußert hat: „Hitler ist mir recht, wenn er den deutschen Arbeiter national macht." Das war die Meinung der damaligen deutschen Schwerindustrie; aber daß ein Mann von Coßmanns Graden und ein getaufter Jude sie sich zu eigen machen konnte, wirft ein Licht nicht bloß auf ihn, sondern auf den Haß des damaligen deutschen Bürgertums gegen den Sozialismus, der seinerseits wiederum nicht imstande war, eine neue, wahrhaft nationale, d. h. europäisch orientierte Gesinnung zu schaffen.

Freilich war man auch bemüht, Schriftsteller von Rang für das Blatt einzufangen und einzuspannen; es gelang auch: mit Karl Wolfskehl und Josef Roth, dem Verfasser des „Radetzkymarsch" und einigen anderen.

Schließlich geriet die Zeitung aus Angst vor Hitler in einen engen circulus vitiosus, der sich um Nationalismus, Klerikalismus und Monarchismus drehte. Die Jäger fingen sich in der eigenen Falle.

Coßmann wurde der tragische Zeuge dafür. Es war schade um diesen hochbegabten, selbstlosen, ehrgeizigen Menschen, der, so wie ich ihn kannte, seinen Mitmenschen half, wo er helfen konnte, während er selbst wie ein bedürfnisloser, frommer Asket lebte. Ich habe nie wieder in meinem Leben einen Mann kennengelernt, der so glühend für eine so schlechte Sache eingetreten ist und sich sinnlos für sie geopfert hat. Als ich meine Kündigung eingereicht hatte, lud er mich eines Sonntag Nachmittags in seine Wohnung ein, um mich zu beschwören, sie rückgängig zu machen. Ich folgte seiner Einladung, aber nicht um mich beschwatzen zu lassen, sondern um mein übervolles Herz zu erleichtern. Er hat selbst später einmal geäußert, er habe mich damals „kniefällig" gebeten, bei der Zeitung zu bleiben. Das stimmte wenigstens metaphorisch, hatte aber auf mich die Wirkung, daß ich außer Rand und Band geriet und ihn mit Anklagen überhäufte. Meine letzten Worte, in maßloser Erregung, bevor ich ihn ohne Gruß verließ, lauteten wörtlich: „Herr Coßmann, und wenn Sie auch heute noch so bajuwarisch und katholisch tun, eines Tages wird Ihnen Ihr jüdischer Buckel derart gestäupt werden, daß Ihnen Sehen und Hören vergeht."

Viel später habe ich diese Worte bedauert, denn sie hatten sich nur allzu grausam bewahrheitet. Coßmann wurde wegen angeblicher monarchistischer Umtriebe von den Nazis verhaftet, saß lange im Gefängnis und wurde dann, wohl auf die Fürsprache seiner schwerindustriellen Herren, die in Hitlers Herde hinüberwechselten, entlassen. Er lebte, wie ich dem Tagebuch des hingerichteten von Hassel entnahm, in Ebenhausen bei München. Die letzte tragische Spur von ihm habe ich in einem Buch „Verfemt und verfolgt" von Rahel Behrend gefunden, das in Zürich erschienen ist. Darin findet man das Schicksal der in Bayern verbliebenen Juden vor ihrer Verschickung nach dem Osten erschütternd dargestellt. Die Verfasserin, die vor ihrer abenteuerlichen Flucht in die Schweiz mutiges Hilfswerk an ihren in einem Nonnenkloster bei München zusammengepferchten Schicksalsgenossen getan hat, erzählt von einem kleinen, alten Mann in weißem Haar und Bart, einem frommen Katholiken, der sich in allen Drangsalen wie ein gottergebener Heiliger benommen, Streitigkeiten geschlichtet und Gebrochene getröstet habe, bis auch er die Todesfahrt nach dem Osten antreten mußte. Ich brauchte nicht erst zu warten, bis mir die nach London übersiedelte Verfasserin den Namen dieses wahrhaft seltsamen Heiligen nannte, um zu wissen, es war Paul Nikolaus Coßmann. Er ist in Theresienstadt gestorben. Erst die Historiker einer späteren Zeit werden die unendliche Tragik im Leben dieses Mannes ganz ermessen können. Und da nach Schillers Wort der Tod „alle Zornesflammen auslöscht", beuge ich mich in ehrfürchtigem Schweigen vor dem Wesen dieses Mannes, dem ich oft und mit beißendem Wort klar zu machen versucht habe, daß Jude sein nicht bloß ein Glaube, sondern auch ein Schicksal sei... *(1948)*

ARNOLD ZWEIG

Klage über den Untergang einer schöpferischen Sprache

Als junger Mensch überschätzte ich, wie das bei uns üblich ist, die Wichtigkeit des jüdischen Problems. Heute sehe ich, daß es sich eingliedert in den Kampf zwischen Fortschritt und Reaktion, die beide von jüdischen Gruppen und Einzelpersonen repräsentativ vertreten wurden. Für die Linke der Welt war die Existenz der jiddischen Sprache und Kultur ein wichtiges Plus: rund um die ganze Erde sprachen und dachten Juden in dieser bezaubernden Mundart, die aus dem Mittelhochdeutschen stammte und sich überall mit Lehn- und Fremdwörtern bereicherte. Als Träger des Fortschritts und als schöpferische Dichtersprache blühte sie in erzählenden und dramatischen Werken auf, wo immer jüdische Gruppen Wurzel faßten; daß sie von allen reaktionären Machthabern gehaßt wurde, ehrte sie, und wenn assimilierte Juden sie verlachten, schnitten sie sich ins eigene Fleisch, vielleicht ohne es zu wissen.

Überall auf der Erde merkt man heute, was der mörderische „Nationalsozialismus" (lies: Faschismus) der Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts antat, als er Millionen ostjüdischer Menschen bestialisch ausrottete. Das gleiche verbrach an Hunderten von einzelnen der ins Irre gegangene Machtrausch eines Grusiniers, der den westlichen Geist haßte, weil er mit ihm nicht wetteifern konnte; und verglichen mit der byzantinischen Durchdringung dieser Kaukasusstämme war die ostjüdische Intelligenz ein Kind des hellsten Europäertums.

Da wir nun wissen, daß seit Jahrzehnten auf Erden in jeder Woche eine lokale Mundart oder Sprache aufhört gesprochen zu werden, gilt das gleiche wohl auch für den Rest des jiddischen Sprachbereichs, zumal Israel allen ähnlichen Bestrebungen vorausging, um das wiederzuerweckende Hebräisch durchzusetzen. Dadurch daß die jiddisch sprechenden Massen dem Faschismus und dem zweiten Weltkrieg zum Opfer fielen und vor allem durch die natürliche Ausbreitungskraft der russischen und der englischen Sprache wird sich kaum vermeiden lassen, daß die jiddische Kultur nur noch in kleinen Kreisen erhalten bleiben kann — eine Art Museumsdasein annimmt, um das einst Lebendige der Vergessenheit zu entrücken. Steht doch zu befürchten, daß weder innerhalb des angelsächsischen noch eines osteuropäischen Kulturkreises das lebendige Jiddisch wieder erwacht, und die Kinder auf der Straße in „Mamme-loschen" ihre Lieder singen. Aber bei der Zähigkeit und Lebenskraft des ehemals östlichen Judentums erscheint uns auch dieses Wunder nicht ausgeschlossen — und es wäre schön, wenn wir noch einmal Gelegenheit hätten, wie vor zwanzig Jahren, William Shakespeares „König Lear" oder seinen „Kaufmann von Venedig" in jiddischer Sprache nachgedichtet durchs Radio in unserem Zimmer anzuhören. Auch wenn die Regisseure und Schauspieler inzwischen umkamen, die uns dieses Wunder schenkten. *(1957)*

VON WELTKRIEG

ZU WELTKRIEG

VON KRISE ZUM

UNTERGANG

IMMANUEL BIRNBAUM

Juden in der Münchener Räterepublik

Es war am 4. August 1914. Im Café Glasl an der Ecke der Münchner Amalien- und Theresienstraße war man über den Kriegsausbruch ebenso aufgeregt wie überall in Europa. Mit ein paar anderen Mitgliedern der Freien Studentenschaft, die sich einige Stunden früher als Kriegsfreiwillige gemeldet hatten, saß ich in eine Diskussion über die Aussichten Deutschlands und über unsere eigene plötzlich veränderte Lebenslage vertieft, als von der benachbarten Kaserne des Leibregiments einige angeheiterte Soldaten ins Lokal kamen. Es war längst Zapfenstreich geblasen worden. Als die uniformierten „Leiber" darauf aufmerksam gemacht wurden, antworteten sie unwirsch, jetzt sei Krieg, und da wollten sie sich nicht mehr an solche Formalitäten wie die Sperrstunde der Kasernen halten. Plötzlich tauchte eine Patrouille auf, an ihrer Spitze ein Vizefeldwebel des Leibregiments, der die verspäteten Urlauber energisch heimtrieb. Dieser große blonde Mann mit den graublauen Augen, der stramm militärisch auftrat, war Dr. Max Levien, der spätere Anführer der Münchner Räterepublik. Dieser gebürtiger Deutschrusse, von Beruf Assistent eines biologischen Instituts, war damals in patriotischer Hochstimmung. Auf eine ironische Bemerkung von unserem Tische her, wo man ihn von seiner gelegentlichen Teilnahme an studentischen Diskussionen kannte, schrie er wütend zurück: „Es geht gegen den Zaren. Ich werde für Deutschland und für die Freiheit kämpfen."

Man hat später Levien als einen kommunistischen Juden hingestellt und die ganze Räterepublik, an der er sich aktiv beteiligte, als eine Mache jüdischer Ausländer. Tatsächlich war zwar sein Gesinnungsgenosse Eugen Leviné, der in der Räterepublik eine führende Rolle spielte, ein russischer Jude; Max Levien dagegen stammte aus einer deutschen Siedlerfamilie, die ein paar Generationen früher von Mecklenburg nach Rußland ausgewandert war und von deren Schicksalen er gelegentlich zu erzählen wußte. Als Moskauer Student war er 1905 in die erste russische Revolution hineingezogen worden. Mit der Kommunistischen Partei hatte er indes bis 1918 nichts zu tun. Erst damals geriet er, verwundet von der Front zurückgekehrt, unter den Einfluß der Spartakisten, deren Gedanken er aber mit anarchistischen Ideen vermengte. Ich sah ihn nach jenem Abend des Kriegsausbruchs zum erstenmal anfangs November 1918 wieder, und zwar im selben Café Glasl, wo er auf einige studentische Bekannte einredete, um ihnen die Notwendigkeit einer Revolution klarzumachen, übrigens ganz erfolglos. „Ein verrückter Russe", zuckte man die Achseln, „wenn er auch deutsch spricht wie ein Deutscher und man ihn dem Namen nach für einen Juden halten könnte. Haben Sie ihn zwei Minuten lang gehört, dann wissen Sie, daß er beides nicht ist!"

Von den jüdischen Intellektuellen, die in der Mehrzahl durch den Soldatenrat in die Münchner Revolutionsbewegung hineingeraten waren, standen die meisten in klarer Front gegen das räterepublikanische Abenteuer. Dadurch wurden sie allerdings nach der Ausrufung der Rätediktatur entweder in den Hinter-

grund gedrängt — wie der Soldatenrat Dr. Fritz Stern, ein Münchner Jurist, oder der Nationalökonom Carl Landauer, ein ehrenamtlicher sozialdemokratischer Funktionär — oder sie kamen in die Rolle offener Opposition. Zwei jüdische Rechtspraktikanten, Franz Gutmann und Walter Löwenfeld, machten sogar am Palmsonntag mit einigen wenigen Anhängern einen regelrechten Putschversuch, um die Räteregierung wieder zu stürzen und der rechtmäßigen demokratischen Regierung Hoffmann, die München verlassen hatte, an der Isar von neuem zur Geltung zu verhelfen. Der Putsch mißlang nach einer kurzen Schießerei, und die beiden Anführer entkamen mit knapper Not nach Neu-Ulm, wo Truppen der Regierung Hoffmann standen.

Ich befand mich zu jener Zeit als Rekonvaleszent im unterfränkischen Miltenberg, dessen Arbeiterrat von Aschaffenburg aus aufgefordert wurde, sich der Räterepublik anzuschließen, sich aber zunächst bei mir, weil ich doch gerade aus München zugereist war, erkundigte, ob das auch eine „richtige" Regierung sei. Er ließ sich leicht überzeugen, daß dem nicht so wäre. Der anschließende durchaus unblutige und rasch beendete Kampf zwischen den Miltenbergern und den Aschaffenburgern, der mit der Niederlage der Räterepublik im Maintal endete, gehört nicht in diesen Zusammenhang. Etwas unruhiger fand ich nach dem Abschluß dieses harmlosen Zwischenspiels die politische Stimmung in Nürnberg, wo sich auch einige Teilnehmer des mißlungenen Gutmann-Löwenfeld-Putsches auf der Redaktion der Nürnberger „Fränkischen Tagespost" einfanden. Der Chefredakteur des Blattes, Dr. Adolf Braun, leitete damals die Gegenpropaganda gegen das Münchner Räte-Abenteuer und sorgte erfolgreich dafür, daß Mittelfranken nicht in dieses Unwesen hineingerissen wurde. Dadurch wurde Nürnberg auch zur sicheren Vormauer für die nach Bamberg übersiedelte rechtmäßige Regierung. Nachrichten aus München brachte der jüdische Arzt Dr. Julian Marcuse, damals Leiter des Sanatoriums Ebenhausen, der ein eigenes Auto besaß und damit — gedeckt durch sein Mitgliedsbuch der SPD — ungehindert zwischen der Landeshauptstadt und Franken hin und her fuhr. Marcuse stand in Verbindung mit den in München zurückgebliebenen Sozialdemokraten, die gegen die Räterepublik tätig waren, darunter Carl Landauer und die jüdischen Anwälte Wilhelm Eßlinger und Adolf Kaufmann. Öffentlich trat Marcuse schon deswegen nicht hervor, weil er immer wieder nach Ebenhausen zurückfuhr.

Adolf Brauns Propaganda gegen die Räterepublik war grundsätzlicher Art. Er wollte sie aber durch anschauliche Ausmalung der politischen Unreife der Führer dieser Improvisation ergänzen. Er wandte sich an mich: „Sie wohnen ja sonst in München und kennen diese verrückten Schwabinger zum guten Teil. Schildern Sie sie der Reihe nach recht deutlich in unserer Zeitung." Ich schrieb ihm daraufhin Porträts der Vordergrundfiguren der Räterepublik, des nationalromantischen Augsburger Lehrers Ernst Niekisch, der als einziger Funktionär der Mehrheitssozialisten zu dem neuen Regime an der Isar übergegangen war, des närrischen „Außenministers" der Räterepublik, Dr. Franz Lipp, ihres Kriegsministers, des ehemaligen Friseurs Sauber, ihres Heerführers, des Lyrikers Toller und seines Unterkommandanten, des Pasinger Verlegers Heinrich Franz Seraphicus Bachmair, der dann die Artillerie in der „Schlacht von Da-

chau“ kommandierte, aber mit dem Befehl begann, nicht zu schießen, wenn man nicht etwa unglücklicherweise angegriffen werden sollte. „Es ist also gar nicht wahr, daß die Kerle alle Juden sind, wie man hier erzählt hat, wenn doch nicht einmal der Levien einer ist“ konstatierte Adolf Braun erstaunt.

Nun, es gab doch auch einige jüdische Führer der Räterepublik in leitender Stellung. Zu ihnen gehörte der schon genannte Eugen Leviné, der seine Beteiligung mit dem Tode auf dem Schafott gebüßt hat, ferner die rührende Gestalt des tief unpolitischen Edelanarchisten Gustav Landauer, der unablässig zum Verzicht auf alle Gewalt mahnte, jede staatliche Ordnung durch freiwillige Zusammenschlüsse ersetzen wollte und beim Einmarsch der Gegentruppen unter General von Epp buchstäblich zertrampelt wurde. Zu ihnen gehörte auch der schon genannte Dichter Ernst Toller, ebenfalls mehr Moralist als Politiker, schwungvoller Redner, der sich an seinen eigenen Worten berauschte, aber nach solchen manischen Erhebungen wieder in tiefe Depression versank, wenn er sah, was die von ihm begeisterte Menge dann anrichtete. Ich habe Toller kennengelernt, als er vor der Revolution wegen seiner Reden für sofortige Beendigung des Krieges in Haft genommen wurde, da ich ihm als studentischer Funktionär Rechtshilfe zu beschaffen hatte. So interessierte ich mich, am Tage des Zusammenbruchs der Räterepublik nach München zurückgekehrt, für seine Rolle in den tollen Wochen und fand, daß auch entschieden antisozialistische Beobachter an Ort und Stelle anerkannten, mit welchem Mut er sich um die Aufrechterhaltung eines gewissen Maßes von Rechtsordnung und insbesondere um die Verhinderung des berüchtigten Geiselmordes bemüht hatte. „Das ist ein tapferer und anständiger Kerl“, sagte mir beispielsweise der dienstälteste Offizier der bayerischen Armee, Kavalleriegeneral Max Freiherr von Speidel. „Wenn Sie ein Amnestiegesuch für ihn aufsetzen wollen, unterschreibe ich es“. Tatsächlich wurde ein solches Gesuch auch aufgesetzt, und Speidel unterschrieb es zusammen mit Männern und Frauen wie Lujo Brentano, Georg Kerschensteiner, Ricarda Huch und Thomas Mann, aber der Justizminister lehnte es ab, und Toller mußte für seine Beteiligung an der Räterepublik eine lange Zuchthausstrafe absitzen.

Operationschef des Freikorps Epp, das dann die Münchner Räterepublik niederwarf, war übrigens ein Reserveoffizier jüdischer Abkunft, der damalige Hauptmann Fritz Rothenheim, der sich auch vorher und nachher in der rechtsradikalen Bewegung, als einer der Führer des Freikorps Schwaben betätigte. Rothenheim war zwar Christ, mußte aber wegen seiner jüdischen Abkunft nach 1933 Deutschland verlassen und wanderte nach Kanada aus.

Das Schlagwort von der Räterepublik, die von Juden gemacht worden sei, wurde dann zum wirksamen Agitationsmittel der Nationalsozialisten, die ihren Versammlungsteilnehmern von den „jüdischen Verbrechern“ Leviné, Landauer und Toller erzählten, natürlich auch Levien wieder als Juden hinstellten und die Namen der anderen nichtjüdischen Rätefunktionäre in Vergessenheit versinken ließen. Von den jüdischen Gegnern der Räterepublik, die unter Einsatz ihres Lebens für die Liquidierung des törichten Experiments gekämpft hatten, wie Gutmann und Löwenfeld, Carl Landauer und Julian Marcuse war natürlich erst recht nicht mehr die Rede. *(1958)*

SIGMUND FRAENKEL

Ein Brief aus der Räterepublik und ein Aufsatz aus der Frühzeit des Nationalsozialismus

Offener Brief an die Herren Erich Mühsam, Dr. Wadler, Dr. Otto Neurath, Ernst Toller und Gustav Landauer.

Ich wende mich an Sie nicht als Wirtschaftspolitiker, nicht als Vertreter von Handel und Industrie, nicht als verängstigter, um Eigentum und Besitz besorgter Kapitalist, sondern weil ich mich mit Stolz und aus innerster religiöser Überzeugung zu jener Glaubensgemeinschaft bekenne, der einstens Sie selbst oder doch Ihre Eltern angehört haben.

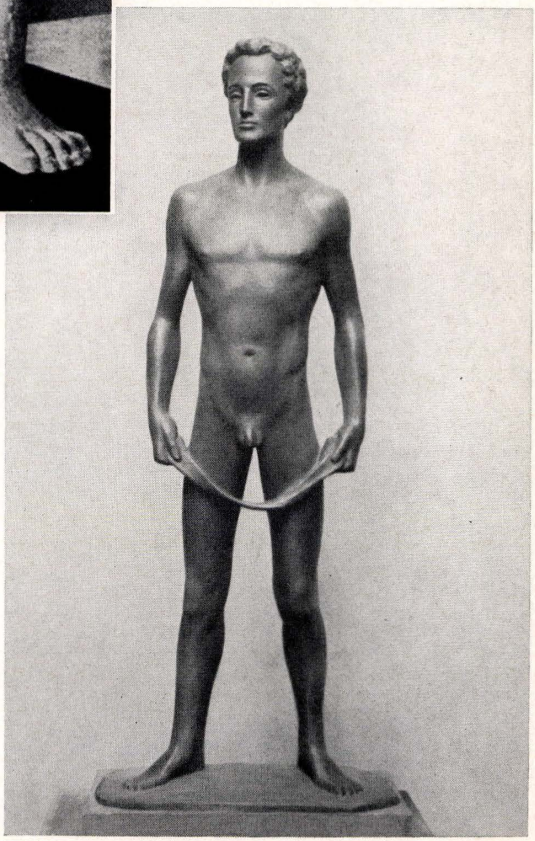
Wir Münchener Juden haben in all den schweren, leiderfüllten Wochen der Vergangenheit geschwiegen, da Sie und andere landfremde, des bayerischen Volkscharakters unkundige Phantasten und Träumer die bittere Not und die seelische Depression unseres Volkes ausnützten, um Gläubige für Ihre vielleicht wohlgemeinten, aber verhängnisvollen und der menschlichen Natur zuwiderlaufenden Pläne einer zukünftigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu werben. Wir schwiegen, weil wir fürchteten, unsere Glaubensgemeinschaft zu schädigen, wenn wir Sie in der Öffentlichkeit abschüttelten, und weil wir von Tag zu Tag hofften, daß das Verantwortungsgefühl für die religiöse Gemeinschaft, der Sie oder Ihre Eltern entstammen, früher oder später in Ihnen erwachen und Ihnen zum Bewußtsein bringen werde, in welches Chaos von Zerstörung und Verwüstung der von Ihnen eingeschlagene Weg münden müsse.

Der heutige Tag, an dem Tausende und aber Tausende von aufreizenden antisemitischen Flugblättern in Münchens Straßen verteilt wurden, zeigt mir mit aller Deutlichkeit die Größe der Gefahr, die nicht die Bekenner unserer Glaubensgemeinschaft, sondern das Judentum selbst bedroht, wenn die große Masse von Münchens werktätiger Bevölkerung die erhabenen Lehren und Dogmen der jüdischen Religion in ideellen Zusammenhang mit den bolschewistischen und kommunistischen Irrlehren bringt, die Sie seit Wochen den durch die viereinhalbjährige Kriegsdauer zermürbten und verwirrten Volksmassen predigen.

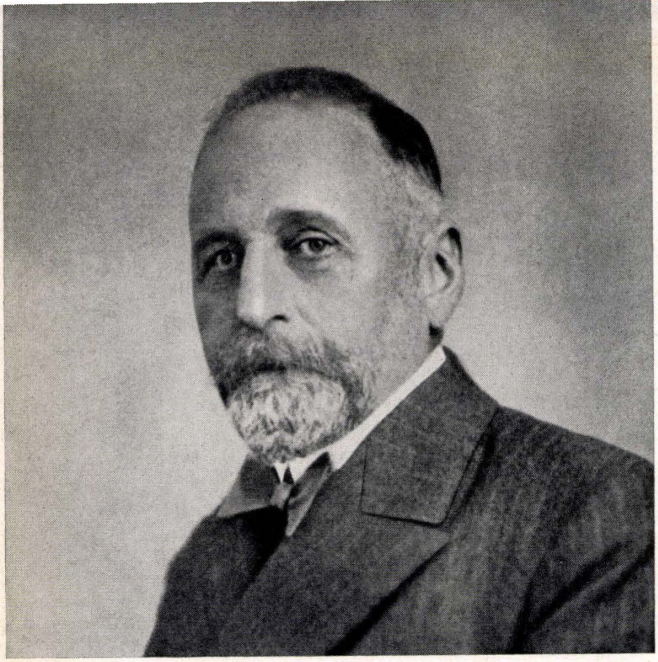
Auch das Judentum kündet und lehrt einen hehren, den Realitäten der Gegenwart wie den Idealen einer messianischen Zukunftsperiode in gleicher Weise Rechnung tragenden Sozialismus. Die Religion, die vor Tausenden von Jahren in der Bibel die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze, die Gleichstellung des Fremden mit dem Einheimischen, die Sabbatruhe, das Erlaßjahr, das Zehntgebot und zahlreiche andere, erst durch das Morgenrot des 19. und 20. Jahrhunderts beleuchtete Menschheitsideale in strengen, gesetzlichen Normen verankerte — dieses Judentum hat nicht Sie und Ihre verworrenen und krausen Phantasien gebraucht, um uns zu Gemüte zu führen, wieviel an unserer heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung noch zu bessern ist und welch heilige, sittliche Verpflichtung uns allen obliegt, bis jene unerläßliche Revolu-

Arnold Zadikow
Selbstporträt

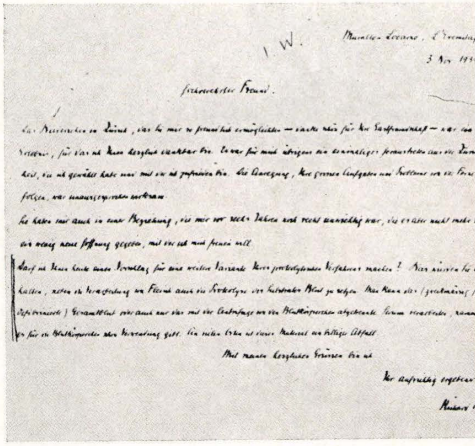
Elisabeth Springer
Mutter und Kind



Arnold Zadikow
David



Richard Willstätter



Professor Richard Willstätter

München 23 am 11. Mai 35.
Nymphenb. 39

Mein hochverehrter, lieber Freund:

Ihr lieber Brief vom 22.IV. mit Ihrem Bericht über das erste Jahr Ihres Forschungsinstituts hat mich sehr erfreut,und ich danke Ihnen dafür herzlichst. Die schlichte Aufzählung der zahlreichen einzelnen Forschungsgebiete und der ersten namhaften Ergebnisse wirkt auf mich als ein ergreifendes Dokument;ich schaue hinter die Kulissen auf die angespannteste,selbstlose Leistung meiner Kollegen,die so Grosses an Begabung,Kraft und Vertrauen einsetzen und auf Ihre eigene heroische Rolle. Zwischen diesem Bericht und dem mir vor $1^1/_2$ Jahren bekannt gewordenen ersten Arbeitsplan existiert wenig Ähnlichkeit. Ihr eigenes Eingreifen war entscheidend. Dies ist besonders deutlich bei der einbeziehung der agrikulturchemischen,der pharmazeutischen und der bakteriologischen Probleme und ferner bei der ausserordentlich wichtigen Überleitung Ihrer früheren Untersuchungen und Erfahrungen in das neue Institut. Dadurch tritt an Stelle des Suchens nach möglichen Ansätzen die Auswirkung und das Ausreifen Ihrer Ihrer eigenen chemischen Lebensarbeit,was wissenschaftlich ähnlich ergiebig zu sein verspricht wie es industriell geworden ist.
Was Sie über meine Beziehung zu Ihrem Institut so gütig ausdrücken, kann ich wirklich nicht annehmen. Infolge meines Ausscheidens aus der Lehrtätigkeit bin ich Outsider geworden,abseits von den meisten neuen Strömungen,zumal die Leistungen der heutigen Chemie sich mehr und mehr in Anteile einiger organisierter grosser Arbeitsgemeinschaften gruppiert.
Ich hoffe,Sie hatten mit Ihrer verehrten Gemahlin eine angenehme Rückreise mit einigen Erholungstagen, und ich grüsse Sie herzlich.

Ihr aufrichtig sehr ergebener

Richard Willstätter

Briefe Willstätters an Chaim Weizmann, 1935 und 1939

tion der Geister durchgeführt ist, die die vom Schicksal Enterbten erlösen und befreien und jedem Tüchtigen den Weg zum wirtschaftlichen Aufstieg sichern soll. Aber dasselbe Judentum, das diese Segnungen durch seine Propheten der ganzen Menschheit verheißt, es kündet gleichzeitig: „Fördert den Frieden und das Wohlergehen der Völker, in deren Mitte Ihr weilet!“ Es lehrt weiter, daß die Gegensätze zwischen Arm und Reich niemals aus der Welt schwinden werden und daß alles revolutionäre Werden und Geschehen sich nur im Rahmen der Achtung vor den Rechten unserer Mit- und Nebenmenschen, niemals aber im Zeichen des Terrors und der Gewalt vollziehen dürfe. Gerade weil Sie sämtlich von jüdischen Müttern abstammen, müssen Sie wissen, daß das Judentum in den Jahrtausenden seiner leiderfüllten Geschichte gleich allen anderen Völkern des Altertums längst untergegangen wäre, wenn es nicht ein konservatives, Ordnung schaffendes und gewährleistendes Ferment unter den Nationen der Erde gebildet hätte. Sie aber, meine Herren, predigen dem armen gequälten bayerischen Volke nur, wie unser Wirtschaftsleben noch weiter zerstört und niedergerissen werden soll. Sie propagieren soziale und wirtschaftliche Theorien, deren Verwirklichung die sofortige Absplitterung Nordbayerns und der Rheinpfalz von unserem engeren Vaterlande und weiterhin die Lostrennung Bayerns vom großen Deutschen Reiche, ohne dessen Kohlen und Eisen wir keinen Monat mehr unsere Arbeiter beschäftigen können, im Gefolge haben müßte. Sie verhindern durch Ihren Terror den neuerlichen Zusammentritt des bayerischen Parlaments, obwohl Sie wissen, daß eine Verwirklichung Ihrer verhängnisvollen Pläne die Gefahr des Hungertodes für das südliche Bayern heraufbeschwören muß, weil unsere Feinde einem Lande, das der verfassungsmäßigen Regierung entbehrt, die Zufuhr aller Lebensmittel unterbinden.

Mein jüdisches Solidaritätsbewußtsein mahnt mich, Ihnen all dies in Ihrem eigensten Interesse vor Augen zu führen; denn die gleichen Massen, die heute Ihren Reden und Versammlungen zujubeln, werden Ihnen an dem Tage fluchen, an dem sie erkennen, daß Sie ihnen leere Versprechungen statt Brot und gegenseitigen Haß statt des ersehnten inneren Friedens gebracht haben. — Des weiteren mahnt mich eine innere Stimme, meine Glaubensgemeinschaft vor dem Odium zu schützen, daß das überlieferte Judentum irgend etwas mit den destruktiven Tendenzen ehrgeiziger Revolutionspolitiker gemeinsam habe. Und nicht zuletzt ist es die warme und rege Anteilnahme an Bayerns Wirtschaftsleben, in dessen Förderung ich ergraut bin, die mich bestimmt, an Sie die Bitte zu richten: Lassen Sie ab von Ihrem unheilvollen, den Untergang Bayerns besiegelnden Gebaren; stellen Sie Ihre reichen Geistesgaben mit allen anderen Schichten unserer Bevölkerung fortab nicht in den Dienst der Zerstörung und der Verschüttung, sondern in jenen eines segensreichen Wiederaufbaues unserer Volkswirtschaft!

Sollte mein Mahnruf wirkungslos verhallen, dann bleibt mir nur ein Allerletztes im Interesse meiner Glaubensgemeinschaft festzustellen übrig: Das jüdische Religionsgesetz lehrt, daß, wenn ein Erschlagener auf dem Felde gefunden wird, die Ältesten der Nation an die Bahre des Gemordeten hinzutreten und feierlich zu bekräftigen haben: „Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen.“ In ähnlichem Sinne ruft das bodenständige bayerische Judentum durch

mich heute Bayerns Bevölkerung zu: Unsere Hände sind rein von den Greueln des Chaos und von dem Jammer und Leid, das Ihre Politik über Bayerns zukünftige Entwicklung heraufbeschwören muß. Sie allein, und nur Sie tragen hiefür die volle Verantwortung.

München, 6. April 1919, abends 11 Uhr, am Vorabend des Passahfestes 5679.

Sigmund Fraenkel.

Die konfessionelle Verhetzung in München

Herr Polizeipräsident Pöhner

(„Berliner Tageblatt" vom 11. Juni 1921)

Wir bemerken, daß der Artikel unmittelbar vor dem Attentat auf den unabhängigen Abgeordneten Gareis geschrieben worden ist. Die Redaktion.

Deutschvölkische Ausschreitungen sind zurzeit in Bayern und insbesondere in München an der Tagesordnung. Der Geist des Unfriedens und der Unduldsamkeit, der wie ein Fluch seit Jahren auf Deutschlands innerpolitischer Entwicklung lastet, feiert seit Monaten in der Hauptstadt Bayerns förmlich Orgien auf dem Gebiete wüstester konfessioneller Verhetzung. Was das Organ der deutschvölkischen Partei, der „Völkische Beobachter", sich in den jüngsten Wochen seit Bestellung der neuen Reichsregierung an unflätigen Redensarten gegen den neuen Reichskanzler, der nicht anders als der „Reichszapfelwirt" angesprochen wird, an Beschimpfung und Verhöhnung der übrigen Mitglieder des Kabinetts, die als „Trotteln" und „Deppen", als „Irrsinnige" oder „Zuchthäusler" bezeichnet werden, Woche um Woche leistet, übersteigt jedweden, auf dem Gebiete der erbittertsten und gehässigsten Parteipolemik jemals erreichten Rekord. In den jüngsten Tagen prangten außerdem an allen Straßenecken Münchens große, mit dem Hakenkreuz gezierte Plakate, auf denen die Bevölkerung von dem Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbunde zu dem Vortrag eines preußischen Landrats a. D. über „Völkischen Wiederaufbau" eingeladen wurde. Insoweit in diesen Plakaten die Forderung des Ausschlusses der Juden vom aktiven und passiven Wahlrecht, von den Universitäten und von der Presse aufgestellt wurde, mögen derartige krause Phantasien in der großen Hitze, die in diesem Sommer besonders früh in Bayern eingesetzt hat, ihre pathologische Begründung finden. Aber mit diesem Plakat hat es noch eine besondere Bewandtnis. Es weist nämlich als Belegstelle für den angeblich gemeingefährlichen Charakter des Judentums auf eine Reihe von (zurechtgestutzten) Bibelversen hin. Gewiß braucht der Polizeireferent kein Bibelexemplar zu besitzen, gewiß braucht er nicht zu wissen, daß die katholischen Kirchenväter von einer der besonders angegriffenen Bibelstellen die Abstammung des Stifters der christlichen Religion ableiten, aber man braucht kein katholischer, kein protestantischer und kein jüdischer Theologe zu sein, um einige Zweifel darüber zu hegen, ob denn ausgerechnet die Bibel das geeignete Streitobjekt und die passende Unterlage für die politischen Kämpfe und Auseinandersetzungen in

hetzerischen Volksversammlungen bildet, und ob ein Polizeireferent, der in dem katholischen Bayern ein derartiges, die Volksleidenschaften wild aufpeitschendes Plakat mit seinem Zensurstempel versieht, seinem Amte überhaupt gewachsen ist.

Die praktischen Konsequenzen dieser unglaublichen Hetze ließen denn auch keine zweimal 24 Stunden auf sich warten: Nachdem diese, in ihrem religiös-dogmatischen Teile auch gegen das Wesen und die Geschichte des Christentums gerichteten unflätigen Anwürfe nur vier Tage lang, bis zum Dienstag der vorigen Woche an allen Straßenecken der bayerischen Landeshauptstadt plakatiert waren, wurde am Donnerstag abend in der Heilig-Geist-Kirche in München die übliche Herz-Jesu-Andacht dadurch in bedauerlicher Weise gestört, daß, als der Geistliche über die Wunder Jesu auf Erden sprach, die Predigt durch einen höhnischen Zwischenruf unterbrochen wurde: „Wie kann denn Jesus uns helfen, nachdem er selbst ein Jude war!" Der Störer des Gottesdienstes, ein Kellner, wurde mit Gewalt aus der Kirche entfernt und zur Polizei gebracht, die ihn jedenfalls für geistesgestört erklären wird, obwohl es sich bei diesem bedauerlichen Zwischenfall doch nur um die automatische und psychologisch durchaus verständliche Auswirkung des erwähnten Hetzplakates handelt. Und 24 Stunden später wurde der mehrheitssozialistische christliche Landtagsabgeordnete Saenger auf dem Heimwege von einer Versammlung des Republikanischen Reichsbundes, in der er über das Thema „Die deutsche Hochschule und die Republik" gesprochen hatte, von einer Rotte junger deutsch-völkischer Burschen, die vorher vergeblich den Vortrag zu stören versucht hatten, hinterrücks überfallen und schwer mißhandelt.

Wer diese beklagenswerten Zwischenfälle und Vorkommnisse der jüngsten Tage objektiv überblickt, dem drängt sich unwillkürlich die Erkenntnis auf, daß diese Verschärfung und Zuspitzung aller Klassen- und religiösen Gegensätze naturnotwendig zu gewaltsamen Explosionen führen muß und daß die Verantwortung hierfür ausschließlich die bayerische Staatsregierung zu tragen haben wird, weil sie sich nicht rechtzeitig gegen die antisemitischen Quertreibereien in der Polizeidirektion München aufraffen konnte, die diese Hetze toleriert, wenn nicht gar begünstigt und fördert. Gewiß ist man in Bayern an seltsame Zickzackkurven und Widersprüche in der inneren Politik gewöhnt. Aber auf die Dauer kann man nicht gleichzeitig zwei Herren dienen. Man kann nicht gleichzeitig, wie dies der bayerische Ministerpräsident zu Beginn der gegenwärtigen Landtagsperiode in seinem Regierungsprogramm verkündete, „die Sammlung aller aufbauenden Kräfte und den Schutz und die Verteidigung aller positiven Weltanschauungen" der Bevölkerung verheißen und gleichzeitig durch die Polizeidirektion München eine wüste Plakatagitation sanktionieren, die auf die wildeste konfessionelle Verhetzung hinausläuft. Und man kann weiterhin nicht jedwede linksradikale Volksversammlung durch einen Trupp von Polizeimannschaften überwachen, den Satz jedweder dort gehaltenen Rede daraufhin prüfen, ob er zu keinem Einschreiten wegen „staatsgefährlicher Umtriebe" Anlaß gibt, und gleichzeitig verschränkten Armes passiv zuschauen, wenn in heller Vollmondnacht die israelitischen Gotteshäuser von oben bis unten besudelt, oder wenn durch

deutschvölkische Radauhelden wissenschaftliche Versammlungen gesprengt und mehrheitssozialistische Abgeordnete auf dem friedlichen Nachhauseweg überfallen und mißhandelt werden. Und man kann endlich nicht bayerische Ordnungszelle im Reiche prästieren und in seinen offiziellen Kundgebungen von Reichstreue und Reichseinheitsbekenntnis in pathetischen Worten überfließen, wenn unter den Auspizien der Pressezensur der Münchener Polizeidirektion die Mitglieder der gegenwärtigen Reichsregierung als eine jüdische Ausbeuterdynastie Abraham-Josef-Walter Rathenau und eine Rotte von Zuchthäuslern und Verbrechern und die Reichstagsmehrheit als „eine Bande parlamentarischer Zuhälter des Buttenhausener Judenstämmlings" in dem führenden Blatte der deutschvölkischen Bewegung dreimal wöchentlich stigmatisiert werden. Derartige Widersprüche und Unstimmigkeiten müssen zu gewaltsamen Entladungen und Erschütterungen der Volkspsyche und zur systematischen Untergrabung jedweder Staatsautorität führen. Schreiber dieses hat einstens in gefahrvollster Stunde, am Palmsonntag 1919, als in München die Räterepublik ausgerufen wurde, den Herren Mühsam, Wadler, Neurath und Toller in einem offenen Briefe prophezeit, daß der von ihnen eingeschlagene Weg unfehlbar in ein Meer von Blut und Tränen münden müsse. Die Entwicklung hat ihm leider recht gegeben. Er nimmt daher keinen Anstand, heute den leitenden Männern der bayerischen Regierung mit gleicher Offenheit vorauszusagen, daß der jetzt von einem anderen Extrem aus eingeschlagene, unter der stillschweigenden Billigung der Münchener Polizeidirektion beschrittene deutsch-völkische Irrweg uns in ein neues Chaos von Zerstörung und Verwüstung unfehlbar führen muß.

Aber nicht nur innerpolitische Erwägungen sind es, die uns veranlassen, uns mit diesem Notschrei in die bayerische und außerbayerische Öffentlichkeit zu flüchten. Münchens Bedeutung als eine der größten Fremdenstädte Mitteleuropas bringt es nun einmal mit sich, daß diese blutrünstigen Plakate der deutsch-völkischen Partei nicht nur von der heimischen Bevölkerung, sondern von Tausenden und Abertausenden auswärtiger und ausländischer Besucher Tag für Tag gelesen werden. Glaubt Herr von Pöhner, der Polizeipräsident, wirklich, mit derartigen Anschlägen dem guten Rufe von Bayerns Hauptstadt zu dienen, und vermeint die bayerische Staatsregierung weiterhin, der Zerrüttung unserer bayerischen und Reichsfinanzen zu steuern und die Kreditwürdigkeit Deutschlands im Auslande zu heben, wenn die Tausende von Schweizern, Holländern, Skandinaviern, Engländern und Amerikanern, die in den Sommermonaten auf der Durchreise in München weilen, derartige von Lieblosigkeit und Haß gegen die eigenen Volksgenossen geschwängerte, zu Pogromen förmlich aufreizende Plakate an Münchens Anschlagsäulen lesen? Es mag ja sein, daß die Bannerträger der deutschvölkischen Partei sehr geringschätzig über die Bedeutung dieses Fremdenverkehrs für Bayerns Wirtschaftsleben denken — aber der bayerische Ministerrat sollte sich doch die Frage vorlegen, ob die Dinge so weiter laufen können und ob denn das geistige Niveau von Bayerns Hauptstadt dem Gelächter der gesitteten Kulturwelt dauernd preisgegeben werden kann. Wir wissen beispielsweise, daß vor weni-

gen Tagen eine auf der Durchreise weilende hochangesehene Schweizerin, die während der letzten Jahre viele hunderte unterernährte deutsche Kinder auf ihre Kosten verpflegte und kleidete, persönlich im bayerischen Ministerium des Innern vorsprach, um ihr Entsetzen über die in den erwähnten antisemitischen Plakaten der Deutschvölkischen enthaltenen gehässigen Angriffe zum Ausdruck zu bringen und darauf hinzuweisen, daß nach ihren Erfahrungen der größte Teil der in der Schweiz in den letzten zwei Jahren untergebrachten deutschen Kinder ihre Kräftigung und Genesung ausschließlich dem jüdisch-amerikanischen Hilfswerk dort zu verdanken habe.

Es ist uns nicht unbekannt, daß insbesondere der bayerische Handels- und Finanzminister sich des Ernstes und der Tragweite der Sachlage wohl bewußt sind, daß der Ministerrat sich erst in den jüngsten Tagen wieder mit diesen Dingen beschäftigte und daß auch der bayerische Staatssekretär des Innern, Herr Dr. Schweyer, bei jeder sich bietenden Gelegenheit innerhalb und außerhalb des Parlaments diese Exzesse antisemitischer Verhetzung auf das schärfste verurteilt. Auch der Führer der Demokraten, Dr. Dirr, hat erst jüngsthin im Landtag der Entrüstung seiner Partei über den verhetzenden Ton der von der Polizeidirektion München gebilligten Plakate entschiedenen Ausdruck gegeben. Aber die eigentlichen politischen Führer der Bayerischen Volkspartei, die Herren Held, Wohlmuth, Knilling, Giehrl, Stang usw., haben sich wenigstens im Landtag bei Besprechung dieser Dinge bisher in tiefes Schweigen gehüllt. Wohl hat Herr v. Knilling als Referent für den Etat des Innenministeriums vor wenigen Monaten eine scharfe und temperamentvolle Kritik an der politischen Tätigkeit der Polizeidirektion München geübt, — aber die damaligen Auseinandersetzungen sind wie das Hornberger Schießen ausgegangen, weil Herr v. Kahr im Hinblick auf die Einwohnerwehrkrise sich nochmals mit Herrn Pöhner solidarisch erklärte. Die Entwicklung der Dinge in den jüngsten paar Wochen schreit jetzt aber nach endgültiger Lösung und Klärung dieser innerpolitischen, letzten Endes über das kulturelle Milieu Bayerns entscheidenden Krise. Mit homöopathischen Mittelchen und Drohungen, wie sie jüngst der „Bayerische Staatsanzeiger" an die Adresse jener Radauantisemiten verabreichte, ist jetzt nicht mehr geholfen. Auch Herr Dr. Schweyer wird die Frage, ob die in der letzten Woche in München angebrachten Plakate „noch hart an die Grenze des Zulässigen streifen", nicht mehr bejahen können; sie haben diese Grenze wohl auch nach seiner ehrlichen Überzeugung längst überschritten. Das Wort haben jetzt die politischen Führer der bayerischen Mehrheitspartei. Diese Führer werden demnächst im Bayerischen Landtag Stellung dazu zu nehmen haben, ob dem wahnwitzigen Treiben der Hakenkreuzpolitiker durch eine Reform an Haupt und Gliedern in der Polizeidirektion München endlich Einhalt getan wird oder ob der stellenlose Kellner, der vorigen Donnerstag in der Heilig-Geist-Kirche in München während der Herz-Jesu-Andacht durch antisemitische Zurufe den Gottesdienst störte, fortab in Bayern Schule machen soll. *(1919 bzw. 1921)*

ALFRED NEUMEYER

Schlußwort der Ansprache bei der Gründung des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden

Wir bemühen uns, die Formen für eine Verfassung zu finden. Ich möchte die Bedeutung dieser Formen nicht gering werten, sie aber auch nicht überschätzen, denn nur der Wille, der tätige Geist schafft Leben. So möchte ich mich an Ihren Willen wenden, an den Willen, getragen von der Liebe zur jüdischen Sache:

„Wir wollen uns vereinigen zur Festigung nach innen und zur Abwehr nach außen,

wir wollen unseren notleidenden Gemeinden die Gewähr auf Hilfe geben,

wir wollen für unsere Rabbiner und Lehrer sorgen, daß sie ohne Bangen für die Zukunft ihr segensreiches Amt bekleiden,

wir wollen, um mit Hermann Cohen zu reden, die Eigenkraft pflegen und damit zur allgemeinen Bildung, Gesittung und Religiosität beitragen,

wir wollen die reichen, konservativen, die staatserhaltenden Kräfte aufzeigen, die im Judentum gelegen sind, und sie dem Vaterlande dienstbar machen,

wir wollen, den Blick auf das Ganze gerichtet, die Gegensätze zu überbrükken suchen und hierdurch Ehre und Ansehen dem jüdischen Namen bringen, und wenn spätere Geschlechter dereinst über den Wert dessen urteilen, was wir heute geschaffen, dann mögen sie sagen: „Es war ein guter Tag, der den Verband der Bayerischen Israelitischen Gemeinden ins Leben gerufen.“ *(1920)*

CARL LANDAUER

Erinnerungen an die Münchener Sozialdemokratie 1921–1923

Schon vor dem ersten Weltkrieg war ich der Sozialdemokratischen Partei beigetreten, aber zunächst ohne an der Parteiarbeit wesentlich teilzunehmen. Als die Partei sich im Jahr 1916 spaltete, blieb ich bei der „Mehrheitspartei" — ich war immer den „Revisionisten" nahegestanden —, und als im Frühjahr 1919 die Propaganda für die Räterepublik anschwoll, gehörte ich zu denen, die sie bekämpften. (Über die Gruppe meist jüdischer Intellektueller, die damals zusammen mit einigen Gewerkschaftsführern und Parteifunktionären — vor allem meinem unvergeßlichen Freund Adolf Dichtl — den schließlich so blutigen „politischen Fasching" abzuwenden suchten, sollte einmal besonders geschrieben werden; ich fürchte, daß von allen Mitgliedern dieser Gruppe außer mir nur noch Philipp Löwenfeld in New York lebt.) Nach dem Zusammenbruch der Räterepublik berief mich der Staatskommissar für Südbayern Dr. Ewinger — ein sozialdemokratischer Rechtsanwalt aus Nürnberg — als Mitarbeiter in sein Büro, mit dem speziellen Auftrag, der Verhaftungsmanie der Militär- und Zivilbehörden, die jeder Denunziation gegen angebliche Kommunisten Gehör schenkten, entgegenzuwirken und die Schuldigen an den Ausschreitungen, die von Regierungstruppen bei der Einnahme Münchens begangen worden waren, der Sühne zuzuführen. Es gelang uns, innerhalb einiger Wochen die Gefängnisse durch Entlassungen weitgehend zu entleeren, aber in der zweiten Aufgabe waren wir fast ganz erfolglos.

Unterdessen war ich in die Vorstandschaft der Münchener Sozialdemokratischen Partei gewählt worden, und nach Auflösung des Staatskommissariats konnte ich mich der Parteiarbeit mehr widmen. Aber wie viele andere Intellektuelle wäre ich doch mehr ein mit Spezialfunktionen betrauter Außenseiter geblieben, wenn ich nicht Erhard Auer nahegekommen wäre, der durch seine am Tag der Ermordung Eisners (21. Februar 1919) empfangene Wunde anderthalb Jahre lang der Politik ferngehalten worden war, aber im Herbst 1920 ins politische Leben zurückkehrte.

Auer war ein außerordentlicher Mann. Er stammte aus ärmsten ländlichen Verhältnissen Niederbayerns, aber war durch seinen Onkel Ignaz Auer, einen der Führer der deutschen Sozialdemokratie unter Bismarcks Sozialistengesetz, schon seit seiner Jugend mit der Partei verbunden. Georg von Vollmar, der Begründer der bayerischen Sozialdemokratie (und Mitbegründer des Revisionismus) zog ihn zur Parteiarbeit heran und Erhard Auer, der nur eine ärmliche Volksschule besucht hatte, wurde wenigstens für Südbayern der anerkannte Nachfolger des hochgebildeten Vollmar — und füllte die Rolle aus. Lion Feuchtwanger hat in seinem Roman „Erfolg" neben anderen Aspekten des bayerischen Lebens auch die Atmosphäre in der Münchener Sozialdemokratie geschildert, wie sie sich unter Auers Führung in den frühen 1920er Jahren ent-

wickelte. Viele Einzelheiten sind richtig gesehen, aber das Gesamtbild ist doch in wichtigen Punkten verzeichnet. Gewiß trifft es zu, daß in diesen Jahren der rapide anschwellenden Hitleragitation auch Wellen des Antisemitismus in die bayerische Sozialdemokratie hineinspülten und antisemitische Gefühle sich mit dem Ressentiment des Parteifunktionärs proletarischer Herkunft gegen den Intellektuellen in der Partei verbanden; aber der Verfasser des „Erfolg" hat die Gegengewichte nicht richtig gesehen. (Trotz dieser und anderer Schwächen bleibt Feuchtwangers Roman das beste Buch über diese Periode der Münchener Geschichte!) Auer z. B. war sicher zu Zeiten nicht frei von antisemitischen Gefühlen, obwohl ich nie von ihm ein antisemitisches Wort, auch zu anderen, gehört habe — und er nahm sich nicht vor mir in acht. Auer erkannte, rascher als andere, die ethische und politische Gefahr, die von der Nazipropaganda ausging; er schwankte nicht, wie etwa manche Führer des französischen Sozialismus während der Dreyfuskrise in den 1890er Jahren, ob es für die Sozialdemokratie geboten sei, gegen den Antisemitismus eine unzweideutige Haltung einzunehmen; und er, der seit der Revolution im November 1918 seine Hauptaufgabe darin gesehen hatte, ein Abgleiten nach links zu verhindern, ergriff nun die Führung im Kampf gegen rechts. Der klarste Ausdruck dieser Orientierung war seine Organisierung physischen Widerstands gegen einen Hitlerputsch.

Die Anfänge dieser Organisation gehen, wenn ich mich recht erinnere, bis ins Jahr 1921 zurück; sie entstanden aus dem Bedürfnis nach einem Saalschutz, um nationalsozialistische Sprengkolonnen in sozialdemokratischen Versammlungen niederzuhalten. Nach dem Rathenaumord im Sommer 1922 entschloß sich Auer, diesen Saalschutz in formgerecht organisierte „Sicherheitsabteilungen der Sozialdemokratischen Partei" umzubilden. Damit erweiterte sich auch der Zweck: Das Gewerkschaftshaus und das Gebäude der Münchener Post sollten gegen jeden nationalsozialistischen Besetzungs- oder Zerstörungsversuch verteidigt werden, was praktisch hieß, daß wir im Fall eines Hitlerputsches versuchen wollten, eine oder zwei schwarz-rot-goldene Inseln in München zu halten, bis Entsatz vom Norden käme. Nach außen hin trug Auer die Verantwortung für die Organisation; ein Beirat aus führenden Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei und der Freien Gewerkschaften stand ihm zur Seite, hatte aber kaum Gelegenheit, aktiv zu werden, da alle wesentlichen Entscheidungen schnell getroffen werden mußten. Die technische Leitung der Sicherheitsabteilungen lag in den Händen einer dreigliedrigen Kommission: ein junger Apotheker Buisson, der es im Krieg zum Reserveleutnant gebracht hatte, als „Kommandant", Adolf Dichtl als sein Stellvertreter, und ich als „ziviles" Mitglied — Chef des Nachrichtendienstes, Kriegsgerichtsrat, politischer Beirat, Pressechef und Chef des Versorgungswesens, alles in einer Person.

Um unsere Aufgabe auch nur einigermaßen zu erfüllen, brauchten wir etwas Waffen und etwas Geld. In beider Hinsicht waren unsere Erwartungen bescheiden, und wir suchten unsere Bedürfnisse auf ein Mindestmaß zu beschränken. Es stellte sich heraus, daß Münchener Arbeiter in nicht geringer Zahl ihre Militärgewehre mit nach Hause genommen hatten — wahrscheinlich meistens,

um bei Gelegenheit einen illegalen Rehbock zu schießen; ein Appell an die Parteitreue brachte manche dieser Waffen in unsere Hände. Außerdem gelang es uns, einiger Waffen habhaft zu werden, welche die Bayerische Einwohnerwehr bei ihrer offiziellen Auflösung versteckt hatte. Wir begannen unsere erste Woche in der Münchener Post mit einem Gewehr und einer Patrone; als die Polizei des Herrn von Kahr im September 1923 unsere Sicherheitsabteilungen entwaffnete, nahm sie uns zwei schwere Maschinengewehre, etwa 50 Gewehre, vielleicht ebensoviel Pistolen und eine ganz anständige Menge Munition weg — und soweit ich mich erinnere, haben die Polizisten nicht alles gefunden. Natürlich war auch diese Bewaffnung ein kleiner Bruchteil dessen, was die Nazis besaßen, aber wir hatten immerhin in fünfviertel Jahren schöne Fortschritte gemacht.

Das Geld brauchten wir hauptsächlich für unseren Nachrichtendienst, der uns über Putschvorbereitungen der Nazis und der mit ihnen rivalisierenden bayerisch-separatistischen Verbände auf dem Laufenden hielt und außer für Zwecke der physischen Abwehr auch für den journalistischen Kampf, den wir in der Münchener Post gegen die Reaktion führten, von entscheidender Bedeutung war. Wir konnten natürlich keine berufsmäßigen Detektive besolden; es handelte sich nur darum, die freiwilligen Kräfte, die sich uns zur Verfügung stellten, wirtschaftlich während ihrer Tätigkeit für uns über Wasser zu halten. In wirtschaftlich normalen Zeiten hätten wir die dafür nötigen Beträge wahrscheinlich aus der Parteikasse bestreiten können, aber dies war die Zeit der Inflation, in der sich in allen Organisationen die Mitgliedsbeiträge zwischen dem Augenblick der Zahlung seitens des Mitglieds und dem Zeitpunkt der Verwendung durch den Verein entwerteten. Wo aber konnten wir Zuschüsse bekommen? Teile der deutschen Industrie hatten bereits begonnen, die Nazis zu finanzieren; auch die wenigen Anti-Nazis unter den Industriellen hätten der Sozialdemokratischen Partei nichts gegeben, und wir hätten von ihnen auch nichts nehmen können. Es bedurfte nicht viel Überlegung, um uns bewußt zu werden, daß nur jüdische Kreise willens sein würden, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der wirtschaftlichen Ziele uns finanziell auszuhelfen. Ich stand gut mit Wilhelm Levinger, der das Münchener Büro des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens verwaltete, und hatte auch Beziehungen zu Paul Nathan. Ein paar Reisen nach Berlin brachten mir Unterredungen mit Ludwig Hollaender, dem Geschäftsführer des Centralvereins, und das Ergebnis war ein loses Abkommen, das uns eine Geldquelle erschloß — nicht ergiebig genug, um unseren wirklichen Bedarf zu decken, denn der Centralverein selbst hatte seine finanziellen Sorgen, aber doch einigermaßen ausreichend für ein „Durchfretten".

Wir waren uns natürlich über das politische Risiko dieser Verbindung klar. So moralisch einwandfrei die ganze Sache war, so wußten wir doch, was die Nazis aus dieser Verbindung zwischen „jüdischen Kapitalisten und sozialdemokratischen Bonzen" machen würden, wenn sie einen Beweis dafür in die Hände bekämen. Ein Zufall lieferte ihnen diesen Beweis. Einer unserer Vertrauensleute wurde von der Polizei wegen einer unbedeutenden Verfehlung festgenommen; dieser Mann war, im Rahmen unserer Vereinbarung, direkt vom

Centralverband bezahlt worden. In seinem Koffer, den die Polizei durchsuchte, fand sie die Korrespondenz mit dem Centralverein, aus der die ganze Struktur unserer Beziehungen, einschließlich meiner Mittlerrolle, hervorging. Die bayerische Polizei war in jenen Jahren im höchsten Maß nazistisch verseucht. Der Inhalt der Korrespondenz, der mit dem Vergehen des Verhafteten nicht das Geringste zu tun hatte, wurde sofort veröffentlicht und in der Presse und über das Radio verbreitet. Mein Name wurde dabei so stark betont, daß ich das zweifelhafte Vergnügen hatten, in der Zeitung von einem Herrn gleichen Namens die Erklärung zu lesen, daß er mit mir nicht identisch sei.

Jeder Versuch, irgend etwas zu bestreiten oder zu verschleiern, hätte den Schaden nur vergrößert. Bissigen Hunden muß man das Gesicht zeigen — aber auch ich sah nicht voraus, wie rasch ihnen dann die Lust zum Beißen vergehen würde. Ich erklärte in einer kurzen Mitteilung in der Münchener Post, daß ich in dieser Angelegenheit nur als Funktionär der Sozialdemokratischen Partei mit Zustimmung der Parteiinstanzen gehandelt hätte. Aber, setzte ich hinzu, ganz unabhängig davon würde ich mich auch als Jude für vollkommen berechtigt halten, mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln die Pläne der Nazis zu erkunden. Wenn man uns an Gut und Leben wolle, so hätten wir das Recht herauszubringen, wann und wie diese Aktion stattfinden solle. Der Völkische Beobachter und der Miesbacher Anzeiger brachten noch je eine höhnische Bemerkung über diese Erklärung, und damit war die Debatte geschlossen. Für uns blieb nur als großer Verlustposten, daß wir unseren besten Vertrauensmann nicht mehr verwenden konnten.

Mit Ausbruch des Ruhrkonflikts erhitzte sich die Münchener Atmosphäre mehr und mehr. So ungefähr alle vier Wochen wurde ein neuer Putschtermin von den Nazis mehr oder weniger offen angesagt — zuweilen hörten wir, daß Nazioffiziere Einladungen bei Münchener Familien mit der Begründung ablehnten, gerade an diesem Abend müßten sie helfen, die Judenrepublik abzuschaffen. Zu jedem dieser Termine riefen wir genügend Mitglieder unserer Sicherheitsabteilungen auf, um 40 bis 50 Mann in die Münchener Post und manchmal auch in das Gewerkschaftshaus zu legen. Wir wußten nie, ob die Putsch-Ankündigung ernst gemeint sei; wahrscheinlich hatten die Nazis manchmal selbst keinen festen Plan, sondern machten es von der Situation abhängig, wie weit sie gehen wollten. Aber unabhängig von der Ernsthaftigkeit der jeweiligen Putschabsichten war an jenen Tagen Schutz unserer Gebäude nötig, denn das mindeste, was zu erwarten war, waren große Versammlungen und Demonstrationsumzüge der Sturmtrupps, und eine „Eroberung" der Münchener Post und des Gewerkschaftshauses wäre ein lohnendes Ziel für den organisierten „Volkszorn" gewesen.

So lagen wir denn im Sommer 1923 alle vier oder fünf Wochen je drei oder vier Nächte hintereinander in unseren Gebäuden. Wir verbarrikadierten den Eingang zur Münchener Post mit großen Druckpapierrollen, die für Gewehrkugeln undurchlässig waren, und dahinter stellten wir unsere Maschinengewehre auf. An den Fenstern hatten wir Pistolen- und Gewehrschützen. Das Haus war völlig verdunkelt, wenn die Nazikolonnen an ihm vorbeimarschierten. Hinter den Bewaffneten postierten wir einige zuverlässige und urteils-

fähige Parteifunktionäre, um die Leute zur Ruhe zu mahnen, denn zu der Gefahr eines wirklichen Angriffs kam die eines unheilvollen Zufalls: Ein irgendwo in der Nähe geplatzter Autoreifen oder ein ähnliches Geräusch hätte für einen Schuß gehalten werden können, und wenn dann einer von unseren Mannschaften die Nerven verlor und zu feuern anfing, konnten sich die schwersten politischen und persönlichen Folgen ergeben. Ein paar Mal kamen wir haarscharf an einem solchen Verhängnis vorbei.

Im Ernstfall hätten wir wenig Aussicht gehabt, in der Münchener Post lang auszuhalten. Unsere Unterlegenheit in Bewaffnung und militärischer Führung war zu groß. Der Geist aber war vorzüglich: Wir hatten immer viel mehr dienstbereite Leute, als wir bewaffnen konnten. Dabei konnten wenige sich über die Hoffnungslosigkeit eines längeren Kampfes täuschen, und jedem mußte klar sein, daß er Freiheit und Leben riskierte. Auch abgesehen von der Gefahr brachten diese Arbeiter ein schweres Opfer, wenn sie nach erschöpfender Tagesarbeit in der Fabrik eine Nacht voll Spannung in der Münchener Post verbrachten.

Das Risiko, das wir für unsere Leute liefen, rechtfertigten wir vor uns selbst mit der politischen Wichtigkeit des Unternehmens. Die Tatsache, daß Menschen bereit waren, auf jede Gefahr hin sich einem Umsturz der Demokratie entgegenzustellen, war von größter Bedeutung und hat wohl auch in den Berechnungen jener „bürgerlichen" Politiker Bayerns eine Rolle gespielt, die Hitlers Revolutionstreiben aufhalten wollten, aber den Augenblick noch nicht gekommen sahen. Der physische Schutz der Münchener Post gab uns auch den Rückhalt für einen wichtigen Teil unserer publizistischen Tätigkeit. Es sprach sich bald in München herum, daß jeder, der von den Nazis in den Straßen verprügelt wurde oder der bedenkliche Wahrnehmungen über Putschvorbereitungen machte, sich der Münchener Post anvertrauen konnte. Wenn so ein Opfer der Nazi-Ausschreitungen zwischen unseren Barrikaden hindurch an kriegsmäßig ausgerüsteter Mannschaft vorbei in das Redaktionszimmer geführt wurde, hatte er wenigstens die Illusion eines Schutzes und war geneigt, uns die Wahrheit zu erzählen, die wir dann am nächsten Tag in der Zeitung bringen konnten.

Das Ganze hatte nur Sinn mit Rücksicht auf zwei besondere Umstände der Lage im Jahre 1923: die Existenz einer republikanischen Staatsgewalt in Berlin, repräsentiert weniger durch die Reichsregierung als durch die preußische Landesregierung unter Braun und Severing, und die tiefe Kluft, die in Bayern selbst die Feinde der Republik in zwei Lager schied. Eine tiefe, wenn auch manchmal überdeckte Kluft trennte die Hakenkreuzler mit ihrem Streben nach einer gesamtdeutschen, nationalistischen Revolution, bei der die Gegner abgeschlachtet werden sollten als Vorspiel zum Krieg gegen Frankreich, von den bayerischen Monarchisten, die sich vor dem schwarz-weiß-roten Nationalismus fürchteten und deren bürgerliche Wohlanständigkeit sich durch allzu blutrünstige Pläne beleidigt fühlte; einige dieser Monarchisten, vor allem der Innenminister Schweyer, hielten darüber hinaus an dem Gedanken des Rechtsstaats fest, der auch der politischen Opposition Schutz vor Gewalt gewähren müsse. In dieser komplizierten Lage hatte unsere politische Strategie einige

Aussicht auf Erfolg, und die Organisation physischen Widerstands war ein wichtiger Teil dieser Strategie.

Der Ausgang der Bayernkrise im November 1923 hat, wie mir scheint, unsere Berechnungen einigermaßen bestätigt, aber für unsere Sicherheitsabteilungen war das sozusagen nur eine posthume Rechtfertigung. Das Bestehen für den Bürgerkrieg bewaffneter Heerhaufen war natürlich ein Hohn auf den Staatsbegriff, und mit dem Strafgesetzbuch war unsere sehr bescheidene Rüstung prinzipiell ebenso unvereinbar wie die viel mächtigere der Gegenseite. Die Streitmacht der Nazis wurde toleriert, weil ihr Bestehen manchen Leuten in der bayerischen Regierung in ihren politischen Kram paßte, und wir wurden toleriert, weil andere Leute in der bayerischen Regierung froh waren, wenigstens ein bescheidenes Gegengewicht gegen die Nazis zu haben. Mit unserer Tolerierung aber hatte es ein Ende, als die bayerische Regierung es für ratsam hielt, vorübergehend aus dem Vordergrund politischen Geschehens zu verschwinden, indem sie die ganze Exekutivgewalt dem Generalstaatskommissar von Kahr übertrug. Dieser hoffte auf eine Verständigung mit den Nazis und wir wurden das Opfer. Als wir wieder einmal eine Mannschaft in der Münchener Post versammelt hatten, erschien plötzlich eine starke Polizeiabteilung, durchsuchte das Gebäude und konfiszierte alle Waffen, die sich finden ließen. Buisson, Dichtl und ich wurden aufgefordert, zur Polizei zu kommen, um „Erklärungen“ zu geben. Ich dachte schon, daß ich wohl die nächsten Wochen hinter Gittern würde verbringen müssen. Aber als wir auf die Straße traten, erschien Auer und sagte zu dem Führer der Polizeiabteilung: „Herr Kommissar, der Herr Minister des Innern hat von diesen Waffen gewußt und ihre Bereithaltung genehmigt.“ „In diesem Fall“, erwiderte der Kommissar, „werden wir uns mit dem Ministerium des Innern in Verbindung setzen. Die Herren können nach Hause gehen.“ Das war das letzte, was wir von der Sache hörten.

Ohne Waffen aber hatte es keinen Sinn, unsere Mannschaften in der Münchener Post zu versammeln. In den folgenden Nächten politischer Erregung blieben Auer und einige politische Funktionäre, darunter auch ich, in der Redaktion, um die Ereignisse laufend zur Kenntnis zu nehmen und Gegenmaßnahmen zu planen. Wilhelm Högner, dessen Leistungen für den Wiederaufbau der Demokratie in Bayern bekannt sind und dessen Begabung Auer frühzeitig erkannt hatte, nahm an diesen Beratungen lebhaften Anteil. Als sechs Wochen nach unserer Entwaffnung Hitler seinen Putsch im Bürgerbräukeller unternahm, bei dem er Kahr mit vorgehaltener Pistole zwingen wollte, mit ihm den „Marsch auf Berlin“ anzutreten, begab ich mich auf die erste telephonische Mitteilung hin in die Münchener Post, aber verließ sie bald wieder auf Weisung Auers; er wollte sich in einem von ihm gewählten Versteck mit mir über Schritte zur Erleichterung und Beschleunigung der erwarteten Reichsexekution gegen die Münchener Putschisten beraten. (Die Münchener Post wurde kurz darauf von Nazis gestürmt und die ganze Einrichtung kurz und klein geschlagen, glücklicherweise mit Ausnahme der Druckmaschinen, welche die Nazis für den Völkischen Beobachter „requirieren“ wollten.) Im Verfolg dieser Absicht suchte ich in den frühen Morgenstunden auch den Münchener Vorsitzenden des Centralvereins, Ludwig Wassermann, auf, wobei allerdings we-

niger seine jüdischen Funktionen als seine Verbindungen zur Bayerischen Volkspartei eine Rolle spielten. Aber alle unsere Schritte wurden überflüssig, als im Lauf des Vormittags der Bruch zwischen Hitler und Kahr offenbar wurde und der Versuch der Nazis, sich Münchens zu bemächtigen, im Feuer der bayerischen Landespolizei an der Feldherrnhalle zusammenbrach.

Das rasche Ende des Hitlerputsches vom November 1923 hat in jenem Augenblick einer Reihe von Menschen das Leben gerettet, z. B. den sozialdemokratischen Mitgliedern des Münchener Stadtrats, die von den Hitlerkolonnen aus einer Fraktionssitzung heraus in den Perlacher Forst verschleppt wurden, und ein paar Dutzend jüdischen Bürgern, die in den Morgenstunden von Sturmtrupps aus ihren Betten heraus als Geiseln „verhaftet" worden waren. Unter historischem Gesichtspunkt aber war dieses schnelle und verhältnismäßig schmerzlose Ende ein Unglück. Wären die Kräfte der deutschen Republik und mit ihnen die bayerischen Monarchisten zu einem energischen Kampf gegen Hitler gezwungen gewesen, so hätte der Erfolg eines solchen Kampfes die deutsche Demokratie moralisch konsolidieren können; wäre die Gefahr der Hitlerschen Demagogie durch einen vorübergehenden Erfolg des Münchener Aufstandes klar geworden, so hätte diese Erfahrung möglicherweise erhebliche Teile des deutschen Bürgertums gegen den Nazismus immunisiert. Der sehr kurze Schreck vom 9. November 1923 konnte allzu rasch vergessen werden.

Die Sicherheitsabteilungen wurden 1924 als Teil des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold wiederbelebt. Buisson und Dichtl traten wieder an ihre Spitze — ich selbst nur für kurze Zeit, da ich 1926 nach Berlin übersiedelte. Irgendwie muß Buisson auch die Waffen zurückbekommen haben, und er hielt im März 1933 wieder eine Mannschaft im Gewerkschaftshaus, bis ihm der Übergang der bayerischen Polizei zu den Nazis zeigte, daß jede Verteidigung hoffnungslos sei; dann schloß er mit der SA einen förmlichen Übergabevertrag gegen freien Abzug ohne Waffe, den ihm die Nazis — in jenem Augenblick vor allem an Rache an bayerische Monarchisten interessiert — auch gestatteten. Er erzählte mir diese Geschichte, als er auf der Flucht nach Frankreich in Berlin durchkam. Leider haben ihn die Nazis dann in Paris gefaßt, und er ist auf dem Schafott gestorben. Auer wurde aus München verbannt und starb kurz vor Kriegsende. Dichtl wurde von den Nazis furchtbar mißhandelt, aber ich hatte die Freude ihn 1950 noch in München besuchen zu können — kurz vor seinem Tod.

Nur sehr wenige meiner Kampfgenossen aus den frühen zwanziger Jahren sind noch am Leben: Wilhelm Hoegner, Philipp Löwenfeld und sein damaliger Kanzleipartner Max Hirschberg, der uns oft mit juristischem Rat zur Seite stand, und Thomas Wimmer, der als Vorsitzender der sozialdemokratischen Parteiorganisation zwar an der Tätigkeit der Sicherheitsabteilungen selbst wenig Anteil nehmen konnte, aber die Grundlage für unsere Arbeit schuf, indem er die Partei verwaltungsmäßig zusammenhielt; er betätigt jetzt seine große administrative Begabung als Oberbürgermeister von München.

(1958)

JAKOB REICH

Eine Episode aus der Geschichte der Ostjuden Münchens

Die Münchener Ostjuden haben nie einen großen Einfluß ausgeübt, nicht einmal den, der ihrer Zahl (etwa 20—25%) entsprochen hätte. Sie lebten anfänglich ziemlich isoliert von den einheimischen deutschen Juden, die zunächst fast jede Gemeinschaft mit ihnen mieden. Besonders hatten die Ostjuden kaum Berührung mit den gesellschaftlichen Organisationen der deutschen Juden. Die Ostjuden organisierten sich vor allem in religiösen Vereinen und hatten ihre Betstuben nach Art derselben im „Städtel". Es gab vier solche Betstuben, wesentlich nach religiöser Richtung gegliedert, von denen „Linath Hazedek" die älteste und größte, sich bald nach dem Krieg, etwa 1920, mit dem „Agudath Achim" zusammenschloß, woraufhin beide den Raum des „Agudath Achim" gemeinsam benützten und das Grundstück erwarben. Im Jahre 1931 erbauten sie auf diesem Grundstück eine stattliche Synagoge, heute die einzige große Synagoge in München. Eine streng religiöse Gruppe war der „Schomre-Schabbos", bei denen nur Personen Mitglieder sein konnten, die den Sabbat genau einhielten. Andere Organisationen gab es zunächst nicht und insbesondere fehlten gesellschaftliche Vereine ganz. Eine beachtliche Einrichtung war das Schiedsgericht, das sich rasch großen Einfluß erwarb. Kein Ostjude brachte einen Streit, geschäftlicher oder anderer Art, vor das ordentliche Gericht; alles wurde vor dem Schiedsgericht ausgetragen. Das erwies sich ideell und materiell als äußerst nützlich.

Die ostjüdische Jugend ging fast ausnahmslos zum „Blau-Weiß" und zum „Bar-Kochba", — Jugendbünden, die zwischen „Ost" und „West" nicht diskriminierten, — wo sie jüdisch-nationale Bestätigung und Unterrichtung fand. Auch im orthodoxen Jugendbund „Esra" waren sie willkommen. Beim 1914 gegründeten, jugendbewegten „Blau-Weiß" gab es allwöchentlich Wanderungen und in Heimabenden Beschäftigung mit jüdischen Themen. Im „Bar-Kochba" wurde regelmäßig geturnt; auch wurden allmonatlich Gesellschaftsabende veranstaltet. Es bestand bei der Jugend richtige gesellige Gemeinschaft. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl der jüdischen Jugend erwies sich als ein ausgezeichnetes Mittel gegen Mischehen, die in der Öffentlichkeit von offiziellen jüdischen Stellen so sehr beklagt wurden.

Die anfängliche Trennung begann sich zu vermindern in einer Periode nach dem Ende des verlorenen Krieges, die für die ganze Münchener Judenheit große Gefahren brachte. Diese erste Nachkriegszeit lohnt in Erinnerung gerufen zu werden, weil sie mit schrecklicher Deutlichkeit zeigte, in welche große Gefahren die Juden aller Lager kommen, sobald die staatliche Ordnung zu funktionieren aufhört.

Im Laufe des Krieges war der Antisemitismus ungeheuer gewachsen. Als nach dem verlorenen Krieg die Armee aufzulösen war, hieß es, Franz von Epp werde

mit dem Leibregiment nach München kommen und seine Soldaten gegen die Juden loslassen. Die damals recht konservative Gemeindeleitung verspürte denn doch die Notwendigkeit, mit den führenden Juden der Stadt, die bedrohliche Lage zu beraten. Etwa 30 Männer aus den verschiedenen Gruppen wurden zu einer Besprechung eingeladen. Diesmal wandte man sich auch an bekannte Führer der Ostjuden und der zionistischen Organisation. Man konferierte in gedrückter und erregter Stimmung im Gemeindehaus. Die Vertreter der Jugend-Organisationen „Bar-Kochba" und „Blau-Weiß" sprachen für aktive Verteidigung. Beide Vereinigungen hatten mehr aktive zurückgekehrte Soldaten unter ihren Mitgliedern als die anderen vertretenen Verbände. Die Jugend warnte davor, das Schicksal der Gemeinde passiv in die Hände der Nichtjuden zu legen, wenn sich die Gefahr zeigen sollte, daß die Behörden nicht gewillt oder außer Stande sein sollten, die öffentliche Ordnung ausreichend zu schützen. Aber die entscheidenden Herren in München lehnten jeden Gedanken dieser Art rundweg ab. Obwohl die Vertreter des „Bar-Kochba" erklärten, selbst die nötigen Waffen zu beschaffen, (was sie in der Folge auch taten) wurde der Gedanke einer Selbsthilfe abgelehnt und man beharrte darauf, nach alter Art bei „einflußreichen Leuten" der Behörden und des öffentlichen Lebens Schutz zu suchen. Es wurde eine Kommission von fünf Herren gebildet, in deren Hände nun das Schicksal der Gemeinde gelegt wurde. Zum Wochenende erschien in der führenden Zeitung Münchens ein Leitartikel, dessen Tenor etwa folgendermaßen lautete: „Man darf unsere alteingesessenen jüdischen Mitbürger nicht mit jenen Elementen aus dem Osten verwechseln, die Besitz und Ordnung bedrohen." Die Ostjuden waren zufällig an jenem Sonntag zu einer Versammlung einberufen und gerieten nach diesem Angriff in größte Panik. Trotz der ungeheuren Erregung der Versammlung konnte die besonnene Leitung den Weg in die Öffentlichkeit vermeiden und man beschloß, sich neuerlich an die Gemeinde-Verwaltung zu wunden. Diese glaubte, jede Verantwortung ablehnen zu können und wußte kein Mittel, die Erregung zu mildern. Der Gesamtausschuß der Ostjuden appellierte daraufhin an die Gesamtheit der Juden, die zu einer großen allgemeinen Protest-Versammlung einberufen wurde. Schon drei Tage später fand diese in einem der größten Säle Münchens statt, in dem diesmal ausnahmsweise die Juden beider Lager versammelt waren. Die Versammlung, wohl die größte in vielen Jahren, tadelte das Vorgehen jener Kommission schärfstens. Deren einzelne Mitglieder waren einzeln eingeladen worden und erschienen. Damit schien wohl der Vorfall doch abgeschlossen. Die Befürchtungen in Bezug auf Epp und sein Leibregiment blieben zunächst unbegründet. Die Regierung hatte sehr geschickt die zurückkehrenden Regimenter außerhalb der großen Städte aufgelöst und die einzelnen Soldaten unternahmen nichts, um die Ruhe und Ordnung zu stören. Die allgemeine Lage blieb weiter sehr erregt. Der Landtag hatte Kurt Eisner zum Ministerpräsidenten gewählt und faßte radikale Beschlüsse, sorgte aber ausreichend für allgemeine Sicherheit. Da erschoß Graf Arco den Ministerpräsidenten. Die Ordnung ging im Chaos allgemeiner großer Erregung unter und es erstand die „Räterepublik Bayern". Nach dem Bestand von wenigen Wochen wurde diese von anrückenden Freikorps zusammengeschossen. Die Freikorps

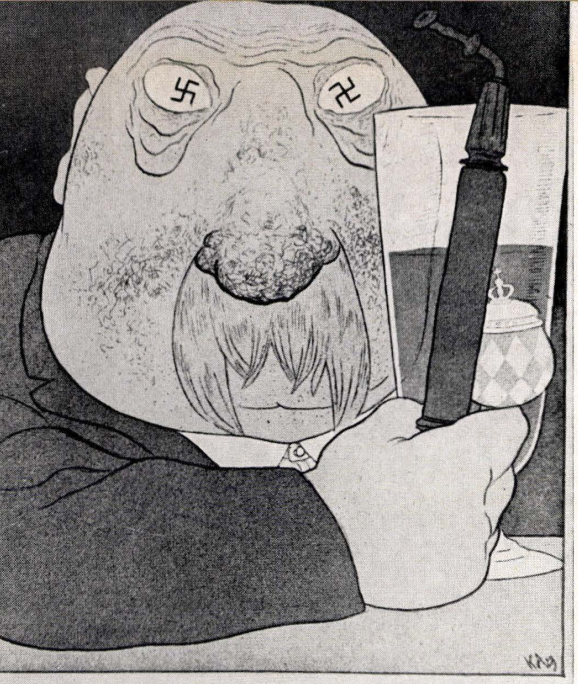
führten keine langen Untersuchungen durch und erschossen alle, die sie für Anhänger der Räterepublik hielten. Daß deren Soldaten, als sie nicht weiter kämpfen wollten, die rote Armbinden abstreiften, genügte den Gegnern nicht. Es dauerte lange, bis nun aus dem Chaos wieder halbwegs geregelte Zustände wuchsen. Nun ging die Regierung daran „wirklich Ordnung zu schaffen" und das hieß zunächst gegen die Kommunisten vorzugehen, und zwar sowohl gegen echte als auch angebliche.

Hatte man doch durch einige jüdisch-klingende Namen den Eindruck gewonnen, daß alle Kommunisten, vor allem die aus Moskau, Juden wären. War nicht in den maßgebenden „Münchner Neuesten Nachrichten" darauf hingewiesen worden?

Als eine der ersten Maßnahmen erfolgte die Ausweisung der Ostjuden. Mit einer Ausweisung war bei jenem Chaos die völlige Zerstörung der wirtschaftlichen Existenz einer Familie verbunden. Deshalb machte der „Gesamtausschuß" alle Anstrengungen, den Betroffenen die Ausweisung doch zu ersparen. Zunächst ging es nun darum, die unzutreffende Ansicht, daß die Juden bzw. die Ostjuden in ihrer Mehrheit Kommunisten waren, zu bekämpfen. Der Vorsitzende des Gesamtausschusses ging zum bayerischen Innenminister Schweyer um ihm die ganzen Zusammenhänge darzulegen. Dabei erhielt er die Hilfe des Beauftragten für jüdische Angelegenheiten im Auswärtigen Amt Professor Sobernheim, der ihn dem Innenminister vorstellte und seine absolute Glaubwürdigkeit versicherte. Es gab zwei historische Tatsachen, die nun große Bedeutung gewannen: Der Vorsitzende des Gesamtausschusses war während der Macht der Räterepublik zu deren Präsidenten gegangen und erklärte diesem, daß die Ostjuden absolut nichts mit dem Kommunismus zu tun haben wollten. Die gleiche Erklärung war auch gegenüber einem anderen Minister der Räterepublik abgegeben worden. Mit Recht fragte der Vorsitzende des Gesamtausschusses, ob irgend ein Anhänger der konstitionellen Regierung ein solches Risiko auf sich genommen hätte. Der Innenminister gewann die Einsicht, daß die Verallgemeinerung, alle Juden oder wenigstens alle Ostjuden für Kommunisten zu halten, ein ernster Irrtum sei und versprach, die Polizei in München entsprechend zu instruieren. Hier am Hauptplatz des Geschehens hatte nun der Gesamtausschuß seine Anstrengungen einzusetzen und das erwies sich als eine Aufgabe für lange Zeit. Der Münchener Polizeipräsident Pöhner war ein ausgesprochener Antisemit, der Weisungen aus dem Innenministerium nur widerwillig folgte und fortlaufend Schwierigkeiten machte.

Die Verhandlungen begannen mit einer offiziellen Sitzung im Polizeipräsidium unter Beteiligung des Polizei-Referenten, des Referenten des Innenministeriums, des örtlichen Militär-Kommandos-Hauptmann Roth, eines bekannten Antisemiten, und natürlich des Polizeipräsidenten, der die Sitzung leitete. Der Polizeipräsident versuchte sofort die Milderung der Ausweisungen äußerst einzuschränken und ließ seine scharfe antisemitische Haltung erkennen. Aber die Vertretung der Ostjuden hielt an dem Standpunkt fest, daß nur Personen, die sich tatsächlich kommunistische Betätigung hatten zu Schulden kommen lassen, ausgewiesen werden dürfen. Das war die Vereinbarung, die beim Innenminister erzielt worden war. Die Polizei blieb dabei: es mußte jeder einzelne

So fing es an



(K. Arnold, 1923)

Karikatur
aus dem „Simplicissimus“
im Jahr des Hitler-Putschs

Mei' Ruah möcht' i hamm und a Revalution,
A Ordnung muaß sei' und a Judenpogrom,
A Diktator g'hört hera und glei' davo' g'haut:
Mir zoagen's Enk scho', wia ma Deutschland aufbaut!

Nationalsozialistische
Deutsche Arbeiter-Partei

Seit 2 Jahren wird unsere Bewegung

verlästert und **verleumdet**

wie keine zweite.

Bald sind wir „Bolschewisten“, dann wieder „Reaktionäre“, bald „Monarchisten“ und bald „Revolutionäre“, je nach dem Bedarf unserer Angreifer.

Der Kampf, den wir seit Jahr und Tag nun führen gegen das politische Schieber- und wirtschaftliche Spekulantengesindel, wird von diesem in schlauer Weise den Massen als

„Kampf gegen den Volksstaat“

vorgeschwindelt.

Die Verlogenheit dieser von den Agenten des wahrhaftigen Völkertyrannen, der jüdisch-internationalen Weltbörse, ausgestreuten Verleumdung aufzudecken, halten wir

Freitag, den 17. Februar 1922

im Bürgerbräukeller, Rosenheimer Straße

eine große **Volksversammlung** ab.

Es wird sprechen:

Herr **Adolf Hitler** über:

„Volksrepublik oder Judenstaat“

Beginn der Versammlung 8 Uhr abends. **Juden ist der Zutritt verboten.**

Zur Deckung der Saal- und Plakatunkosten M. 1.— Eintritt.

Kriegsbeschädigte frei.

Der Einberufer: Für die Parteileitung A. Drexler.

Plakat für eine
Hitler-Versammlung, 1922

Das war das Ende

Nr. München, den 12. Nov. 1938.

Vom Bezirksoberst

für die Hauptstadt der Bewegung

Anschrift: Hohenzollernstr.

An

die Regierung von Oberbayern

München

1938

Betreff:

Jüdische Volksschule in München.

An 19 Nr.

Beilage:

Das neben der abgebrannten Synagoge der jüdischen Kultusgemeinde gehörende Schulgebäude, in dem die vier unteren Klassen der jüdischen Volksschule untergebracht waren, ist zerstört.

Von den sechs männlichen Lehrkräften der jüdischen Schule befinden sich drei in Haft, ein weiterer kann zum Unterricht nicht versendet werden, da er Träger von Diphtheriebazillen ist, der Verbleib des fünften Lehrers konnte noch nicht ermittelt werden, es wird vermutet, daß er sich ebenfalls in Haft befindet.

Da unter diesen Umständen der Betrieb der Schule nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, wurde der Unterricht auf Anordnung des Stadtschulamtes bis auf weiteres eingestellt.

Ende der Münchner jüdischen Schule, 1938
Schulgebäude zerstört
Lehrer im K.Z.
Unterricht eingestellt

Betrifft:
Bestattung der Jüdin Ehrlich Maria Sarah.

Geheim!

I. Vormerkung:

Dem Schreiben der Staatsanwaltschaft München I - Strafvollstreckungsabteilung - vom 19.I.44 gingen zunächst fernmündliche Verhandlungen zwischen Staatsanwaltschaft, Direktion des Bestattungsamtes und Dezernat 4 voraus. Im Hinblick auf das bestehende Verbot der Bestattung von Juden in städtischen Friedhöfen bzw. im Krematorium wurde dabei die Auffassung vertreten, daß die Leiche zwar vom Bestattungsamt abgeholt und in den Friedhof am Perlacher Forst verbracht werden kann, daß aber die Überführung in den Judenfriedhof und die Bestattung dort selbst nicht Aufgabe der Stadt sein kann, sondern vielmehr von der jüdischen Kultusgemeinde zu veranlassen wäre.

Diese Regelung hat jedoch die Staatsanwaltschaft nicht für durchführbar bezeichnet und daher die Verfügung nach Maßgabe des Schreibens vom 19.I.44 getroffen.

Über die Angelegenheit wurde in der Dezernentenbesprechung vom 24.I. vorgetragen. Der Herr Oberbürgermeister hat dabei unter Beachtung der vorliegenden Gründe entschieden, daß im gegebenen Fall die Leiche feuerzubestatten ist und die Aschenurne kurze Zeit im Krematorium oder an einem sonst geeigneten Platz aufzubewahren ist. In diesem Sinne wurde die Direktion des Bestattungsamtes verständigt.

Nach fernmündlicher Mitteilung der Direktion vom 25.I.44 wurde die Exekution auf Einspruch hin jedoch zunächst zurückgestellt.

II. Wiedervorlage im Dezernat 4.
Am 26.Januar 1944.

Dezernat 4
Im Auftrag:

Rechtsk. Stabsdirektor

Beglaubigte Abschrift. Eingegangen am 21 JAN 1944

AR. VII 40/44

Obiges Aktenzeichen bei Rückantwort erbeten

München, den 19. Januar 1944.

Staatsanwaltschaft München I
- Strafvollstreckungsabteilung -

An den
Herrn Vorstand
des Bestattungsamts München
- oder Vertreter im Amt -
München
Augustenstr. 20.

Betreff: Strafsache gegen
Ehrlich Maria Sarah
geb. 9.II.1863 GenuaNervi.

Eilt sehr !
Vertraulich!
Einschreiben !

Am Dienstag, den 25. Januar 1944 um 17 Uhr wird in Strafgefängnis München Stadelheim Nebengenannte hingerichtet. Weisungsgemäß ist die Bestattung in einem städt. Friedhof vorzunehmen. Eine Namensbezeichnung des Grabes ist nicht zulässig. Vereinbarungsgemäß gebe ich Ihnen hievon Kenntnis mit dem Ersuchen für die rechtzeitige Abholung Sorge zu tragen.

Auf die Verpflichtung zur strengsten Geheimhaltung weise ich pflichtgemäß hin.

I.A.

gez. Dunckern

Justizoberinspektor als Rechtspfleger.

Beglaubigt:
München, den 19.1. 1944
Justizangestellte.

Dokumente über Enthauptung
und Einäscherung
der 81jährigen Maria Ehrlich

Fall behandelt werden und dem Gesamtausschuß blieb die Aufgabe, sich der Angelegenheit fortlaufend zu widmen. Die Polizei konnte allerdings in keinem Fall, den der Gesamtausschuß vertrat, kommunistisches Verschulden nachweisen und mußte darum in all diesen Fällen die Ausweisung zurückziehen. Die wenigen Fälle, in denen einzelne junge Leute mit den Kommunisten zu tun gehabt hatten, waren dem Gesamtausschuß bekannt und blieben von seiner Intervention ausgenommen, um nicht das Schicksal der vielen Hunderte anderer Familien zu gefährden.

Aber mit der Zuspitzung der allgemeinen, politischen Situation im Lande verschärfte sich diese Aufgabe. Die politische Entwicklung ging nach rechts. Die Sozialisten verloren ihre Position in der Regierung und der Innenminister mußte ausscheiden. Die Ausweisungen wurden in vergrößertem Ausmaß erneut aufgenommen und der Gesamtausschuß mußte seine Interventionen bei der Polizei in erhöhtem Ausmaß aufnehmen.

Als infolge der starken Beunruhigung während der steigenden Inflation die Rechte erhöhten Einfluß auf die Regierung gewann und Herr von Kahr Machthaber Bayerns, mit dem Titel „Staatskommissar" wurde, verschlechterte sich die Lage der Juden und natürlich besonders wiederum der Ostjuden außerordentlich. Bei der „Rechten" wollte jeder neue Minister seine Stärke vor allem gegenüber den Juden und Ostjuden erweisen. Persönliches Verschulden war kaum mehr entscheidend als Anlaß der Ausweisung. Der Unterschied zwischen Ostjuden und deutschen Juden bzw. deutschen Staatsbürgern wurde immer unwichtiger. Ein Gespräch mit dem Referenten der Fremdenpolizei, in dessen Händen die Durchführung der Ausweisungen lag, war sehr aufschlußreich. Wir fragten: „Wollen Sie denn alle Ostjuden ausweisen?" Er erwiderte: „Es werden wohl ziemlich alle sein, aber wir sind nicht auf die Ostjuden beschränkt". Gegenfrage: „Können Sie denn deutsche Staatsbürger ausweisen?" worauf er erwiderte: „Es muß nicht gerade Ausweisung sein; wir werden Zwangsaufenthalt auf dem Lande verfügen, wobei man sich zweimal täglich bei der Polizei melden muß. Wir sind der Meinung, daß jemand, der sich z.B. in Miesbach täglich bei der Polizei melden muß, weniger Wirtschaftsschaden anrichten kann, als einer in der Großstadt!" Aber den Höhepunkt des Feldzuges bildeten die zwangsweisen Internierungen von „lästigen Ausländern" (Ostjuden), die nicht dem Ausweisungsbefehl Bayerns gefolgt hatten. Es handelte sich dabei um mittellose Personen, die im Chaos der Inflation und während der knappen Ausweisungsfrist nicht rechtzeitig eine neue Zuflucht hatten finden können. Für die Internierung war das „Fort Prinz Carl" bei Ingolstadt bestimmt worden. Schließlich war eine ganze Anzahl von Familien dort versammelt. Die Unterbringung war zwar erträglich, aber die Ernährung ganz ungenügend. Um die Menschen nicht hungern zu lassen, mußte der Gesamtausschuß Lebensmittel senden. Das besorgten zwei Vertrauensleute, die glücklicherweise in Ingolstadt wohnten; beide sind heute in Israel. Eine gewisse Komik der Situation war diese: Man mußte schließlich auch eine Anzahl Nichtjuden mit ernähren, die im Fort waren. Diese Landarbeiter waren arbeitslos geworden und galten nun als „Landstreicher", ganz wie die ausgewiesenen Ostjuden. Man wollte sie doch nicht hungrig zuschauen lassen, wenn sich die Juden satt aßen. — Als sich schließlich keine

Aussicht auf eine Entlassung der Internierten zeigte, unternahm der Gesamtausschuß ihren Abtransport. Dabei mußten nicht nur die Fahrtkosten gestellt werden, sondern auch Fahrkarten für die begleitenden Polizeibeamten. Sonst wäre die Ausreise „per Schub" vor sich gegangen, d. h. von Polizeigefängnis zu Polizeigefängnis. Das wurde vermieden.

Der Hitlerputsch wirkte wie ein reinigendes schweres Gewitter. Es gab bald darauf wieder eine normale staatliche Ordnung. Die ganze Episode jedoch war ein Vorspiel zur späteren Hitler-Herrschaft und hätte als Warnung dienen können. Erstaunlich, daß so wenige Menschen, die sie erlebten, sich warnen ließen.

Eine Lehre wurde freilich aus den schweren Tagen im inner-jüdischen Leben gezogen: aus der Gemeinsamkeit des Leids und des Erlebens erwuchs eine Gemeinschaft, in der historisch bedingte Gegensätze und Spannungen recht unerheblich wurden. Man ging gemeinsam an den Auf- und Ausbau des Gemeindelebens und in der Gemeindevertretung wirkten Ost- und Westjuden bis zum bitteren Ende einträchtig und fruchtbar miteinander. —

Unrecht wäre es auch, wenn man daraus, daß wir die Epoche harten redlichen Kampfes der ostjüdischen Gruppe in München um ihre Menschenrechte, zum Thema wählten, den Schluß ziehen würde, daß sich die Betätigung dieser Gemeinschaft auf diesen Existenzkampf beschränkte. Die reiche kulturelle Tradition des Ostjudentums, die einen andeutungsweisen Niederschlag im „Ostjuden"-Sonderheft der „Süddeutschen Monatshefte" (München, 1916) fand, blieb auch in München rege und lebensspendend. Viele Persönlichkeiten — Schriftsteller, Künstler und Intellektuelle könnten aufgeführt werden — aus Raumgründen beschränken wir uns darauf, an den begabten jiddischen Dichter Elieser Schindeler und die gelehrten Rabbiner Dr. Josef Prys und Dr. Samuel Wiesner zu erinnern. *(1958)*

JOSEF HOFMILLER

Aus dem „Revolutionstagebuch 1918/19"

4. September 1918

Gestern den Antiquar H. getroffen. Mit ihm über Volls Tod gesprochen. Dann sagte er über die antisemitische Stimmung: „Wissen Sie, Herr Doktor, jeder Deutsche hat bekanntlich seinen Renommierjuden, den Juden, der eigentlich kein Jud' ist. Und nun überlegen Sie sich: wie viele Millionen Deutsche gibt es und wie viele Millionen Juden gibt es in Deutschland? Zum Schluß gibt es überhaupt nur Renommierjuden."

RICHARD WILLSTÄTTER

Die Geschichte meines Rücktritts

Nach dem gescheiterten Hitlerputsch hatte München nicht zum innern Frieden zurückgefunden. Zu schwer lastete auf den Vaterlandsliebenden die Enttäuschung über die Unbilden, zu denen Deutschland sich von seinen Kriegsgegnern verurteilt sah, die Aufregung über die Erfüllungsmaßnahmen der Reichsregierung und die Erbitterung über die französische Haßpolitik, die Ruhrinvasion. Die tapferen jungen Männer, die ihre Haut jahrelang an allen Fronten zu Markte getragen und in den Freikorps bürgerliche Ordnung in vielen Teilen des Reiches wieder erstritten hatten, litten Not und viel Schlimmeres: sie litten an Hoffnungslosigkeit. Die radikalen Strömungen machten daher Fortschritte, nach den Linksradikalen gewannen die Rechtsradikalen die Oberhand, und die Volksmassen vertrauten denen, die einen kommenden deutschen Aufstieg zu verkünden wagten. Es war keine Zeit für Abwägen und Maßhalten.

Die Universitäten waren einer Art von Rechtsradikalismus verfallen. Starke oder stark-scheinende Persönlichkeiten im Lehrkörper und in der Akademie, kaum befreit von ihrer Angst vor kommunistischen Umwälzungen, erlagen wieder ihrer alten Sünde des Chauvinismus. Aber kein Harnack erhob seine mahnende Stimme wie einst: „Die Wissenschaft vermag viel, um jenes Unkraut auszurotten, das den friedlichen Verkehr von Nation zu Nation besonders gefährdet, den Chauvinismus... Der Chauvinismus, der das eigene Volk für auserwählt hält und sich eine übermütige und verletzende Sprache gestattet, ist ein gefährlicher, ja furchtbarer Feind des Friedens."

Im Januar 1924 nahm mich zugleich mit meinen viel älteren Münchner Kollegen Richard von Hertwig und Eduard Schwartz der traditionsreiche Orden „Pour le mérite für Wissenschaft und Künste" auf, in dem Liebig, Bunsen, Bayer und Fischer die Chemie vertreten hatten. Der Kanzler Adolf von Harnack schickte mir das Ordenskreuz, das leider ein neues Exemplar war. Bei der Erstürmung des Schlosses in Berlin waren die zurückgegebenen alten, durch ihre Träger ausgezeichneten Abzeichen von den spartakistischen Kieler Matrosen zerschlagen worden. Harnack schrieb mir auch eine Liste der stimmfähigen Mitglieder, deren Zahl im Dezember 1923 in den drei Abteilungen „Geisteswissenschaften, Naturwissenschaften, Künste" 22 betrug. Nur drei, glaube ich, von jenen großen Männern leben noch. Auch von den Ordensrittern, die wir bis 1933 nachwählten, sind die meisten heimgegangen. Der entsprechende bayrische Wahlorden, der „Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst", dessen Abzeichen noch schöner ausgeführt ist, nahm mich unmittelbar nach meinem Rücktritt von meinem Lehramt auf. Bei meiner Auswanderung mußte ich wegen des Silber- und Goldwerts der Ordenszeichen das Reichswirtschaftsministerium um die Erlaubnis für die Mitnahme bitten; es gab keine Antwort.

Erfreulich war mir in jener Nachkriegszeit die maßvolle und sachliche Hal-

tung der Studierenden in meinem Institut. Leichte Störungen drangen nur selten von außen herein und verebbten. Ehe der Student meine Wohnung, das Laboratorium oder auch nur den Hörsaal betrat, nahm er sein Hakenkreuzabzeichen ab. Einige meiner Mitarbeiter, die ganz früh der nationalsozialistischen Partei beigetreten waren, sprachen sich, als der Antisemitismus lärmend und herrschend wurde, in nicht geringer Verlegenheit mir gegenüber aus. Sie hielten ihn damals für nebensächlich und im Programm der Bewegung für unnötig. Sie hatten zu mir Vertrauen, und wir konnten Freunde bleiben. Störend waren nur die Aufrufe für Wahlen des Studentenausschusses, die ich öfters in meinen Korridoren nahe dem Wahllokal antraf, ähnlich den zahlreichen roten Plakaten an den Litfaßsäulen in der Stadt. „Kein deutscher Jüngling darf künftig zu Füßen eines jüdischen Lehrers sitzen."

Allein die Haltung meiner Amtsgenossen, die ich genau beobachtete, flößte mir Sorge ein, namentlich bei Berufungsvorbereitungen, worin ich die wichtigste Pflicht unseres Kollegiums sah. Mit diplomatischer Begabung und Betriebsamkeit hätte ich noch für eine Weile das Kommende aufhalten können; aber ich war zurückhaltend und ließ den Dingen freien Lauf. Mit Sauerbruch machte ich Pfingsten 1924 einen Autoausflug nach Baden-Baden, um einen gemeinsamen guten Bekannten zu besuchen. Bei einer Panne saßen wir behaglich am Waldrand. Mein Freund sah tief in die Strömungen und Abhängigkeiten an der Universität, und er verstand meine Besorgnis: „Mein Lehrstuhl steht nicht mehr fest; er wird bald umkippen."

Da mein Rücktritt leider Aufsehen erregte — zu viel —, natürlich auch Mißdeutung, wäre vor dem Jahr 1933 mein Bericht über den Hergang nicht unerheblich gewesen; die Ursache liegt ohnehin klar. Aber seitdem ist solch ein Einzelschicksal, das Ausscheiden eines Nichtariers aus dem Amt, ganz unerheblich und selbstverständlich geworden. Ich muß über den Hergang dennoch schreiben, denn seit jenem vereinzelt stehenden frühen Fall ist die Wandlung in der unfreien öffentlichen Meinung, in der triebhaften Haltung der Studenten und der opportunistischen Haltung der Professoren, in den befehlsgemäßen Maßregeln der Behörden und der gelehrten Gesellschaften in Deutschland so durchgreifend und einheitlich, daß das Bild des toleranten, freiheitlichen, gerechten Sinnes, der noch vor so kurzem überwiegend war und unausrottbar zu sein schien, wie auch Abweichungen davon festgehalten zu werden verdienen; auch eine Anzahl anderer Staaten ahmten rasch das Rückschrittliche nach. „Je mehr in Massen gehandelt wird und geschieht, desto mehr wird das Wirken von menschlichen Gedanken erschwert sein. Und die Nationen werden ihre Irrtümer mit dem eigenen Blut bezahlen müssen" (Rahel von Varnhagen).

Wenn ich mich genötigt sehe, von den nicht wenigen Adressen, die mir von Studierenden, von Kollegen und Behörden überreicht wurden und die, selbstverständlich ohne mein Zutun, veröffentlicht wurden, die eine oder andere abzudrucken, so schäme ich mich, empfangene Lobreden wieder an die Öffentlichkeit zu bringen. Es geschieht ohne Regung von Eitelkeit — so wie wenn es einen Fremden beträfe. Kein Professor kann frei von Eitelkeit sein; sie wird gezüchtet. Aber Lobrede oder Ähnliches konnte ich nie anders als mit Unbehagen empfangen. Was ich zum Abdruck auswähle, wird indessen zur Beur-

teilung der früheren Rolle von Nichtariern an deutschen Universitäten nicht gleichgültig sein.
Als der Vorstand meiner organischen Abteilung, Prof. Pummerer, nach Greifswald übersiedelte, dachte ich für die Nachfolge zuerst an einen Schüler von Baeyer und Dimroth, der im Krieg als Offizier an der Front gestanden, Stefan Goldschmidt, Extraordinarius an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Man sagte, er sei Nichtarier, aber es bleibt zweifelhaft, ob und wieweit es zutrifft. Von Freunden dringend gewarnt, verzichtete ich auf die Berufung, da es mir nicht möglich war, ihn den Einzigen zu nennen, der in Betracht kommen konnte.
Um Ostern 1924 trat mein alter Kollege, der Zoologe und Entwicklungsforscher Richard von Hertwig von seinem Lehramt zurück. Im sorgfältig ausgearbeiteten Gutachten für seine Nachfolge war Hertwigs bedeutendster Schüler (Boveri lebte nicht mehr) Prof. Richard Goldschmidt, zweiter Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für experimentelle Biologie in Dahlem, an erster Stelle genannt. Das Gutachten besprach seine Arbeitsrichtung, die Hertwigs Lebenswerk fortführte, und nannte ihn den geeignetsten und würdigsten Fachvertreter. Aber Hertwig stand davon ab, Goldschmidt vorzuschlagen, da dieser im Begriff stehe, eine auf längere Zeit berechnete Forschungsreise anzutreten. Nach meiner Differenz mit der Fakultät machte mir Hertwig, der sehr betrübt war, einen langen Besuch. Er erklärte mir, es sei seit vielen Jahren sein Herzenswunsch gewesen, Goldschmidt zum Nachfolger zu bekommen, aber die Strömungen der Zeit machten es unmöglich. „Wir müssen doch auf die Zeit und die Straße Rücksicht nehmen." Die Begründung mit der Forschungsreise sei unrichtig gewesen; er habe sie nur mit Rücksicht auf mich gewählt.
Die eigenwilligste Persönlichkeit in der Fakultät war der bedeutende Physiker Willy Wien, der 1920 als Nachfolger Röntgens von Würzburg gekommen war, damals ein Mann von 56 Jahren. Ich hatte Grund, Wien gegenüber große Zurückhaltung zu üben. Aus ihr trat ich erst während meines Dekanats heraus, als Wien einen Ruf an die Physikalisch-Technische Reichsanstalt erhielt. Er hatte nicht den Wunsch, anzunehmen, aber er stellte so hohe private Forderungen, daß er beinahe entgegen seiner Neigung nach Berlin hätte gehen müssen. Es war meine Sache, als Dekan mich dafür einzusetzen, daß Wien gehalten werde. Diese Pflicht erfüllte ich, und ich gab mir dafür alle Mühe, zumal es damals der Fakultät nicht möglich schien, einen für München ebenso geeigneten Nachfolger zu gewinnen. Wien war sehr erfreut und dankbar und näherte sich mir, so daß unser Verhältnis sich zum Guten wandelte; es blieb auch gut, so seltsam dies scheinen mag, über meinen Rücktritt hinaus, bis zu Wiens Lebensende. Wien bestand darauf — zweimal hatte ich ihm abgesagt —, daß ich zusammen mit dem Rektor Pfeilschifter zu einer Flasche Wein zu ihm kommen müßte. Der Theologe Georg Pfeilschifter war ein liebenswerter und aufrechter Mann; er war auch noch aufrecht, als ich ihn gegen 4 Uhr auf dem Heimweg begleitete.
Im Sommer 1924 trat mein alter Lehrer und verehrter Kollege Paul von Groth, einundachtzigjährig, wegen langjähriger Altersbeschwerden, die er selbst eben zu bemerken anfing, von seiner Professur zurück. Er war der beste und vielseitigste Vertreter seines Faches in Deutschland; er beherrschte das

Wissen seiner Zeit in Mineralogie, Kristallographie, Petrographie und Lagerstättenlehre und folgte sogar noch lebhaft der letzten Entwicklung der physikalischen Kristallographie. Der Unterricht war ihm höchst wichtig, und zugleich war Groth ein ausgezeichneter Verwalter der wissenschaftlichen Sammlungen seiner Fächer in der Akademie. Seine eigentliche Aufgabe und Lebensarbeit bildeten neben der Lehrtätigkeit große Hand- und Lehrbücher. Für Groth gab es, wie er uns schon viele Jahre zuvor erklärt hatte, nur einen erwünschten und geeigneten Nachfolger, allerdings nicht aus seiner eigenen Schule, Viktor M. Goldschmidt in Oslo, der ein Sohn des angesehenen Professors der Chemie Heinrich Goldschmidt war. Der Vater hatte sich zu V. Meyers Zeit in Zürich habilitiert, wo der Sohn geboren wurde, war dann aus Neigung zur physikalischen Chemie zu van't Hoff nach Amsterdam und als Vertreter des Faches nach Heidelberg gegangen, ehe er die Chemie in Oslo übernahm. Viktor M. Goldschmidt beherrschte nicht minder breite Wissenschaftsgebiete wie Groth, aber in anderer Weise. Ihm war es gegeben, in produktiver experimenteller Arbeit tief einzudringen und in allgemein anerkannten bahnbrechenden Forschungen so große neue Gebiete zu erschließen wie die moderne Geochemie. Der Berufung Goldschmidts opponierte Wien, wenn auch nicht vor der Fakultät, so doch bei den meisten Kollegen, bei jedem einzelnen. Man sah ihn schließlich in der Akademie von Platz zu Platz gehen und die Fakultätsabstimmung vorbereiten. Er war jetzt Dekan und wußte, die Verhandlung nach seinem Sinn zu führen. Es kam nicht vor, daß Wien von Juden oder Nichtariern sprach, aber er sprach von Ausländern. Die Berufung von Goldschmidt wurde verworfen, obwohl die Fakultät außerstande war, einen andern, ähnlich geeigneten Vorschlag zu machen; das Ministerium ernannte einen nicht vorgeschlagenen, der Fakultät nicht genehmen Licealprofessor. Groth war tief unglücklich.

War die Fakultät, dazu unter den gegebenen Umständen, mit großer Majorität abgeneigt, den allein empfohlenen berühmten Gelehrten auf die Berufungsliste zu setzen, so war es, weil sie nicht einen Gelehrten von vermutetermaßen jüdischer (oder wohl teilweise jüdischer, ich weiß nichts darüber) Abstammung in ihrer Mitte haben wollte. Am Abend nach dieser Abstimmung erklärte ich meinen Rücktritt. Meine Entscheidung war, auch in wichtigen Fragen, immer rasch getroffen, in einem Augenblick des Zusammenfassens von Empfinden und Urteil. Ein großer Mann des 18. Jahrhunderts, Benjamin Franklin, empfahl die entgegengesetzte Art, einen Entschluß zu fassen, aber ich hätte sie nicht zu lernen vermocht; er beschrieb sie sorgfältig als „moral or prudential algebra". Man befaßt sich drei bis vier Tage lang damit, auf einem der Länge nach geteilten Papierbogen jedes pro auf der einen, jedes contra auf der andern Seite zu verzeichnen. Dann werden beide Konten gegeneinander abgerechnet, wobei außer der Zahl der Punkte die Qualität jedes einzelnen genau zu bewerten ist.

Meine Korrespondenz war mit Wien, dem Dekan, und mit dem Hygieniker Gruber, dem Präsidenten der Akademie und der Verwaltung der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, wozu das Chemische Institut gehörte, zu führen. Zwei meiner Briefe mögen mitgeteilt werden.

An das Dekanat. „München, den 24. Juli 1924

Euere Spectabilität bitte ich ergebenst, durch den Akademischen Senat an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus das Gesuch zu leiten, mich aus dem Bayerischen Staatsdienst zu entlassen.
Der Fakultät bin ich aufrichtig dankbar für die guten Jahre der Arbeit in ihrer Mitte, die sie mir vergönnt hat, und für sehr freundliche Beweise ihres Vertrauens. Aber ich bin neuerdings mit der Haltung der Fakultätsmehrheit in Berufungsfragen so wenig einverstanden, daß ich der Fakultät nicht mehr länger angehören kann, als es für die Besetzung meines Lehrstuhls notwendig sein wird.
Mein Entschluß ist endgültig; um die Berufung meines Nachfolgers zu erleichtern, stelle ich es aber der Fakultät und dem Staatsministerium anheim, mir die Entlassung zum Frühjahr oder zum Herbst 1925 zu gewähren.

Ehrerbietigst
gez. Willstätter."

An den Herrn Präsidenten Geheimen Rat von Gruber. „München, den 27. Juni 1924

Für Ihren geehrten, gütigen Brief vom 25. ds., dessen Darlegungen einen starken Eindruck auf mich machen, bitte ich meinen aufrichtigen Dank anzunehmen. In einem wichtigen Punkt aber wollen Sie mir erlauben, eine andere Meinung darzulegen. Ich erhebe keine Anklage gegen meine Fakultät. Es sind tiefgehende Meinungsverschiedenheiten zwischen der Fakultät und mir vorhanden, aber ich nehme mir nicht etwa heraus, zu urteilen, ich sei im Recht, und die Mehrheit, zu der mehrere meiner bedeutendsten und verehrtesten Kollegen zählen, sei im Unrecht. Vor allem bezweifle ich nicht im mindesten, daß jeder von meinen Kollegen nach bestem Ermessen und entsprechend seiner Pflichtenauffassung gehandelt hat. Eine Anzahl Kollegen aus der Fakultät hat mir erklärt, daß die letzten Berufungsvorschläge von antisemitischen Erwägungen entscheidend beeinflußt waren, und zwar in dem Sinne, den Zeitströmungen Rechnung zu tragen und Unruhe an der Universität zu vermeiden. Andere Kollegen von der Fakultätsmehrheit haben mir erklärt, nicht so sehr antisemitische Rücksichten als überhaupt Opportunitätserwägungen seien für ihr Vorgehen bei den Berufungsverhandlungen bestimmend gewesen. Diesem Standpunkt steht meine Meinung gegenüber, daß nur sachliche Umstände (Würdigung der Persönlichkeit, wissenschaftlichen Leistungen, Lehrbegabung) für die Aufstellung der Vorschlagslisten bestimmend sein sollen, und daß es den Verwaltungsbehörden überlassen bleiben soll, ihre Wahl unter den vorgeschlagenen Gelehrten unter Berücksichtigung sämtlicher Umstände zu treffen. Eine Kopie erlaube ich mir dem Herrn Dekan der philosophischen Fakultät (Sektion II) zu unterbreiten.

In ausgezeichneter Verehrung
Euer Hochwohlgeboren ergebenster
gez. Willstätter."

An einem der folgenden Abende drangen Friedr. v. Müller und Sauerbruch bei mir ein, tranken mit mir eine Flasche Rheinwein und standen um 9 Uhr auf, was bei Sauerbruch nie vorgekommen war. Aber sie gingen nicht heim, sondern sie führten mich zu meiner Überraschung in meinen Hörsaal, den meine Kollegen vom Institut, meine Assistenten und Studenten füllten. Ein Praktikant der organischen Abteilung, Helmut Firgau, Offizier z. D. der Kaiserlichen Marine, verlas und überreichte mir eine von 337 Namen unterzeichnete Adresse:

„Hochverehrter Herr Geheimrat!

In großer Sorge hat die Studentenschaft des Instituts gehört, daß Sie die Absicht haben, Ihr Amt niederzulegen. Wir alle haben daher das Bedürfnis, Ihnen unser Vertrauen, unsere Verehrung und unsere Treue zu bekunden.
Wir sehen in Ihnen, sehr verehrter Herr Geheimrat, nicht nur den großen Forscher, der mit zäher Energie in unbekannte Gebiete dringt, nicht nur den großen Lehrer, der jährlich in vielen Hunderten von Studenten Begeisterung für unsere Wissenschaft weckt und dem jeder von uns viel zu danken hat! Wir sehen vor allem in Ihnen die große und gütige Persönlichkeit, die in opferfreudiger Weise ihre ganze Kraft der Pflichterfüllung und nur dieser weiht. Wir sehen in Ihnen eine seltene Führerpersönlichkeit, zu der wir ausnahmslos als zu einem unerreichbaren Vorbild aufsehen, und wir sind tief erregt in dem Gedanken, daß Sie Ihre Führerschaft niederlegen wollen. Wir Jungen fühlen uns in dieser Zeit tiefer Erniedrigung des Vaterlandes so arm an Führern, so arm an Vorbildern, so arm an reinen, guten und großen Menschen, daß wir die wenigen nicht entbehren können, die wir haben.
Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, sind einer der wenigen, und wir bitten Sie von Herzen, das vielleicht größte Opfer Ihres Lebens zu bringen, und unser Führer zu bleiben.
Vor kurzer Zeit haben Sie uns erst gesagt, daß Sie für Ihr Wirken das Bewußtsein brauchen, vom vollen Vertrauen Ihrer Schüler getragen zu sein. Jetzt drängt es uns, hochverehrter Herr Geheimrat, Ihnen nicht nur unser rückhaltloses Vertrauen, sondern auch unsere Verehrung und das Gelöbnis unserer Treue zu bekunden.

München, 27. Juni 1924."

Die Gesinnung meiner Studenten bewegte mich tief. Ermüdet und erregt fand ich die Kraft, in einer Rede, die von mir erwartet wurde, zu antworten und dies eine Mal das zu sagen, was meine Überzeugung und meine Lehre war, nicht nur für meinen Fall, sondern für den Hochschullehrer und für die Institution der Deutschen Universität.
Ende Juli veröffentlichte die Tagespresse eine vom Rektor und Senat zur Verfügung gestellte Kundgebung:

„Verschiedene Tagesblätter haben in den letzten Tagen Mitteilungen von einer angeblichen Erklärung gebracht, die aus Kreisen der Münchner Universität an Geheimrat Willstätter gerichtet worden sei, um ihn zum Verzicht auf seinen Rücktritt zu bewegen. Hiebei handelt es sich jedoch um Auszüge aus einem Entwurf, der von einigen Professoren vorgeschlagen war, aber nicht zur Ausführung gelangt ist. Dagegen wurde folgende Kundgebung, die in anderer Fassung demselben Zweck zu dienen bestimmt ist, von der Universitätskörperschaft selbst und zwar, um ihr besonderes Gewicht zu verleihen, von Rektor und Senat, am 23. Juli einstimmig beschlossen:

Hochverehrter Herr Kollege!

Die überraschende Kunde, daß Sie sich mit dem Gedanken tragen, Ihre Wirksamkeit an unserer Hochschule aufzugeben, hat bei Rektor und Senat die Gefühle der Trauer ausgelöst. Seit Sie als würdigster Nachfolger Ihres großen Lehrers auf Grund einstimmigen Vorschlags hierher berufen wurden, haben wir uns Ihres Besitzes erfreut als des eines Forschers von Weltruf, eines begeisternden Lehrers und des zielbewußten Leiters eines unserer bedeutendsten Institute. Als die größte Hochschule des Reiches Sie für sich zu gewinnen suchte, waren Unterrichtsverwaltung, Lehrkörper und Studentenschaft einmütig in dem Bestreben, unserer Universität diesen kostbaren Besitz zu wahren. Daß es gelang, erfüllte uns mit der Hoffnung, Sie nunmehr dauernd zu erhalten. Die von Ihnen kundgegebene Absicht trifft uns auch nach der persönlichen Seite hin

überaus schwer. Denn wir sahen Sie gemeinsam mit uns in der harten Zeit des Krieges und der Folgejahre unter dem Schicksal des Vaterlandes schwer leiden, wir sahen mit innerer Freude und Bewegung, wie Sie Ihre geniale Begabung und Ihre eiserne Willenskraft dem großen Ziele widmeten, diesem Vaterlande zu dienen, indem Sie unserem Heer chemische Schutzwaffen schufen und unserer Heimat neue Lebensquellen erschlossen und durch Ihre Leistungen dem Ausland Achtung vor Deutschland und seiner Wissenschaft abzwangen, wir haben Sie, den in akademischen Vertrauensstellungen Bewährten, ob der Verbindlichkeit Ihrer Formen und der Lauterkeit Ihrer Gesinnung wahrhaft hochschätzen gelernt.
Hochverehrter Herr Kollege! All dies steht uns lebendig vor Augen. Und so bitten wir Sie in dieser Stunde dringend, sich zu einem Verzicht auf Ihre Rücktrittsabsichten bewegen zu lassen. Sie würden sich dadurch um unsere Universität ein neues Verdienst erwerben. In diesem Sinne richten wir an Sie die herzliche Bitte: Bleiben Sie der unsere!

Der Rektor:
gez. v. Kraus."

Zum Nachfolger bestimmte und gewann ich den früheren Vorstand der organischen Abteilung, Prof. Heinrich Wieland, der seit 1921 den Freiburger Lehrstuhl innehatte, den vielseitigen und bedeutendsten organischen Chemiker, der zudem als Schüler von Bayer für dieses Amt auserwählt war. Seine Berufung und Loslösung von Freiburg erforderte beinahe ein Jahr, und so lange blieb ich im Amt, die Habilitation meiner besten Schüler fördernd und die begonnenen Arbeiten so weit wie möglich zu Ende führend.
In den Tagen, in denen mein Rücktrittsentschluß — man nannte dies in Bayern „Freiresignation" — irgendwie den Weg in die Tagespresse fand, und in der darauffolgenden Zeit empfing ich auswärtige Berufungen, ein Dutzend; aber ich zog keine in Erwägung, da ich aus der Angelegenheit nicht eine Sache der Karriere oder des Stellentausches machen wollte.
Im September 1925 verließ ich das Laboratorium in der Arcisstraße, um es nie wieder zu betreten, und meine Amtswohnung. Bei meinem Abschied empfing ich sehr freundliche Adressen, worunter sich die meiner Fakultät durch kunstgewerbliche Schönheit auszeichnete. Es war eine Meisterarbeit von Fräulein Professor Anna Simons, mit Goldschrift auf Pergament geschrieben und ebenso von den Fakultätsmitgliedern unterzeichnet und in eine blaue Ledermappe eingebettet. Von meinen Münchner Kollegen ohne Ausnahme empfing ich auch in jener Zeit nur Freundlichkeit, Wohlwollen und Vertrauen. Allerdings begann die Zahl meiner Freunde bald zusammenzuschmelzen.
Heinrich Wieland gab mir Unrecht. Er schrieb mir am 30. 6. 1924, er müsse an mein Pflichtgefühl appellieren und die Toten anrufen. „Denken Sie daran, was A. Baeyer und E. Fischer zu Ihrer Absicht sagen würden!... Sie hätten die persönliche Verstimmung und Ihre Überzeugung hinter den Fachinteressen zurückstellen müssen. Es kommt auch hier vor, daß die Fakultät einen unanständigen Beschluß faßt und mich überstimmt. Dann bleibe ich einfach eine Weile weg und ziehe mich in die geschützte Burg meines Laboratoriums zurück." Und er fügte hinzu: „Sie sind auch vollständig im Unrecht mit dem, was Sie über Antisemitismus denken. Es gibt in Deutschland überhaupt keinen Antisemitismus von irgendeiner Erheblichkeit."

Das Gegenteil hinsichtlich meines Entschlusses schrieb mir am gleichen Tag aus Prien am Chiemsee der achtzigjährige große Nationalökonom Lujo Brentano in eindringlichen Worten.

Enttäuschend war Carl Duisbergs Verhalten. „Ich muß Ihnen mitteilen, daß das Ausscheiden eines Juden von einer so wichtigen Stellung in weiten Kreisen Deutschlands, mit denen ich in Berührung komme, die größte Freude und Befriedigung ausgelöst hat." Später einmal erkundigte sich Duisberg bei Sauerbruch: „Was macht eigentlich der Willstätter? Ist er völlig gebrochen?" Sauerbruch, dem ich die Verantwortung für die unakademische Ausdrucksweise überlassen muß, erwiderte: „Nein, er ist quietschvergnügt."

In der Zeit nach meiner Resignation machte mir manchmal an Abenden der Psychiater Kräpelin einen Besuch, der in meinem letzten Lehrerjahr mein Kolleg hörte. Er hatte sich emeritieren lassen, um sich den Vorarbeiten für das Kaiser-Wilhelm-Institut für Psychiatrie zu widmen, das er mit Stiftungen des New Yorker Bankiers James Loeb, der nach München und Murnau übergesiedelt war, und der Rockefeller-Foundation errichtete. Darüber besprach er sich gerne mit mir bis ins Einzelne. Die Fertigstellung der Forschungsanstalt sollte er leider nicht mehr erleben. Kräpelin meinte: „In der Sache haben Sie recht. Aber Sie sind keine Kampfnatur. Sie hätten bleiben und alle andern hinauswerfen sollen." Kräpelin erschien seinen Kollegen und den Studenten und manchen Kranken als ein verschlossener, sogar harter Mann. Aus den nach seinem Tode veröffentlichten Gedichten lernte man ihn besser kennen. Wer von uns hätte nicht außer seiner boutique auch eine arrière-boutique? Mir erzählte Kräpelin, Mensch sei er gewesen, wirklich gelebt habe er in den vielen Monaten, die er jeweils ganz zurückgezogen in seinem Landhaus zu Stresa am Lago Maggiore verbrachte.

Wenn ich in der Folgezeit manchmal mit Heinrich Wieland über die reißenden neuen Strömungen sprechen wollte, zog er es vor, mir lachend das Gleichnis von dem Manne zu erzählen, der einem Freund sein Leid klagte, er habe in seinem Keller Hühner gehalten, aber eines Tages sei eine Wasserröhre geplatzt und eine Überschwemmung erfolgt, so daß die Hühner alle ertranken. „Enten hätten Sie halten sollen", bemerkte der Freund.

Bald nach meinem Auszug von der Arcisstraße besuchte mich der Unterrichtsminister Dr. Matt, mit dem ich in angenehmer Beziehung stand. Er war ein guter Pfälzer; die frühe Vormittagsstunde hielt ihn nicht davon ab, meinem Ruppertsberger Hoheburg Ehre zu erweisen. „Sie haben jetzt Ihren Willen durchgesetzt und nicht einmal das Ihnen zugedachte Ruhegehalt oder eine Dienstwohnung angenommen. Nun können Sie wirklich in einer Kleinigkeit nachgeben. Sie sollen in der Fakultät bleiben. Tun Sie es mir zu Gefallen!" Daraufhin erging folgende Verfügung des Ministers (vom 10. Dezember 1925) an den Senat: *(1941)*

„Auf den übereinstimmenden Antrag des Senats und der philosophischen Fakultät, II. Sektion, werden dem auf Ansuchen aus dem Staatsdienst entlassenen ord. Universitätsprofessor Geheimen Rat Dr. Willstätter die akademischen Rechte eines ordentlichen Professors hinsichtlich der Teilnahme an den festlichen Veranstaltungen der Universität und an den Sitzungen der philosophischen Fakultät, II. Sektion, ausnahmsweise vorbehalten. gez. Dr. Matt."

KARL VOSSLER

Ansprache an die im Korporationsausschuß vereinigten studentischen Verbindungen

Meine Herren,

ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen eine Frage vorzulegen, die für die Universität nicht unwichtig ist; denn die ganze Öffentlichkeit ist gelegentlich unserer Jahrhundertfeier darauf aufmerksam geworden. Der Korporationsausschuß hat bis jetzt die jüdischen und die paritätisch christlich-jüdischen Korporationen von sich und damit von den allgemeinen Veranstaltungen der inkorporierten Studentenschaft ausgeschlossen. Meine Frage lautet, ob das so bleiben soll? Der Korporationsausschuß kann in diesen Dingen beschließen wie er will. Es liegt mir ferne, mich in die Angelegenheiten der Herren einzumischen. Wohl aber ist es meine Pflicht, Sie über die Folgen Ihrer Maßnahmen, sofern sie das Wohl der Universität betreffen, zu unterrichten. Die Folgen waren zunächst Kritiken, Proteste und Herabwürdigungen des Geistes der angeblich an unserer Universität herrschen solle, von seiten der links stehenden Presse. Es kann heutzutage der Universität nicht gleichgültig sein, wie sie in der öffentlichen Meinung dasteht, denn sie braucht Geldbeiträge aus den Kreisen der Zeitungsleser. Die Mittel des Staates reichen nicht mehr für alle Bedürfnisse aus. Geld gibt man in der Regel nur einem Menschen, einer Körperschaft, einer Anstalt, die man achtet. Die Gefahr, daß unsere Universität von einem sehr großen und einflußreichen Teil der Presse verächtlich gemacht wird, besteht heute tatsächlich. Es ist meine Pflicht als Rektor, Sie mit diesem Sachverhalt bekannt zu machen. Ich darf Ihnen daher nicht verheimlichen, daß die Werbungen unserer Universitätsgesellschaft zur Jubiläumsstiftung bei den meisten jüdischen Firmen diesmal auf ein geschlossenes Nein gestoßen sind: immer mit dem Hinweis begründet, daß die jüdischen Studenten an der Münchener Universität zurückgesetzt und nicht als gleichberechtigte behandelt werden. Demnach kann man sich ungefähr ausdenken, daß das Verhältnis des Korporationsausschusses unserer Universität eine Summe gekostet hat, die ein Vielfaches von den Auslagen unseres ganzen Jahrhundertfestes darstellen dürfte...

Sie, meine Herren, werden erwidern, daß Ihnen das völlig gleichgültig ist, und daß Sie Ihre Stimme nicht verkaufen. Dies sollen Sie auch nicht tun. Nicht um des Geldes willen sollen Sie die jüdischen Kommilitonen in Ihren Kreis aufnehmen. Ich wäre der erste, Ihnen diesen Beweggrund zu widerraten. Für uns Akademiker ist die Ehre mehr Wert als das Geld. Damit komme ich zum Kern der Sache: nämlich, ob es sich mit der Ehre eines Studenten verträgt, die jüdischen Kommilitonen auf die Seite zu drängen und zwar von den jüdischen Kommilitonen gerade diejenigen, die sich als deutsche Juden fühlen, den Lebensstil des deutschen Studenten anstreben, mitmachen und bei unseren Festen mit Fahne, Schläger und Wichs dabei sein möchten.

In den Satzungen der von Ihnen ausgeschlossenen frei schlagenden Verbindung Thuringia heißt § 1: „Die Verbindung hat den Zweck, studentische Sitte und wissenschaftlichen Geist, deutsche Gesinnung und konfessionelle Toleranz unter ihren Mitgliedern zu pflegen." Die „Vereinigung jüdischer Akademiker", die Verbindungen Jordania und Licaria, die sich insbesondere die Pflege jüdischer Gesinnung angelegen sein lassen, wollen zugleich zu studentischer Gesinnung, studentischer Geselligkeit und zu studentischen Umgangsformen ihre Angehörigen erziehen. Liegt nicht in diesem Willen, zu uns zu gehören und auch am äußeren Schmuck unserer Feste teilzunehmen, etwas Verbindendes? Mir fallen dabei jene tapferen Juden von 1914 ein, die mit uns hinausgezogen und für Deutschland gefallen sind. Eine der von Ihnen ausgeschlossenen Verbindungen hat 22 Tote zu verzeichnen. Wir haben uns dieses Opfer und diese Hilfe gefallen lassen, wie wir es uns im Frieden gefallen lassen, daß z. B. unser psychiatrisches Forschungsinstitut zu einem sehr großen Teil von einem Juden finanziert wird, daß hervorragende Forscher und Denker, um nur unseren Richard Willstätter zu nennen, eine führende Rolle in der deutschen Wissenschaft übernehmen. Ja, wir haben es uns gefallen lassen müssen, denn diese und ähnliche Dinge werden dem deutschen Volk zuteil, ungebeten, wie Sonne und Regen. Die ganze deutsche Kultur östlich unserer Reichsgrenzen wäre vielleicht längst zusammengesunken und vom Slaventum überschwemmt worden, wenn nicht das Judentum für deutsche Sprache und deutsche Geistesart dort einstände.

Sie werden nun einwenden, meine Herren, daß trotz allem der Jude ein Fremder sei und für den Deutschen fremde Rasse, fremdes Volk. Von der Rasse lassen Sie mich schweigen, denn dies ist ein zoologisches, kein humanes Argument, und wer sich im menschlichen Tierreich zu bewegen wünscht, der mag immerhin sich vor den Juden verschließen, als vor einer Tiergattung, die seiner Tiergattung schädlich ist. Aber eine Universität ist keine Menagerie. — Es bleibt der Gesichtspunkt zu würdigen, daß der Jude im menschlichen Sinne uns als Fremdling gelten solle. Nun wohl, dann ist er unser Gast, und einem Gast pflegt der gebildete, auf gute Sitte bedachte Mensch mit ganz besonderer Freundlichkeit zu begegnen. Mich dünkt es unfein, einem Gast, der mit freundlicher Absicht anklopft, die Türe zu weisen.

Man könnte aber auch die Auffassung vertreten, daß gerade die jüdischen Kommilitonen, die hier und heute in Frage stehen, keine Fremden sondern Deutsche sind, sofern sie deutsche Sprache, Sitte, Denkart und Gesinnung pflegen, und daß wir sie als Mitbürger, Bundesgenossen und Freunde der deutschen Sache zu betrachten haben.

Meine Herren, ich will diese Apologie des akademischen Judentums nicht weitertreiben, denn in der Regel sind die Juden in ihrer Selbstverteidigung emsig und fähig genug und gehen darin manchmal weiter als gut ist. So könnte auch meine Verteidigung vielleicht nur Ihren Widerspruch herausfordern, und ich würde durch weiteren Nachdruck dieser ganzen Angelegenheit des Korporationsverbandes und des Chargierens bei unseren Festen eine übertriebene Bedeutung verleihen. Im Grunde handelt es sich ja lediglich um eine gesellschaftliche Formfrage. Sie, meine Herren, werden selbst nicht glauben, daß

Sie, durch Ausschließung der Juden vom Chargieren, etwa unsere Universität oder unser Volk vor einer bedrohenden Überfremdung bewahren, oder auch nur den geringfügigsten deutschen „Belang“ verteidigen. Das Ganze ist eine Äußerlichkeit, ähnlich wie die Frage der zwei Reichsflaggen, an und für sich bedeutungslos, jedoch höchst gefährlich, sobald man sich darauf versteift. Es ist schon einmal ein Riese an einer Buttersauce erstickt.

Mein Rat wäre, die Türen zu öffnen, niemanden auszuschließen. Mit einer einzigen freundlichen Gebärde könnten Sie, meine Herren, eine alte und täglich wachsende Verstimmung und Verbitterung und ein Ärgernis, mit dem gegen unsere Alma mater gehetzt wird, aus der Welt schaffen. Sie werden nicht leicht wieder Gelegenheit finden, mit so geringer Mühe unserer Universität einen so großen Dienst zu erweisen.

Meine Herren, bei der Jahrhundertfeier haben die studentischen Korporationen durch ihr Mitwirken die Farbigkeit und großartige Festlichkeit des Bildes in eindrucksvollster Weise gesichert und erhöht. Ich als Jubiläumsrektor bin Ihnen für Ihre freudige und wirkungsvolle Hilfe außerordentlich dankbar und freue mich, Ihnen heute persönlich zu danken. Alle Welt hat sich gefreut an der Art, wie die Studentenschaft im Fackelzug, Festzug, auf der Bühne und bei dem Kommers in Erscheinung getreten ist. Ich bin der Letzte, den Wert des dekorativen Momentes bei akademischen Festen zu unterschätzen. Wenn aber das Festbild auf einer Ungerechtigkeit steht, freut es mich nicht mehr, und ich müßte bei unseren nächsten Feierlichkeiten den studentischen Schmuck der Chargierten ablehnen, wenn er nicht anders als um den Preis einer Ungerechtigkeit zu haben wäre[1]). *(1926)*

---

[1]) Daraufhin hat der Korporationsausschuß, da sich zur Aufnahme der ausgeschlossenen Verbindungen die Stimmen nicht einigen konnten, beschlossen, daß bis auf weiteres bei gemeinsamen akademischen Feiern nicht mehr chargiert werden solle und daß der Korporationsausschuß aufzulösen sei.

THOMAS MANN

Aus „München als Kulturzentrum"

Es gibt ein beliebtes Klischee, meine geehrten Zuhörer, mit welchem namentlich bei offiziellen Anlässen in letzter Zeit oft gearbeitet wurde und wonach sich Norden und Süden dadurch unterscheiden und ergänzen, daß dort oben die Verstandeswerte herrschen, hier unten aber das Gemüt. Man sollte diese unzulängliche Antithese nicht gar so eifrig pflegen. Denn erstens gibt es im deutschen Norden so viel Gemüt wie im Süden; das blaue Auge des Nordens kennt den Schimmer des Gefühls sogar besser, als das braune des Südens, der Süden ist alles in allem härter als der Norden, das Umgekehrte ist ein vulgärer Irrtum. Zweitens aber kann das Gemüt, wie gerade heute alles liegt und steht, wenn es nicht von einem guten Verstande kontrolliert wird, zu einer großen Gefahr, einer Weltgefahr werden. Der Mord an Walther Rathenau, der tun wollte, was heute mit der Zustimmung aller nicht ganz Verbohrter doch geschehen muß, war auch eine Tat des Gemütes; nur war sie hirnverbrannt. Und wenn eines Tages Europa sich selber umgebracht haben wird, so wird auch das ein Selbstmord aus tiefstem Gemüt gewesen sein. Leider ist es beinahe an dem, daß, wer in Deutschland Spuren von Gescheitheit an den Tag legt, sogleich für einen Juden gehalten wird und damit denn also erledigt ist. Und doch war Geringschätzung der Gescheitheit selten weniger am Platze als heute. Die Werte haben ihre Stunde, meine geehrten Zuhörer, sie sind nicht immer gleich viel wert. Gescheitheit, was die Irrationalisten und Mystiker auch sagen mögen, ist heute ein Lebenswert ersten Ranges, und es ist ein Zeichen äußerst intelligenter Einsicht in diese Wahrheit, daß Bernhard Shaw soeben den großen schwedischen Preis erhielt.

Gemüt und „Mir san gsund!" — damit allein wird München seine Stellung in der Welt nicht halten oder nicht zurückgewinnen, auch als Kunststadt nicht. Kunst kommt freilich nicht aus Gescheitheit, sondern aus innigeren Tiefen, aus größeren sogar, als diejenigen meinen, die sie bloß für Natur halten: von dort nämlich, wo Natur und Geist nur Eines sind. *(1927)*

CHAIM WEIZMANN

Am Vorabend des Verhängnisses

Ich war zufällig in Palästina, als der erste Strom deutscher Einwanderer ankam. Da waren sie nun, diese deutschen Juden, die an ein regelmäßiges und sicheres Leben gewöhnt waren, die meist ein solides Geschäft besessen oder einen festen Beruf ausgeübt hatten, die soziale Erdbeben dieser Art, die für das osteuropäische Judentum etwas Alltägliches waren, gar nicht kannten. Daher fehlte ihnen die Anpassungsfähigkeit und Wendigkeit der russischen und polnischen Juden; sie hielten starrer an ihren Sitten und Gewohnheiten fest und nahmen sich ihr Unglück — das 1932/33 noch den alten russischen Austreibungen ähnelte, da die bestialische Einrichtung der Gaskammern noch nicht bestand — viel mehr zu Herzen.

Ich hatte sie auch in Deutschland gesehen, als das Verhängnis schon über ihnen schwebte, und ich erinnere mich mit besonderer Deutlichkeit daran, wie ich 1932 im Dezember spät abends in München von Willstätters Wohnung zu meinem alten Freund Eli Straus ging. Straus war Zionist und gehörte ungefähr meiner Generation an. Er war das Haupt der Münchner jüdischen Gemeinde und ein vornehmer, aufrechter Mann. Obwohl er sehr krank war — er hatte Kehlkopfkrebs, was er natürlich nicht wußte —, bestand er darauf, aufzustehen, mich, so gut es ging, angekleidet zu empfangen und zu Tisch zu bitten. Alle meine Versuche, ihn davon abzuhalten, waren vergeblich. Nicht nur, daß er die ganze Mahlzeit durchhielt, während ich mit großer Sorge beobachtete, wie er die Speisen zu schlucken versuchte, wollte er, trotz aller Qualen, auch mit mir über die Gefahren sprechen, die das Judentum in Deutschland und in der ganzen Welt bedrohten.

Nach dem Essen kamen einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde, und selten in meinem Leben habe ich einen so trostlosen Abend erlebt. Unser Gastgeber war offensichtlich ein sterbender Mann und sein Zustand war symbolisch für die Lage des deutschen Judentums im allgemeinen und der jüdischen Gemeinde Münchens im besonderen. Man bestürmte mich mit Fragen: Was ich von der Lage hielte? Ob sie wirklich so schlimm sei, wie man im Augenblick geneigt sei sie anzusehen? Würde England seine schützende Hand über die Verfolgten halten? Ich vermochte nicht, sie zu trösten, denn die Anzeichen für das, was man später „Befriedung" nannte, lagen schon in der Luft. Es war herzzerreißend, wie diese Männer, die fühlten, daß der Sturm über sie hereinbrach, sich verzweifelt nach Hilfe und Beistand umsahen. Alles Männer, die es zu etwas gebracht hatten, die eine Rolle im öffentlichen Leben Deutschlands spielten und die ihren Beitrag zur Größe und zum Wohlstand ihres Landes geleistet hatten. Als ich von ihnen schied, wußte ich, ich hatte Eli Straus und auch die jüdische Gemeinde in München zum letztenmal gesehen. Die Tränen standen den Männern in den Augen, als ich fortging. Alles, was ich in diesem Augenblick herausbrachte, war: „Gott möge Euch beschützen!" *(1948)*

Industrie- und Handelskammer München

Verzeichnis jüdischer Kammermitglieder, 1932/33

(Gesamtzahl der Kammer-Mitglieder: 45)

Vertreter des Großhandels:

Einstein, Adolf, Komm.-Rat (Teilhaber der Firma Billigheimer & Einstein, Bettfedernfabrik)

Levi, Bruno (Teilhaber der Firma Holl & Cie., Metallgroßhandlung),

Lichtenauer, Justin (Textilvertretung),

Weinberger, Richard, Komm.-Rat (Teilhaber der Firma Herzog & Meyer, Bankgeschäft),

Weinmann, Max, Geh. Komm.-Rat, Dän. Generalkonsul (Inhaber der Firma D. M. Neuburger, Seiden-, Besatz- und Kurzwarengroßhandlung),

Vertreter der Industrie:

Wassermann, Dr. Ludwig, Komm.-Rat (Max Wassermann, Spiritusraffinerie und Essigspritfabrik).

Vertreter des Einzelhandels:

Stern, Nathan, Komm.-Rat (Mitinhaber der Firma Gerstle & Löffler G. m. b. H., Spezialhaus für Mode und Wäsche).

Verzeichnis jüdischer Handelsrichter, 1932/33

(Gesamtzahl der Handelsrichter: 53)

Aufhäuser, Martin, Geh. Komm.-Rat (Firma H. Aufhäuser, Komm.-Ges.),

Drey, Dr. Paul (Kunst- und Antiquitätenhändler in Firma A. S. Drey)

Fraenkel, Heinrich (Teilhaber der Firma A. Fraenkel, Wollgroßhandlung),

Gorlitt, Dr. jur. Robert

Gutmann, Ernst (Vorstands-Mitglied der Firma H. & J. Gutmann, Akt.-Ges.),

Helbing, Hugo, Geh. Komm.-Rat (Inhaber der Firma Hugo Helbing)

Kaula, Friedrich, Komm.-Rat (II. Vorstand der München-Dachauer Papierfabrik AG.)

Lehmann, Leopold, Fabrikbesitzer

Lichtenauer, Justin, Kaufmann

Wassermann, Dr. Ludwig, Komm.-Rat (Firma Max Wassermann, Spiritusraffinerie und Essigfabrik)

Wassermann, Dr. Paul Fr. (Teilhaber der Firma Millykerzen- und Seifenfabrik),

Zeckendorf, Emil, Komm.-Rat und Konsul (Inh. der Firma Bauer & Zeckendorf).

Münchner jüdische Zeitschriften

№ 9.4 — 1. Jahrgang.

Münchener Israelitische Woche

Organ für die Gesamtinteressen des Judentums.

München, den 30. Dezember 1904.

Zwiesprache

Zeitschrift jüdischer Jugend, München.

Schriftleitung: Rose HELLER – Hans LAMM – Fritz ROSENTHAL.

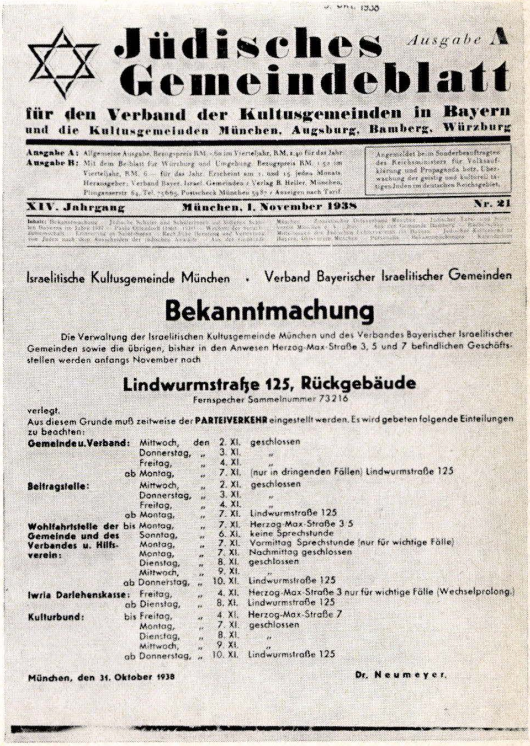
München, 15. Januar 1933, Heft 1.

Das Jüdische Echo

INHALT:

München, 6. Januar 1933 — 20. Jahrgang

„Das Jüdische Echo“
und „Zwiesprache“
stellten im Januar 1933
ihr Erscheinen ein



Jüdisches Gemeindeblatt — Ausgabe A

für den Verband der Kultusgemeinden in Bayern und die Kultusgemeinden München, Augsburg, Bamberg, Würzburg

XIV. Jahrgang — München, 1. November 1938 — Nr. 21

Israelitische Kultusgemeinde München · Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden

Bekanntmachung

Die Verwaltung der Israelitischen Kultusgemeinde München und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden sowie die übrigen, bisher in den Anwesen Herzog-Max-Straße 3, 5 und 7 befindlichen Geschäftsstellen werden anfangs November nach

Lindwurmstraße 125, Rückgebäude

Fernsprecher Sammelnummer 73216

verlegt.

Aus diesem Grunde muß zeitweise der **PARTEIVERKEHR** eingestellt werden. Es wird gebeten folgende Einteilungen zu beachten:

Gemeinde u. Verband:	Mittwoch,	den 2. XI.	geschlossen
	Donnerstag,	„ 3. XI.	„
	Freitag,	„ 4. XI.	„
	ab Montag,	„ 7. XI.	(nur in dringenden Fällen) Lindwurmstraße 125
Beitragstelle:	Mittwoch,	„ 2. XI.	geschlossen
	Donnerstag,	„ 3. XI.	„
	Freitag,	„ 4. XI.	„
	ab Montag,	„ 7. XI.	Lindwurmstraße 125
Wohlfahrtsstelle der Gemeinde und des Verbandes u. Hilfsverein:	bis Montag,	„ 7. XI.	Herzog-Max-Straße 3 5
	Sonntag,	„ 6. XI.	keine Sprechstunde
	Montag,	„ 7. XI.	Vormittag Sprechstunde (nur für wichtige Fälle)
	Montag,	„ 7. XI.	Nachmittag geschlossen
	Dienstag,	„ 8. XI.	geschlossen
	Mittwoch,	„ 9. XI.	„
	ab Donnerstag,	„ 10. XI.	Lindwurmstraße 125
Iwria Darlehenskasse:	Freitag,	„ 4. XI.	Herzog-Max-Straße 3 nur für wichtige Fälle (Wechselprolong.)
	ab Dienstag,	„ 8. XI.	Lindwurmstraße 125
Kulturbund:	bis Freitag,	„ 4. XI.	Herzog-Max-Straße 7
	Montag,	„ 7. XI.	geschlossen
	Dienstag,	„ 8. XI.	„
	Mittwoch,	„ 9. XI.	„
	ab Donnerstag,	„ 10. XI.	Lindwurmstraße 125

München, den 31. Oktober 1938 — Dr. Neumeyer.

Die „Bayerische Israelitische
Gemeindezeitung“
mußte ihren Namen ändern,
durfte jedoch noch bis zum
November 1938 erscheinen.
Ihre letzte Ausgabe
meldet den zwangsweisen Umzug
der Gemeindebüros

OUR WAY
אונדזער
וועג
עתון לנוער העולה
OUR WORD
WEEKLY NEWSPAPER
JEWISH NEWSPAPER
JIDISZE
CAJTUNG
D.P. Express
FUN JIDISZN LEBN
פתח
עתון התנועה
IBERGANG
Organ fun Pojlisze Jidntum in Dajczland
Dos Fraje Wort
JIDISZER LAGER FERNWALD bei WOLFRATSHAUSEN
BAMIDBAR
Wochncajtung
DER MORGN
THE MORROW
LAGER-BULLETIN
BAD REICHENHALL
נוחם
המר ינה
להבות

ALBERT EINSTEIN

Briefwechsel mit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

München, den 8. April 1933

Euer Hochwohlgeboren!

Sie haben in Ihrem Schreiben an die Preußische Akademie der Wissenschaften Ihren Austritt mit den in Deutschland gegenwärtig herrschenden Zuständen motiviert. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die Sie vor einigen Jahren zum korrespondierenden Mitglied gewählt hat, ist ebenfalls eine deutsche Akademie, mit der Preußischen und den sonstigen Akademien in enger Solidarität verbunden, so daß Ihre Trennung von der Preußischen Akademie der Wissenschaften nicht ohne Einfluß auf Ihre Beziehungen zu unserer Akademie bleiben kann.

Wir müssen Sie daher fragen, wie Sie nach dem, was zwischen Ihnen und der Preußischen Akademie vorgegangen ist, das Verhältnis zu unserer Akademie auffassen?

Das Präsidium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Le Coq-sur-Mer, den 21. April 1933.

Ich habe den Rücktritt von meiner Stellung an der Preußischen Akademie damit begründet, daß ich unter den obwaltenden Umständen weder deutscher Bürger sein, noch in einer Art Abhängigkeitsverhältnis zu dem preußischen Unterrichtsministerium stehen wolle.

Diese Gründe würden an und für sich eine Lösung meiner Beziehungen zur Bayerischen Akademie nicht bedingen. Wenn ich trotzdem wünsche, daß mein Name aus der Liste der Mitglieder gestrichen wird, so hat dies einen anderen Grund: Akademien haben in erster Linie die Aufgabe, das wissenschaftliche Leben eines Landes zu fördern und zu schützen. Die deutschen gelehrten Gesellschaften haben aber — soviel mir bekannt ist — es schweigend hingenommen, daß ein nicht unerheblicher Teil der deutschen Gelehrten und Studenten sowie der auf Grund einer akademischen Ausbildung Berufstätigen ihrer Arbeitsmöglichkeit und ihres Lebensunterhaltes in Deutschland beraubt wird. Einer Gesellschaft, die — wenn auch unter äußerem Druck — eine solche Haltung einnimmt, möchte ich nicht angehören.

Albert Einstein

◀ *Publikationen der befreiten Juden nach dem Zweiten Weltkrieg*

ALFRED NEUMEYER

Brief an Franz von Epp

München, den 31. März 1933.

An
Seine Exzellenz Herrn Ministerpräsident General von Epp
München

Wir legen schärfste Verwahrung ein gegen die ungeheuerlichen Anschuldigungen, die gegen uns deutsche Juden erhoben werden. Wir haben nicht das geringste zu tun mit den Machenschaften, die gewisse Elemente im Ausland gegen Deutschland zu unternehmen suchen.
Wir legen aber auch nachdrücklich Verwahrung ein gegen den Kampf, der jetzt gegen uns geführt wird. Wir deutschen Juden haben stets für Deutschland gearbeitet, viele Tausende von uns haben im Krieg ihr Leben für Deutschland geopfert, das Wohl des Vaterlandes war uns stets die höchste Aufgabe. Wir können und wollen den Maßnahmen, die sich gegen uns wenden, nicht mit äußeren Mitteln entgegentreten. Aber wir werden sie standhaft ertragen im Bewußtsein, daß uns schweres Unrecht geschieht. Der göttliche Herrscher der Welt wird uns die Kraft dazu geben. Wir beten zu ihm, daß er unseren deutschen Volksgenossen bald die Einsicht schenken möge, daß der Weg zum großen Ziel des nationalen Wiederaufbaues Deutschlands nicht über die Unterdrückung der Juden geht.

In tiefer Ergebenheit
Der Präsident
des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden
Dr. Neumeyer.

Anzeige des Oberstaatsanwalts der Ermordung des RA. Strauß (München)

Staatsanwaltschaft bei dem
Landgerichte München II.

München, den 1. Juni 1933

Aktenzeichen: G 927 / 33.

An den

Herrn Generalstaatsanwalt bei dem
Oberlandesgerichte München.

Betreff:

Ableben des Schutzhaftgefangenen Dr. Alfred Strauß im Konzentrationslager Dachau.

Am 24. Mai 1933 wurde der 30 Jahre alte ledige Rechtsanwalt Dr. Alfred Strauß aus München, der sich als Schutzhaftgefangener im Konzentrationslager Dachau befand, bei einem Spaziergang, den ihm der Lagerarzt verordnet hatte, außerhalb des umzäunten Teiles des Lagers von dem ihn begleitenden SS-Mann Johann Kantschuster durch 2 Schüsse aus einer Pistole getötet. Kantschuster gibt folgende Schilderung: Er selbst habe austreten müssen; Strauß sei weiter gegangen. Plötzlich sei Strauß weggesprungen, um in das etwa 6 m vom Saum weg entfernte Gebüsch zu gelangen. Als er dies gemerkt habe, habe er dem Flüchtenden aus einer Entfernung von etwa 8 m 2 Schüsse nachgesandt, worauf Strauß tot zusammengebrochen sei.
Noch am 24. 5. 1933 fand richterliche Ortsbesichtigung statt. Die Leiche des Strauß lag am Rande des Gehölzes. An den Füßen waren Lederpantoffel. Während der eine Fuß mit einem Socken bekleidet war, war der andere bloß, offenbar wegen einer Verletzung an diesem Fuß. Anschließend an die Ortsbesichtigung wurde die Leichenschau durchgeführt. Am Hinterkopfe der Leiche wurden 2 Einschüsse festgestellt. Außerdem wies der Leichnam mehrere Blutunterlaufungen und offene Wunden auf. Es wurde richterliche Leichenöffnung angeordnet, die am 26. 5. 33 vorgenommen wurde. Nach dem vorläufigen Gutachten ist der Tod eingetreten durch Gehirnlähmung infolge eines Durchschusses und eines Steckschusses in die rechte Hirnhälfte. Es wurden festgestellt ältere Striemen in der rechten Lenden- und Gesäßgegend, sowie Durchblutungen in den linken Bauchdecken. Ferner ergab die Richtung der Schußkanäle, daß die Schüsse von hinten unten, schräg nach rechts oben abgegeben wurden. Aus welcher Entfernung sie abgegeben wurden, konnte durch die Sektion nicht geklärt werden, vielmehr sind zu diesem Zwecke chemische und mikroskopische Untersuchungen notwendig.
Ich habe heute gegen Kantschuster die öffentliche Anklage wegen Mordes erhoben und die Eröffnung und Durchführung einer gerichtlichen Voruntersuchung sowie Antrag auf Erlassung eines Haftbefehls gegen ihn gestellt.

Der Oberstaatsanwalt:
Wintersberger

MICHAEL VON FAULHABER

Aus den Adventspredigten „Judentum — Christentum — Germanentum"

Die deutschen Klassiker haben die Hl. Schrift des Alten Testamentes in Ehren gehalten. Biblische Klänge finden sich bereits in den ältesten Stücken der deutschen Literatur, im Rolandslied, im Lied vom hl. Gral, im Parzival des Wolfram von Eschenbach. Im Wessobrunner Gebet aus dem 9. Jahrhundert, in Freidanks „Bescheidenheit" und anderen Stücken der deutschen Spruchdichtung beobachten wir gedankliche Anleihen und wörtliche Anklänge an die alttestamentlichen Weisheitsbücher. Walter von der Vogelweide und andere Minnesänger waren mit der vorchristlichen Bibel vertraut. Vollends in der Blütezeit der deutschen Literatur Klopstock, der Sänger der Messiade, Herder, der Lobredner der hebräischen Dichtkunst, und Goethe, der nicht von dem religiösen Geist, aber von der Schönheit der biblischen Sprache angezogen wurde, der in seinem „Faust" den Eingang zum Buche Job nachdichtete und einmal die Hl. Schrift mit dem Schleier der Veronika verglich: „Wie auf jenes Tuch der Tücher sich des Herren Antlitz drückte, so auch mich das Buch der Bücher oft in tiefster Brust entzückte." Auch in neuzeitlichen Bühnenstücken und Mysterienspielen und Prosawerken finden sich viele Nachdichtungen des Alten Testamentes, wenngleich dabei, wie in Hebbels Judith, zuweilen nur der Buchstabe, nicht der Geist der Bibel übernommen wurde. Wir müßten unsere deutschen Klassiker Lügen strafen, wollten wir das Alte Testament mißachten und aus den Schulen und Volksbüchereien verbannen. Wir müßten aus dem Wortschatz der deutschen Sprache viele Ausdrücke ausstreichen. Wir dürften nicht mehr von der verbotenen Frucht und der himmelschreienden Sünde reden, nicht mehr vom kleinen Benjamin und keuschen Josef, nicht mehr von der ägyptischen Finsternis und babylonischen Verwirrung, nicht mehr vom Ölzweig des Friedens und vom Sündenbock. Wir müßten die Geistesgeschichte unseres Volkes verleugnen. Halten wir die Hl. Schrift des Alten Testaments in Ehren!

Es ist eine kulturgeschichtliche Tatsache: Bei keinem andern Volk des vorchristlichen Altertums findet sich eine so große Zahl von geistig hochragenden Männern, die mit ihrem Wort und ihrer ganzen Persönlichkeit für die religiöse Ordnung ihres Volkes sich einsetzten, wie beim altbiblischen Volk. Bei keinem andern Volk findet sich eine solche Schriftenreihe, worin so klar, so bestimmt, so einheitlich die Grundwahrheiten des religiösen Lebens dargeboten werden, wie im mosaischen Fünfbuch mit seinen kindlich schönen biblischen Geschichten, in den Büchern Samuels und der Könige mit ihrer klassischen Erzählungskunst (unsere Germanisten mögen sich davon überzeugen), in den Büchern der Chronik mit ihren liturgischen Vorschriften, im Buche Job mit der großen Leidensfrage, in den Psalmen mit den seelentiefen Gebeten, in den Weisheitsbüchern mit ihrer Lebenskunde, in den Büchern der vier großen und zwölf

kleinen Propheten mit ihren Volkspredigten, in den Makkabäerbüchern, in denen das alte Heldentum des Glaubens noch einmal aufleuchtet. Heute, da Geschichte und Schriftentum der anderen Völker der vorchristlichen Geschichte erforscht sind, kann die Religionswissenschaft Vergleiche ziehen, und sie wird dem Volk am Jordan das Zeugnis ausstellen: Du hast sie alle durch deine religiöse Höhenlinie übertroffen, du hast unter allen Völkern der alten Zeit die höchsten religiösen Werte geboten. *(1933)*

ERICH KÄSTNER

Aus der Rede „Über das Verbrennen von Büchern"

Die Geschichte des Geistes und des Glaubens ist zugleich die Geschichte des Ungeistes und des Aberglaubens. Die Geschichte der Literatur und der Kunst ist zugleich eine Geschichte des Hasses und des Neides. Die Geschichte der Freiheit ist, im gleichen Atem, die Geschichte ihrer Unterdrückung, und die Scheiterhaufen sind die historischen Schnitt- und Brenn-Punkte. Wenn die Intoleranz den Himmel verfinstert, zünden die Dunkelmänner die Holzstöße an und machen die Nacht zum Freudentag. Dann vollzieht sich, in Feuer und Qualm, der Geiselmord an der Literatur. Dann wird aus dem „pars pro toto" das „ars pro toto"...
Und Heinrich Heines Verse aus dem „Almansor" „Dort, wo man die Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen", galten zwar den spanischen Autodafés und wurden dennoch zur Prophezeiung.
Das blutige Rot der Scheiterhaufen ist immergrün...

*

Die Feuer brannten. Auf dem Opernplatz in Berlin. Auf dem Königsplatz in München. Auf dem Schloßplatz in Breslau. Vor der Bismarcksäule in Dresden. Auf dem Römerberg in Frankfurt. Sie loderten in jeder deutschen Universitätsstadt. Die Studenten hielten in brauner Uniform die Ehrenwache. Die Sturmriemen unterm akademischen Kinn. In Berlin hatten sie sich vor der Universität und der Bibliothek aufgebaut, sahen zum Scheiterhaufen hinüber und kehrten ihrer „Alma mater" den Rücken. Und den Standbildern der Brüder Humboldt am Haupttor. Sie blickten zackig geradeaus, die Studenten. Hinüber zum Brandmal, wo der kleine „Teufel aus der Schachtel" schrie und gestikulierte und wo die Kommilitonen die Bücher zentnerweise ins Feuer schippten. Meine Damen und Herren, ich habe Gefährlicheres erlebt, Tödlicheres — aber Gemeineres nicht! *(1958)*

HANS LAMM

Der Weg bergab — illustriert an einem Zeitungs-Jahrgang

Das „Israelitische Familienblatt" Hamburg kommentierte in Nr. 5 des Jahrgangs 1935:

Houston Stuart Chamberlain über Hermann Levi

Houston Stuart Chamberlain — wer kennt ihn nicht, den Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", den vielleicht einflußreichsten Schrittmacher des Antisemitismus in Deutschland seit den Tagen Stöckers und des Rektors Ahlwardt! Hermann Levi aber — wer war Hermann Levi? Einer der bedeutendsten Kapellmeister in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und darüber hinaus: einer der unermüdlichen Vorkämpfer für Richard Wagner, der ihm, und keinem anderen, die Bayreuther Erstaufführung seines „Parsival" im Jahre 1881 anvertraute.
Was haben diese beiden, der Judengegner H. St. Chamberlain und der jüdische Dirigent H. Levi, miteinander zu tun, abgesehen von ihrer beider Verehrung für den großen Meister in der Welt der Töne? Schlug dies Bekenntnis zu Richard Wagner, das ihnen gemeinsam war, Brücken des menschlichen Verständnisses? Fast scheint es so; denn in einem von Paul Pretzsch jetzt herausgegebenen Buch „Cosima Wagner und Houston Stuart Chamberlain im Briefwechsel" findet sich folgender, aus Wien vom 25. Juni 1900 datierter Brief Chamberlains an die Witwe des großen Komponisten:
„Hermann Levis Tod erfuhr ich sehr spät, da ich keine Zeitung lese. Ich wollte Ihnen schreiben — sofort —, es war dies eine Art Instinkt; denn ich fühlte, als ob jemand ganz Eigenartiges, Unvergleichliches und daher auch Unersetzliches aus Ihrem näheren Kreise verschwunden wäre, jemand, von dem ich den Eindruck habe, daß Sie und alle Ihrigen ihm von Herzen gut waren... Dieser Mann war nicht nur ein lebendiges Beispiel von der unzerstörbaren Bedeutung von Rasse, sondern man lernte in seiner Gegenwart eine großartige, weltgeschichtliche oder sozusagen ‚planetarische' Gerechtigkeit gegen die ‚von anderen Eltern Abstammenden' — wie Goethe sie nennt. Die wenigen Male, die ich in diesem gastfreundlichen Hause war, hatte ich immer das Gefühl, ich säße nicht bei einem einzelnen Mann, sondern bei einem Geschlecht zu Tisch, und dieses Gefühl gab dem Augenblick etwas Großartiges."

Im Juni dieses Jahres brachte der damalige Münchner Korrespondent (Hans Lamm) folgende Glosse (Nr. 30, Seite 3) zur Veröffentlichung:

Die „Bayerische Radio-Zeitung", mit einer Auflage von 100 000 Stück wohl eines der größten Rundfunkblätter des Reichs, bringt z. B. einen historischen Münchner Theaterroman „Kampf hinter Kulissen", in dem der Aufstieg und die Blüte des Münchner Hof-Theaters vor der Jahrhundertwende dargestellt wird.
In der 1. Fortsetzung wird ein Souper anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Intendanten geschildert; dabei heißt es:
„Unter dem Bild des Prinzregenten empfing Baron von Perfall mit Gemahlin. Er begrüßt gerade den Oberbürgermeister von Widenmayer, während seine Söhne in Hauptmanns- und Rittmeisteruniform sich dem Generalmusikdirektor Levi und dem Dichter Hermann Lingg widmeten..."

und eine Spalte weiter:

„Während des Nachtisches stand der ‚Götterliebling' Paul Heyse auf. Ein allgemeines ‚Ah!' begrüßte ihn. Einen Augenblick warf er den Blick schräg zur Decke, griff mit der Rechten in den mächtigen Vollbart —
‚Er stimmt die Saiten seiner Leier!' witzelte Kammersänger Nachbauer, da begann der Dichter schon.

‚Freund Perfall, der du von Gästen hehr und erlaucht / leis' in Wehmut eingetaucht / nun träumst von entschwundenen Zeiten / nun soll dich wecken ein Klang so bekannt / denn ich nehme der Freundschaft Harfe zu Hand / und schlag in die rauschenden Saiten. / Ich singe zu Ende dein Chorgedicht / und preise das Licht / das die Welt mit Wonnen umgürtet / dann führ' ich dichtend die Strophen hinaus / und preise dich, der in diesem Haus / uns heut so gastlich empfängt und bewirtet!

Die Verse perlten nur so aus seinem Munde..." usw.

Der Münchner Hof- und Generalmusikdirektor Hermann Levi, der hier erwähnt wird, war der Sohn des Oberrabbiners von Gießen, er hat als erster in Bayreuth den „Parsifal" dirigieren dürfen, gehörte zu den vertrautesten Freunden Wagners und schuf von den Opern Mozarts die Bearbeitungen, die heute an jeder deutschen Bühne eingeführt sind.
Die Mutter des Dichters Paul Heyse war die Jüdin Saaling.
Es ist bemerkenswert, in welcher Weise diese beiden Männer jüdischen Bluts am Aufstieg der Münchner Opern- und Kunst-Welt führend beteiligt waren.

Auf Grund dieser Glosse wurde das „Israelitische Familienblatt" auf drei Monate, vom 8. August bis zum 8. November 1935, verboten. *(1958)*

OTTO FREIHERR VON TAUBE

Errettung eines jüdischen Kindes in München, 1943

Im Sommer 1943 erhielt meine Frau einen Brief von ihrer Patin, der Frau Eleonore von Trott zu Solz; sie war die Mutter des im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 hingerichteten Adam von Trott, auf den ich seit seinem Besuche bei mir im Jahre 1939 ungemeine politische Hoffnungen setzte. Frau von Trott schrieb, sie und ihre Familie hätten auf ihrem Gute Imshausen bei Bebra längere Zeit einen jüdischen Knaben verborgen gehalten; doch sei das in dem sehr antisemitischen Dorfe bemerkt worden, sie hätten das Kind nicht länger behalten können, es daher in ein evangelisches Kinderheim im Schwarzwald weitergegeben. Doch auch dort sei der Aufenthalt des jüdischen Kindes in dem Heim bekannt geworden, es könne dort nicht länger bleiben.

Meine Frau und ich hielten es für pflichtgeboten, das Kind aufzunehmen. Meine Frau schrieb an Frau von Trott, die die Nachricht an das Heim im Schwarzwalde weitergab. Von einer Schwester wurde der etwa dreijährige Toni Fleischmann zu uns gebracht. Von Vorteil war es, daß der Knabe seinen Familiennamen nicht kannte, sondern die Frage, wie er heiße, nur mit „Toni" beantwortete. Toni war ein sehr liebes, zärtliches, gutwilliges, gut begabtes Kind, ein anmutiger Hausgenosse. Wir gewannen ihn sehr lieb; mein Sohn, evangelischer Theologe, damals Leutnant, war auf Urlaub zu Hause, er und der Kleine spielten gern miteinander. Wir hatten im Hause nur ein Mieterehepaar, vor dem wir uns nicht zu hüten brauchten. Doch sahen wir darauf, daß der Kleine nicht aus dem Grundstück kam. Denn daß es ein Judenkind war, sah man ihm sofort an. Besonders schwierig wurde die Lage für uns dadurch, daß meine fanatisch nationalsozialistische Schwester (es war ihr besonderer Stolz, daß Alfred Rosenberg die Handschrift seines „Mythos" ihr zur Aufbewahrung anvertraut hatte) mit ihrem Manne zu uns kam und bei uns wohnte; das Kind wurde für die Dauer eines Tages der Frau Daubert, einer gut evangelischen Christin, anvertraut, ohne daß wir ihr seine jüdische Herkunft verrieten.

Trotz aller Vorsicht aber mußten wir einsehen, daß auch hier, wo es in unserer Nachbarschaft bei den sogenannten „Gebildeten" (und nicht im Dorfe) von Nazis wimmelte, das Kind nicht länger in Sicherheit bleiben konnte. Pastor Henninger, an den wir uns wandten, fand Mittel und Wege, Toni Fleischmann in einem Kinderheim im Gebirge unterzubringen, wo der Knabe die Verfolgung überdauerte und, wie Pfarrer Henninger uns mitteilte, seiner Mutter wiedergegeben wurde. Der ständigen Aufregung jener Tage, da wir das Kind verstecken mußten, und der Aufregung über meine — mit obigem Falle nicht zusammenhängende — Vernehmung bei der Gestapo, schreibe ich es zu, daß sich bei meiner Frau Zustände des Verfolgungswahnes einstellten, die in der Karwoche 1944 zum völligen Irrsinn ausarteten. Sie befindet sich seit dem Frühling 1944 in der Irrenanstalt.

KURT GROSSMANN

Zeugnisse menschlicher Tapferkeit im Dritten Reich

Karl Schörghofer, München

Der Bajuware Karl Schörghofer ist heute ein Mann, der sich den achtziger Jahren nähert. Er wurde in Salzburg, Österreich, geboren, lebt aber seit 56 Jahren in München. Die Gräber sind sein Reich, und die Erde, unter der die Toten ruhen, sein Schatz. Wenn man Schörghofers Beruf ein Gewerbe nennen kann, dann ist er mit demselben 50 Jahre verbunden — und in dieser Zeit hat er nur jüdische Friedhöfe betreut. Der Münchener Neue Jüdische Friedhof war allein für 25 Jahre seine Domäne.

Karl Schörghofer hat in diesen 50 Jahren sicherlich Tausenden von Juden das Grab gebettet, aber er tat mehr. In ihm lebte und lebt der Sinn für Pietät, und so hielt er seinen Friedhof. Für ihn waren die Toten seine Paten, die er zu betreuen hatte, deren Grabstelle er richtete, auf die er Bäume und Efeu pflanzte. Nichts ist je bekanntgeworden, was jemanden hätte veranlassen können zu sagen: „Aber der Schörghofer sorgt nicht für die Toten." Im Gegenteil, man könnte fast sagen: der Schörghofer sorgte zuviel für seine Toten. Womit wir uns aber einverstanden erklären können, ist, daß der Friedhofswärter Karl Schörghofer seine Pflicht voll und ganz erfüllte. Es war „sein Friedhof", es waren „seine Toten". Wenn Kilometer entfernt das Leben seinen Lauf nahm, wenn neue Menschen geboren, wenn Feste gefeiert, Geschäfte abgeschlossen wurden, wenn Sportereignisse große Menschenmengen an sich zogen, ein Sänger seine Zuhörerschaft begeisterte, wenn Studenten eifrig studierten, Kinder spielten, dann war Schörghofer allein mit seinen Toten, deren Gräber von Tag zu Tag wuchsen.

In all den Jahren, als Zeuge vieler Begräbnisse, hatte er sich eine Kenntnis jüdischer Ritualien erworben. Er weiß vom Siddur, dem jüdischen Gebetbuch, der Menorah, den Leuchter mit den Kerzen, die an den Tagen des Chanukkafestes, welches den Sieg der Makkabäer über die ägyptischen Tyrannen feiert, angezündet werden.

Karl Schörghofer ist verheiratet und hat zwei Kinder, davon einen Sohn, der das Tischlerhandwerk erlernte. Der Sohn half dem Vater auf dem Friedhof. Als die Judenverfolgungen einsetzten, die Selbstmordziffer anschwoll, da wuchsen die Gräber schneller und schneller. Bald setzten für Karl Schörghofer Tage und Wochen der Verfolgung ein. Die Gestapo betrachtete ihn als Juden. Wie kommt ein Christ auf einen jüdischen Friedhof? Schörghofers Geschichte interessierte die Gestapo gar nicht.

Man wollte Grabsteine von seinem Friedhof wegnehmen — und als er dieselben versteckte, drohte man, ihn nach dem benachbarten Dachau zu bringen. Aber Schörghofer gab nicht preis, was er an Steinen, an jüdischen religiösen

Objekten versteckt hatte. Er riskierte sein Leben, seine Freiheit für die toten Juden und die den Juden heiligen Gegenstände, denn Schörghofer ist ein tief religiöser Mensch.

Was ganz natürlich war — Schörghofer hatte viele jüdische Freunde und, wenn man so will, „jüdische Verbindungen". Die jüdische Gemeinde in München war ja schließlich sein Arbeitgeber. Es war also gar nicht so erstaunlich, daß die verfolgten Kinder Israels sich an ihn wandten und um Hilfe baten. Verstandesmäßig hätte er den Lebenden seine Hilfe ablehnen müssen, weil er auf einem zu exponierten Posten stand. Das tat er aber nicht. Als die Stunden der großen Gefahr kamen, versteckte Schörghofer sechs jüdische Menschen, die nur deswegen verfolgt wurden, weil eine jüdische Mutter sie auf diese widerspruchsvolle Welt gebracht hatte. Er versteckte sie, gab ihnen zu essen. Es waren drei Männer und drei Frauen: die Brüder Ralph und Kurt Kahn (Söhne des Sekretärs der Jüdischen Gemeinde), ihre Schwester Schwalb, die Braut des einen Kahn, Dora Fleischer und Karl Palmer. Sie waren bei ihm 14 lange Monate versteckt. Alle hatten heilig geschworen, nichts zu verraten, nichts die Außenwelt von ihrem Versteck wissen zu lassen; aber Frauen sprechen manchmal ein Wort zuviel (so tun es die Männer). In diesem Falle brachte Frau Schwalb durch eine Unvorsichtigkeit Unheil über diese kleine Gruppe Lebender auf dem neuen jüdischen Friedhof.

Die Gestapo in Begleitung eines jüdischen Naziagenten erschien, und Karl Kahn und Clara Schwalb wurden entdeckt. Eigentlich bestand ihr ganzes „Verbrechen" darin, leben zu wollen, aber das war zu dieser Zeit ein todeswürdiges Verbrechen. Dem Rest der Gruppe gelang es glücklicherweise zu entfliehen. Nach zwei Tagen erschien die Gestapo nochmals bei Schörghofer — und verhaftete ihn mit Frau und Sohn. Die Polizeigewaltigen drohten mit Dachau, mit körperlichen Torturen, aber Schörghofer hatte von seinen Toten gelernt, schweigen zu können. Er schwieg — und die Gestapo entließ ihn, nachdem sie ihm 800 Mark „Strafe" abgenommen hatte. „Geld stinkt nicht."

Trotzdem versteckte Schörghofer erneut Ralph Kahn, als dieser eines Nachts wieder an seine Tür klopfte, und er war mit ihm erfolgreicher, denn Ralph Kahn erlebte den Tag der Befreiung.

In gewissem Sinne half Schörghofer auch den Toten, denn jene Juden, die „heimlich" starben, mußten ein jüdisches Begräbnis haben, und er, der Friedhofswärter, gab es ihnen. Eine der schauerlichsten Geschichten war die einer Jüdin, die ein Doktor in München versteckt hatte. Sie beging Selbstmord — und der Arzt, fürchtend, für seine „Missetat" im Falle der Entdeckung von den rachedurstigen Behörden verfolgt zu werden, begrub die Tote „provisorisch" unter den Dielen seines Hauses. Wer erinnert sich hier nicht an die Szenen des Filmes „Arsenic and Old Lace" („Arsenik und Spitzenhäubchen")! — Der Doktor suchte Schörghofer auf, um ihm seine Sorge anzuvertrauen. Eines Nachts erschien Karl bei ihm, und die beiden Männer brachten die Leiche unter den Dielen im Doktorhaus hervor, und Schörghofer gab ihr ein jüdisches Begräbnis. Schörghofer bewahrte Bücher, Mesusas, auf, die man zu ihm brachte, weil die Gestapo ihre Ablieferung forderte. Der schweigsame Mann täuschte die Räuber jüdischer Heiligtümer.

Als Dwight D. Eisenhower als Oberkommandierender von diesen Taten des Friedhofwärters Karl Schörghofer hörte, drückte er seine Bewunderung darüber aus, daß in der Epoche der Dunkelheit soviel Licht der Hoffnung und Menschlichkeit scheinen konnte.

Karl Rieger, München

„Im Jahre 1945, im Februar, bekamen diejenigen letzten Juden, die mit Christen verheiratet sind, einen Befehl, sich innerhalb von drei Tagen bei der gefürchteten Gestapo zu melden. Viele davon wußten, daß ihnen der letzte Gang zur Vernichtung bevorstand. Selbstverständlich suchten diese Armen menschlich denkende Leute auf, welche sie verstecken könnten, bis der Krieg zu Ende ist. Nun folgt mein Bericht, wie ich zu der jüdischen Frau kam, die ich dann bis zum Kriegsende versteckt hielt.

Meine Tochter, die selbst vollständig ausgebombt war und bei uns wohnte, war in der Nähe Münchens bei einer Kundin zum Frisieren gewesen. Dort traf sie ein Ehepaar. Die Frau war eine Jüdin. Sie baten meine Tochter, ob sie jemand wisse, der die Frau verstecken könnte. Meine Tochter gab zur Antwort, sie müßte erst mit ihren Eltern sprechen. Obwohl ich die Frau noch niemals gesehen hatte, sagte ich: „Selbstverständlich nehme ich sie, denn diese Schwerverbrecher sollen sie nicht bekommen." Sie hatten meiner Tochter eine Adresse gegeben, wo sie auf Antwort warteten. Ich fuhr gleich selbst hin und sagte, sie soll sich gleich fertigmachen. Ich will sie verstecken, obwohl ich wußte, daß ich mich sowie meine Frau und Kinder der größten Gefahr aussetzen würde. Würden uns die gemeinen Mörder und Verbrecher erwischt haben, so würden wir alle vier in Dachau aufgehängt werden.

Was wir für Angst ausgestanden haben, ist nicht zu beschreiben, wo obendrein noch mehrere Nazis im Hause wohnten. Gott sei Dank, wir haben Glück gehabt und haben alles gut überstanden. Oft haben die Mitbewohner gefragt, wer die Frau sei, wenn wir in den Luftschutzkeller mußten. Wir haben aber schon immer eine Ausrede gewußt... Der Krieg war vorüber... Mich freut es aber heute noch, daß ich dieser jüdischen Frau das Leben gerettet habe.

(1957)

EMANUEL KIRSCHNER

Abschied von der Münchener Hauptsynagoge

Ohne Ahnung von dem uns drohenden Verhängnis kehrten wir am Nachmittag des 8. Juni 1938 von einem Spaziergang heim, wo wir am Eingangstor mit verstörten Mienen Herrn Rabbiner Dr. Baerwald und Herrn Glaser trafen. Auf meine Frage, was denn vorgefallen sei, erfuhr ich von Herrn Glaser den geplanten, unglaublichen Vandalismus und daß aus diesem Anlaß um 6.15 Uhr ein Abschiedsgottesdienst veranstaltet werde. 6 Uhr war es bereits, als ich in aller Eile die Vorbereitung traf für den Besuch dieses Abschiedsgottesdienstes. Doch mitten in dieser Arbeit erscheint Rabbiner Dr. Bruno Finkelscherer, um mich in Dr. Baerwalds Namen zu ersuchen, den Abschiedsgottesdienst zu beschließen mit der Rezitation des 102. Psalmes. Weder war ich im Stande zuzusagen noch abzulehnen. Denn angesichts des jahrelangen Rastens meiner Stimme, angesichts der mich fassungslos machenden Erschütterung hätte ein Wunder geschehen müssen, um eine die Gemeinde und mich befriedigende Leistung durchführen zu können. Und dieses Wunder geschah!

Als ich „mit gebrochenem Herzen" die Treppe zum Almemor hinanstieg, als ich zwar demütig, aber dennoch mit klarer Stimme die meinem Herzen entströmenden Worte zu sagen begann:

„T'philloh l'oni ki jaatof" (Ein Gebet des Elenden, wenn er betrübt ist und seine Klage vor dem Ewigen ausschüttet) und tiefe Ergriffenheit in der die Synagoge füllenden Gemeinde auslöste, dankte ich meinem Schöpfer, der mir diese Widerstandskraft verlieh.

Dieser Gottesdienst, bei dem Kantor Müller das Maariwgebet verrichtete, die Rabbiner, der Kantor und ich das Kaddisch sagten, endete mit dem Ausheben sämtlicher Thorarollen, die von Gemeindemitgliedern hinausgetragen wurden zu ihrem provisorischen Aufbewahrungsort. Greise und Jünglinge drängten sich an die Träger der Thora heran, um mit herzbrechendem Schluchzen die vertriebene Thora küssend zu umfangen. Das war wohl der ergreifendste Moment der improvisierten gottesdienstlichen Veranstaltung.

Schon am Donnerstag, 9. Juni, 6 Uhr morgens begannen die abkommandierten Arbeiter ihr Zerstörungswerk... *(1938)*

CARL OESTREICH

Die letzten Stunden eines Gotteshauses

Warum ich diese Zeilen schreibe? Weil ich einer der wenigen bin, wahrscheinlich der einzig jetzt noch Lebende, der an leitender Stelle die letzten Stunden der Münchener Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße miterlebt hat. Ein stolzes Bauwerk, das München einst zur Zierde gereichte. Derselbe große Architekt, Hauberisser, dem die bayerische Hauptstadt auch den Erweiterungsbau des Rathauses am Marienplatz verdankt, hatte den Tempel entworfen. Ein herrlicher Backsteinbau mit Verblendung aus weißem Sandstein, großem farbigem Glasschmuck an der Vorderseite, dreischiffig, mit gewaltiger Kuppel, Empore für Orgel und Chor. Die Frauensynagoge lag über den Seitenschiffen und dem Mittel- und Haupteingang. So galt dieses Gotteshaus, dessen 50jähriges Bestehen erst 1937 gefeiert worden war, mit Recht als eines der schönsten in deutschen Landen. Eine umfassende Erneuerung am Mauerwerk und Dache mußte kurz vor dem 50jährigen Jubiläum vorgenommen werden, eine neue Orgel wurde eingebaut. Das alte Instrument konnte den modernen Anforderungen nicht mehr genügen. Ein gewaltiger Aufwand belastete den Gemeinde-Haushaltplan.

Und nun kam das unerwartete, traurige Ende!

Es war ein heißer Sommertag des Jahres 1938. Am Vorabend der nun folgenden Ereignisse sah ich das Auto des „Führers" in Begleitung von vielen bis an die Zähne bewaffneten Geheimschutzleuten nahe der Synagoge. Als ich dies zuhause erzählte, sagte meine Frau: „Du wirst sehen, nun wird die Synagoge abgerissen!"

Am nächsten Morgen läutete das Telefon in unserem Gemeindebüro. Der damalige 1. Vorsitzende, Oberstlandesgerichtsrat Dr. Alfred Neumeyer, wurde zum sofortigen Erscheinen ins Ministerium des Innern befohlen. Mutig und ruhig wie immer, trat Dr. Neumeyer den schweren Gang an, uns in größter Sorge zurücklassend, mußten wir doch fürchten, daß unser verehrter Vorsitzender von einer dieser nicht gerade seltenen „Einladungen" zu den Nazi-Behörden nicht mehr zurückkehre. Nach einigen Stunden bangen Harrens atmeten wir erleichtert auf, als wir Dr. Neumeyer wieder sahen, äußerlich gefaßt, innerlich aufs schwerste getroffen. Dem oft Gedemütigten war eröffnet worden, daß unsere Synagoge abgebrochen werden müsse, und zwar sofort! So habe es der Führer befohlen, da gäbe es keine Widerrede! Er wolle das Gebäude nicht mehr sehen! Dr. Neumeyer wurde aufgefordert, in einigen Stunden mit den beiden anderen Vorsitzenden der Gemeinde wieder zu erscheinen, um die Einzelheiten festzulegen.

In der obersten Baubehörde des Innenministeriums trafen wir, Dr. Neumeyer, Dr. Perlmutter und ich einige uns verlegen dünkende Beamte an. Das Wort führte einzig ein Obersturmbannführer, dessen Name mir leider entfallen ist,

dessen Arroganz ich aber nie vergessen werde. Er wiederholte den Befehl des Führers, die Übereignung an die Stadt München habe sofort zu erfolgen. Den Preis bestimme das Innenministerium.

Wir betonten, die Synagoge sei uns um keinen Preis feil, wir müßten deshalb davon absehen, einen Preis zu nennen. Der Obersturmbannführer überhörte diese Antwort. Noch heute nach 20 Jahren klingen mir seine Worte im Ohr: „Sie werden überrascht sein, ich haben den Preis auf 100 000 RM festgesetzt." Wir konnten nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Gelände allein ein Vielfaches dieser Summe wert sei. Aber alles, den Abbruch und den Preis für das uns unersetzliche Gebäude müsse das Ministerium verantworten, nicht wir.

Am nächsten Morgen rief ich das immer hilfsbereite, katholische Ordinariat München an und verkaufte die erst einige Monate vorher eingebaute Orgel um nahezu den Gestehungspreis. Sie befindet sich jetzt in einer Kirche nahe München.

Noch ehe das Gebäude samt Gelände durch Dr. Neumeyer und mich notariell an die Stadt verbrieft war, begann der Abbruch. Teilweise mußte das massive Mauerwerk gesprengt werden.

Der Zufall wollte es, daß während unserer Verhandlungen im Ministerium im gemeindlichen Sitzungssaale eine Versammlung des deutschen Rabbinerverbandes unter dem Vorsitz von Dr. Leo Baeck stattfand. Unsere schlimme Botschaft wurde von allen Teilnehmern mit tiefer Erschütterung hingenommen. Dr. Neumeyer besprach sich noch mit Dr. Baeck, der Präsident der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland war. Er hat unser Verhalten voll gebilligt.

So kam es, daß dem letzten unvergeßlichen Gottesdienst viele Rabbiner aus ganz Deutschland beiwohnten. Es war eine abendliche, schlichte Feier, mit der wir von unserer Synagoge für immer Abschied nahmen. Noch einmal stand Professor Emanuel Kirschner an der Stelle, an welcher er, gleich groß als Vorbeter und Künstler, in überragender Weise, würdig dieses Tempels, ein Menschenleben lang seines Amtes gewaltet hat. Seine seltenen musikalischen Eigenschaften waren durch die Berufung an die Akademie der Tonkunst anerkannt worden. Nun trug er die Trauerpsalmen in erschütternder, einzigartiger Weise vor. Sodann wurden die Thorarollen dem herrlichen Schrein aus weißem Marmor entnommen und in ernstem, feierlichem Zuge in die Gemeindebibliothek getragen. Sie sind heute, wie die meisten Angehörigen unserer Gemeinde, über die ganze Welt zerstreut. Es war kein Trost für uns, daß Hitler am gleichen Tage auch den Abbruch der protestantischen Hauptkirche an der Sonnenstraße befohlen hatte.

Die Zukunft hat gezeigt, daß das „tausendjährige Reich" die böswillige Zerstörung dieser Gotteshäuser nicht einmal um ganze „hundert Monate" überlebt hat! *(1957)*

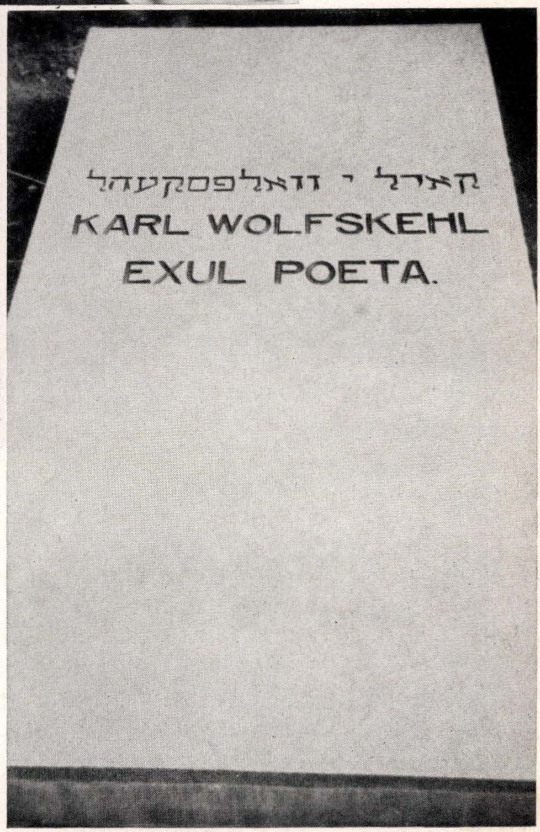
OTTO BERNHEIMER

Kunde Göring

Nachdem die Nationalsozialisten ans Ruder gekommen waren, d. h. schon im Jahre 1936, verbot Hitler den Parteimitgliedern, in jüdischen Geschäften einzukaufen. Ich war seit einigen Jahren Konsul von Mexiko, und ich hatte in dieser Eigenschaft an einer polytechnischen Sitzung teilnehmen müssen. Aus dieser Sitzung kam ich gegen zwölf Uhr mittags heim und war gerade im vierten Stock unseres Geschäftshauses, um etwas zu erledigen, da erreichte mich ein Anruf des Haustelefons, Graf von Törring erwarte mich in der Teppichhalle. Schon auf dem Weg dorthin hörte ich, daß nicht Graf Törring der Besucher war, sondern — der Reichstagspräsident Hermann Göring. Sein Adjutant Prinz Philipp von Hessen, der Schwiegersohn des Königs Viktor Emanuel von Italien und Gatte der Prinzessin Mafalda, kam gleich auf mich zu und erklärte mir, der Herr Reichstagspräsident wolle Teppiche sehen. Ich war der Meinung, er wolle deutsche Teppiche vorgelegt bekommen. Aber er verlangte echte Stücke. So ließ ich ihm zunächst einen wunderbaren unigrünen Teppich aufmachen. Göring äußerte, daß dieser ihm gefalle, aber er verlangte die Vorlage von immer größeren Stücken. Bei einem 80 qm großen weißblauen Chinateppich äußerte er, daß er darauf zurückkommen werde. Schließlich wollte er auch Gobelins sehen. Der Zug setzte sich also zum Gobelinsaal in Bewegung, hinter mir immer zwei SS-Leute mit gezogenen Pistolen. Bei dem Aubussongobelin mit der Alexanderschlacht verlangte Göring den Preis zu wissen. Als er ihn hörte, sagte er: „Sie sind verrückt, ich habe ein solches Stück in Berlin um 1000 Mark gekauft." Ich entgegnete, daß es sich hier um einen unverschnittenen Aubusson handle. Ich ließ ihm dann eine Serie von vier Gobelins aufmachen, die ihm sehr gefielen. Aber als ich ihm den Preis von 180 000 Mark nannte, sagte er wieder: „Sie sind verrückt." Darauf schlug ich ihm Ratenzahlungen vor. Göring sagte: „Was ich kaufe, bezahle ich bar!" Zuletzt führte ich ihn noch durch das Haus. Göring war um zwölf Uhr gekommen. Inzwischen war es vier Uhr geworden. Schließlich sagte ein Herr aus seiner Begleitung: „Wir müssen jetzt weg, nach Nürnberg, die Leute warten dort." Wir fuhren im Lift ins Parterre zurück und Göring äußerte: „Ich muß sagen, Sie haben schöne Sachen. Aber was in Berlin hundert Mark kostet, kostet bei Ihnen tausend Mark." Daraufhin mußte ich ihm sagen: „Aber wir haben auch andere Qualitäten als in Berlin!" Göring erwiderte: „Da haben Sie recht!" Vor dem Hause hatte sich inzwischen eine Volksmenge angesammelt, da sich herumgesprochen hatte, daß Göring im Haus war. Daraufhin fuhren die Autos beim Eingang an der Ottostraße vor, durch den Göring dann das Haus verließ. Er ist niemals wiedergekommen. Zwei Tage darauf rief mich Prinz Philipp von Hessen an und fragte mich, was die beiden Teppiche (gemeint waren der unigrüne und der weißblaue Chinateppich) für den Herrn Reichstagspräsidenten kosten würden. Ich

gab den Gesamtpreis mit 36000 Mark an. Einige Stunden später rief mich der Prinz erneut an und ersuchte mich, die Teppiche, die gekauft seien, sofort nach Berlin in die Reichskanzlei zu senden. Nach 14 Tagen kam auch richtig das Geld für die Teppiche. Leute, die später erzählten, Göring sei bei uns gewesen, wurden eingesperrt, und es wurde als gemeine Lüge bezeichnet — Göring sei niemals im Hause Bernheimer gewesen. — Im Jahre 1938 fuhr ich, da ich schon drei Jahre nicht mehr in Urlaub war, mit meiner Frau nach Baden-Baden. Wir wohnten im Baden-Badener Hof. Schon zwei Tage später rief mich meine Schwiegertochter Susi an, meine Söhne Ludwig und Kurt seien von der Gestapo verhaftet und ins KZ Dachau gebracht worden. Während ich noch sprach, kam mein Chauffeur ins Zimmer gestürzt: „Draußen warten zwei von der Gestapo, um Sie zu verhaften." So lief ich schnell über die Hintertreppe in die Liechtensteiner Allee, wohin meine Frau mir mit dem Chauffeur nachfolgte. Ich versteckte mich dort in einem Gebüsch, bis ich sicher war, daß mich niemand gesehen hatte, und wir fuhren dann in rasendem Tempo nach München. Dort angekommen ging ich sogleich zu Herrn von Finck, dem Präsidenten des Bankhauses Merck, Finck & Co. Weder er noch Herr von Thelemann wollten etwas für mich tun. So wurde auch ich verhaftet und nach Dachau gebracht. Dort ließ man uns die halbe Nacht stehen, bis wir alle registriert waren und uns schließlich auf Strohsäcken niederlegen konnten. Am nächsten Morgen mußten wir in aller Herrgottsfrühe aufstehen zum Frühappell. Dabei hat man sogar die Toten herbeigeschleppt, damit die Zahl der Gemeldeten vollzählig war. Inzwischen hatte sich meine Frau mit dem mexikanischen Generalkonsulat und dem Gesandten in Berlin in Verbindung gesetzt. Nach vier Tagen kam ein Telegramm an die Lagerverwaltung in Dachau des Inhalts, daß, wenn ich nicht sofort freikäme, zwölf prominente Deutsche in Mexiko verhaftet werden würden. Ich wurde daraufhin sofort freigelassen, wenn auch freilich mit kahlgeschorenem Kopf. Bei der Gestapo erklärte ich selbstverständlich sofort, daß ich so rasch als möglich auswandern wolle. Das Geschäft durften wir seit der „Kristallnacht" sowieso nicht mehr betreten. Nach vier Wochen wurden meine beiden Söhne in Einzelhaft in das Wittelsbacher-Palais gebracht. Meine Frau und ich durften sie während dieser vier Wochen einmal besuchen; wir bekamen sie schließlich frei, als wir erklärten, so rasch als möglich auswandern zu wollen. Als ich aus Dachau zurückgekommen war, sagte mein Freund Sigl Aufhäuser, der Mitinhaber des Bankhauses Aufhäuser, daß in Berlin eine Dame sei, die eine Hazienda in Venezuela verkaufen wolle. Ich fuhr daraufhin sofort nach Berlin. Die Dame war — Görings Tante. Im Reichswirtschaftsministerium wurde mir ein Vertrag unterbreitet, den ich aber nicht unterschrieb, weil die Bedingungen unmöglich waren. So fuhr ich wieder nach München zurück. Schon nach einigen Tagen kam Herr Dr. von Harnier, ein Studienfreund meines Sohnes Ludwig, um mir zu sagen, ich müsse schleunigst wieder nach Berlin fahren und ich müsse den Hazienda-Verkaufsvertrag in jeder Form unterschreiben, da sonst kein Bernheimer lebend Deutschland verlassen werde. Onkel und Tante von Göring habe ich mitzunehmen. Der Onkel war ein jüdischer Berliner Staatsschauspieler, namens Hirsch, den man natürlich nicht mehr in der Familie dulden konnte. Der Vertrag verlangte ferner, daß ich das Ehepaar

Karl Wolfskehl
Letztes Bildnis



Grab Karl Wolfskehls, auf Neuseeland

DEN OPFERN DER
SCHWEREN
VERFOLGUNGSZEIT
1933 - 1945
ZUM ANDENKEN

auf meine Kosten mit nach Venezuela zu nehmen hatte. An Göring mußte ich für die Erlaubnis, die Hazienda überhaupt erwerben zu dürfen, 860 000 Mark aushändigen. Für die völlig heruntergewirtschaftete Hazienda mußte ich übrigens über 400 000 Mark bezahlen. Mein Rechtsanwalt Dr. von Harnier, der mich beriet, mußte dafür, daß er die Juden betreute und außerdem als königstreu bekannt war, bitter büßen. Er wurde verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Als die Amerikaner einrückten, starb Dr. von Harnier an dem gleichen Tage, an dem sie das Konzentrationslager befreiten — man hatte ihn buchstäblich verhungern lassen.

Nachdem ich den Verkaufsvertrag unterzeichnet hatte, konnten wir endlich unsere Auswanderung betreiben. Mrs. Goodhart, die Tochter des Urenkels meines Onkels Adolf, konnte uns genügend Geld zur Verfügung stellen, und so verließen wir denn 1940 Deutschland in Richtung London. Dort hatten wir bis zur Übersiedlung auf die Hazienda noch einige Monate Aufenthalt. Dort habe ich übrigens erleben dürfen, daß unser Haus wirklich treue Kunden besaß, treu nicht nur, weil sie immer wieder zu uns zum Einkaufen kamen, sondern treu auch in schwierigen Stunden.

Vor meiner Auswanderung zwang man mich, mein Feldafinger Haus an eine danebenliegende Nazischule zu verkaufen, und da der Lenbachplatz durch die Nazi für uns zu unruhig war, erwarb ich eine Villa im Herzogpark, die ich aber leider nur etwas über ein Jahr bewohnen konnte, eben, weil wir dann auswandern mußten. Während ich in Dachau war, plünderte die Gestapo dieses Haus fast vollständig aus, brachte die gesamte Einrichtung, Gobelins usw. nach dem Nationalmuseum und später ins Maximilianeum, von wo dann einige Gegenstände der Kameradschaft der Künstler überlassen wurden. Bei der Auswanderung wollte ich gerne einen schönen Wandteppich englischen Ursprungs, den uns mein Bruder Max zur Hochzeit geschenkt hatte, mitnehmen, worauf mir der zuständige Gestapobeamte sagte: „Sie können ihn schon mitnehmen, wenn Sie 40 000 Mark dafür bezahlen." Ich habe das getan; mein Sohn Kurt renovierte in Venezuela in Rubio ein verwahrlostes Wohnhaus völlig und richtete sich ein hübsches Heim für seine neue Familie ein und dort fand auch der Gobelin Aufnahme, ebenso die Lenbachbilder meiner Eltern. Der Gestapobeamte hatte gegen ihre Mitnahme keine Einwendungen gemacht, er sagte: „Die alten Juden können Sie ruhig mitnehmen und auch die Buddhastatuen brauchen wir nicht." Mit den Lenbachbildern verknüpft sich übrigens eine nette Lenbach-Anekdote. Der Künstler hatte meinen Vater schon immer gedrängt, er möge sich doch von ihm malen lassen, sonst könne er auch mit seinen Anliegen nimmer zu ihm kommen. Mein Vater schützte immer Zeitmangel vor, bis Lenbach schließlich sagte: „Morgen kommen S', sonst komm ich nimmer!" Mein Vater ging also zur festgesetzten Zeit zu Lenbach, der ihn mit den empörten Worten wieder wegschickte: „So mal' ich Sie net, kommen S' in vier Wochen wieder!" Mein Vater hatte sich nämlich die Haare kurz und die Augenbrauen abschneiden lassen. *(1957)*

◀ *Denkmal für die Opfer 1933—1945 auf dem Friedhof an der Ungererstraße*

ELSE B. ROSENFELD

Leben und Sterben der Münchener Gemeinde 1938—1942

Meine persönliche Bekanntschaft mit den Juden Münchens beschränkt sich auf nur wenige Jahre, die allerdings so einschneidend und bedeutungs- wie auch verhängnisvoll gewesen sind, daß man daraus wohl die Rechtfertigung herleiten darf, gesondert darüber zu berichten.

Es handelt sich um die Jahre zwischen 1938 und 1942. Wir, mein verstorbener Mann, unsere zwei jüngeren Kinder und ich, landeten nach schweren Erlebnissen, von denen zu schreiben hier viel zu weit führen würde, im Oktober 1934 in einem Dorf im Isartal, nur 25 km von München entfernt, in dem wir die nächsten Jahre völlig zurückgezogen leben konnten. In die Stadt kamen wir nur selten und dann in den ersten Jahren bis Ende 1936 nur in die Staatsbibliothek, deren eifrige Benutzer wir waren, und in die Lebensmittelhandlung „Am Dom", eines der guten, alten, soliden Kolonialwarengeschäfte in den Händen der jüdischen Familie Schwarz, das weit über Münchens Grenzen hinaus wohl bekannt und geschätzt war.

Ende 1936 lernten wir dann den langjährigen, allseits verehrten Vorsitzenden der Münchener Israelitischen Kultusgemeinde kennen, den alten, weisen Oberstlandesgerichtsrat i. R. Alfred Neumeyer und seine gütige Gattin, die ihm überall half.

Und dann kam der 9. November 1938, ein Tag, den wir noch ahnungslos in unserem Dorf verbrachten. Erst am nächsten Morgen traf uns wie ein Schlag die Mitteilung unseres Bürgermeisters, daß wir auf Verlangen der Kreisleitung der Partei fort müßten, wie er hoffe, nur für wenige Tage! Wohin? Nur München kam in Frage, wir konnten nicht auf gut Glück irgendwo in die Berge gehen. Aber wo konnten wir in der Stadt bleiben? Doch erst hieß es einmal alles schnell vorbereiten, das Nötigste zusammenpacken und den nächsten Zug noch erreichen. Im Zug konnten wir überlegen. Herr und Frau Rat Neumeyer würden von allen Seiten bestürmt werden, sie wollten wir auf keinen Fall mit unseren Sorgen belasten. Aber sie hatten uns vor vielen Monaten mit dem Münchner jüdischen Maler und Graphiker Franz Hecht und seiner Frau Helene, einer begabten Pianistin, bekannt gemacht, die mit Herrn und Frau Rat im gleichen Hause wohnten. Hechts hatten eine verhältnismäßig große Wohnung, vielleicht würden sie uns aufnehmen können. Sie waren mehrere Wochen im Sommer unsere Gäste gewesen und waren uns sehr nahe gekommen. Aber erst auf Umwegen und mit über 24 Stunden Verzögerung war Helene — glücklicherweise — bereit, uns kommen zu lassen. Sie wußte von Herrn Rat, daß nach allen jüdischen Männern gesucht wurde, um sie nach Dachau ins Konzentrationslager zu bringen, und als wir uns zuerst meldeten, war weder von der Partei noch von der Gestapo jemand dagewesen, um Franz zu holen. Sie wollte auf jeden Fall vermeiden, daß man meinen Mann und Sohn dann gleichfalls

fände und verhaftete. Nach langem Umherirren in der Stadt, als unbekannte Beobachter der zertrümmerten, oder gerade zertrümmert werdenden jüdischen Geschäfte, der Verhaftung jüdischer Männer durch Gestapoleute von ihren Wagen aus, landeten wir schließlich bei der Familie Schwarz. Dort war die SA bereits gewesen, hatte den alten Herrn bedroht, vieles zerschlagen, ihn aber nicht verhaftet, wohl seiner Gebrechlichkeit wegen. Sie suchten die Söhne, vor allem den älteren, der hauptsächlich zusammen mit der Mutter das Geschäft führte. Sie fanden ihn nicht gleich, erst am späten Abend, auf dem Heimweg zu seiner jungen Frau, wurde er gefaßt. Frau Schwarz bot sofort meiner Tochter und mir an, bei ihnen auch über Nacht zu bleiben, aber meinen Mann und Sohn wagte sich nicht da zu behalten aus denselben Erwägungen heraus wie Helene Hecht. Meine gute „arische" Schneiderin erbot sich schließlich, die beiden für eine Nacht aufzunehmen. Am nächsten Tag konnten wir dann alle zu Helene Hecht ziehen, Franz war geholt worden, ein weiterer Besuch von SA oder Gestapo war nicht zu befürchten. Unsere Kinder halfen Helene ein wenig über die ständige Angst um ihren Mann hinweg. Nach drei Wochen wurde er schwer krank aus Dachau entlassen, damals war der Keim gelegt zu der Krankheit, an der er vorzeitig, zwei Jahre später, in England sterben sollte. Die Freundschaft zwischen unseren beiden Familien aber hat sich immer mehr gefestigt, sie ist auch von unseren Kindern und ihren Ehepartnern gepflegt worden bis zu Helenes Tod, kurz vor einem Jahr.

Aber ich habe vorgegriffen: Als wir zu Hechts zogen, bedrückte Helene wie mich der Gedanke, wie es möglich sein würde, plötzlich eine so große Familie zu ernähren. Denn alle Geschäfte in München hatten, von Parteifunktionären gezwungen, den Auftrag bekommen, nichts mehr an ihre jüdischen Kunden zu liefern und Plakate, deutlich sichtbar für jedermann, in die Schaufenster zu hängen: „Juden ist der Zutritt verboten!" Unsere Sorgen sollten sich als völlig überflüssig erweisen; reichlich, ja oft in Überfülle wurde uns von Freunden des Hauses und von den Geschäftsinhabern selbst alles nur Wünschbare ins Haus gebracht. Man kann nicht nur von den Juden Münchens berichten, man muß auch dem Verhältnis zu ihren „arischen" Freunden und Nachbarn, das untrennbar von dem Erleben der jüdischen Menschen gewesen ist, ein paar Zeilen widmen. Das, was wir bei Hechts erfuhren, war keine Einzelerscheinung, ja, es war die Regel, wie ich bald Gelegenheit haben sollte, zu erfahren, die Regel, die selbstverständlich auch Ausnahmen hatte. Ich erwähne diese Tatsache, weil sie für beide Teile der Bevölkerung gleicherweise ehrend ist: Die Juden Münchens wurden nicht als Fremdkörper betrachtet, sie gehörten zur Stadt genau wie die Nichtjuden.

Auch Herrn Rat hatte man nicht nach Dachau transportiert, man fand es wohl bequemer, ihn, den erfahrenen Leiter, weiter das Schifflein der durch Sorgen und Angst verstörten, durch Verhaftungen dezimierten Jüdischen Gemeinde Münchens durch die drohenden Klippen steuern zu lassen. Ich erfuhr sehr bald, daß dringende Hilfe gesucht wurde und stellte mich zur Verfügung, und von da an bis zum 15. August 1942, ist mein Leben aufs engste mit dem der Juden Münchens verknüpft. Noch ehe ich sie persönlich kennen lernen sollte, erkannte ich sie auf den Straßen, nicht etwa an den sogenannten Rassenmerk-

malen, die nur bei einem Teil deutlich waren, nein, an ihren steinernen Gesichtern, deren Augen meist in die Ferne zu sehen schienen und an ihrer würdigen aufrechten Haltung.
Ich wurde zunächst Referentin für die drei jüdischen Altersheime, von denen uns allerdings das schönste bis zum kommenden Frühjahr von der SA genommen worden war. Auch hier, bei den Alten, den Ratsuchenden, wie bei den Mitarbeitern die Haltung, die mir, der Fremden, die Arbeit so leicht machte: kaum je Klagen und eine Würde, die mir ungeheuren Respekt abnötigte. Dann gab ich diese Arbeit ab, um die Auswanderung meiner eigenen Familie nach England vorzubereiten. Aber ich blieb in enger Verbindung mit Herrn und Frau Rat und allen Mitarbeitern, stand auch für Sonderaufgaben ständig zur Verfügung und geleitete jede Woche einmal den für England bestimmten Kindertransport der bayerischen Kinder nach Frankfurt/Main, wo der Zug für die Kinder aus dem ganzen Reich zusammengestellt wurde und über Holland nach England fuhr. Inzwischen konnten unsere beiden jüngeren Kinder nacheinander nach England auswandern, und mein Mann und ich warteten auf die Genehmigung, ihnen zu folgen. Am letzten möglichen Termin vor Ausbruch des Krieges, erhielt mein Mann sein Visum, mit der Bedeutung, am selben Abend abzureisen. Ich bewog ihn, um der Kinder willen, mehr noch um seiner selbst willen, zu reisen, obwohl die Trennung bitterschwer für uns beide war. Ich stellte mich sofort nach seiner Abfahrt der Jüdischen Gemeinde wieder zur Verfügung. Doch kann ich nicht auf so kurzem Raum über alle Arbeit berichten, die mir nacheinander zufiel, ich will nur einiges herausgreifen.
Mit Kriegsbeginn wurde die Münchener Kultusgemeinde, wachsend, ein kleiner sich selbst verwaltender Staat im großen Dritten Reich. Aber es war Selbstverwaltung unter ständiger Revision, unter Terror und Sorgen. Immer enger mußten die Juden Münchens, die noch nicht ausgewandert waren, zusammenrücken, immer mehr Wohnungen oder gar Häuser aus jüdischem Besitz wurden von der, in München die oberste Macht besitzenden SA, beschlagnahmt. Im Haus der Jüdischen Gemeinde, einer ehemaligen Zigarettenfabrik eines jüdischen Besitzers, mußten von allen Juden monatlich die besonders mit „J" gekennzeichneten Lebensmittelkarten abgeholt werden, jeder durfte nur bei genau namhaft gemachten Geschäften, oft in ganz begrenzten Stunden, einkaufen. Ende Januar 1941 verließen uns Herr und Frau Rat, um zu ihrem Sohn und seiner Familie nach Argentinien auszuwandern. Die Abschiedsfeier für ihn und seine Gattin, in dem notdürftig für Kultuszwecke hergerichteten Saal, in dem sich nicht nur alle Mitarbeiter, sondern auch viele Gemeindemitglieder zusammenfanden, verlief ohne hörbare Zeichen des Schmerzes, den wir alle empfanden. Niemand wollte es den beiden Menschen, denen der Abschied sichtlich schwerfiel, und die so lange uneigennützig, voller Hilfsbereitschaft und Klugheit die Geschicke der Gemeinde gelenkt hatten, diese Trennung noch schwerer machen. Wir alle wollten bei ihnen den Eindruck hinterlassen, daß wir in ihrem Sinne weiterarbeiten würden. Aber vorher hatte Herr Rat noch erleben müssen, daß im Februar 1940 die erste große Deportation im Reich durchgeführt wurde: die Juden Pommerns wurden nach Polen geschickt, etwa 1000 Menschen, nur mit dem, was sie zufällig auf sich und in der Hand

hatten. Wir bekamen sehr bald Nachrichten von ihnen, der Stettiner Rabbiner war der Bruder unseres jungen Rabbiners Finkelscherer in München. Zwar war den Jüd. Gemeinden das Schicken von Päckchen verboten, aber um dieses Verbot konnten wir uns nicht kümmern, und wir lernten bald, wie wir es anzufangen hatten, damit die Päckchen auch richtig ankamen. Mein Büro wurde zu einem kleinen Warenhaus: aber alles mußte alt gemacht werden, unansehnlich, medizinische Instrumente auseinandergenommen, Schuhe nicht in Paaren, sondern einzeln geschickt werden usw. Selbstverständlich durfte die normale Arbeit nicht darunter leiden, tat es auch nicht, wie ich glaube. Auch der Versand der vielen Päckchen wäre niemals möglich gewesen ohne die sehr tatkräftige Hilfe unserer „arischen" Freunde. Daneben wurden Briefe über Briefe geschickt, die Deportierten sollten wissen, wie nah wir uns ihnen wußten. Trotz allem sahen wir die zunächst mit den Augen noch nicht wahrnehmbaren Mauern des wirklichen Ghettos um uns wachsen. Im Frühjahr 1941 wurden die vorher an der österreichischen Grenze aufgestellten Baracken, die bis zur „Heimkehr ins Reich" der illegalen geflohenen SA als Unterschlupf gedient hatten, von den jüngeren jüdischen Männern Münchens auf Befehl des Stellvertreters des Gauleiters abgerissen und in Milbertshofen, einer Fabrikvorstadt Münchens, aufgebaut. 800—900 Menschen konnten, genau abgemessen, dort auf Pritschen übereinander Unterkunft finden. Aber das würde noch nicht genügen, es waren noch etwa 1300 Juden in München.

Und dann erfuhren wir, daß die SA den Vincentinerinnen, die ihr Kloster in Berg am Laim, einer anderen Vorstadt haben, einen Teil ihres vor wenigen Jahren neuerbauten Altersheims nehmen und jüdische Menschen dort unterbringen wollten. Das Barackenlager in Milbertshofen wurde im Frühsommer gefüllt, die Leitung vom Stellvertreter des Gauleiters und seinen Helfern bestimmt. Für Berg am Laim, von den Nazi „Heimanlage" genannt und ursprünglich für die Alten und Kränklichen bestimmt, sollte die Jüdische Gemeinde, nun unter der Leitung von Karl Stahl, der sich unendliche Mühe gab, möglichst im Sinne von Herrn Rat weiter zu arbeiten, die Heimleiter nennen. Ich wurde gefragt, ob ich die Wirtschaftsführung und die Betreuung der Frauen zu übernehmen bereit sei. Ich sagte zu, in der Hoffnung, trotz aller Schikanen, denen auch dieses Ghetto von seiten der Partei sicherlich ausgesetzt werden würde, unseren Menschen helfen zu können, manche Schwierigkeiten zu lindern oder zu überwinden. Die drei männlichen Heimleiter, die ich Anfang August nach meiner Freigabe von zu schwerer Fabrikarbeit dort schon antraf, hatten den gleichen Wunsch wie ich. Vier Leiter, das klingt reichlich für ein Lager von 320 Menschen. Aber wir hatten keinerlei Personal für den Betrieb, alle unsere Insassen, bis auf diejenigen, die von den Nazi selbst als arbeitsunfähig oder zu alt erklärt wurden, hatten in den Fabriken 10—11 Stunden schwer zu arbeiten. Nur die im Haus zurückgelassenen durften bei Reinigungs- und Küchendienst mithelfen. So hatten wir hier genügend zu tun, um so mehr, als im Haus noch keine Küche, nicht genügend Waschräume, Speise- und Aufenthaltsräume vorhanden waren. Wir hatten die Pläne dafür zu machen, die erstaunlicherweise alle genehmigt wurden, und von Mitte September an war alles fertig. Schon vorher wohnten etwa 50 jüdische Menschen dort. Direktor Stahl

und seine Mitarbeiter hatten klugerweise für freiwilligen Einzug geworben, und so hatten wir einen Stamm von Menschen, ehe die große Menge kam, die gutwillig und zuverlässig waren. Eine nicht zu unterschätzende Hilfe! Meine Mitarbeiter waren der Hauptlehrer Arnold aus Franken, philosophisch gebildet, strenggläubig und orthodox, der die Betreuung der Männer und die regelmäßigen Mitteilungen bei Gestapo und Partei erledigte. Heilbronner, früher Besitzer eines Münchener Uhrengeschäftes, hatte die sehr wichtige finanzielle Arbeit, die Buchführung und mit mir den Einkauf der Lebensmittel in den uns zugewiesenen Geschäften unter sich und — last not least — Abeles, ehemaliger Besitzer der Zigarettenfabrik in der Lindwurmstraße, die ab November 1938 Sitz der jüdischen Gemeinde wurde, war der außerordentlich geschickte Praktiker, der mit allem Technischen vertraut war und auch Reparaturen ausführte. Ohne ihn hätten wir unsere Pläne für alle Neueinrichtungen und Umbauten kaum so sachverständig machen können. Doch hier muß kurz etwas über den Besitzer des Hauses, in das wir eingewiesen waren, mitgeteilt werden: die Nonnen des Vincentinerinnenordens, die den Großteil der Krankenschwestern in den Münchener Krankenhäusern stellten und wohl noch stellen. Sie zeigten sich uns, den Eindringlingen, in einer Weise großzügig, hilfsbereit, ja freundschaftlich, daß sie dadurch alle Arbeit unendlich erleichterten. Zwar war uns von der Partei aus jeder Verkehr bis auf sachlich notwendige Besprechungen streng verboten, aber da man ihnen einen Teil des Hauses belassen hatte, trafen wir sie immer wieder auf den Treppen und Gängen, nie ohne ein freundliches Wort zu äußern, von allen praktischen Hilfeleistungen ganz zu schweigen. Sie halfen uns, wo immer es notwendig war, und viele unserer orthodoxen Insassen, die zuerst entsetzt waren, daß wir gerade in einem Kloster untergebracht waren, haben sehr schnell diese Aversion verloren, ja, sie nahmen dankbar die uns von der Oberin angebotene Möglichkeit an, ihre schöne Barockkirche für die kurze Zeit der Sammlung im Gebet zu benutzen. Auch einen Teil des schönen Klostergartens, der, wie das ganze zum Kloster gehörige weite Gelände von einer hohen Mauer umgeben war, wurde uns zugewiesen. Nicht zuletzt hat die Atmosphäre des Friedens, die dort herrschte, uns geholfen, manche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn wir 320 jüdischen Menschen waren auf engstem Raum in zwei Stockwerken zusammengepfercht, unten im Erdgeschoß die Männer, im ersten Stock die Frauen. Natürlich mußte es zu Reibereien kommen bei den so unendlich verschiedenen, überarbeiteten, voller Sorgen und Angst um Angehörige und die Zukunft erfüllten Menschen, obwohl wir vier uns die größte Mühe gaben, möglichst zusammenpassende Menschen auf die einzelnen Räume zu verteilen. Aber je voller wir wurden, desto schwieriger wurde dies Problem. Orthodoxe und Liberale, katholisch und evangelisch Getaufte, ehemals Reiche und Arme, Hochgebildete und aus ganz einfachen Kreisen Stammende mußten miteinander leben und auskommen. Und nicht alle, wie selbstverständlich, waren guten Willens. Wir versuchten immer wieder unser Bestes, zu vermitteln, und dann zeigte sich, wie klug es gewesen war, den ursprünglichen Stamm aus einer freiwillig gekommenen Elite zu uns zu schicken! Aber auch andere halfen: Der Erbauer des Deutschen Museums, Stadtbaurat Schönberg, ich weiß nicht, ob der Titel richtig ist, bei uns gab es

keine, bis auf den Doktortitel, den die Nazis als zum Namen gehörig betrachteten, ein feiner, kleiner, Ruhe ausstrahlender Mann, Prof. Nikolaus Cossmann, tiefgläubiger Katholik, aber von einer Abgeklärtheit und Güte, die auf keinen der Insassen seinen Eindruck verfehlte. Unsere Ärzte, damals Krankenbehandler, Sanitätsarzt genannt: Dr. Julius Spanier, der immer beruhigend wirkte, Frau Dr. Magdalene Schwarz, die mutig, ohne je an eigene Gefahr zu denken, half, wo sie konnte. Meine feine, stille Zimmergenossin, Frau Margarete Dillenius und viele, viele mehr, die nicht alle namentlich genannt werden können. Dann kamen die Schläge, die bis aufs Mark gingen. Zunächst das Tragen des Judensterns und dann vor allem die Deportationen. Und da zeigte sich, daß es gelungen war, was wir erstrebt, aber allein nie hätten zuwege bringen können: Wir waren in Berg am Laim eine echte Gemeinschaft geworden, die sich auch diesen stärksten Prüfungen gewachsen zeigte! Bis auf wenige Ausnahmen sind sie alle dahingeopfert: eine endlose Schar von Freunden, deren Tod mir angesichts meines erstaunlichen Verschontgebliebenseins immer noch bis zum letzten Atemzug unfaßlich und tief schmerzlich sein wird. Ein solches Verschontsein kann nur einen Sinn in sich bergen: Die Verpflichtung, nie aufhörend zu zeugen von dem großen Erleben, das alles Menschliche in sich barg: Not, Elend, Tod und unsagbare Pein, aber auch große Hilfsbereitschaft, Brüderlichkeit und Liebe, die letzteren Juden und „Arier" gleich umfassend.
Lassen Sie mich zu ihrem Andenken das Gedicht des Unbekannten, das damals in unser aller Munde war, niederschreiben:

Ich sah heut tausend Menschen verstörten Angesichts,
Ich sah heut tausend Juden, die wanderten ins Nichts,
Im Grau des kalten Morgens zog die verfemte Schar
Und hinter ihr verblaßte, was einst ihr Leben war.

Sie schritten durch die Pforte und wußten: Nie zurück,
Und ließen alles draußen, die Freiheit und das Glück!
Wohin wird man Euch führen? Wo endet Euer Pfad?
Sie wissen nur das Eine: Das Ziel heißt Stacheldraht.

Und was sie dort erwartet, ist Elend, Qual und Not,
Ist Armut, Hunger, Seuche, für viele bitt'rer Tod.
Ich schaut in ihre Augen mit brüderlichem Blick,
Erwartend tiefen Jammer bei solchem Mißgeschick.

Doch statt Verzweiflung sah ich ein tiefes, tiefes Müh'n
Um Haltung und Beherrschung aus ihren Augen glüh'n.
Sah heißen Lebenswillen, sah Hoffnung und sah Mut,
Dazu in manchem Antlitz ein Lächeln stark und gut.

Da hab ich, tief ergriffen, den Geist des Volk's erkannt,
Das, auserwählt zum Leiden, das Leid auch stets gekannt,
Das sich aus Not und Elend, Verbannung, Fron und Haft,
Noch immer hat erhoben mit ungeheurer Kraft.

Ich sah heut tausend Menschen verstörten Angesichts
Und sah im Grau des Morgens den Strahl des ew'gen Lichts! *(1957)*

Brief an Oberstlandesgerichtsrat Alfred Neumeyer über die letzten Tage der Münchener Kultusgemeinde

München, den 20. April 1941

Sehr verehrter Herr Rat!

Mit ganz besonderer Freude haben wir Ihren Brief vom 28. v. M. durch die Güte Ihres Herrn Bruder erhalten. Derselbe hat uns stets auf dem Laufenden gehalten, wie auch wir ihn von allen Sie interessierenden Dingen unterrichtet haben. Ich möchte zunächst Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zur glücklichen Geburt Ihres Enkels Manuel meiner Frau und meine herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck bringen. Wir freuen uns weiter, daß Sie beide die so beschwerliche Reise glücklich überstanden haben. Unsere besten Wünsche sind stets bei Ihnen. Ich habe Ihr Schreiben an die interessierten Damen und Herren in Umlauf gesetzt und möchte nur für meine Person Ihnen heute einiges mitteilen: Ich muß sagen, daß Sie trotz aller Beschwernisse den richtigen Zeitpunkt zur Ausreise gewählt haben. Die Verhältnisse in Lissabon, von denen Sie uns ja schon berichtet haben, sind nicht einfacher geworden, es fehlt an Schiffsplätzen. Inzwischen ist eine Reorganisation unserer gesamten Verwaltung von der Zentrale aus verfügt worden, die mich veranlaßte, mit den maßgebenden Stellen in B. Rücksprache zu nehmen. Unser Freund Dr. O. H. ist zurzeit nicht im Dienst; Dr. Li., Dr. E. und Dr. C. führen die Reorganisation durch. Dr. Ss. ist aus der Leitung ausgeschieden; auf seine Rückkunft wird nicht gerechnet. Die Reorganisation erstreckt sich auf die wesentliche Verkleinerung sämtlicher Haupt- und Unterglieder. Wir sind hier insofern betroffen, als unsere Leitung vorerst noch aus 5 Herren besteht: Dr. Sch., WW. und Ing. S., neu hinzu kam auf Wunsch von Dr. Li. Herr He., während die übrigen Herren ausscheiden mußten. Für die hiesige Dienststelle bedeutet die Reorganisation den befohlenen Abbau von zunächst 73 Mitarbeitern aus allen Teilen unserer Arbeitsgebiete, einschließlich der Heime usw., sie werden wohl alle anderweitig zur Arbeit herangezogen werden. Die Ausmaße in B. sind natürlich erheblich größer; die Gemeinde hat dort 1700, die RV 120 Personen an den Arbeitseinsatz abgegeben. Ich behalte mir für einen späteren Zeitpunkt vor, Ihnen weitere Mitteilungen zu machen. Kantor L. und Dirigent Z. werden auf Wartegeld gesetzt; der Chor wird ganz abgebaut; im Bereich des Herrn Hauptlehrer FK. bleiben insgesamt 5 Kräfte, alle übrigen werden ihre Tätigkeit für uns einstellen. Ich versuche, so gut es geht, mit den Tatsachen fertig zu werden; es wird aber von Woche zu Woche für mich persönlich härter. Sehr oft erinnere ich mich in der letzten Zeit an eines Ihrer Worte: Daß wir an Sie denken sollen, wenn wir glauben, daß es gar nicht mehr gehen will.

Die Osterfeiertage sind sehr gut vorübergegangen; Dr. BF. strengt sich in seiner Weise ganz besonders an.

Herr WW. hat sich bis jetzt auch recht gut eingefügt, so daß ich nicht ohne eine gewisse Hoffnung für die gedeihliche Weiterarbeit bin. Ich bitte Sie und Ihre Frau Gemahlin unsere allerherzlichsten Grüße entgegenzunehmen und verbleibe stets

Ihr

stets treu ergebener

Karl Stahl

München 8, am 30. November 1942
Clemens-August-Straße 9

Hochgeehrter Herr Oberlandesgerichtsrat, sehr verehrte Frau Rat!

Es ist jetzt etwa ein Jahr vergangen, seit ich zuletzt an Sie geschrieben habe; aber der Brief, den ich damals der Luftpost anvertraute, kam nach einigen Wochen wegen der Einstellung des Flugverkehrs wieder zurück und seitdem wagte ich keine Wiederholung des Versuches. Nun fand ich aber in der Samstagnummer der Frankfurter Zeitung eine Notiz, daß der Briefverkehr nach Argentinien und Chile auf Schiffen ab Lissabon möglich sei, und so will ich doch versuchen die Beziehungen, die der Ausbruch des Krieges mit den USA unterbrochen hat, wieder aufzunehmen. Ganz leicht ist das freilich nicht; denn ich weiß nicht einmal mehr, was ich Ihnen in dem letzten noch beförderten Brief geschrieben habe und was Sie noch nicht wissen können. Aber vor allem möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß es Ihnen beiden wie Ihren Kindern und Enkel gesundheitlich gut geht und Sie, vor allem die junge Generation, auch sonst, namentlich mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie, Anlaß zur Zufriedenheit haben. Viel schwieriger ist es über hier zu schreiben. Schon vor einem Jahr schrieb ich Ihnen, soweit ich mich erinnern kann, in dem nicht mehr beförderten Brief, daß Sie die Münchener jüdische Gemeinde nicht mehr wiedererkennen würden, so hatte sich schon damals alles verändert. Und ganz gewiß inzwischen. Es gibt jetzt keine Kultusgemeinde mehr, sondern sie ist seit Mitte des Jahres der Bezirksstelle Bayern der Reichsvereinigung eingegliedert, die von Herrn Koronczyk geleitet wird. In ganz Bayern leben noch etwa 1390 Rassejuden, davon etwa 630 in München, von denen 171 hier in Berg am Laim in der Heimanlage für Juden im Klostergebäude wohnen. An Glaubensjuden gibt es in München noch fast 300. An der Spitze stand bis zum Juni Herr Stahl, bis zum April von Herrn Hechinger und Herrn Sänger mehr oder minder unterstützt, danach von Dr. Schäler und Arthur Frei. Letzterer leitet jetzt die Abteilung Versorgungswirtschaft, unterstützt von Herrn Jonas und Herrn Dr. Keßler (die Schule wurde am 1. Juli geschlossen, es sind noch neun Kinder hier, die sie normalerweise besucht hätten), die Kleiderkammer versieht Herr Salomon Mayer unter Hilfe von Frau L. Frei und Frau Dr. Schäler. Herr Dr. leitet die Abteilung Fürsorge, in der

ferner Frau Dr. Renner und Frl. Emma Einhorn arbeiten. Sonst arbeiten auf der Gemeinde noch die Herren Dr. Jacob, Oppenheimer, Levi, Dr. Steiner, Dr. Regensburger, Jul. Cohn, Neuhäuser, Pistiner und die Hausmeister Rosenberger, Schwed und Helbing; die Damen Adele Strauß, Martha Einhorn, Emmy Cohn, Dora Helbing geb. Goldstein, Michel, Tana Wolf. Die Büroräume sind sämtlich im ersten Stock, im zweiten sind Wohnungen, das Erdgeschoß wurde im Juni ganz abgegeben wie im August die Herzog-Rudolf-Straße 1. An gemeindlichen Häusern besteht sonst nur mehr die Wagnerstraße, wo der Zahnarzt Dr. Blumenreich und Dr. Piccard wohnen und auch Dr. Rosenthal, Dr. Kupfer und Frau Dr. Schwarz ihre Sprechstunden abhalten. Hier ist Heimleiter Herr Kurt Mezger, im Büro arbeiten die Herren Heinz Meyer, Löwenberger und Lonnerstädter, in der Küche Julius Bauer, Dieter Lisberger und meine Schwiegermutter (daß ich mit Gerdi Adler, der Tochter der vormaligen Leiterin von Krumbach und Klenzestraße, seit August 41 verheiratet bin, schrieb ich wohl schon), als Krankenschwestern Franka Sohn, meine Frau und Helene Strauß, bei den zwölf Kindern Frl. Jacobi und Bendix, als Hausmeister Hermann Strauß. Hier im Haus wohnen z. B. D. Kupfer, Frl. Bissinger, Frl. Lerchenthal, Frau Falkenstein, Dingfelders Schwester Frl. Neuburger, Konzertmeister Sececk, Sigmund Harburger mit Frau, der Witwe von Harri Berliner usw.

Das Bestattungswesen versieht weiter Rafael Rothschild. Jedoch unterstützt ihn keiner mehr von den alten Helfern, nur mehr ein Herr Seligmann aus der Kaulbachstraße, der in privilegierter Mischehe lebt und Frau Schörghofer; der alte Friedhof ist geschlossen. Beerdigungen sind jetzt sehr selten, die letzte war die von Frl. Neumark, die vordem Insassin der Kaulbachstraße war. Jedoch habe ich im vorigen Herbst und Winter und auch im Frühling und Frühsommer viel Beerdigungen gehabt, darunter auch manchen, den Sie kannten, begraben. Ich nenne auf gut Glück: Frl. Cilly Goldschmidt, Dr. med. Reiß, Cäcilie Steinberg-Reiß, Geheimrat Leo Graetz, Julius Mannheimer (Wohnungsreferat) und Frau, Fr. Prof. Luxenburger, Frl. Auguste Weil vom Chor, Fr. Selma Herzog (Ballins Schwägerin), Karoline Berolzheimer, Julius Wengraf, Emma Löffler, Optiker Troplowitz, Sigwart Cahnmann, Geheimer Justizrat Obermayer, Schriftsteller Georg Hirschfeld, Dr. Wilhelm Feibelmann und Frau, Oberlehrer Stein, Herr und Frau Brunnengraber, Frau Bier von der Kaulbachstraße, Majer Ambrunn, Adolf Richard und Frau, Apotheker Fröhlich und Frau, Sanitätsrat Piccard, Frl. Clara Banasch, Siegfried Bretzfelder und Frau Fränze, Hermann Schülein, Uhrmacher Gutmann, Stefan Künstler (früher Straubing), Frau Kommerzienrat Maison, Frau Ida Kirschner, Juda Rosner, Justizrat Rosenbusch, Lina Weil-Eckstein, Frau Minna Leiter, Frau Lina Strauß (Östreichs Schwester) usw. Die Liste ist ganz zufällig ausgewählt und mag manchen Ihnen nur flüchtig Bekannten enthalten und dafür Ihnen Näherstehende auslassen — schließlich kannten Sie doch den größten Teil der Gemeinde und es ist schwer auszuwählen. Auch auswärts ist sicher mancher Bekannte gestorben, z. B. Frl. Grafenberg von der Kasse und Dr. Silberschmidt — ich weiß nicht, ob die Nachricht Frau Rat vor der Abreise noch erreichte, Dr. Keins. Aber von den meisten hat man ja leider gar keine Nachricht und weiß nichts über ihr Ergehen. Zu diesen gehören leider meine meisten Verwandten. Mein Bruder ist

im April fortgezogen — in sein Quartier kam tags darauf Walter Wilmersdörfer — und seitdem haben wir keinerlei Nachricht mehr von ihm oder über ihn. Wenn der Krieg einmal ein Ende haben wird hofft man trotzdem die Beziehungen wieder aufnehmen zu können; aber wer weiß, wie lange das noch dauern mag. Hingegen ist uns der Aufenthaltsort meiner Eltern, die Ende Juni München verließen, als Theresienstadt oder Umgebung ungefähr bekannt und da von dort jetzt einzelne Nachrichten kamen, hoffen wir auch von ihnen einmal etwas zu hören. Danach können Sie sich ja schon vorstellen, daß die Zeit auch an mir nicht spurlos vorbeigegangen ist. Nehmen Sie dazu noch unsere Übersiedlung (noch mit den Eltern) von der Arcostr. ins Schulhaus Herzog-Rudolf-Straße und dann hierher in die Heimanlage, denken Sie ferner daran, daß der Kultus im Sommer 41 aus den Aufgaben der Kultusvereinigung fast ausschied und, namentlich die finanzieller Seite, privater, übrigens sehr gut arbeitender Initiative überlassen wurde, so brauche ich fast nur mehr hinzuzufügen, daß ich seit Mitte dieses Jahres als Hilfsarbeiter in einem Gartenbaubetrieb beschäftigt bin und meinen früheren Beruf nur mehr so nebenher ausübe. Im Augenblick bin ich freilich nicht in Tätigkeit, da ich mir vor 7 Wochen den rechten Fuß brach, doch heilt es schon sehr schön und in etwa 4 Wochen dürfte ich wieder arbeitsfähig sein. Was soll ich Ihnen noch über dies Jahr schreiben? Es gäbe an Großem wie an Kleinem natürlich sehr viel zu berichten; aber man weiß nicht, wo man anfangen, wo man aufhören soll; ich habe Ihnen doch gewiß etwa 14 Monate nicht geschrieben und es ist schwer, nach so langer Zeit wieder anzuknüpfen. Auch weiß ich nicht, mit wem Sie sonst etwa noch in Fühlung stehen, ob Sie etwas über Leo und seinen Kreis gehört haben und worüber Sie also am dringendsten zu hören wünschen. Aber — ich weiß ja auch nicht, ob eine etwaige Antwort auf diesen Brief mich noch hier unter dieser Anschrift und überhaupt erreichen wird. Sonst schriebe ich: Fragen Sie. So kann ich im Augenblick nur hoffen, daß Sie dieser Brief wohl antrifft; wie lang er gehen mag, ahne ich nicht, kann also auch keine besonderen Wünsche anfügen, die etwa mit der Jahreszeit in besonderer Beziehung stünden, sondern nur herzliche, ergebene Grüße senden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Bruno Finkelscherer

ERICH LÜTH

Mein Freund Philipp Auerbach

Es ist an der Zeit, ein Wort über das Leben und über die umstrittene Leistung Philipp Auerbachs niederzuschreiben. Das Bild dieses Mannes schwankt im Urteil der Geschichte. Die Zahl seiner Freunde ist kleiner, die Zahl seiner Kritiker und Feinde hingegen größer als er es verdient hat. Vielleicht bedarf es aber gerade des freundschaftlichen Verständnisses, um die Widersprüche zu klären, an denen die Berichte über die Rolle, die Philipp Auerbach in den verworrenen und quälenden Jahren nach der deutschen Katastrophe gespielt hat, so übersättigt scheinen.

Ohne Frage lassen sich viele negative Tatsachen über Philipp Auerbach zusammentragen. Soviel man jedoch an Material über und gegen ihn häufen mag: das Positive überwiegt! Denn Philipp Auerbach war aller seiner körperlichen Unförmigkeit zum Trotz ein guter Mensch.

Die Ursache aller seiner Konflikte ist in seiner fast triebhaften Leidenschaft zu erblicken, Anderen zu helfen. In dieser Hilfeleistung suchte er, der selber zeitlebens ein Gehetzter gewesen war, die innere Sicherheit und Selbstbestätigung zu finden, die ihm im Grunde immer gefehlt hat. Sein Tatendrang war hektisch, sein Temperament ungezügelt, seine Fantasie lebhaft, ja, diese Fantasie war immer wieder sein Verhängnis; denn er sah die Dinge, wie er sie sehen wollte und nicht immer so, wie sie in Wirklichkeit waren. Sein gefährlichster Feind waren nicht seine Gegner; dieser gefährlichste Feind war er selber. Es fehlte ihm an Selbstkritik. Die Unermeßlichkeit der Leiden seiner jüdischen Freunde, die er zu lindern suchte, hatte ihm selber das Maß genommen.

Er war als Präsident des Bayerischen Landesentschädigungsamtes in München und in früheren Funktionen eines Staatskommissars ein Mann der Tat, bereit, gordische Knoten durchzuschlagen und so Entscheidungen zu erzwingen. Er war alles andere als ein Beamter, der nach Dienstvorschriften zu handeln geübt gewesen wäre. Hätte er aber nicht gehandelt, so wäre die Überführung vertriebener Juden, die durch die Verfolgungen Hitlers nach Bayern verschlagen worden waren, in eine neue Heimat verschleppt und verzögert worden.

Man hat Philipp Auerbach vorgeworfen, daß seine Verantwortungsfreudigkeit, mit der er Abfindungen beschaffte und auszahlte, den bayerischen Staat teuer zu stehen gekommen sei. In Wirklichkeit war das rasche Handeln Auerbachs die beste und die sparsamste Lösung; denn jedes weitere Festhalten, jede Verschleppung von Ausreiseterminen hätte gleichfalls hohe Staatsaufwendungen erforderlich gemacht.

Wer heute noch den Vorwurf wiederholt, Auerbach habe sich in seinem Amt bereichert, dem sei die Tatsache entgegengehalten, daß dieser Mann als einer der materiell Ärmsten freiwillig aus dem Leben schied und seine Witwe und Kind in bitterer Armut zurücklassen mußte.

Meine Freundschaft mit Philipp Auerbach reicht weit zurück in die Jahre der

Weimarer Republik. Ich hatte in Hamburg Anfang der zwanziger Jahre die „Fortschrittliche Jugend“ gegründet, eine Gruppe von Pazifisten und Demokraten, in die Philipp nicht ganz hineinpaßte; denn er war ein militanter Demokrat, Mitglied und freiwilliger Werberedner einer Reichsbanner-Kameradschaft, die sich in Kreisen der bürgerlichen Linken und der in Hamburg kleinen „Zentrumspartei“ gebildet hatte. Philipp kämpfte in dieser Reichsbanner-Organisation gegen die Extremisten auf der Rechten und auf der Linken, gegen Nationalsozialismus, gegen „Herrenmenschen“ und gegen Diktaturgläubige. Er sah keinen anderen Weg für die Verteidigung der Weimarer Republik als den der Kampfbereitschaft und der tatbereiten Selbstbehauptung gegen die Schutz- und Kampfbünde, die von den Feinden der Demokratie bereits mobilisiert waren. Seine Gegner waren auf der Rechten die SA und der „Stahlhelm“, und auf der äußersten Linken der „Rote Frontkämpferbund“.

Die Reichsbannerkameradschaft 8 war eine der schwächsten Gliederungen, die das Reichsbanner in Hamburg besaß. Mitglieder und Anhänger der Deutschen Demokratischen Partei und des Zentrums liebten es nicht so sehr Windjacken anzulegen und im Gleichschritt durch die Straßen zu marschieren. Auch waren in der Sozialdemokratischen Partei und in den Gewerkschaften die politischen Instinkte schärfer, das Staatsbewußtsein wacher und die Sorge, man könnte die erst im Jahre 1918 erworbenen republikanischen Freiheiten wieder verlieren, war größer. So ließ sich Philipp Auerbach von seiner 8. Kameradschaft gern als Festredner für Verfassungsfeiern und Fahnenweihen des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, bis in die entlegendsten Dörfer Schleswig-Holsteins und Niedersachsens hinein, ausleihen.

Sein mächtiger körperlicher Wuchs ließ dabei über seine Jugend hinwegsehen. Was er sagte war ganz handfest. Es sprach seine Zuhörer, besonders die einfachen unter ihnen, an. Er berauschte sich wohl auch an seinen Worten, doch was er zuviel an Pathos einfließen ließ, das verlor sich unter dem freien Himmel. Es war das Pathos der Jugend, das die Mehrzahl der Älteren längst verlernt hatte. Die wenigsten ahnten damals, daß Philipp ein Zwanzigjähriger war. In unserer Jugendgruppe suchte er keine oratorischen Erfolge. Bei uns in der „F. J.“ (lies: Fortschrittliche Jugend) suchte er die Gleichaltrigen, den menschlichen Kontakt, die Freundschaft und in unseren sich tief in die Nächte ausdehnenden Diskussionen suchte er Anregung und Belehrung. Hier hörte er mehr zu als er selber sprach. Sobald wir aber Versammlungen oder Tagungen, Wanderfahrten oder Sonnwendfeiern organisierten, dann war es Philipp Auerbach, der sich als Organisator zur Verfügung stellte und ungeahnte Talente entwickelte. Als wir uns mit unserer Gruppe den Hamburger Jungdemokraten anschlossen und mich die Jungdemokraten als hamburgischen Bürgerschaftskandidaten auf der Liste der DDP durchsetzten, da konnte es keinen rührigeren „Wahlhelfer“ geben als den imposanten Philipp.

Von Profession war Philipp Kaufmann. Er hatte in Hamburg die Talmud-Thora-Realschule besucht. Sehr früh war er dann in die väterliche Drogenfirma, eine Großhandlung, eingetreten. Auch diese Aufgabe erfüllte er mit einem Schwung, der im Gegensatz zu seinem Körper stand, dessen Drüsenfunktionen gestört waren. Ob er ein guter Geldverdiener war, vermag ich nicht

zu beurteilen. Ich weiß nur, daß er das Geld, das er verdiente, großzügig und gern hergab und immer mit anderen teilte.
Da wir innerhalb des Reichsbundes der Jungdemokraten und auch als Nachwuchs unserer politischen Partei einen oppositionellen Flügel bildeten, waren die heftigsten Meinungskämpfe an der Tagesordnung. Man hätte sich keinen treueren Mitstreiter denken können als ihn. Wir kämpften gegen die Todesstrafe und gegen die Wiederaufrüstung, wir demonstrierten gegen den Bau des Panzerkreuzers A, für den Völkerbund und für die Völkerverständigung.
Wurden unsere Versammlungen jedoch von den Radikalen bedroht, so sorgte Philipp Auerbach mit einer Gruppe von Reichsbannermännern für einen ruhigen Verlauf.
Während des Dritten Reiches verlor ich Philipp Auerbach aus den Augen. Als ich in dem amerikanischen Gefangenenlager von Ghedi in Norditalien die ersten deutschen Zeitungen, die nach der Kapitulation in Hamburg gedruckt worden waren, las, entdeckte ich plötzlich seinen Namen. Er war Staatskommissar für die Wiedergutmachung in Bayern geworden. Zwar konnte ich mir nicht erklären, wie er nach Bayern verschlagen worden war, doch deutete die Art seines Auftretens unverkennbar auf meinen alten Hamburger Gefährten hin. Jetzt aber war aus dem Trommler für die Weimarer Demokratie ein Ankläger geworden, der die Verbrechen Hitlers in den Konzentrationslagern aufdeckte, und ein Organisator der ersten Hilfe für die Überlebenden der Verfolgung. Aus meiner Perspektive, der Perspektive eines Gefangenen, ergab sich ein merkwürdiges Bild: Meine erste Reaktion war die der freudigen Überraschung. Philipp lebte! Die zweite Reaktion aber war eine Reaktion der Sorge: Wie wird Philipp diese schwerste aller Aufgaben, die einem Menschen in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Reiches der Hölle erwachsen kann, lösen? Wird er, der weder Jurist noch Verwaltungsfachmann ist, sich auf so ungewohntem Boden zurechtfinden?
Nun, auch wir in den Kriegsgefangenenlagern hatten es, vor und nach unserer Gefangennahme, gelernt, zu improvisieren. Doch würde in dem gewaltigen Aufgabenbereich, den Philipp übernommen hatte, die Kunst der Improvisation genügen?
Die Zeitungen veröffentlichten häufig Reden und Erklärungen Philipp Auerbachs. Es fehlte keineswegs an Überspitzungen. Selbst in der Projektion, die sich aus der geographischen Entfernung ergab und in der Vergröberung, die eine zwangsläufige Folge verkürzter Texte ist, wirkte Auerbachs Auftreten zwar eindeutig und klar, doch andererseits auch robust und scharf.
Wir selbst hatten noch vor wenigen Wochen erlebt, daß unsere Kameraden durch Sonderkommandos der SS an den Bäumen aufgeknüpft worden waren, sobald sie nur ihrer Verzweiflung oder ihrer Hoffnungslosigkeit über die Kriegslage Ausdruck gegeben hatten. Einer mißtraute dem anderen. Denunzianten waren überall. Wem durfte man, wenn es daran ging, die Überlebenden der Verfolgung, die Halbverhungerten, die Mißhandelten und Geschundenen zu versorgen, diese Sorge anvertrauen, außer dem Leidensgefährten selber? Philipp war ganz offenbar immer noch der alte „Eiferer", unermüdlich, wendig, um keine Aushilfe verlegen.

1947 traf ich ihn in Hamburg wieder. Wir waren gemeinsam zu einer Sondervorführung des Films „Ehe im Schatten", der die Tragödie einer Mischehe im Dritten Reich darstellte, eingeladen. Ich fragte ihn: „Wo warst du in den Jahren des Dritten Reiches?" Er nannte mit einer ungewohnten Härte in der Stimme, die ich nur begreiflich fand, die Lager St. Cyprien, Gurs (Basses Pyrhenées) Vernet, Sachsenhausen, Auschwitz, Buchenwald. Er erwähnte am Rande auch seine Emigration. Dann fragte er: „Kommst Du nicht mal nach München?" Er fand, daß ich ein wenig mitgenommen aussähe. Ich entschuldigte das mit den damals noch üblichen 800 Kalorien Tagesration, die zum Sterben zuviel und zum Leben zu wenig waren. Sofort fiel er mir ins Wort: „Dann mußt du bestimmt kommen! Wir haben für die Nazi-Opfer ein Erholungsheim mit Sonderrationen." Ich lehnte ab, da ich kein Nazi-Opfer im Sinne seiner Vorschriften sei. „Das spielt in deinem Falle überhaupt keine Rolle!" Und er bedrängte mich im Namen unserer alten Freundschaft und wollte sofort meinen Reisetermin hören.

Es ist niemals zu diesem Besuch gekommen. Doch das fast drängende Angebot und die nahezu aggressive Hilfsbereitschaft Philipp Auerbachs, die sich an keine engen Vorschriften oder Hausordnungen hielt, war typisch für ihn.

Ich erfuhr aus dem Kreise gemeinsamer Freunde, wie sehr er in seinem Amte überlaufen war. Die Hilfesuchenden waren fast ausnahmslos am Ende ihrer physischen und ihrer seelischen Kräfte. Es ging nicht um die Erledigung ihrer Akten, sondern um die Hoffnung der dem Tode Entronnenen, daß nun endlich ihr Schicksal gewendet würde. Viele waren so sterbenskrank, daß man sich eilen mußte, um ihnen wenigstens die tröstende Illusion der Rettung als letztes Gnadengeschenk zu gewähren.

Hätte das alles auf dem Instanzenwege geschehen sollen, die zusätzliche Aufstauung des Jammers wäre unvorstellbar gewesen! So simplifizierte Philipp Auerbach den Instanzenzug in seinem eigenen Stil: Er ließ sich Vollmacht geben und er nahm sich die Vollmacht des abgekürzten Verfahrens. Er brauchte Macht, um die Macht des Elends zu bezwingen und er nahm, der gutmütige und weichherzige Philipp, diese Macht, um überhaupt etwas ausrichten zu können.

Je stärker sich die Staatsverwaltung normalisierte, desto größer wurden die Widerstände der Instanzen und Prozeduren. Um so heftiger mußte der weiche Philipp Auerbach den Harten, Unbeirrbaren und Unerbittlichen spielen. Und er glaubte an sein Spiel und er spielte sich ganz in diese Rolle hinein, wie ein mit seiner Rolle verwachsener Schauspieler. Gespenstisch war nur der Gegenstand seines Dramas: Die Rettung der Verstreuten! Und ganz unmerklich veränderte sich die Szene, und aus dem Drama der Rettung und Versorgung Tausender, die aus vielen Ländern zusammengetrieben worden waren, wurde die persönliche Tragödie und der persönliche Untergang eines Mannes, der das Gute wollte und sich hierbei übernahm.

Philipp Auerbach war niemals ein Intellektueller. Aber er besaß fast romantische Bildungsideale. Sein Auffassungsvermögen und seine Kombinationsgabe waren verblüffend.

Als Drogenfachmann hatte man ihn auch nach seiner Verhaftung in einen Ärztekittel gesteckt und ließ ihn Sanitätshilfsdienste oder Laboratoriumsdienste ausführen. So entstand im Munde der Leidensgefährten der „Doktor Auerbach". Der „Doktor" war ein Wunschtraum, der ihn nach der Befreiung begleitete. Das führte zu peinlichen Verwirrungen, denn er war ja im Grunde ein Selfmademan, ohne ein abgeschlossenes Studium. Später bestand er dann eine regelrechte Doktorprüfung, wenn auch ohne abgeschlossene Ausbildung um aus dem abgründigen Scherznamen im Sinne der Wohlachtbarkeit Ernst zu machen.

Wer Philipp kannte, mußte über diesen Jugendstreich lachen. Aber inzwischen hatte er sich durch sein Ungestüm, seine Formlosigkeit und seine Unbeherrschtheit viele Feinde gemacht.

Keiner dieser Formalisten hätte das zu leisten vermocht, was Philipp Auerbach tatsächlich geleistet hat. Sein Weg führte anfangs durch Niemandsland. Es war der Weg aus einer Hölle in eine neue Ordnung. Er hatte jedoch handeln müssen, ehe diese Ordnung sich wieder herausbilden konnte. Das war seine gute Tat und sein Verhängnis.

Oft glaubte er, um sich schlagen zu müssen. So traf auch er Unschuldige, die dann das Aufgebot seiner Feinde stärkten.

Der Monstreprozeß, in den man ihn verwickelte, die Untersuchungshaft, gegen die er sich empörte und die ihn tödlich traf, untergruben seine Gesundheit. Nierenkoliken brachten ihn an den Rand des Wahnsinns.

Kurz vor seinem Freitod suchte ihn eine gemeinsame gute Freundin im Untersuchungsgefängnis auf. Er trug dieser Freundin, die wie wir beide Mitglied unserer Hamburger Jugendgruppe gewesen war, eine Botschaft auf, die mich erst nach seinem Tode erreicht und tief erschüttert hat: „Vielleicht kann Erich ein wenig dazu beitragen, daß man mich versteht und daß mein guter Name wiederhergestellt wird."

Philipp Auerbach hat diese Ehrenrettung verdient. Denn sein größter Fehler war es, daß er sich im Übereifer eines guten Herzens an eine Aufgabe wagte, die so schwer war, daß auch die Besten unter uns sie nur zu einem unzulänglichen Teil hätten lösen können. *(1958)*

MORDECHAI BERNSTEIN

Die kulturelle Tätigkeit der Sharit Hapleita

Wenn man über die Sharit Hapleita, die Überreste des durch die Nazibestien hingemordeten europäischen Judentums, spricht, dann muß man wissen, daß diese sich aus den verschiedenartigsten Gruppen und Kreisen zusammensetzten. Verschieden im Hinblick auf ihre Ursprungsländer, sprachliche Herkunft und Abstammung und auch untereinander völlig anders geartet in Bezug auf ihre frühere politische und kulturelle Umgebung und ebenso ihr eigenes geistiges Entwicklungsniveau.

Es besteht ebenso ein großer Unterschied zwischen den Juden aus Westeuropa (Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland u. a.) und den Juden aus Osteuropa (Rußland, Litauen, Polen, Ukraine u. a.). Auch der Unterschied zwischen den sogenannten aschkenasischen Überlebenden und den sefardischen Juden aus Saloniki und anderen Ortschaften, welche nur durch ein Wunder sich aus den Klauen des Henkers retten konnten, muß berücksichtigt werden.

Es war in der Tat eine schwere Aufgabe, aus dieser so verschiedenartigen und vielgestaltigen Masse Menschen einen geschlossenen Organismus zu schaffen. Aber nicht nur vom Standpunkte der Abstammung und Herkunft war diese Masse farbig und vielgestaltig gewesen, sondern auch durch die Umstände, unter denen sie während der Nazi-Epoche und dem Weltkrieg bis zum Tage der Befreiung ihr Dasein gefristet haben. Diese Umstände haben sich eigenartig auf diese Menschen ausgewirkt. Der psychische Zustand der Juden, die heil aus den Konzentrations- und Ausrottungslagern kamen, war von dem derer, die als Partisanen und Versteckte jene Zeit in den Wäldern und Bunkern überlebt haben, völlig verschieden. Wieder anders war der Gemütszustand derer, die auf „arischen Papieren" die Schreckenszeit der Nazis überstanden haben, als der jener, die von dem Ratenverband aus verschiedenen Ortschaften und sowjetischen Arbeitslagern zurückgekehrt waren.

So mußte man diese Menschenmassen, die unsägliche, verschiedenartige Leiden erlitten hatten, in einen festen Organisationsrahmen hereinbringen. Die Zahl derer, denen man erst die elementarsten Begriffe beibringen mußte, war ebenso nicht gering, und man mußte vor allem die jungen Menschen, die aus den K.-Z.s, den Wäldern und Bunkern herauskamen und frei wurden, versuchen auszubilden, da sie ja noch Kinder waren, als sie gefangen oder versteckt lebten. Zum allergrößten Teil waren es auch solche, die ihre Eltern und Angehörigen verloren hatten.

Der bittere Existenzkampf um das nackte Leben, die krasse Brutalität der feindlichen Umgebung und vor allem der ständige Schreck und die Angst hat diese Jugend völlig verwirrt, und sie stand so am Rande vollständiger Demoralisation.

Die Wiedergeburt der Sharit Hapleita ist deshalb als eine der phänomenalen

Erscheinungen der Nachkriegszeit im Leben des europäischen Judentums anzusehen. Man mußte viel Zähigkeit und Idealismus aufwenden, um aus dieser so bunt zusammengewürfelten Masse wieder aufrechte und individualisierte Menschen zu schaffen.

An dieser Stelle soll betont werden, daß die Umwandlung der Sharit Hapleita auf deutscher Erde zustande kam. Vielleicht ist das eine bittere Ironie des Schicksals, daß gerade auf dem deutschen Boden, von dem die Henker der sechs Millionen Juden abstammen, diese Wiederauferstehung des nicht hingemordeten Nachwuchses ihrer Opfer zustandekam. Nicht selten kam diese Wiedergeburt auf demselben Platze vor, auf welchem die schändlichen Massenmorde vorgekommen sind.

Die neuentstandenen D. P.-Lager wurden auf den Stätten der gewesenen Ausrottungslager, in der Nähe der Krematorien und Massengräber (Bergen-Belsen, Landsberg, Feldafing, Föhrenwald usw.) errichtet. Es entstanden Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten und Hachscharahzentren und auf den Orten, die die Aufmarschplätze für die Todesmärsche einst waren, erklangen die Melodien, die die Wiedererstehung des Jüdischen Volkes voraussagten.

Über diese Aktivität der Sharit Hapleita könnte man vielbändige Werke schreiben, so besonders über die ärztliche Hilfsarbeit, fachliche Umschichtung, Auswanderungshilfe und den Suchdienst nach Verwandten, usw. —

Aus allen diesen Tätigkeitsgebieten soll hier die Verlagstätigkeit besonders hervorgehoben werden. Spricht man davon, so muß man hervorheben, daß hier nicht nur München die erste Produktionsstätte auf diesem Gebiet war, sondern auch das führende Zentrum dieser kulturellen Betätigung in den verschiedenen Punkten Deutschlands.

Das „Zentralkomitee der befreiten Juden in Deutschland" mit Sitz in München war der Initiator und geistige Anreger der weitverzweigten Verlagstätigkeit der Sharit Hapleita in den Jahren 1945—1950.

Meinem Artikel füge ich einige Muster der verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften bei, die die überlebenden Juden in diesen Jahren herausgegeben haben. Es sind alle parteipolitischen Richtungen und Ideen hierin vertreten. Wir finden darunter die verschiedenartigsten Gebiete jüdischen Geistesschaffens, jüdischen Sportes, Fachausbildung, Landwirtschaft und Bildungshefte für die studierende jüdische Jugend sowie religiöse Tätigkeit. In den ersten zwei Jahren hat die Sharit Hapleita 75 Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben und zwar in jiddischer Sprache sechzig, in hebräischer Sprache sechs, in rumänischer Sprache eine, in ungarischer Sprache eine und in deutscher Sprache drei. In dieser vielsprachigen Ausgabe gab es sogar eine „polyglotte", die in jiddischer, hebräischer, deutscher, polnischer und englischer Sprache herauskam. Außerdem erschienen in den ersten zwei Jahren mehr als 130 Bücher und Broschüren, so u. a. eine Reihe religiöser Werke, die während der Nazizeit vernichtet worden waren. Es erschienen auch etwa fünfzig Lehrbücher für das weitverzweigte Schulnetz, die das Zentralkomitee der befreiten Juden in Deutschland errichtet hat. Eine nicht genaue bibliographische Aufstellung der Publikationen der Sharit Hapleita in den Jahren 1945—1948 enthält annähernd 400 Titel.

Bei der Besprechung dieser Verlagstätigkeit muß man auch auf folgende Erscheinung aufmerksam machen. Es gab in Deutschland damals keine hebräischen Drucktypen und deshalb sehen wir eine sehr große Zahl dieser Ausgaben in jiddischer Sprache, die mit lateinischen Buchstaben erschienen sind. Aus diesem Grunde sind auch manche dieser Ausgaben handschriftlich und lithographiert herausgegeben worden.

Die bewährten Publikationen sind vor allem auch ein wertvolles Material für Philologen und Linguisten.

Leider ist sehr vieles von dieser Tätigkeit der Sharit Hapleita in Vergessenheit geraten und keine Spur davon ist geblieben; doch kann es sein, daß noch einmal jemand darüber in seinen Memoiren berichten wird. Aber von der Verlagstätigkeit sind lebende Zeugen geblieben. In verschiedenen Bibliotheken und Archiven gehören diese Publikationen zu den Seltenheiten. Diese Ausgaben sind Zeugen des ungebrochenen Geistes eines uralten Volkes, das immer wieder durch die verschiedenen Verfolgungen hindurchgegangen ist und dennoch nicht vertilgt wurde.

Wenn man dieses Wunder, das das Volk Israels begleitet, registriert, muß man auch die Tätigkeit der Sharit Hapleita in München erwähnen, denn es ist doch ein wirkliches Wunder, daß gerade die Stadt der „Bewegung", in der Hitler seinen Kreuzzug gegen die Juden proklamierte, das Zentrum der Wiedergeburt der überlebenden Opfer geworden ist. *(1958)*

THOMAS WIMMER

Gedanken des Stadtoberhauptes

Wenn im Jubiläumsjahr des 800jährigen Bestehens der bayerischen Landeshauptstadt ein Gedenkbuch „Von Juden in München" herauskommt, so bedeutet das mehr als eine geschichtliche Reminiszenz; es ist vielmehr eine Notwendigkeit, den beachtlichen Anteil des jüdischen Elementes in der Entwicklung der Isarmetropole einmal nachzuweisen. Darüber hinaus erscheint es mir als eine Art moralischer Wiedergutmachung für das, was unter dem unseligen nationalsozialistischen Regime auch in München an den Angehörigen der jüdischen Bevölkerung verbrochen worden ist.

Dabei kann festgestellt werden, daß gerade in München vor dem Auftreten des Naziotentums ein einträchtiges und friedliches Verhältnis zwischen Christen und Juden bestand und ein irgendwie gearteter Antisemitismus kaum eine Rolle spielte. Rekrutierte sich hier das Judentum doch vorwiegend aus längst einheimisch gewordenen Familien, die in der Gemeinschaft des bürgerlichen Lebens fest verwurzelt waren. So kam es dem Münchner Mitbürger oftmals kaum zum Bewußtsein, daß sein Nachbar, sein Geschäftspartner oder sein Parteifreund ein Jude war. Deshalb wird es einem heute so schwer, in der Erinnerung nachzugraben, wer eigentlich unter den Bekannten, mit denen man in der Vergangenheit manche persönliche Berührungspunkte hatte, dem jüdischen Kreis zugezählt werden muß.

Das Gedächtnis haftet zunächst an den bekanntesten Persönlichkeiten, die in den Jahren vor 1933 im wirtschaftlichen, politischen oder kulturellen Leben Münchens eine besondere Rolle gespielt haben. Natürlich denkt man in der Bierbrauerstadt München sofort an Geheimrat Schülein, der die Fusionierung der Unionsbrauerei mit der Löwenbräu AG. herbeigeführt hatte und dessen Sohn Hermann Schülein dann später als Generaldirektor der Löwenbrauerei in dieser bedeutsamen Stellung auch sonst im Münchner Wirtschaftsleben eine führende Funktion ausüben konnte. Er erfreute sich ebenso großer Beliebtheit in allen Kreisen der Münchner Bevölkerung wie sein Vater, der Herr Geheimrat, der geradezu ein Münchner Faktotum war und besonders in der Vorstadt Haidhausen von allen Menschen geliebt und geschätzt war. Er ließ es sich nicht nehmen, jedes Jahr für 30 bis 40 Firmlinge den Firmpaten zu machen, sie neu einzukleiden und zu bewirten. Ebenso stadtbekannt wurde der Sohn, Hermann Schülein, der mit sicherer Hand den weiteren Entwicklungsgang der mächtigen Löwenbrauerei steuerte und als Generaldirektor seinen ihm unterstellten Dienstkräften bis hinunter zum letzten Brauereiarbeiter ein wahrer Vater war. Als er durch die Nazi zur Emigration gezwungen wurde fand eine Abschiedsfeier statt, die allen Teilnehmern noch lange in Erinnerung verblieb. Unter Tränen nahmen die Angestellten und Arbeiter Abschied von ihrem Chef, der über die Schweiz nach Amerika flüchtete, wo er als Generaldirektor der Rhein-

gold-Brauerei in New York heute noch wirkt, nicht ohne mit der Münchner Löwenbrauerei noch in engster Verbindung zu stehen und ihr mit Rat und Tat — oder wie kürzlich wieder mit einem Besuch — die alte Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen.

München war von jeher eine Spezialstätte des internationalen Kunst- und Antiquitätenhandels. Zu ihrem Ruf hatte in den letzten Dezennien nicht zuletzt Konsul Otto Bernheimer mit seinem führenden Haus am Lenbachplatz beigetragen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Bernheimer das von seinem Vater aus den kleinsten Anfängen heraus gegründete Geschäft zur bedeutendsten Antiquitätenhandlung Deutschlands zu entwickeln verstand. Auch er mußte in die Emigration gehen, ist allerdings zu unserer Freude nach dem Krieg wieder zurückgekehrt und führt sein wiederaufgebautes Geschäft an der alten Stelle weiter. Mit dem Kunstleben der Stadt aufs engste verknüpft, gehört er heute aufs neue zu den geachtetsten Persönlichkeiten, dessen Rat in allen Kunstfragen gesucht ist. Über das Schicksal vieler anderer jüdischer Familien, die gerade im Kunst- und Antiquitätenhandel Münchens eine führende Rolle spielten, ist wenig bekannt geworden. So erinnere ich mich an die große Kunsthandlung von Geheimrat Siegfried Drey im Haus der Neuen Börse am Maximilianplatz. Drey war viele Jahre lang vor 1933 Präsident der Münchner Industrie- und Handelskammer und genoß in Kunst- wie in Wirtschaftskreisen höchstes Ansehen.

Aus den Kreisen des Münchner Bankwesens taucht in der Erinnerung der Name des vornehmen Bankiers Geheimrat Aufhäuser auf. — Aus meiner politischen Tätigkeit erinnere ich mich insbesondere an meinen Parteifreund Rechtsanwalt Dr. Nussbaum, der nach 1919 in den Münchner Stadtrat kam und dort eine bedeutsame Rolle in der Münchner Gemeindepolitik zu spielen verstand. Er wurde schon bei dem Putsch der Nationalsozialisten im November 1923 mit einigen anderen Geiseln ins Isartal entführt, dort mißhandelt und mit dem Erschießen bedroht. Nur der Umstand, daß der Naziputsch an der Feldherrnhalle zusammenbrach und die Entführer um ihre eigene Sicherheit besorgt sein mußten, rettete ihm das Leben.

Von den auf literarischem Gebiet vor 1933 tätigen Münchner Juden ist vor allem der jetzt in Amerika lebende Schriftsteller Lion Feuchtwanger zu erwähnen, dem die bayerische Landeshauptstadt 1957 ihren Literaturpreis verliehen hat. Aus dem Kreis der Münchner Journalisten war es vor allem der für die Ullsteinblätter als Münchner Korrespondent tätige Journalist Julius Rosenstiel (Pseudonym: „Iros“), der nicht nur großes Ansehen in politischen Kreisen, sondern auch das Vertrauen seiner Kollegen genoß, die ihn zum Vorsitzenden des Vereins Auswärtige Presse beriefen. Nebenbei wirkte er auf filmischem Gebiet als Dramaturg in Geiselgasteig. Auch er mußte nach 1933 den Weg in die Emigration nach der Schweiz gehen, wo er vor einigen Jahren verstarb. Seine Gattin, eine feinsinnige Jüdin, die am politischen und kulturellen Geschehen Münchens regen Anteil genommen hatte, folgte ihm 1957 im Tode nach.

Besonders verdienstvoll wirkten schon immer jüdische Ärzte, vor allem auf sozial-caritativem Gebiet. Dr. Julius Spanier war schon lange vor 1933 als

Arzt und besonders als Kinderarzt eine bekannte und geachtete Persönlichkeit. Eines besonderen Rufes nicht nur als Arzt, sondern auch als verdienter Bürger der Stadt erfreute sich auch der praktische Arzt Dr. Eppstein, der längere Zeit dem Münchner Stadtrat als SPD-Mitglied angehörte. Seine Praxis war überlaufen, denn er behandelte nicht nur die Armen umsonst, sondern bezahlte ihnen auch noch die notwendige Medizin. Er war als uneigennütziger Wohltäter stadtbekannt.

Alle diese Erinnerungen an so viele verdiente jüdische Mitbürger werden leider schmerzhaft überschattet durch die Ereignisse der 12 Nazijahre, wo ein verblendeter Rassenwahn alle Menschenrechte verhöhnte und verspottete. Leider wissen viele Deutsche nicht — oder wollen es zum Teil auch nicht wissen — was sich in den grauenhaften Nächten der Verfolgung und in den Konzentrationslagern an unmenschlicher Grausamkeit abspielte. Wollen wir alle gemeinsam, Christen und Juden, dazu beitragen, daß sich in der Zukunft eine solche Kulturschande nie mehr ereignen kann! *(1958)*

GERTY SPIES

Nachher

Ich bin zurückgekehrt — ich weiß nicht wie.
Ein sanftes Wunder ist an mir geschehen.
Ich hör' der Heimatglocken Melodie,
Die Berg' und Wälder darf ich wiedersehen.

Ich bin zurückgekehrt — mir ist so weh!
Ist alles anders, als es einst gewesen,
Weil ich's mit jenen neuen Augen seh',
Mit denen ich das Leid der Welt gelesen.

Ich bin zurückgekehrt! — O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Des Nachts durch die zersprungne Seele geistern.

(1946)

Anmerkungen zu den Autoren und ihren Aufsätzen

Die folgenden Daten sollen nur kurz die Autoren und ihre Beiträge kennzeichnen. Von ausführlichen bibliographischen Angaben wurde durchwegs abgesehen. Obwohl es sich von selbst versteht, darf noch ausdrücklich festgestellt werden, daß die Verfasser Juden wie Nichtjuden, Münchner und Nicht-Münchner umfassen. Alle hatten jedoch zu München, seinen Juden und dem Judentum die eine oder andere Beziehung.

Julius Bab (1880—1955).

Schriftsteller, Theaterkritiker, Dramaturg, u. a. Verfasser von „Goethe und die Juden". Nach 1933, bis zur Auswanderung nach den USA, aktiv im Jüdischen Kulturbund Berlin. Der Nachruf auf Prof. Franz Rapp erschien kurz nach dessen Tod in der New Yorker Staatszeitung und gelangt hier mit Erlaubnis seiner Witwe, Frau Helene Rapp (Zürich) zum Abdruck.

Bertha Badt-Strauß (geb. 1885).

Studierte Germanistik und Sprachen in Breslau, London, München, Berlin. Dissertation über Annette von Droste-Hülshoff. Bücher über Annette von Droste-Hülshoff, Rahel Varnhagen, Moses Mendelssohn, Hermann Cohen u. a. Mitarbeiterin deutscher und jüdischer Zeitschriften.
Der vorliegende Aufsatz wurde für dieses Buch verfaßt.

Leo Baeck (1873—1956).

Rabbiner, geistiger Führer des deutschen Judentums während vieler Jahrzehnte, Verfasser von „Das Wesen des Judentums" (1. Aufl. 1905, 4. Aufl. 1926), „Wege im Judentum" 1933, „Aus drei Jahrtausenden" 1938 (von der Gestapo beschlagnahmt), „Dieses Volk" (1955 und 1957) sowie zahlreichen anderen Schriften. Professor an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, Berlin; ab 1922 Vorsitzender des Deutschen Rabbinerverbandes; ab 1924 Großpräsident des deutschen Distriktes des Ordens B'ne B'riss, Vorsitzender der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden und ab 1933 der Reichsvertretung der deutschen Juden. Wurde 1945 aus dem KZ. Theresienstadt befreit.
Der vorliegende Aufsatz ist der erste gedruckte Baecks. Er erschien im 1. Jahrgang des Münchner „Simplicissimus" (1896), in dem auch zahlreiche andere jüdische Autoren vertreten waren, u. a. Jakob Wassermann, Arthur Schnitzler, Fritz Mauthner, Theodor Wolff, Arthur Holitscher und Hugo Salus. Der Nachdruck erfolgt mit der Erlaubnis der Tochter Rabbiner Baecks, Frau Ruth Berlak (London).

Leo Baerwald (geb. 1883).

Besuchte von 1898 bis 1902 das Wilhelmsgymnasium in München, studierte in Breslau und Erlangen und am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau. Von 1911 an Rabbinatssubstitut in München, 1914—1917 Feldrabbiner bei der 6. (Bayerischen) Armee im Westen. Ab 1918 Gemeinderabbiner in München bis zur Auswanderung im März 1940. In New York bis 1955 Rabbiner der Gemeinde "Beth Hillel", deren Gründung in der Hauptsache durch ehemalige Münchner Gemeindemitglieder vorbereitet war.
Berichtigung eines Druckfehlers: Dr. Ludwig Feuchtwanger starb 1947 (nicht 1944).
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Frederick P. Bargebuhr (geb. 1904).

Studierte in Hamburg, Paris, Bonn, München, Dr. phil. (Islam, deutsche Literatur, mittelalterliche Geschichte), München. 1933 Auswanderung nach Palästina, arbeitet 1937 mit Wolfskehl. Seit 1951 Hillel-Professor of Judaism an der State University of Iowa, seit 1957 Bollingen-Fellow an der "American Academy in Rome". Zahlreiche

Schriften über deutsche und jüdische Literatur sowie Spanien.
Dieser Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

David Baumgardt (geb. 1890).

Studierte Philosophie, Physik und Geschichte in Freiburg, München, Wien, Heidelberg, Berlin. A. o. Professor Berlin, 1931. 1935—39, Visiting Professor, University Birmingham, England. 1941—54, Consultant, Library of Congress, Washington, D. C. Ab 1955 Visiting Professor, Columbia University, New York. Autor zahlreicher Schriften, u. a. „Franz von Baader und die philosophische Romantik" (1927), „Spinoza und Mendelssohn" (1932), „Maimonides" (1955).
Der Aufsatz in diesem Buch wurde hierfür verfaßt.

Schalom Ben-Chorin (geb. 1913).

Seine ersten Werke erschienen noch unter seinem ursprünglichen Namen (Fritz Rosenthal) bei B. Heller in München, u. a. das „Messiasspiel". Lebt seit 1935 in Jerusalem. Chefkorrespondent der dortigen deutschsprachigen Tageszeitung „Jedioth Chadaschoth". Unter seinen neueren Büchern fanden besondere Beachtung „Jenseits von Orthodoxie und Liberalismus" (Tel Aviv, 1939) und „Die Antwort des Jona" (Hamburg, 1956). Neben journalistischer Tagesarbeit und vereinzelten Gedichten ist Ben-Chorins derzeitiges Schaffen durch ein Bemühen um die theologische Klärung der jüdischen Glaubensposition gekennzeichnet.
Seine Gedichte sind Originalbeiträge zu diesem Gedenkbuch.

Georg Franz J. Bergmann (geb. 1900).

Studierte Jura und Nationalökonomie in Berlin, Breslau, Heidelberg und München. Dr. oec. publ. 1922. Bis 1933 Rechtsanwalt in München. Jetzt Friedensrichter im Staat Neu-Süd-Wales, Australien. Seit 1921 Mitarbeiter zahlreicher alpinistischer Zeitschriften.
Sein Aufsatz wurde für dieses Buch geschrieben.

Otto Bernheimer (geb. 1877).

Entwickelte die Firma, die sein Vater aus dem Textilgeschäft, das 1856 auf der Dult errichtet wurde, in die Firma L. Bernheimer (gegründet 1864) umwandelte, zu einem der größten Kunst- und Möbelgeschäfte der Welt. Lehman Bernheimer war der erste kgl. bayer. Kommerzienrat (1884). Otto Bernheimer ist seit Jahrzehnten mexikanischer Konsul. 1946 kehrte er aus Venezuela nach München zurück. Prinz Konstantin schrieb über Otto Bernheimer in dem Buch „Die großen Namen".
Das Kapitel „Kunde Göring" entstammt den „Erinnerungen eines alten Münchners", die Konsul Bernheimer 1956 schrieb und 1957 als Privatdruck an Freunde verteilte. Der Abdruck erfolgt mit seiner gütigen Erlaubnis.

Mordechai Bernstein (geb. 1905).

Studierte am jüdischen Lehrerseminar in Wilna, Korrespondent des dortigen Jüdischen Wissenschaftlichen Instituts. Von den Russen in ein Arbeitslager verschickt. 1946—1952 Korrespondent des IWO und der JRSO in Westdeutschland, besuchte etwa 800 deutsche Ortschaften, um Spuren früherer jüdischer Gemeinden aufzufinden. Seitdem in Buenos Aires, veröffentlichte zahlreiche Monographien in jiddischer Sprache.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag für dieses Buch.

Immanuel Birnbaum (geb. 1894).

Studierte 1913—19 in München Staatswissenschaften und öffentliches Recht. 1917—19 Assistent der Münchner Handelshochschule, seit 1927 Auslandskorrespondent in Warschau, Stockholm, Wien. Ab 1953 Auslandsredakteur der Süddeutschen Zeitung in München.
Sein Beitrag wurde für dieses Buch verfaßt.

Moritz Julius Bonn (geb. 1873).

Studierte in Heidelberg, München, Wien und Freiburg. Dr. der Staatswissenschaften, München 1895. Habilitation München, 1905. Studienreisen England (1896—1905) und Afrika (1906—07). 1910 a. o. Professor, Handelshochschule München, 1914—16, Gastprofessor, USA. Ab 1920 Handelshochschule Berlin, 1931—33 Rektor Magnificus. 1933 Entlassung. 1933—38, London School of Economics. 1956, Dr. h. c. rer. pol., Freie Universität Berlin. Autor zahlreicher wissenschaftlicher Bücher seit 1896. Autobiographie „So macht man Geschichte?" 1952 (bei List).
Professor Bonns Aufsatz ist ein Originalbeitrag.

Hans Brandenburg (geb. 1885).

Lebt seit 1903 in München oder seiner Umgebung. Autor zahlreicher Romane und Biographien. Erinnerungswerke „München leuchtete" (1953) und „Im Feuer unserer Liebe" (1956). Träger des Dichterpreises der Stadt München (1930).
Der Beitrag wurde für dieses Buch verfaßt.

Bernhard Brilling (geb. 1906).

Studierte in Berlin und Breslau. Rabbinatsexamen 1932, Archivar der Breslauer Synagogengemeinde, 1927—39. Seit 1942 Stadtarchivar von Tel Aviv. Mitarbeiter wissenschaftlicher Zeitschriften; Geschichte der Juden in Deutschland, insbesondere Schlesien.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Martin Buber (geb. 1878).

Dr. phil. Wien 1904. Autor zahlreicher Bücher und Schriften seit der „Legende des Baal Schem" (1908) und den „Drei Reden über das Judentum" (1911). Professor für Religionsphilosophie, Frankfurt, 1924—33. Schuf mit Franz Rosenzweig das „Jüdische Lehrhaus", Frankfurt und übertrug mit ihm die Schrift (1926—37). Leiter der Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung, 1933—38. Gründer und Chefredakteur „Der Jude", Berlin, 1916—24. Mitherausgeber „Die Kreatur", 1926—30. Professor für Sozialphilosophie, Hebräische Universität, Jerusalem, 1938—51.
Gab die Briefe Gustav Landauers in zwei Bänden (1929) heraus.
Buber sprach in München vor jüdischen Organisationen u. a. am 12. Juni 1918, am 26. April 1928, am 8. Juni 1930 und mehrfach nach 1933.
In einem Brief, den die „National-Zeitung" (Basel) am 15. April 1958 veröffentlichte, sagt Buber u. a. über sein Verhältnis zu Gustav Landauer:

In einem mir gewidmeten Artikel Ihrer Nummer vom 9. Februar wird unter Verwendung eines Buchzitats gesagt, ich hätte an der Vorbereitung der Münchener Räterepublik teilgenommen. Das trifft nicht zu. Ich bin mit Gustav Landauer befreundet gewesen, habe aber an seiner revolutionären Aktion und insbesondere an seiner Vorbereitung der Räterepublik in keiner Weise mitgewirkt. Meine Beurteilung des tragisch widerspruchsvollen Charakters seiner Teilnahme an der bayerischen Revolution habe ich sogleich nach seiner Ermordung in einem „Landauer und die Revolution" betitelten Aufsatz unzweideutig zum Ausdruck gebracht. Dieser Aufsatz und ein ihn im gleichen Sinn ergänzender Aufsatz, der 10 Jahre danach, 1929, erschien, „Erinnerung an einen Tod", sind in meinem Buch „Hinweise" (Zürich, Manesse-Verlag, 1953) wieder abgedruckt . . .

Letztgenannter Aufsatz wird hier, mit Erlaubnis von Verfasser und Verlag, neuerlich veröffentlicht.

Werner Cahnmann (geb. 1902).

Studierte in München und Berlin (Dr. oec. publ. 1927). Syndikus des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens bis Dezember 1933. Statistiker, Israelitische Kultusgemeinde München. KZ. Dachau, 1938. Auswanderung nach den USA, 1939. Soziologieprofessor, Hunter College und Yeshiva University, New York. Autor u. a. von Aufsätzen zur Soziologie und Sozialgeschichte auch der Juden Münchens.
Sein Aufsatz ist ein leicht gekürzter Originalbeitrag zu diesem Buch.

Siegfried Danziger (geb. 1888).

Studium und kaufmännisch-technische Tätigkeit in München bis 1935. Aktiv als Wairenrat sowie in öffentlicher wie privater Armenpflege. Auch nach 1945 wieder in Wohl-

fahrtsarbeit tätig. Lebt jetzt wieder in München, mit seiner 1864 ebenfalls in München geborenen Mutter Ida Danziger, geb. Gutmann.
Der Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Friedrich Deich (geb. 1907).

Unter diesem Namen schreibt ein in München tätiger Arzt, der auch in München studierte. Nach 1938 in Belgien und tropischem Ausland. Ab 1949 Leiter der wissenschaftlichen Abteilung der „Neuen Zeitung", jetzt in Redaktion der „Süddeutschen Zeitung". Autor von „Windarzt und Apfelsinenpfarrer" (Freiburg, 1955); außerdem u. a. Taschenbuch „Was haben die Ärzte uns heute zu sagen" bei Paul List.
Sein Aufsatz in diesem Buch ist ein Originalbeitrag.

Johann Joseph Ignaz von Döllinger (1799—1890).

Theologe, Historiker, Autor zahlreicher Werke u. a. „Heidentum und Judentum" (1857). Ab 1826 Professor in München, ab 1874 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.
Unser Buch enthält den Schlußabsatz seiner berühmten Akademierede „Die Juden in Europa" (1856).

Albert Einstein (1879—1955).

Physiker, Nobelpreisträger (1921), lebte in München von 1880—1894, besuchte das Luitpold-Gymnasium 1889—1894. Letzte Lebensjahre am Institute for Advanced Study in Princeton, N. J. Ihm und Alfred Einstein zu Ehren benannte München die Einsteinstraße.
Der Briefwechsel mit der Bayer. Akademie der Wissenschaften ist dem Buch „Ein Weltbild" (herausgegeben von Carl Seelig), Berlin, 1956 entnommen. Der Nachruf auf den Münchner Maler Josef Scharl erscheint hier erstmalig in deutscher Sprache und wurde von seinem Sohn Alois Scharl freundlichst zur Verfügung gestellt. Das PS. zu einem Brief ist dem Buch: Albert Einstein, „Briefe an Maurice Solovine", Paris, 1956 entnommen.

Alfred Einstein (1880—1952).

Musikforscher und-kritiker. Herausgeber der „Zeitschrift für Musikwissenschaften". Grundlegende Neubearbeitung des Köchelschen Verzeichnisses der Werke Mozarts. Zu seinen bekanntesten Werken gehört seine Mozart-Biographie. Ihm und Albert Einstein zu Ehren hat seine Geburtsstadt München die Einsteinstraße benannt.
Der Aufsatz „Juden in der Musik" ist dem Buch „Von Schütz zu Hindemith" (1957) entnommen und mit Erlaubnis des Pan-Verlags (Zürich) hier abgedruckt.

Karl Ettlinger (1882—1939).

Verfasser zahlreicher humoristischer Werke. (Pseudonyme: „Karlchen", „Helios", „Bim" und in der Münchner Zeitung: „Theophrastus Kinkerlitz"). Lebte jahrzehntelang in München, Mitarbeiter u. a. am „Simplicissimus".
Der „Schüleraufsatz" „Der Münchner Fasching" stammt aus der 1919 erschienenen Sammlung „Aus fröhlichen Herzen".

Michael von Faulhaber (1869—1952).

Professor der alttestamentarischen Exegese in Straßburg, Bischof von Speyer. Erzbischof von München-Freising. Kardinal. Er nahm mehrfach, so schon 1923, gegen antisemitische Hetze Stellung.
Die Auszüge sind den Adventspredigten entnommen, die der Kardinal 1933 in der Münchner Michaelskirche hielt. Die Nachdruckerlaubnis erteilte der Verlag.

Heinrich Feuchtwanger (geb. 1898).

Sohn des praktischen Arztes Dr. August Feuchtwanger, der u. a. als ehrenamtlicher Dirigent des Chores der orthodoxen Synagoge „Ohel Jakob" wirkte. Zahnarzt, früher

in München, jetzt in Jerusalem. Kunsthistorischer Archivar des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden (bis 1935) und des Vereins für jüdische Museen in Bayern. Jetzt ehrenamtlicher Mitarbeiter und Berater des Jüdischen Nationalmuseums Bezalel in Jerusalem. Autor einiger Studien über alt-jüdische Volks- und Sakralkunst.
Sein Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Lion Feuchtwanger (geb. 1884).

Autor zahlreicher Romane, Biographien und Dramen, deren erste in München zur Aufführung gelangten. Zu seinen bekanntesten Büchern gehören „Erfolg" (1929), das sich mit dem München der Zwanziger Jahre befaßt, „Jud Süß" (1925), „Die häßliche Herzogin Margarete Maultasch" (1928), „Josephus" (1932), „Goya" (1951), „Rousseau" (1935), „Jephta" (1957). Im Jahr 1957 verlieh München Lion Feuchtwanger den Literaturpreis der Stadt; die Münchner Universität, an der Lion Feuchtwanger 1907 mit einer kritischen Studie über Heines „Rabbi von Bacharach" promoviert hatte, erneuerte die Doktorurkunde, nachdem ihm der akademische Titel unter den Nationalsozialisten aberkannt worden war.
Lion Feuchtwangers Bruder Martin (1886—1952) veröffentlichte eine bemerkenswerte Autobiographie unter dem Titel „Ebenbilder Gottes" (1952), die sehr anschaulich seine Jugend in München schilderte.
Der Aufsatz Lion Feuchtwangers wurde in seiner deutschen Originalfassung diesem Buch zur Erstveröffentlichung zur Verfügung gestellt.
Die Angaben über den literarischen Verein „Phöbus" entstammen einem Brief Lion Feuchtwangers an den Herausgeber vom 14. April 1958.

Ludwig Feuchtwanger (1885—1947).

Studierte in München und Berlin. 1913—1933: Anwalt am Obersten Landesgericht in München. 1914—1936: Lektor des Verlags Duncker & Humblot. 1930—1938: Redakteur der Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung. 1936—1939: Leiter des Jüdischen Lehrhauses, München. Schrieb Nachwort zu Heinrich Graetz, „Die Konstruktion der jüdischen Geschichte" (Schocken-Bücherei, Nr. 59, Berlin, 1936). Einige judaistisch-historische Studien noch unveröffentlicht.
Besonders verwiesen sei auf Dr. Ludwig Feuchtwangers Studie über den Brief der Münchner Juden an die Straßburgs, der in diesem Buch reproduziert ist (zwischen Seite 32 und Seite 33). Dieser Artikel erschien 1938 in der Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung, Nr. 15. Ludwig Feuchtwanger war ein Bruder des Schriftstellers Lion und des Verlegers Martin Feuchtwanger.
Der Aufsatz über Sombarts Buch entstammt der Münchner Zeitschrift „März" aus dem Jahr 1912.

Sigbert Feuchtwanger (1886—1957).

Ehemals bekannter Münchner Anwalt. Autor zahlreicher soziologisch-geisteswissenschaftlicher Studien. Aktiv in Leitung der Münchner Kultusgemeinde.
Über seine Persönlichkeit und sein Werk vgl. Dr. Geis' Aufsatz auf Seite 215. In diesem Buch druckten wir das Ende seiner Studie „Die wissenschaftiche und politische Judenfrage" ab, die zunächst 1916 in der Zeitschrift für Politik, dann in Buchform erschien.

Bruno Finkelscherer (1901—1943).

Sohn des Rabbiners Israel Finkelscherer, amtierte als Nachfolger Dr. Leo Baerwalds als letzter Rabbiner der alten Israelitischen Kultusgemeinde München bis zu ihrem Untergang während des 2. Weltkrieges. Er wurde wie die meisten damals noch in München wohnhaften Juden aus der Ghetto-ähnlichen Siedlung in Berg am Laim (vgl. den Aufsatz von Frau Else B. Rosenfeld) in ein ost-europäisches Vernichtungslager deportiert.
Sein Brief aus den letzten Tagen der Münchner Gemeinde, an deren langjährigen Vor-

sitzenden Oberst. Landgerichtsrat Alfred Neumeier wurde uns von dessen Sohn Alexander Neumeyer in Shave Zion, Israel, zur Verfügung gestellt.

Maria (genannt „Mutz") Föger.

Bekannte aus München stammende Alpinistin. Lebt jetzt in Kufstein.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Sigmund Fraenkel (1860—1925).

Industrieller, Experte auf dem Gebiet des Verkehrswesens. Seit 1900 aktiv in Münchner Industrie- und Handelskammer, stellvertretender Vorsitzender. Juni 1923 von Nationalsozialisten auf der Straße tätlich angegriffen. 1. Vorsitzender des Synagogenvereines „Ohel Jakob". Sprecher der jüdischen Orthodoxie in Bayern.
Eine Auswahl seiner Reden und Schriften wurden von seinem Sohn Dr. Adolf Fraenkel, Professor an der Hebräischen Universität in Jerusalem, 1930 bei B. Heller in München herausgegeben. Aus diesem Band stammen der Brief und der Artikel in diesem Buch.

Rudolf Frank (geb. 1886).

Studierte in München, Zürich, Berlin und Gießen. Schauspielvolontär Reinhardts. Schauspieler, Regisseur und Redakteur in Meiningen, Frankfurt, Bukarest und Darmstadt. Direktionstellvertreter und Regisseur an den Münchner Kammerspielen. Ab 1926 Regisseur in Italien, Wien, Düsseldorf und Berlin. Film- und literarische Tätigkeit. Lebt jetzt in der Schweiz. Vollendet z. Z. seine Lebenserinnerungen „Spielzeit meines Lebens".
Sein Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Herbert Freeden (geb. 1909).

Regierungsangestellter und Journalist. Studierte 1927—1928 in München, dann Göttingen und Berlin. Autor: „Unsichtbare Kette" (1936), „Ein Schiff unterwegs", 1938, u. a. zahlreiche Essays, Novellen. Korrespondent deutscher englischer und amerikanischer Publikationen.
Seine Novelle ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Robert Rafael Geis (geb. 1906).

1932—1934 Jugendrabbiner in München. Dann Positionen in Mannheim, Kassel, Zürich, Amsterdam und Karlsruhe. Autor zahlreicher Aufsätze über jüdische Theman. Mitarbeiter am Religionsgeschichtlichen und theologischen Wörterbuch zum Alten Testament und Lexikon für Theologie und Kirche.
Sein Aufsatz wurde eigens für dieses Buch geschrieben.

Nachum Goldmann (geb. 1894).

Politiker und Publizist. Studierte in Marburg, Berlin und Heidelberg. Führend in der zionistischen Bewegung. Präsident zahlreicher jüdischer Organisationen, z. B. Jewish Agency for Palestine, Zionistische Welt-Organisation, World Jewish Congress, Keren Hayessod, Conference on Jewish Material Claims against Germany. Unterzeichnete das Jüdisch-Israelitische Abkommen mit der Bundesrepublik von 1952. Herausgeber der Encyclopedia Judaica, Berlin, 1922—1934. Schrieb für zahlreiche deutsche, jiddische, hebräische und englische Veröffentlichungen. Sprach häufig in München, vor dem Gesamtausschuß der Ostjuden (März 1918), der Jewish Agency (27. Februar 1930) und der Zionistischen Ortsgruppe (21. Juli 1927, 27. Februar 1930 und — wenige Tage vor Hitlers Machtergreifung — am 21. Januar 1933).
Der Aufsatz entstammt dem besonders wertvollen „Ostjuden"-Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, München, 1916. (Vgl. Abbildung).

Moritz Goldstein (geb. 1880).

Studierte in Berlin und München. Schrieb als Münchner Student für den „Kunstwart" (1901). Dr. phil. 1907—1914, Herausgeber von Bongs „Goldener Klassiker-Biblio-

thek", 1918—1933, Mitarbeiter der Redaktion der Vossischen Zeitung. Lebt jetzt in den USA. Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau". Autor von Dramen, Novellen und zahlreichen Aufsätzen (z. T. unter den Pseudonymen „Michael Osten" und „Inquit"). Sein Artikel ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Emil Gratzl (1877—1957).

Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek, München (Bucheinband, Islam, Handschriftenkunde).
Der von Dr. Gratzl verfaßte Nachruf auf Professor Lucian Scherman erscheint hier erstmalig im Druck und wurde freundlicherweise von dessen Tochter, Frau Frieda Hörburger (München), zur Verfügung gestellt.

Kurt R. Grossmann (geb. 1897).

Wurde 1926 Generalsekretär der Deutschen Liga für Menschenrechte. Mußte im März 1933 nach Prag fliegen, wo er die Demokratische Flüchtlingsfürsorge organisierte. Auf der 1. Ausbürgerungsliste vom August 1933. Seit 1939 in Amerika. Reiche journalistische Tätigkeit, in der Vossischen Zeitung und im Berliner Tageblatt, jetzt in amerikanischen und europäischen Blättern.
Referent für Wiedergutmachungsfragen bei der Jewish Agency, New York. Veröffentlichte mit Dr. Arieh Tartakower „The Jewish Refugee" (1944), und 1957 „Die Unbesungenen Helden", aus dem, mit Erlaubnis von Verfasser und Verleger (Arani-Verlag, Berlin) zwei Abschnitte hier zum Abdruck gelangen.

Herbert Günther (geb. 1906).

Studierte Literatur-, Kunst- und Literaturwissenschaften. Schauspieler, Lektor und freier Schriftsteller. Nach Kriegsgefangenschaft in England kehrte er nach München zurück. Seit 1948 in Paris. Autor mehrerer Bücher.
Der Aufsatz über Bruno Frank stellt eine vom Autor leicht gekürzte Fassung eines Kapitels aus dem Buch „Drehbühne der Zeit" (Hamburg, 1957, Christian-Wegner-Verlag) dar und wird mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers abgedruckt.

Willy Haas (geb. 1891).

Befreundet mit Werfel, Kafka und Hofmannsthal. 1925—33 Herausgeber der Wochenschrift „Die literarische Welt", 1933—39, Prag, 1939—47 Indien. Seitdem redaktioneller Mitarbeiter der „Welt" (Hamburg). Autor von „Die literarische Welt", 1957.
Der Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Max Halbe (1865—1944).

Autor zahlreicher Romane und Dramen. Viele seiner Schauspiele („Der Strom", „Jugend" u. a.) erlebten ihre Uraufführung in München (vgl. den Aufsatz Rudolf Franks in diesem Band (S. 179).
Das Kapitel entstammt Halbes Erinnerungen „Scholle und Schicksal" (München, 1932) und gelangt hier mit freundlicher Erlaubnis von Frau Anneliese Halbe, München, zum Abdruck.

Wilhelm Hausenstein (1882—1957).

Promovierte München, 1905. Publizist und Kunsthistoriker seit 1906. 1917—1943, Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung". Unter seinen zahlreichen Büchern seien „Die Welt um München" (1929) und „Die Masken des Karl Valentin" (1948) erwähnt. Erster Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Paris. Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Literaturpreis der Stadt München, 1954.
Die „Erinnerung an Eisner" (Frühjahr 1919) findet sich in Hausensteins „Zeiten und Bilder" (München, 1920) und werden hier mit gütiger Erlaubnis der Witwe Dr. Hausensteins, Frau Margot Hausenstein (München) abgedruckt.
Die ungedruckte „Rede über den Simpl" wird nach Eugen Roths „Simplicissimus" (Hannover, 1952) zitiert.

Heinrich Heine (1797—1856).

Lebte in München 1827—28. Am Haus Hackenstraße 7, in dem er wohnte, wurde 1956 eine Gedenktafel errichtet. Eine Straße in München trägt Heines Namen. Der Brief aus München stammt aus „Reise von München nach Genua", erstmalig im „Morgenblatt für gebildete Stände" zu München veröffentlicht, 1830 als Teil der „Reisebilder" in Buchform.

Im gleichen Blatt und Jahr erschien auch die ausführliche Besprechung von Michael Beers „Struensee", aus der hier nur der Schlußabsatz zum Abdruck gelangt. Michael Beer (1800—1833) gehörte zu den erfolgreichsten Dichtern und Dramatikern seiner Zeit. In dem Drama „Der Paria" setzte er sich für die Emanzipation der Juden ein. Die Musik zu „Struensee" stammte vom Bruder des Dichters, dem Komponisten Giacomo Meyerbeer. Michael Beers Grab befindet sich auf dem älteren jüdischen Friedhof in München.

Thomas Theodor Heine (1867—1948).

Lebte von 1889 ab in München. Von 1896—1933 wohl der führende Künstler des „Simplicissimus". Biographisches über Heine u. a. in Eugen Roths Buch über den „Simplicissimus" und in Hermann Sinsheimers Erinnerungen „Gelebt im Paradies". Z. T. autobiographisch sein Roman „Ich warte auf Wunder".

Der Brief Th. Th. Heines an den Abiturienten wird hier erstmalig veröffentlicht; er wurde uns vom Empfänger, dem jetzt in Paris lebenden Arzt Dr. Charles Buff zur Verfügung gestellt.

Hans Ludwig Held (1885—1954).

Direktor der Stadtbibliothek München. Kulturbeauftragter der Landeshauptstadt (1945). Führend im bayerischen Volksbildungswesen. Autor und Herausgeber zahlreicher Werke (u. a. „Talmudlegenden"). Goethe-Medaille. Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste.

Die Worte über Professor Franz Rapp entstammen der Neuausgabe von dessen „Goethe und München" (München, 1949).

Theodor Heuss (geb. 1884).

Studierte in München und Berlin. War Lektor an der Münchner Universität und an der Hochschule für Politik, Berlin. Mitglied des Reichstags. Kultusminister von Baden-Württemberg, 1946. Mitglied des Parlamentarischen Rats und des ersten Bundestags. Bundespräsident, seit 1949 (wiedergewählt 1954). Autor zahlreicher Biographien und kulturhistorischer Werke. Unter seinen politischen Schriften sei „Hitlers Weg" (1932) hervorgehoben.

Dr. Heuss war u. a. Herausgeber der Münchner Zeitschrift „März" von Juli 1913—1917 (nach Hermann Hesse und Ludwig Thoma) und der „Hilfe" (Berlin, 1905—1912). Nach 1933 arbeitete Heuss noch an der „Frankfurter Zeitung" (in späteren Jahren als „Thomas Brackheim"; vgl. seinen Aufsatz in der „Gegenwart" vom 19. Oktober 1956) mit.

Die Schlußworte werden hier mit Erlaubnis des Herrn Bundespräsidenten abgedruckt. Sie entstammen seiner Botschaft an den Kongreß der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit „Vergangenheit als Aufgabe", der für 1957 geplant war, aber erst im März 1958 in München stattfand.

Der volle Text des Briefes des Bundespräsidenten von 1957 lautet:

Bonn, den 30. September 1957

Herrn
Kirchenrat D. theol. Friedrich Langenfass
München 2
Karlstraße 20/III

Sehr geehrter Herr Dekan,

es mußte Ihnen auf die freundliche Bitte, ich möge bei der Münchener Tagung mitwirken, geantwortet werden, daß der gemeldete Termin auf Verpflichtungen stieß, die ich schon vor geraumer Zeit für Berlin übernommen hatte. So müssen Sie mein Fernbleiben entschuldigen; mit meinen Gedanken und Wünschen bin ich in Ihrem Kreise, dem ich mich zugehörig fühle.

Ich halte eine Veranstaltung, wie sie programmatisch angelegt worden ist, für nützlich. Es mag einer

sagen, derlei sei doch politisch irrelevant geworden, die letzten Bundestagswahlen hätten doch erwiesen, daß die kleinen Gruppen, in denen der Nationalsozialismus personell und ideell seine Tradition bewahren und entwickeln wollte, erneut völlig geschlagen worden sind. Für die Parteien-Arithmetik ist das richtig — vielleicht ist es, vor allem auch vom Ausland, als wesentlicher geschichtlicher Vorgang gar nicht genügend beachtet worden. Doch geht es um anderes, um das Moralische und zugleich um das Unmoralische, das die „Trägheit des Herzens" nachsichtig umhegt.

Ich könnte davon einiges erzählen. Ich bekomme von Zeit zu Zeit Briefe, etwa in dem Stil, der Hitler sei nun doch tot, und man müsse seine Herrschaft eben als ein Stück deutscher Geschichte hinnehmen — es sei vom demokratischen, vom rechtsstaatlichen Standpunkt nicht erlaubt, deren Heroisierung zu beanstanden, gar mit dem Eingreifen von Gerichten und dergleichen; denn die Freiheit der politischen Meinung sei ja im Grundgesetz gewährt. Die Töne sind nicht ganz neu — es ist ein alter Trick der Feinde einer freiheitlichen Ordnung, von deren sozusagen optimistischer Bewertung menschlicher Fairneß Gebrauch zu machen, um sie zu schwächen und zu gefährden. Und die anderen, in einer läßlicheren Haltung: ja, es war vieles schlimm, es war und ist bei „den anderen" mancherlei schlimm — stört doch nicht die Gnade, die den Menschen gegeben ist, vergessen zu können! Dagegen nun wehren wir uns, daß viele Menschen es sich leicht machen wollen, mit den Dingen, die wir erlebt und erlitten, fertig zu werden. Ich habe vor Jahren einmal, die alberne These von der „Kollektiv-Schuld" der Deutschen zurückweisend, davon gesprochen, daß uns, die wir Zeitgenossen all des Wüsten gewesen, eine „Kollektiv-Scham" nicht frei gebe.

Und doch hat sich in den letzten zwei Jahren etwas Merkwürdiges und Ergreifendes begeben: ein kleines jüdisches Mädchen hat nach ihrer „Liquidierung", wie der Vorgang des genormten Mordens genannt wurde, durch einen Stoß Papier, den sie hinterließ, Geschichte gemacht. Das ist wohl zu pathetisch formuliert. Aber ich lasse den Satz stehen, weil ein Stück Optimismus in ihn hineingeraten. „Das Tagebuch der Anne Frank", absichtsloses, doch begabtes Kinderspiel der Not, ist zu einem fast missionarischen Auftrag gekommen. In der Begegnung mit ihm handelte es sich fast um etwas wie eine Bewährungsprobe der deutschen Gewissensprüfung. Und wie sie bestanden wurde, das hat etwas Tröstliches.

Theodor Heuss

Eberhard Hölscher (geb. 1890).

Studierte in Berlin, Kiel, Paris und München. Präsident des „Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker e. V.", Herausgeber und Chefredakteur der Zeitschrift „Gebrauchsgraphik".

Der Beitrag ist ein Auszug aus der Einleitung zu dem Buch über Thomas Theodor Heine, das 1955 im Verlag Seemann, Freiburg im Breisgau erschienen ist. Der Abdruck hier erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und Verlegers.

Josef Hofmiller (1872—1933).

Mitherausgeber der „Süddeutschen Monatshefte". Essayist und Literaturkritiker. Mitarbeiter am Sonderheft „Die Judenfrage" der Münchner „Süddeutschen Monatshefte" 1930.

Das Zitat entstammt dem „Revolutionstagebuch, 1918—19, das 1938 in Leipzig erschien.

Ricarda Huch (1864—1947).

Erlangte durch ihre Lyrik, ihre Romane und zahlreiche historische Werke Weltruhm. Lebte jahrzehntelang in München. Trat 1933 aus Protest gegen die Gleichschaltungsmaßnahmen aus der Preußischen Akademie der Künste aus.

Das Bekenntnis zum Zionismus gelangte im ersten Jahrgang des Münchner „Jüdischen Echo" (1914) zum Abdruck.

Erich Kästner (geb. 1899).

Autor zahlreicher Romane, Gedichte und Kinderbücher. Setzt als Zeitkritiker und Satyriker die Tradition Heines und Tucholskys fort und in München, wo er seit dem Ende des zweiten Weltkriegs lebt, auch die des Münchner Kabaretts („Die elf Scharfrichter", „Simplicissimus", usw.). Präsident des PEN-Clubs der Bundesrepublik. Literaturpreis der Stadt München, 1956 und Georg-Büchner-Preis, 1957.

Das Zitat stammt aus der Rede „Über das Verbrennen von Büchern", die der Dichter zum 25. Jahrestag der Bücherverbrennung der Nationalsozialisten, am 10. Mai 1958 in Hamburg vor dem Deutschen PEN-Club hielt.

Der Abdruck erfolgt mit Erlaubnis Dr. Erich Kästners.

Alfred Kerr (1867—1948).

Führender Theaterkritiker seiner Zeit, schrieb vor allem im „Tag", „Neue Rundschau" und im „Berliner Tageblatt". Setzte sich u. a. für die Werke Ibsens und Hauptmanns

ein. Zahlreiche seiner Essays, Gedichte, Reisebeschreibungen und Theaterkritiken sind in Buchform erschienen.
Der Aufsatz über Karl Valentin ist dem 1953 bei Kiepenheuer und Witsch (Köln) erschienenen Sammelband „Die Welt im Drama" mit freundlicher Erlaubnis der Witwe des Verfassers, Frau Julia Kerr, und des Verlegers entnommen.

Bruno Kirschner (geb. 1884).

Dr. phil. und Rabbiner. Mitbegründer des Jüdischen Lexikons, ab 1937 in Palästina, 1944—1948 Organisator der Encyclopaedia Hebraica. Seit 1935 Aufbau der Sammlung von Münzen und Medaillen zur jüdischen Geschichte und Kultur „Judaica in nummis". Sein Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Emanuel Kirschner (1857—1938).

Von 1881 ab Lehrer und Kantor an der Hauptsynagoge zu München. Verfasser zahlreicher synagogaler Kompositionen, Lehrer an der Akademie der Tonkunst in München. Sein Bericht stammt aus seinen in seinem Todesjahr niedergeschriebenen Erinnerungen, die noch nicht im Druck erschienen sind.

Elisabeth Kitzinger.

Ab 1904 ununterbrochen für die jüdische Jugendfürsorge in München tätig. Mitbegründerin und Schriftführerin, später Vorsitzende der Vereines „Israelitische Jugendhilfe e. V.", ab 1933 Sozialreferentin für Jugendfürsorge der Israelitischen Kultusgemeinde. Wanderte 1939 nach Israel aus, lebt seit 1947 in Washington.
Ihr Aufsatz ist ein gekürzter Originalbeitrag zu diesem Buch.

Annette Kolb (geb. 1875).

Tochter von Max Kolb, dem Direktor des Münchener Botanischen Gartens, Verfasserin zahlreicher Romane und Biographien, erhielt den Literaturpreis der Stadt München im Jahre 1952.
Das Zitat stammt aus der ersten Auflage des Romanes „Die Schaukel", Berlin, 1934.

Prinz Konstantin von Bayern (geb. 1920).

Journalist und Schriftsteller, Autor mehrerer biographischer Werke.
In seinem Buch „Die großen Namen", das bei Kindler in München erschienen ist, findet sich ein Kapitel über Otto Bernheimer. Der Aufsatz über Nanette Kaula war ursprünglich Bestandteil einer in der „Süddeutschen Zeitung" 1956 veröffentlichten Serie über die Persönlichkeiten in der Schönheitsgalerie Ludwigs I., ist in der vorliegenden Fassung jedoch erheblich erweitert durch Materialien über Nanette Kaula, die Hans Lamm in einem Aufsatz im Jahre 1935 im „Israelitischen Familienblatt" (Hamburg) veröffentlicht hat.

Erich Kuby (geb. 1910).

Schriftsteller und Journalist. Bis 1958 in der Redaktion der „Süddeutschen Zeitung" München, jetzt „Die Welt", Hamburg. Autor von „Das ist des Deutschen Vaterland" (Hamburg 1957). Der in seinem Aufsatz erwähnte Studienrat Adolf Schaalmann war u. a. Vorsitzender der Münchener Ortsgruppe des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten und ab 1. Jan. 1928 mit Dr. J. Seide und Simon Dingfelder Mitherausgeber der jüdischen Jugendzeitschrift „Das Zelt" (Verlag B. Heller, München). Das von Kuby erwähnte Jüdische Kammerorchester wurde im Mai 1926 von Franz Kleinbauer (gest. Januar 1929) und Heinrich Lamm gegründet. Es wurde nach 1933 als Orchester des jüdischen Kulturbundes in Bayern von Kapellmeister Erich Erck (gest. 1954) fortgeführt.
Der Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Hans Lamm (geb. 1913).

Studierte in München, Berlin, Kansas City und Erlangen (Dr. phil. 1951, Dissertation: „Über die innere und äußere Entwicklung des deutschen Judentums im Dritten Reich").

Seit 1930 für jüdische Organisationen und Zeitschriften tätig. Seit 1955 Kulturdezernent des Zentralrates der Juden in Deutschland in Düsseldorf.
Autor „Ewiger Zeitgenosse Heine", Düsseldorf 1956.

Carl Landauer (geb. 1891).

Studierte München und Berlin, promovierte Heidelberg 1915. 1919—1922 Assistent, Handelshochschule in München. Frühjahr 1919 aktiv gegen Räterepublik, Mai bis August Referent beim Staatskommissar für Süd-Bayern; 1920—1924 ständiger Mitarbeiter, 1925—1926 Redakteur der „Münchener Post". 1926—1932 im Lehrkörper der Handelshochschule Berlin und Redakteur der Zeitschrift „Der deutsche Volkswirt". Seit 1936 Professor der Volkswirtschaft an der University of California. 1949—1950 Gastprofessor an der Freien Universität Berlin. Autor zahlreicher volkswirtschaftlicher und historischer Schriften.
Der Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Gustav Landauer (1870—1919).

Sozialphilosoph und Schriftsteller. Wurde im November 1918 Mitglied des provisorischen Nationalrates, später Kommissar für Volksaufklärung und 1919 Mitglied des Zentralrates der bayerischen Räterepublik. Wurde von antirevolutionären Soldaten am 2. Mai 1919 erschlagen. Unter seinen Schriften ist der „Aufruf zum Sozialismus" (1911) am bekanntesten geworden. Von seinem Buch über Shakespeare, das unvollendet blieb, erschienen 2 Bände 1920. Martin Buber, der mit ihm befreundet war, (vgl. hierzu unter Buber) veröffentlichte 1928 zwei Bände mit Briefen Landauers.
Der Aufsatz „Ostjuden und Westjuden" erschien erstmalig im 1. Jahrgang der Zeitschrift „Der Jude" (1916) und gelangt hier zum Abdruck in der leicht gekürzten Form, in der er im „Jüdischen Echo" (München) am 9. Mai 1919 veröffentlicht wurde.

Erich Lüth (geb. 1902)

War als militanter Pazifist Mitarbeiter an Walter Hammers „Junge Menschen". Vor 1933 Abgeordneter des Hamburgischen Landesparlaments, 1933 aus dem Mitarbeiterstab des „Hamburger Anzeigers" entfernt. Ab 1943 Wehrdienst im amerikanischen Kriegsgefangenenlager von Ghedi. Herausgeber einer Tageszeitung. Ab 1946 Pressechef des Hamburger Senats, gründete 1951 mit Rudolf Küstermeier Aktion „Friede mit Israel", Autor mehrerer Bücher, darunter drei über Israel.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Thomas Mann (1875—1955).

Lebte von 1893 bis 1933 in München und schuf dort Romane, die, wie die „Buddenbrooks" und „Der Zauberberg" ihm Weltruhm verschafften. Der Nobelpreis wurde ihm 1929 verliehen. Er gehörte zu den ersten Mitarbeitern des Münchener „Simplicissimus". Seine Gattin ist eine Tochter des berühmten Münchener jüdischen Mathematik-Professors Alfred Pringsheim; sie erteilte liebenswürdiger Weise die Erlaubnis zum Abdruck des Aufsatzes Thomas Mann zum 70. Geburtstag Lion Feuchtwangers und des Auszuges aus seiner Rede über München als Kulturzentrum im Jahre 1926.

Lilly Marschütz (geb. 1905)

Schauspielerin in Saarbrücken, Ulm und an den Münchener Kammerspielen. Mitarbeiterin der „Münchener Neuesten Nachrichten", des „Simplicissimus" und anderer Münchener Blätter. Lebt heute als freie Schriftstellerin in Limoges, Frankreich. Witwe des Arztes Dr. Josef Marschütz, der jahrzehntelang eine führende Rolle in der Jugendpflege der Israelitischen Kultusgemeinde und im Israelitischen Krankenheim spielte; er war u. a. Vorsitzender des Ortsringes der jüdischen Jugendvereine Münchens.
Das Gedicht „Die Isar" erschien erstmalig 1957 in der Münchener „Abendzeitung" und gelangt hier mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin zum Abdruck.

Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847).

Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn (1729—1786). Komponist bekannter Oratorien, Symphonien und der Musik zum „Sommernachtstraum". Stand Goethe nahe, dem er aus München, Rom und Luzern schrieb.
Aus dem erstgenannten Brief veröffentlichen wir einen Auszug über das Musikleben im Jahre 1830 in München.

Julie Meyer-Frank (geb. 1897).

Studierte in München und Erlangen (Dr. rer. pol. 1922). Aktiv in der demokratischen Jugendbewegung, Syndikus der Ortsgruppe Nürnberg, des „Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" und liberale Abgeordnete im Verband bayerischer israelitischer Gemeinden. Dozentin an der Frauen- und Volkshochschule in Nürnberg. Wanderte 1937 nach Amerika aus und ist jetzt Mitglied der New School for Social Research.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Alfred Neumeyer (1867—1944).

Studierte in München und wurde Rat am Obersten Landesgericht. Auf ihn geht die Gründung des Verbandes „Bayerischer und Israelitischer Gemeinden" (1920) zurück, den er, wie die Israelitische Kultusgemeinde München als Vorsitzender bis zu seiner Auswanderung im Jahre 1940 leitete. Seine in Argentinien 1944 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen stellen ein umfassendes Bild bayerischen Lebens unter besonderer Berücksichtigung juristischer und jüdischer Dinge dar und es ist zu hoffen, daß dieses umfangreiche Manuskript bald zur Veröffentlichung gelangen wird.
Aus diesen „Erinnerungen" sind die Schlußsätze des Referates Dr. Alfred Neumeyers bei der Gründungssitzung des bayerischen Landesverbandes entnommen, sein Protestbrief an den damaligen Reichskommissar Ritter Franz von Epp der bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung von 1933.

Carl Oestreich (geb. 1877).

Studierte in München, Berlin, Würzburg und Lausanne. Rechtsanwalt in München von 1908 bis zur Auswanderung nach London 1939. Vorstandsmitglied der Anwaltskammer und Referent des Deutschen Anwaltstages. Von 1910 an im Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde München; jahrzehntelang deren 2. Vorsitzender, schließlich auch Syndikus der Gemeinde und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Erich Ortenau (geb. 1912).

Sohn des Sanitätsrates Dr. Gustav Ortenau und seiner Gattin Frau Adele (geb. 1870), einer bekannten Porträt- und Bauernmalerin sowie Bildhauerin, die jetzt noch in Florenz tätig ist. Erich Ortenau diente in der britischen Armee von 1941—1949, studierte Medizin und jetzt Ethnologie in München.
Sein Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Lotte Pick.

Lange Jahre führend in der Verwaltung der jüdischen Haushaltungsschule Wolfratshausen, lebt jetzt in den USA.
Ihr Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Alfred Polgar (1875—1955).

Schriftsteller, Verfasser von Lustspielen, Theaterkritiken, Glossen, Skizzen, Essays und Novellen, die großenteils in Buchform gesammelt erschienen.
Der Aufsatz über Karl Valentin ist dem Band „Noch allerlei Theater" („Ja und nein", Band 3) entnommen, der 1926 bei Rowohlt erschienen ist und wird hier mit Erlaubnis des Verlegers abgedruckt.

Ernst von Possart (1841—1921).

Schauspieler und ab 1878 Direktor des Münchener Hoftheaters. Autor mehrerer Werke über die Schauspielkunst.
Wir veröffentlichen einen Auszug aus der umfangreichen Schrift über Hermann Levi, die er 1901 veröffentlichte.

Emil Preetorius (geb. 1883).

Professor der Bildenden Künste, Präsident der bayerischen Akademie der Schönen Künste, Mitglied des bayerischen Senats. Zahlreiche Publikationen, hauptsächlich über ostasiatische Kunst.
Die Gedenkworte für Karl Wolfskehl erschienen nach des Dichters Tod als Privatdruck und wurden uns vom Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Jakob Reich (geb. 1885).

In München von 1886—1933. Seitdem in Israel. Begründete 1913 das „Jüdische Echo" (München), war in der 1903 gegründeten Zionistischen Ortsgruppe aktiv. Gründete am 19. November 1918 den Gesamtausschuß der Ostjuden, der besonders in der Frühzeit der Hitlerbewegung sehr tätig war, deshalb aufgelöst wurde, sich aber am 4. Oktober 1924 neu konstituieren konnte.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Max Reinhardt (1873—1943).

Meisterschüler Otto Brahms. Wohl der bekannteste deutsche Regisseur des ersten Drittels des Jahrhunderts. Eng mit dem Deutschen Theater in Berlin verknüpft, aber auch mit dem Künstlertheater zu München (Gastspiele ab 1910) und seinem Residenztheater. Dort inszenierte er im Frühsommer 1929 Georg Büchners „Dantons Tod". Auf einen Bericht über eine Ansprache, die Max Reinhardt anschließend an diese Premiere hielt („Münchner Zeitung", 3. Juli 1929) verwiesen mich liebenswürdigerweise das Theater-Museum und Herr Hans Wagner, München. Weltberühmt wurden Reinhardts Inszenierungen im Rahmen der Salzburger Festspiele, zu deren Vätern er mit Stefan Zweig und Arturo Toscanini zu zählen ist. In Salzburg — darauf weist Thomas Mann in seiner „Gedenkrede auf Max Reinhardt" (1944) hin — hatte 1894 seine Laufbahn als Schauspieler begonnen.
Das Zitat aus einem Brief, den Max Reinhardt im Jahr vor seinem Tod schrieb wird mit gütiger Erlaubnis des Empfängers, des Schauspielers Willy Trenk-Trebitsch zum Abdruck gebracht. Der volle Text findet sich im Band V der „Großen Deutschen" (1957).

Else B. Rosenfeld (geb. 1891).

Dr. phil. Jena. 1920—1933 aktiv in der Fürsorge für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, Strafgefangene und Entlassene, ließ sich mit Familie 1934 in Icking bei München nieder, war von Nov. 1938 bis Juni 1941 Fürsorgerin in der Kultusgemeinde München, 1941—1942 leitende Funktion im Ghetto in Berg am Laim, August 1942 Flucht in die Illegalität. April 1944 Schweiz, 1946 Wiedervereinigung mit Familie in London. 1952 Rückkehr nach Deutschland, bis 1955 wieder aktiv in der Gefangenen- und Entlassenen-Fürsorge.
Ihre Erinnerungen an die Jahre der Verfolgung erschienen unter dem Titel „Ich stand nicht allein" bei der Europäischen Verlagsanstalt (1949) (Schweizer Ausgabe 1945). Ihr Bericht ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Ernst Roth (geb. 1908).

Rabbiner und Dr. phil., Budapest 1941, von 1942 an Professor, von 1952 ab Direktor der Landesrabbinerschule zu Budapest. Z. Zt. in München tätig, wo er im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft die noch nicht katalogisierten hebräischen Handschriften der Bundesrepublik aufnimmt. Wissenschaftliche Veröffentlichungen in Ungarn, Israel und USA.

Der in unserem Buch enthaltene Aufsatz ist ein Originalbeitrag und die erste wissenschaftliche Studie Professor Roths, die in Deutschland erscheint.

Eugen Roth (geb. 1895).

Dr. phil. München. Lyrik, humoristische Gedichte und Erzählungen. Sein Gedichtband „Ein Mensch" erreichte eine Auflage von 600 000 Stück. Im Jahre 1952 verlieh ihm seine Heimatstadt München den Literaturpreis.
Das Erinnerungsblatt in diesem Buch ist ein Originalbeitrag.

Josef Scharl (1896—1954).

Expressionist, Albrecht-Dürer-Preis 1929, 1930 Kunstpreis der Stadt München, zahlreiche Ausstellungen in In- und Ausland. Emigrierte 1938 aus politischen Gründen nach New York. Mit Albert Einstein seit den zwanziger Jahren befreundet, ein Einstein-Porträt wurde 1929 von der Stadt Nürnberg erworben.
Die Wiedergabe der Einstein-Porträtzeichnung erfolgt mit Erlaubnis des Sohnes des Künstlers, Alois Scharl.

Hans-Joachim Schoeps (geb. 1909).

Seit 1947 ordentlicher Professor für Religions- und Geistesgeschichte an der Universität Erlangen. Herausgeber der „Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte". Arbeiten zur jüdischen Theologie, über Judenchristentum, Philosemetismus im Barock u. a. Memoirenwerk „Die letzten dreißig Jahre".
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Karl Schwarz (geb. 1885).

Studierte in Berlin, München und Heidelberg, Kunsthistoriker. Bis 1933 Direktor des Jüdischen Museums in Berlin, wurde 1933 von Bürgermeister Dizengoff nach Tel Aviv berufen, um das dortige Museum aufzubauen. Verfasser zahlreicher Bücher über jüdische Kunst in deutscher, hebräischer und englischer Sprache.
Sein Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Stefan Schwarz (geb. 1910).

Ingenieur, Journalist, Historiker. Universität und Deutsche Technische Hochschule Prag. In deutschen Konzentrationslagern, 1942—45. Gründer und Redakteur der Zeitschrift „Der Moment" (1946). Arbeitet z. Z. an einer Darstellung zur Judenemanzipation in Bayern. Leiter des Archivs und Friedhofsdezernats des Landesverbands der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern.
Ein gekürzter Originalbeitrag zu diesem Buch.

Franz Seitz (1811—1892).

Professor der Medizin in München, Herausgeber des „Bayerischen ärztlichen Intelligenz-Blattes". Der Nachruf auf Dr. Hermann Oettinger erschien in dieser Zeitschrift und wird von uns leicht gekürzt wiedergegeben.

Hermann Sinsheimer (1883—1950).

Studierte Jura, Geschichte, Literatur in München, Berlin, Wien und Würzburg. Rechtsanwalt, Journalist, Regisseur der Münchener Kammerspiele (1916—1919), Theater- und Literaturkritiker, „Münchener Neueste Nachrichten" (1919—1923), Chefredakteur des „Simplicissimus", 1923—1929, Chef des Feuilletons „Berliner Tageblatt", 1929—1933, unabhängiger Schriftsteller Berlin 1933—1937. Sein Drama „Benjamin, wohin?" wurde noch nach dem Novemberpogrom 1938 vom Berliner Jüdischen Kulturbund uraufgeführt. Autor von zehn Romanen, zahlreicher Essays und Vorträgen und mehrerer Theaterstücken. Ein Buch über Shylock erschien bei Gollantz, London, 1947 und harrt noch seiner Veröffentlichung in deutscher Sprache. Eine Sammlung von Freinsheimer Dorfgeschichten erschien 1957 in Kaiserslautern unter dem Titel „Am schwarzen Kreuz"

In der Einleitung zu seinem postum erschienenen Erinnerungen „Gelebt im Paradies" (München 1953) entbietet ihm Gustav Waldau einen dankbaren Gruß.
Das Kapitel über Professor Cossmann ist dem genannten Buch mit gütiger Erlaubnis der Witwe, Mrs. C. M. Sinsheimer und des Verlegers Richard Pflaum entnommen. Dieses Buch ist eine Fundgrube wertvollen Materials zur Kulturgeschichte Münchens im 20. Jahrhundert; u. a. enthält es auch ein ausführliches Kapitel über Karl Valentin, das noch zum Vergleich mit den Essays, die in diesem Band zum Abdruck gebracht wurden, herangezogen werden sollte.

Julius Spanier (geb. 1880).

Dr. med. München 1904. Seit 1907 Kinderarzt dort. Mitbegründer der Säuglingsfürsorge in München, 1913. 1915—18 Sanitätsoffizier, 1919—1933 Schularzt. 1939—42 Chefarzt des Israelitischen Krankenhauses, München. 1942—45, Konzentrationslager Theresienstadt. 1945 kommissarischer Leiter des ärztlichen Bezirksvereines München-Stadt und -Land. Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde 1945—51. Chefarzt des Säuglingskrankenhauses München, 1945—55. 1947, Mitglied der Bayerischen Landesversammlung, 1947—51 des Bayerischen Senats. Seit 1948 israelitischer Vorsitzender der Münchner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. 1945—58 Präsident des Bayerischen Hilfswerkes. Wiederholt 1. Vorsitzender der Münchner Gesellschaft für Kinderheilkunde.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Gerty Spies (geb. 1897).

Lebt seit 1929 in München, besonders aktiv am Münchener Musikleben beteiligt. 1941 Zwangsarbeit, 1942 Konzentrationslager Theresienstadt, wo die ersten Gedichte entstanden. Seit Juni 1945 wieder in München, als freie Schriftstellerin in München tätig. 1947 erschien ein Gedichtband „Theresienstadt" im Freitag-Verlag zu München, aus dem die Gedichte „Nachher" und „April 1945" mit Erlaubnis der Verfasserin zum Abdruck gelangen.
Die „Erinnerungen an Elsa Bernstein" erschienen erstmalig in kürzerer Fassung in der Zeitschrift „Der Regenbogen" (Juli 1955).

Eugene Spiro (geb. 1874).

Studierte in Breslau und München. Porträtmaler. 1896 erste Ausstellung in München. 1897 Meisterschüler von Franz Stuck, 1898 Kollektiv-Ausstellung in der Münchener Secession, 1957 Kollektiv-Ausstellung in der Galerie Gurlitt, München. In vielen Museen und öffentlichen Instituten vertreten. Tätig als Lehrer und Porträtmaler in Amerika und Europa.
Dieser Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Wilhelm Emanuel Süskind (geb. 1901).

Seit 1916 in München. Studium der Geschichte und Jurisprudenz. Veröffentlichung von erzählerischen, lyrischen und literaturkritischen Arbeiten seit 1924. Herausgeber der Monatszeitschrift „Die Literatur" 1933 bis zu ihrer Schließung 1942. Übersetzer zahlreicher Werke aus dem Englischen und Französischen. Nach Kriegsende Übergang von der schöngeistigen zur politischen Publizistik. Leitendes Mitglied der politischen Redaktion der „Süddeutschen Zeitung". Regelmäßige Rundfunkkommentare an verschiedenen Sendern. Zahlreiche Bücher.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Margarete Susmann (geb. 1874).

Dichtet seit ihrem vierten Lebensjahr, studierte Malerei in Düsseldorf und München, wo sie Philosophie studierte; ständige Mitarbeiterin der „Frankfurter Zeitung". Nach Hitlers Machtergreifung Übersiedlung nach Zürich. Zahlreiche Bücher, darunter das in der Emigration geschriebene „Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes".
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Karl Stahl (1882—1944).

Studierte an der Technischen Hochschule in Aachen, wo er auch als Dozent wirkte; Ingenieur, im 1. Weltkrieg Bataillonskommandant. War mit Walter Weiß führend in der Verwaltung des Israelitischen Lehrlingsheims, München, tätig und leitete gemeinsam mit ihm und den Herren Oberamtsrichter Dr. Schäler, Levinger und Oberlehrer Dr. Siegfried Keßler die alte Münchener Israelitische Kultusgemeinde in den letzten Jahren ihres Bestehens. Er wurde nach Theresienstadt deportiert, wo er dem Ältestenrat angehörte. Von dort wurde er nach Auschwitz gebracht, wo er den Tod fand.
Der Brief von Karl Stahl an Dr. Neumeyer wurde uns aus dem Nachlaß des Empfängers von dessen Sohn Alexander Neumeyer, Shave Zion, Israel, zur Verfügung gestellt.

Rahel Straus.

Dr. med., Witwe von Justizrat Dr. Elias Straus (vgl. die Aufsätze von Dr. Geis und Chaim Weizmann u. a.). Führend im Jüdischen Frauenbund, der Zionistischen Ortsgruppe und der allgemeinen Frauenbewegung. Lebt jetzt in Jerusalem.
Ein Originalbeitrag zu diesem Buch, leicht gekürzt.

Manfred Sturmann (geb. 1903).

Studierte in Königsberg, Breslau und München, wo er sich niederließ. Erhielt 1928 für seinen 1. Gedichtband „Die Erben" einen Druckkostenzuschuß der Stadt München. War aktiv im Vorstand der zionistischen Ortsgruppe und im Jüdischen Kulturbund München. Lebt seit 1938 in Jerusalem als Fürsorgebeamter. Autor zahlreicher Gedichtbände.
Die Novelle und das Gedicht sind Originalbeiträge zu diesem Buch.

Dr. Otto Freiherr von Taube (geb. 1879).

Kam im 12. Lebensjahr nach Deutschland, hat Estland erst als Vierunddreißigjähriger kurz wiedergesehen. Schon als Kind nach Bayern tendierend, wo seine Familie die Ferien verbrachte, ließ er sich, sobald er selbständig war, 1912 in München nieder. Lebt seit 1929 in Gauting bei München. Hauptwerke: Romane „Der verborgene Herbst", „Die Löwenpranke", „Opferfest", spielen in Franken und Preußen. Biographien bedeutender Personen aus der Christenheit „Die Brüder der oberen Schar".
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Ludwig Thoma (1867—1921).

Novellist, Satyriker, Dramatiker, langjähriger Mitarbeiter des „Simplicissimus" (u. a. unter dem Pseudonym „Peter Schlemiel").
Das Zitat entstammt den „Erinnerungen", die in den Gesammelten Werken Thomas enthalten sind, die 1956 bei R. Piper & Co. in München erschienen.

Kurt Tucholsky (1890—1935).

Schriftsteller, Satyriker, Zeitkritiker.
Zahlreiche seiner Werke sind bei Rowohlt erschienen; der Aufsatz über Karl Valentin gelangt mit freundlicher Erlaubnis der Witwe, Frau Mary Tucholsky und des Verlegers zum Abdruck.

Karl Vossler (1872—1952).

Führender Romanist an der Münchener Universität, Verfasser zahlreicher fachwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Werke. Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität zu München, während ihrer 100-Jahrfeier und nach dem 2. Weltkrieg. Trat mit wiederholten Äußerungen gegen den Antisemitismus in der Literatur und Hochschulpolitik hervor.
Seine Rede wird mit freundlicher Erlaubnis seiner Witwe, Frau Emma Vossler, zum Abdruck gebracht.

Siegfried Wagner (1869—1930).

Sohn Richard und Cosima Wagners, Komponist, Dirigent und Regisseur.
Der Nachruf auf Heinrich Porges erschien in den „Bayreuther Blätter" 1901 und wurde uns vom Richard-Wagner-Archiv Bayreuth freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Jakob Wassermann (1873—1934).

Autor zahlreicher Romane, teilweise jüdischen Inhalts (z. B. „Die Juden von Zirndorf", 1897). Seine Stellung zu Deutschtum und Judentum umriß er in dem Buch „Mein Weg als Deutscher und Jude" (1921), worin er auch über seine Münchener Jahre berichtet. Sein Bericht über die Gründung des Münchener Simplicissimus entstammt seinem autobiographischem Werk „Lebensdienst" (1928).

Helene K. Weil (geb. 1902)

Lehrerin und Sozialarbeiterin, John Carrol University, Cleveland, USA. MSA. Western Reserve University, Cleveland, USA. Früher Heimleiterin, Israelitisches Lehrlingsheim München. Ab 1941 Direktorin der Sozialfürsorgeabteilung des Montefiore Homes, Cleveland, USA.
Ihr mit ihrem Gatten Dr. Julius Weil verfaßter Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu vorliegendem Buch.

Julius Weil (geb. 1902)

Dr. phil. Universität München. Leiter des Israelitischen Lehrlingsheims München 1929—1937. New York School of Social Work 1938—1940, Supervisor of Boys Pleasantville Cottage School, 1941 Direktor des Montefiore Home, Cleveland. Arbeitet in der Altersfürsorge-Geriatrics.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Chaim Weizmann (1874—1952).

Bedeutender Chemiker, führender Zionist, studierte in Berlin und Freiburg. Erster Präsident des Staates Israel, Leiter des Weizmann-Institute of Science (1944—1950), eng befreundet mit Justizrat Elias Straus und Professor Richard Willstätter, München. Sprach 1927 auf einer Jewish-Agency-Kundgebung in München.
Der Abschnitt aus seiner Autobiographie (1949), die im Jahre 1953 unter dem Titel „Memoiren" im Verlag Phaidon (Zürich) erschienen ist, wird mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers zum Abdruck gebracht.

Aloys Wenzl (geb. 1887).

Promotion aus Mathematik und Physik, Habilitation 1926 für Philosophie und Psychologie. Entziehung der Lehrerlaubnis im Dritten Reich, da weltanschaulich nicht tragbar. Seit 1946 Vorstand des Philosophischen Seminars II in München, 1947 Dekan, 1947/48 Rektor der Universität, Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1947—1957 Vertreter der Hochschulen Bayerns im bayerischen Senat. „Wissenschaft und Weltanschauung", 2. Auflage 1949 sowie weitere zahlreiche wissenschaftliche Werke.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Alfred Werner (geb. 1891).

1913 Universitäts-Schlußexamen in München. 1915 in München zum Dr. jur. promoviert. 1919 2. juristische Staatsprüfung als erster unter den Kandidaten des Freistaates Bayern abgelegt. Im gleichen Jahr Rechtsanwalt in München. Vorsitzender mehrerer jüdischer Verbände, u. a. Gründer und zeitweise Präsident des Jesaja-Loge UOBB in München. Ab 1929 Mitglied des Gemeindekollegiums der jüdischen Gemeinde, später dessen Vorsitzender. 1933 nach Frankreich ausgewandert. Zusammen mit Professor Rheinstrom und Dr. F. A. Mann Rechtsberater in Paris und London. 1935 weitergewandert nach Palästina. Als Advocate dort ausschließlich praktiziert bis Juli 1953. Seit Ende

1953 Rechtsanwalt in Düsseldorf, aber gleichzeitig noch Advocate und Notary in Haifa-Israel.
Der vorliegende Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Richard Willstätter (1872—1942).

Universitätsprofessor in München 1916—1925. Wanderte 1939 aus München aus. Bedeutender Chemiker, Nobelpreis 1915. Die Geschichte seiner Entlassung ist ein Auszug aus seinem Buch „Aus meinem Leben", das im Verlag Chemie, Weinheim-Bergstraße, 1958 in 2. Auflage erschien.
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Erlaubnis des Verlegers.

Thomas Wimmer (geb. 1887).

Gelernter Schreiner, gehört der SPD seit 1909 an, 1924 in den Münchener Stadtrat gewählt; 10. März 1933 inhaftiert; nach dem 20. Juli 1944 zum 4. Mal verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau gebracht. 1945 zum 3. Bürgermeister in die Landeshauptstadt berufen, Juni 1946 zum 2. Bürgermeister gewählt, 1948 zum Oberbürgermeister gewählt, 1952 und 1956 wieder gewählt.
Der Aufsatz ist ein Originalbeitrag zu diesem Buch.

Karl Wolfskehl (1869—1948).

Bedeutender deutscher und jüdischer Dichter. Gab mit Stefan George 1901—03 „Die Dichtung" heraus, formte mit Ludwig Klages und Alfred Schuler (vgl. über ihn Willy Haas' Aufsatz in diesem Buch) den „Münchener Kosmikerkreis".
In diesem Buch würdigen die Professoren Emit Preetorius, Frederick P. Bargebuhr und Frau Margarethe von Bendemann-Susmann das Werk des Dichters, wie auch Frau Bertha Badt-Strauß und Hans Brandenburg seiner gedenken. Beide Gedichte sind dem Bändchen der Schocken-Bücherei „Die Stimme spricht" (Berlin, 1934) entnommen.

Arnold Zweig (geb. 1887).

Studierte in Breslau, München, Berlin, Göttingen, Rostock, Tübingen, lebte jahrelang in München und Starnberg vor München. Zahlreiche Romane, von denen „Versunkene Tage" (1938) (bei Desch, München, 1950) das München der Vorkriegszeit schildert.
Der Aufsatz erscheint in diesem Buch erstmalig in seiner deutschen Originalfassung.

Stefan Zweig (1881—1942).

Einer der erfolgreichsten und der meistübersetzte deutsche Autor der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Lebte in Salzburg bis 1938. Von seinen zahlreichen Zusammenkünften in München mit Richard Strauß, dessen Librettist er war, legt der Briefwechsel mit Richard Strauß Zeugnis ab (Frankfurt, 1957). Am 8. Juni 1930 wohnte Stefan Zweig der Aufführung seines „Jeremias" bei der Tagung des Verbands jüdischer Jugendvereine in München bei.
Die Gedenkrede auf Rainer Maria Rilke, aus der wir einen kurzen Auszug veröffentlichen, wurde im Münchener Residenz-Theater 1927 gehalten und 1954 im Verlag Rainer Wunderlich gedruckt.

Anmerkungen zu den Illustrationen

Gegenüber
Seite:

16 Phot. Hildegard Steinmetz

16 Phot. Hildegard Steinmetz. Der Brief (voller Text Seite 382) wurde uns vom Empfänger, Dekan D. Friedrich Langenfaß zur Verfügung gestellt

17 Das Gefallenendenkmal wurde von den Architekten Fritz Landauer und W. S. Resch geschaffen und am 11. Januar 1925 enthüllt; Phot. Wieland Wolff

32 Reproduziert aus der Baerwald-Feuchtwangerschen „Festschrift" von 1937

33 Reproduktion durch die Güte des Archives der Stadt Straßburg; Über den Brief vgl. die Veröffentlichungen Harry Breßlaus, Ludwig Feuchtwangers und Fridolin Solleders

48 Illustrationen zum Aufsatz Professor Dr. Ernst Roths hergestellt von der Bayerischen Staatsbiliothek

49 Illustrationen zum Aufsatz Dr. Heinrich Feuchtwangers vom Autor zur Verfügung gestellt

64 Original im Besitz der Jewish Historical General Archives, Jerusalem

65 Original im Besitz des Herrn Erich Ortenau, zu dessen Aufsatz diese beiden Urkunden Beziehung haben

80 Phot. Hans Lamm, vgl. Aufsatz des Prinzen Konstantin von Bayern

81 Phot. Erich Ortenau, auf dessen Aufsatz verwiesen wird

96 Das Aquarell wurde uns von Frau Meta Harburger, Jerusalem, aus dem Nachlaß ihres Mannes, des Kunsthistorikers Theodor Harburger, überlassen
Die Münzen, wie auch die gegenüber Seite 97, von Herrn Dr. Bruno Kirschner, Jerusalem photographiert

97 Das zeitgenössische Bild stammt aus der Deutschen Bauzeitung, 1887; die Photographie aus Julius Streichers „Stürmer", 1938; letztere verdanken wir Dr. C. Buff, Paris

128 Das Altersbild Hermann Levi überließ uns das Theatermuseum München, die Botschaft Levis an Wagner das Richard-Wagner-Archiv zu Bayreuth, das noch weitere unveröffentlichte Briefe an, von und über Levi besitzt

129 Reproduktion des Briefwechsels Dr. Theodor Herzls mit der Israelitischen Kultusgemeinde, München, verdanken wir den Central Zionist Archives zu Jerusalem. Der volle Text des Herzl-Briefes folgt hier:

„Zion"
Verband der österreichischen Vereine
für Kolonisation Palästinas und Syriens.

Wien, am 11. Juni 1897
II, Rembrandtstraße 11

An die löbliche Vorstandschaft der Israelitischen Kultusgemeinde München.

Hochgeehrte Herren!

Einige Notizen in den Münchener Tagesblättern haben unsere Aufmerksamkeit auf eine Agitation hingelenkt, die dort gegen die Veranstaltung unseres Zionisten-Kongresses eingeleitet worden ist. Insbesondere heißt es, daß sich der Münchener Kultusvorstand gegen diesen Kongreß, zu dem er nicht eingeladen worden sei, verwahre. Um diese Sache klarzustellen, wenden wir uns direkt an Sie. Wenn wir den Münchener Kultusvorstand nicht zum Kongreß eingeladen haben, so unterließen wir dies nicht aus Mangel an Courtoisie oder weil wir Sie nicht als dazugehörig ansahen. Wir wollten es Ihnen vielmehr völlig anheimstellen, sich als gern gesehene Genossen am Kongresse zu beteiligen oder sich diesem fernzuhalten. Wir glaubten taktvoll zu handeln, wenn wir Ihnen die Stellung zum Kongresse überließen, und Ihnen eventuell die Verlegenheit ersparten, sich aus vermeintlichen Opportunitätsgründen gegen Ihre Stammesgenossen erklären zu müssen. Zwar enthält der Zionismus nichts was gegen Sitte und Gesetz verstieße, und nur Böswillige können diese Bewegung als antipatriotisch hinstellen. Aber wir wissen nur zu gut, wie viele falsche Vorstellungen noch über unseren Versuch, die Judenfrage friedlich und menschenfreundlich zu lösen, verbreitet sind.

Es ist eine der Aufgaben unseres Kongresses, die öffentliche Meinung über das Wesen des Zionismus aufzuklären. Wir beehren uns, Ihnen gleichzeitig eine Nummer unseres Parteiblattes Die Welt zu übersenden, da finden Sie einen informierenden Artikel über die Zwecke des Kongresses.
Wir haben den Kongreß nach München einberufen, weil diese Stadt als gastfreundlich gilt und ein geeigneter Verkehrsmittelpunkt ist. Einen Protest von jüdischer Seite gegen unsere Versammlung haben wir nicht erwartet und wir glauben, daß auch Nichtjuden einen solchen Protest nicht verstehen würden.
Es scheint uns, daß die Israeliten, die sich nicht als Nationaljuden, sondern als Angehörige einer andern Nation fühlen, uns ruhig unseren Volksgefühlen überlassen sollten. Wir sprechen nicht in ihrem Namen, sondern nur in unserem eigenen; wir achten ihre Nationalität, mögen sie die unsere achten, wie das unter den Völkern üblich ist.
Noch eine Besorgnis, die etwa auftauchen könnte, glauben wir im Vorhinein zerstreuen zu sollen. Der Zionisten-Kongreß ist eine geschlossene Versammlung, in die man nur mit Eintrittskarten gelangen kann, und die Einberufer wie die bereits angemeldeten Teilnehmer sind fest entschlossen, dieser Versammlung einen würdigen Charakter zu geben und zu erhalten. Wir glauben nicht, daß unsere Versammlung dem Ansehen der Judenschaft abträglich sein oder Spott und Verachtung erregen wird — wenigstens nicht mehr, als ohnehin schon gegen uns vorhanden ist.
Wir schließen. Wir fragen Sie, hochgeehrte Herren, da uns die Umstände zu dieser Frage nötigen: welche Stellung nimmt der löbliche Kultusvorstand von München unserem Kongreß gegenüber ein? Protestiert er gegen die Abhaltung des Kongresses in München? oder betrachtet er die ganze Angelegenheit als eine ihm fremde, um die er sich nicht kümmert?
Aus der gefälligen Antwort werden wir die Konsequenzen ziehen. Wir halten es für loyal, Sie schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß wir die vorliegende Zuschrift veröffentlichen werden, falls wir durch Ihren Widerspruch genötigt sein sollten, den Kongreß von München weg nach einem anderen Orte zu verlegen.
Wir bitten Sie, uns Ihre Antwort bald zusenden zu wollen. Sollte eine Beratung der löblichen Vorstandschaft nicht sofort möglich sein, so ersuchen wir um die Mitteilung des Zeitpunktes, bis zu welchem wir Ihre Antwort erwarten dürfen.

Genehmigen Sie, hochgeehrte Herren, den Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung.

Die vorbereitende Kommission des Zionistischen Kongresses

Dr. O. Kokesch, Schriftführer — Dr. Theodor Herzl, Vorsitzender

Über die gesamte Korrespondenz hat Dr. Werner Cahnmann geschrieben und sie auch wiedergegeben.

144 **Über Th. Th. Heines Rolle bei der Gründung des „Simplicissimus" vgl. Eberhard Hölscher, Eugen Roth, Ludwig Thoma, Jakob Wassermann, u. a.**
Der Brief wurde uns zur erstmaligen Veröffentlichung vom Empfänger, Dr. C. Buff, Paris, freundlichst zur Verfügung gestellt

145 **„Die elf Scharfrichter", deren Plakat aus Hermann Wäschers Buch über das deutsche illustrierte Flugblatt reproduziert wird, bestimmten wie der „Simplicissimus" das geistige Gesicht Schwabings nach der Jahrhundertwende**

192 **Die Rabbiner Perles, Werner und Baerwald wirkten in der Synagoge an der Herzog-Max-Straße. Nach ihrem Abriß wurde ein Betsaal in der Lindwurmstraße 125 benutzt, an dem zunächst Dr. Leo Baerwald wirkte, dann Dr. Bruno Finkelscherer, der in der Deportation umkam**

193 **Die Bilder Alfred Neumeyers und seines Bruders Professor Karl verdanken wir Herrn Alexander Neumeyer, Shave Zion, Israel, dem Sohn des ersteren**

208 **Das Bild Prof. Rapps wurde uns von seiner Witwe, Frau Helene Rapp, Zürich, das Porträt Professor Schermans von seiner Tochter, Frau Frieda Hörburger, freundlicherweise zur Verfügung gestellt**

209 **Das Altersbild Professor Emanuel Kirschners stammt aus Familienbesitz, die Zeichnung Olaf Gulbranssons dem Bernheimerschen Erinnerungswerk**

256 **Das Titelblatt des berühmten Sonderhefts, aus dem Nachum Goldmanns Aufsatz auf Seite 50 abgedruckt ist**

257 **Das Porträt des Rabbiners der orthodoxen Gemeinde „Ohel Jakob" Dr. Heinrich Ehrentreu wurde 1926 von Hermann Segall geschaffen**
Das Bildnis Justizrat Elias Straus stellte die Photographin Lilli Heymann her.

272 **Eugene Spiro stellte uns sein Einstein-Bild zur Verfügung; u. a. porträtierte er auch Thomas Mann während eines Vortrags**

273 **Die Aufnahme verdanken wir Schalom Ben-Chorin, Jerusalem**

304 Elisabeth Springers Plastik befand sich im Museum der Jüdischen Gemeinde Berlin, das nach 1933 unterging
Arnold Zadikows „David" befindet sich jetzt im Museum der Stadt Tel Aviv, dessen früherer Direktor, Dr. Karl Schwarz, uns die Aufnahme sandte. Zadikows Selbstporträt stellte uns Dr. Werner Cahnmann gütig zur Verfügung

305 Willstätters Bildnis befindet sich mit zahlreichen anderen Illustrationen in seinen Erinnerungen
Die Briefe Willstätters sind aus einer größeren Anzahl von Schreiben, die er an Professor Chaim Weizmann richtete, und die uns das Weizmann Institut, Rehovot zur Verfügung stellte, ausgewählt

Die beiden reproduzierten Briefe haben folgenden Wortlaut:

Professor Richard Willstätter

München 27, den 11. Mai 35
Möhlstr. 29

Mein hochverehrter, lieber Freund:

Ihr lieber Brief vom 22. IV. mit Ihrem Bericht über das erste Jahr Ihres Forschungsinstituts hat mich sehr gefreut, und ich danke Ihnen dafür herzlichst. Die schlichte Aufzählung der zahlreichen einzelnen Forschungsgebiete und der ersten namhaften Ergebnisse wirkt auf mich als ein ergreifendes Dokument; ich schaue hinter die Kulissen auf die angespannteste, selbstlose Leistung meiner Kollegen, die so Großes an Begabung, Kraft und Vertrauen einsetzen und auf Ihre eigene heroische Rolle. Zwischen diesem Bericht und dem mir vor 1½ Jahren bekannt gewordenen ersten Arbeitsplan existiert wenig Ähnlichkeit. Ihr eigenes Eingreifen war entscheidend. Dies ist besonders deutlich bei der Einbeziehung der agrikulturchemischen, der pharmazeutischen und der bakteriologischen Probleme und ferner bei der außerordentlich wichtigen Überleitung ihrer früheren Untersuchungen und Erfahrungen in das neue Institut. Dadurch tritt an Stelle Suchens nach möglichen Ansätzen die Auswirkung und das Ausreifen Ihrer eigenen chemischen Lebensarbeit, was wissenschaftlich ähnlich ergiebig zu sein verspricht wie es industriell geworden ist.
Was Sie über meine Beziehung zu Ihrem Institut so gütig ausdrücken, kann ich wirklich nicht annehmen. Infolge meines Ausscheidens aus der Lehrtätigkeit bin ich Outsider geworden, abseits von den meisten neuen Strömungen, zumal die Leistungen der heutigen Chemie sich mehr und mehr in Anteile einiger organisierter Arbeitsgemeinschaften gruppiert.
Ich hoffe, Sie hatten mit Ihrer verehrten Gemahlin eine angenehme Rückreise mit einigen Erholungstagen, und ich grüße Sie herzlich.

Ihr aufrichtig sehr ergebener

Richard Willstätter

Muralto-Locarno, 3. Nov. 1939
L'Eremitaggio

Hochverehrter Freund:

Das Wiedersehen in Zürich, das Sie mir so freundlich ermöglichten — danke schön für Ihre Gastfreundschaft — war ein glückliches Erlebnis, für das ich Ihnen herzlich dankbar bin. Es war für mich übrigens ein einmaliges Heraustreten aus der Zurückgezogenheit, die ich gewählt habe und mit der ich zufrieden bin. Die Anregung, Ihre großen Aufgaben und Probleme von der Ferne zu verfolgen, war unausgesprochen wirksam.
Sie haben mir auch in einer Beziehung, die mir vor sechs Jahren noch recht unwichtig war, die es aber nicht mehr sein kann, ein wenig neue Hoffnung gegeben, mit der ich mich freuen will. Darf ich Ihnen einen Vorschlag für eine weitere Variante Ihres proteolytischen Verfahrens machen? Was würden Sie davon halten, neben die Verarbeitung von Fleisch auch die Proteolyse des Substrates Blut zu setzen. Man kann das (zweckmäßig frisch defibrinierte) Gesamtblut oder auch nur das mit der Centrifuge von den Blutkörperchen abgetrennte Serum verarbeiten, namentlich wo es für die Blutkörperchen schon Verwendung gibt. An vielen Orten ist dieses Material ein billiger Abfall.

Mit vielen herzlichen Grüßen bin ich

Ihr aufrichtig ergebener
Richard Willstätter.

320 Das Plakat der Hitler-Versammlung mit dem Zusatz „Juden ist der Zutritt verboten" ist der Jubiläumsausgabe von Hitlers „Mein Kampf" entnommen; die Arnoldsche Zeichnung findet sich in Eugen Roths Buch „Simplicissimus".

321 Die Dokumente aus den letzten Jahren der jüdischen Gemeinde verdanken wir dem Archiv des Yad Vashem in Jerusalem
Über die Hinrichtung der 81jährigen Frau Maria Ehrlich konnte uns der Vorstand der Strafanstalten München-Stadelheim am 11. März 1958 nur mitteilen, daß die ehemalige Lehrerin von einem Standkriegsgericht am 2. Oktober 1943

wegen Zersetzung der Wehrkraft zum Tode verurteilt worden war, am 15. Januar 1944 in Stadelheim eingeliefert und am 10. Februar 1944 enthauptet wurde.

336 Redakteure des „Jüdischen Echo" waren von 1913—1933: Dr. Max Mayer, Helena Hanna Cohn, Meta Moch, Karl Glaser, Rudolf Liebstätter, Dr. Leopold Justh, Dr. J. Seide, Dr. Ignaz Emrich, Isa Emrich.
Die Redakteure der „Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung" waren Dr. Eugen Schmidt und ab 1930 Dr. Ludwig Feuchtwanger.

337 Die Illustrationen zum Aufsatz des Herrn Mordechai Bernstein wurden uns vom Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

352 Beide Aufnahmen wurden uns gütigerweise von Herrn Prof. Emil Preetorius überlassen.

353 Phot. Wieland Wolff.

Literaturverzeichnis

Die folgende Bibliographie bemüht sich, das wesentliche Schrifttum zum Thema dieses Buches zu verzeichnen, jedoch nicht alle Veröffentlichungen und Werke seiner Autoren.
Als Hauptquellen für die Geschichte der Münchner Israelitischen Kultusgemeinde von 1913—1938 wird nachdrücklich auf das „Jüdische Echo" und die „Bayerische Israelitische Gemeindezeitung" verwiesen.

Abkürzungen: BIGZ = Bayerische Israelitische Gemeindezeitung, München
IFB = Israelitisches Familienblatt, Hamburg
JE = Jüdisches Echo, München
ZGJD = Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, Braunschweig bzw. Berlin

Aretin, Christoph von, Geschichte der Juden in Baiern; München, 1803

Aretin, Erwein von, Krone und Ketten; München, 1955

Aub, Hirsch, Rede am Grabe des Herrn Dr. Hermann Oettinger; München, 1855

Auerbach, Siegfried M., The Auerbach Family; London, 1957

Bärmann, Johannes, Die Verfassungsgeschichte Münchens im Mittelalter; Weimar, 1938

Baerwald, Jenny, 100 Jahre Israelitischer Frauenverein; BIGZ, 15. Mai 1930

Baerwald, Leo, Willkommen in München; BIGZ, 1. Juni 1930

Baerwald, Leo, Festpredigt; München, 1937

Baerwald, Leo und Ludwig Feuchtwanger, Festgabe, 50 Jahre Hauptsynagoge; München, 1937

Ballin, Fritz, Die Aufgaben des Jüdischen Kulturbundes in Bayern; BIGZ, 15. März 1934

Bayerische Akademie der Wissenschaften, Jahrbuch; München, 1950

Bayerische Israelitische Gemeindezeitung; München, 1926—1938

Bayerland, Das; (Hrsgb. Fridolin Solleder), Sonderheft „Die Juden in Bayern", München, 2. Oktoberheft 1926

Beer, Michael, Sämtliche Werke; Hrsgb. von Eduard von Schenk (mit Biographie des Dichters), Leipzig, 1835

Bergmann, Michael von, Beurkundete Geschichte der Haupt- und Residenzstadt München; München, 1783

Behr, Alexander, Tägliche Gebete der Israeliten; München, 1827

Bernheimer, Ernst, Familien- und Geschäftschronik der Firma L. Bernheimer K.-G.; München, 1950

Bernheimer, Otto, Erinnerungen eines alten Münchners; München, 1957

Beyer, Hans, Von der Novemberrevolution zur Räterepublik in München; Leipzig, 1957

Bing, Siegmund, Jakob Wassermann; Berlin, 1933

Blau, Bruno, Die Juden in Deutschland von 1933—1945; in „Judaica", VII, 4, Zürich, 1951

Brandenburg, Hans, Das Denkmal — Heinrich Heine; Ebenhausen, 1912

Brandenburg, Hans, München leuchtete; München, 1953

Brandenburg, Hans, Im Feuer unserer Liebe; München, 1956

Breßlau, Harry, Aus Straßburger Judenakten: Ein Brief der Gemeinde München 1381; ZGJD, V, Braunschweig, 1892

Bruckbräu, Friedrich Wilhelm, Neuestes Taschenbuch der Haupt- und Residenzstadt München; München, 1828

Buber, Martin, Hinweise; Zürich, 1953

Buber, Martin, Pfade in Utopia; Heidelberg, 1950

Buber, Martin, (Herausgeber) unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer, Gustav Landauer — Sein Lebensweg in Briefen; Frankfurt, 1929

Burkhardt, C. A. H. und M. Stern, Aus der Zeitschriftenliteratur zur Geschichte der Juden in Deutschland; ZGJD, II, 2, Braunschweig, 1887

Cahnmann, Werner, Problematik der jüdischen Bünde; BIGZ, 15. Juni 1935

Cahnmann, Werner, Die Münchner Judenbeschreibung von 1804; ZGJD, VII, Berlin, 1937

Cahnmann, Werner, Munich and the First Zionist Congress; in „Historia Judaica", III, New York, 1941

Cahnmann, Werner, The Decline of the Munich Community, 1933—38; in „Jewish Social Studies", III, New York, 1941

Caro, Georg, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden; I, Leipzig, 1908

Cohen, Arthur, Ergebnisse der Erhebung des Münchener Ausschusses für Kriegsstatistik der Juden; BIGZ, 8. Februar 1926

Cohen, Arthur, Die Münchner Judenschaft; ZGJD, II, Berlin, 1931

Cohen, Arthur und Eduard Simon, Geschichte der Handelskammer München; München, 1926

Diebow, Hans, Der ewige Jude; 265 Bilddokumente, München, 1937

Diebow, Hans, Th. Th. Heine, in „Weltkampf"; München, 1944

Dingfelder, Simon, Jüdische Volksschule in Großstädten; JE, 15. September 1924

Dingfelder, Simon, Aus der Geschichte des jüdischen Schulwesens in München; BIGZ, 13. Dezember 1927

Dirr, Pius, Denkmäler des Münchner Stadtrechts; I., München, 1934

Döblin, Alfred, Die deutsche Literatur im Ausland seit 1933; Paris, 1938

Döllinger, J. J. Ignaz, Heidentum und Judentum; Regensburg, 1857

Döllinger, J. J. Ignaz, Das Judentum in Europa; (Neuauflage), Bad Wörishofen, 1947

Dresler, Adolf, Der „Münchener Beobachter", 1887—1918; Würzburg, 1940

Eckstein, Adolf, Die bayerischen Parlamentarier jüdischen Glaubens; Bamberg, 1902

Eckstein, Adolf, Zur Geschichte der israelitischen Kirchenverfassung in Bayern; ZGJD, III, 1933

Eckart, Dietrich, Auf gut deutsch; München, 1919

Ehrentreu, Heinrich, Der Krieg und das jüdische Schrifttum; JE, 21. u. 28. Mai 1915

Ehrentreu, Heinrich, Geschichte der Chewra Kadischa in München; München, 1906

Einstein, Albert, Aus meinen späteren Jahren; Stuttgart, 1952

Einstein, Albert, Briefe an Maurice Solovine, 1906—1955; Paris, 1956

Einstein, Albert, Mein Weltbild; Berlin, 1956

Einstein, Alfred, Briefe deutscher Musiker; Zürich, 1955

Einstein, Alfred, Von Schütz zu Hindemith; Zürich, 1957

Eisen, Richard, Jüdische Künstler in München; BIGZ, 15. Mai 1936

Elsbogen, Ismar, Aron Freimann und Haim Tykocinski, Germania Judaica; I, 2, Breslau, 1934

Elk, Max, Ein jüdisches Lehrhaus; BIGZ, 6. November 1925

d'Ester, Karl, Schwarz auf Weiß; München, 1951

d'Ester, Karl, Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!; Volkach, 1947

Ettlinger, Karl („Karlchen"), Aus fröhlichen Herzen; München, 1919

Faulhaber, Michael von, Deutsches Ehrgefühl und katholisches Gewissen; München, 1925

Faulhaber, Michael von, Judentum, Christentum, Germanentum; München, 1934

Feuchtwanger Family, The; Tel Aviv, 1952

Feuchtwanger, Ludwig, Katholizismus und Judentum; BIGZ, 15. Januar 1930

Feuchtwanger, Ludwig, „Die Judenfrage"; Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, BIGZ, 15. September 1930

Feuchtwanger, Ludwig, Der hebräische Brief der Münchener Juden vom Jahre 1381 an die Straßburger Juden; BIGZ, 1. August 1938

Feuchtwanger, Martin, Münchener Schauspielpremieren; München, 1905

Feuchtwanger, Martin, Ebenbilder Gottes; Tel Aviv, o. J. (1952?)

Feuchtwanger, Sigbert, Die wissenschaftliche und politische Judenfrage; in „Zeitschrift für Politik", Berlin, 1916

Feuchtwanger, Sigbert, Justizrat Elias Straus, Das Porträt eines jüdischen Anwalts; BIGZ, 15. August 1933

Förster, Friedrich Wilhelm, Erlebte Weltgeschichte, 1869—1953; Nürnberg, 1953

Fraenkel-Kober, Anny, Karl Oppenheim; JE, 23. Juli 1926

Fraenkel, Emil, Die Schächtfrage im Bayerischen Landtag; JE, 13. August 1926

Fraenkel, Emil, Rabbiner Dr. H. Ehrentreu; JE, 7. Januar 1927

Fraenkel, Sigmund, Aufsätze und Reden; (hrsgb. von Prof. Dr. Adolf Fraenkel), München, 1930

Frank, Hans, Im Angesicht des Galgens; München, 1953

Frank, Philipp, Einstein; München, 1949

Fritz, Johannes, Urkundenbuch der Stadt Straßburg; Band VI, Straßburg, 1899

Fuchs, Eduard, Die Juden in der Karikatur; München, 1921

Geiger, Hannsludwig, Es war um die Jahrhundertwende; München, 1953

Goldmann, Nachum, Zum polnisch-jüdischen Problem; JE, 15. November 1915

Goldmann, Nachum, Deutschland und Palästina; Das größere Deutschland, 24. Juni 1915, nachgedruckt JE, 3. September 1915

Goldstein, Moritz, German Jewry's Dilemma; in Year Book II, Leo Baeck Institute, London, 1957

Gostner, Erwin, 1000 Jahre im KZ; Mannheim, 1946

Graf, Oskar Maria, Wir sind Gefangene; München, 1927

Gratzl, Emil, Die Hebraica in der Bayerischen Staatsbibliothek; BIGZ, 15. Okt. 1932

Gröber, Karl, Alte jüdische Kunst; BIGZ, 1. Juli 1930

Großmann, Stefan, Der Hochverräter Ernst Toller; Berlin, 1919

Günther, Herbert, Drehbühne der Zeit; Hamburg, 1957

Haas, Willy, Die literarische Welt; München, 1957

Halbe, Max, Scholle und Schicksal; München, 1930

Hanfstaengl, „Putzi", The Missing Years; London, 1957

Harburger, Theodor, Kl'e Kodesch und Parochoth im bayerischen Synagogenbesitz; BIGZ, 15. März und 1. April 1929

Harburger, Theodor, Ausstellung jüdischer Kultgeräte und -einrichtungen für Synagoge und Haus; BIGZ, 1. Juli 1930

Harburger, Theodor, Stanislaus Bender; JE, 26. Februar 1932

Harburger, Theodor, Woche jüdischer Volkskunst in Bayern; BIGZ, 1. Juli 1931

Harburger, Theodor, Ein Gang durch Münchens jüdische Friedhöfe; BIGZ, 1. Mai 1932

Hausenstein, Wilhelm, Zeiten und Bilder; München, 1920

Heine, Heinrich, Reise von München nach Genua; Hamburg, 1828

Heine, Thomas Theodor, Ich warte auf Wunder; Stockholm, 1943

Heine, Thomas Theodor, Seltsames geschieht; Braunschweig, 1946

Heiseler, Bernt von, Versöhnung; Gütersloh, 1953

Held, Hans Ludwig, Das Gespenst des Golem; München, 1927

Heller, Rose, Hans Lamm, Fritz Rosenthal, Zwiesprache; Heft 1, München, 1933

Herald, Heinz, Max Reinhardt; Hamburg, 1953

Herzog, Wilhelm, Vor zehn Jahren (Kurt Eisner zum Gedächtnis); Forum, Heft 5/6, Berlin, 1929

Hirschfeld, Georg, Jakob Wassermann in drei Jahrzehnten; BIGZ, 15. Februar 1935

Hölscher, Eberhard, Der Zeichner Th. Th. Heine; Freiburg, 1955

Holm, Korfiz, ich —klein geschrieben; München, 1932

Hofmiller, Josef, Revolutionstagebuch 1918—19; Leipzig, 1938

Hohmann, Georg, Rede zur Eröffnung der Ludwig-Maximilians-Universität; München, 1947

Hoppe, Else, Ricarda Huch, Stuttgart, 1951

Horwitz, L., Bavaria Israelitica; BIGZ, 10. November 1933

Huber, A., München im Jahr 1819; München, 1819

Huch, Ricarda, Bekenntnis zum Zionismus; JE, März 1914

Huch, Ricarda, Briefe an die Freunde; Tübingen, 1955

Huch, Roderich, Die Enormen von Schwabing; Atlantis, März 1958

Hümmert, Ludwig, Die finanziellen Beziehungen jüdischer Bankiers und Heereslieferanten zum bayerischen Staat in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts; München, 1927

Institut zum Studium der Judenfrage, Die Juden in Deutschland; München, 1936

Israelitischer Kalender für München; München, 1905—1936

Israelitische Kultusgemeinde München, Statuten der —; München, 1871

Israelitische Kultusgemeinde München, Israelitische Gebetsordnung; München, 1876 und 1891

Israelitische Kultusgemeinde München, Bericht über die Wohltätigkeitspflege der —; für die Jahre 1909—19; München, 1910—20

Jüdische Echo, Das, München, 1913—1933

Kirschner, Josef, Die Gruftkirche; in Münchener Rundschau, München, 11. März 1906

Kirschner, Emanuel, Gedenket der Tage der Vorzeit; BIGZ, 2. April 1926

Kirschner, Emanuel, Rückblick und Ausblick über Synagogengesang; BIGZ, 8. Juni 1926

Kirschner, Emanuel, Rosalie Perles zu ihrem 90. Geburtstag; BIGZ, 15. Dez. 1929

Kirschner, Emanuel, Jüdische Schule; JE, 17. Oktober 1924

Kirschner, Max, Die Sterblichkeit und die Todesursache der Juden in München, 1881—1908; München, 1912

Kitzinger, Elisabeth, Das Jugendamt der Israelitischen Kultusgemeinde München; BIGZ, 15. Juli 1931

Kleemann, Rolf, Münchner Tagung des Verbandes der Jüdischen Jugendvereine Deutschlands; BIGZ, 1. Juli 1930

Kloeber, Wilhelm von (Hrsgb.), So ein Saustall; München, 1938

Kohn, Maier, Festtägliche Gebete für die drei Hauptfeste . . . für die Synagoge in München; Fürth, 1855

Kolb, Annette, Die Schaukel; Berlin, 1934

Koller, Fritz, Der Eid im Münchner Stadtrecht; München, 1953

Konstantin, Prinz von Bayern, Die großen Namen; München, 1956

Kupfer-Koberwitz, Edgar, Als Häftling in Dachau; Bonn, 1956

Lamm, Hans, Jüdische Kulturfahrten; IFB, 9. Mai 1934

Lamm, Hans, Jüdischer Student in dieser Zeit; IFB, 12. April 1934

Lamm, Hans, Jacques Rosenthal zum 80. Geburtstag; IFB, 4. Oktober 1934

Lamm, Hans, Das Volk des Buches; IFB, 19. Juli 1934

Lamm, Hans, Abschiedsgruß an Elias Straus; IFB, 28. Juni 1933

Lamm, Hans, Anderthalb Jahrzehnte Bayernverband; IFB, 17. April 1935

Lamm, Hans, Dem Gedächtnis Ludwig Feuchtwangers; Jüdische Rundschau, Marburg, 5, 1947

Lamm, Hans, Über innere und äußere Entwicklungen im deutschen Judentum, 1933—1945; Erlangen, 1951

Lamm, Heinrich, Das jüdische Lied; BIGZ, 1. Januar 1926

Lamm, Louis, Isak Bernhard Lamm — Der erste jüdische Volksschullehrer in Bayern; Berlin, 1915

Landauer, Gustav, Der werdende Mensch; (Hrsgb. Martin Buber), Potsdam, 1921

Landauer, Gustav, Lebensgang in Briefen; (Hrsgb. Martin Buber), Zwei Bände, Frankfurt, 1929

Lenz, Pater, Christus in Dachau; Wien, 1956

Leviné, Eugen, Skizzen, Rede vor Gericht und anderes; Berlin, 1925

Leviné, Rosa, Aus der Münchener Rätezeit; Berlin, 1925

Levinger, Wilhelm, Kardinal Faulhaber über deutsches Nationalgefühl; BIGZ, 6. Juli 1925

Lewald, August, Panorama von München; Stuttgart, 1835

Linden, Hermann, Joseph Roth; Köln, 1949

Lipowsky, Felix Joseph, Urgeschichte von München; München, 1814

Lorant, Stefan, I was Hitler's Prisoner; London, 1935

Loewe, Heinrich, Die Juden in Deutschland; Bibliographische Notizen, ZGJD, I—IV, Berlin, 1929—32

Maier-Hartmann, Fritz, Dokumente des Dritten Reiches; München, 1939

Mann, Thomas, Altes und Neues; Frankfurt, 1956

Mannheimer, A., Ein Münchner Gebetbuch vor 100 Jahren; BIGZ, 19. Sept. 1927

Manz, Gustav F., Michael Beers Jugend; Freiburg, 1891

Martini, Winfried, Die Legende vom Hause Ludendorff; Rosenheim, 1949

Mayer, Josef Maria, Aus dem Münchener Stadtbuch; München, 1868

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Meisterbriefe; Berlin, 1907

Mensi-Klarbach, Alfred von, Alt-Münchner Theater-Erinnerungen; München, 1924

Mühsam, Erich, Von Eisner bis Leviné — Die Entstehung der bayerischen Räterepublik; Berlin, 1929

Müller, Abraham, Emanuel Kirschner; JE, 11. Februar 1927

Müller, Christian, München unter König Max Joseph I.; München, 1816

Müller-Meiningen, Ernst, Aus Bayerns schwersten Tagen; Berlin, 1924

Müller, Irmgard, Saphir in München; Düsseldorf, 1940

Müller, Karl Alexander von, Paul Nikolaus Coßmanns Ende; „Hochland", München, April 1950

Muschg, Walter und Emil Staiger, Weltliteratur; Festgabe für Fritz Strich, Bern, 1952

Neumann, Alfred, Es waren ihrer sechs; München, 1947

Neumeyer, Alfred, Aus der Münchener Israelitischen Kultusgemeinde; JE, 29. April und 6. Mai 1921

Neumeyer, Alfred, Albert Landauer zum Gedächtnis; BIGZ, 24. August 1927

Neumeyer, Karl, Aufgaben jüdischer Jugend in dieser Zeit; BIGZ, 1. August 1933

Nieritz, Gustav, Seppel oder Der Synagogen-Brand in München; Leizig, o. J., (etwa 1846)

Oehme, Walter und Kurt Caro, Kommt „Das Dritte Reich"?; Berlin, 1930

Oppenheimer, Karl, Das jüdische Landheim in Wolfratshausen; JE, 14. Dez. 1923

Oppenheimer, Karl, Ärztliches und Erzieherisches aus dem Kinderheim in Wolfratshausen; BIGZ, 1. Juli 1926

Osten-Sacken, Gotthard von der, In der Gewalt dunkler Mächte; München, 1924

Perles, Felix, Emanuel Kirschner, 1. Kantor der Gemeinde München, 1881—1931; BIGZ, 1. September 1931

Perles, Felix, Drei Münchner jüdische Gelehrte; BIGZ, 1. Februar 1933

Perles, Joseph, Reden zum Abschied von der alten und zur Einweihung der neuen Synagoge; München, 1871

Perles, Joseph, Antrittspredigt; München, 1871

Perles, Joseph, Die in einer Münchener Handschrift aufgefundene erste lateinische Übersetzung des Maimonidischen Führers; in Monatsschr. f. Gesch. und Wissensch. des Judenthums; XXIV, Breslau, 1875

Perles, Joseph und Heinrich Ehrentreu, Weiheworte anläßlich der Einweihung des neuen Betsaales Ohel Jakob in München; München, 1892

Perron, Oskar, Nachruf auf Alfred Pringsheim; in Jahrbuch der Bayer. Akademie der Wissenschaften, München, 1948

Pfister, Bernhard, M. J. Bonn, Theodor Heuss und M. J. Bonn als Jubilare der Universität München; Berlin, 1956

Philippsthal, Herbert, Münchens jüdische Bevölkerung; JE, 28. September 1928

Philippsthal, Herbert, Jüdische Bevölkerungsvorgänge in München, 1926—1931; BIGZ, 26. August 1932

Phöbus, Literarischer Verein, Festgabe des —,bei seiner Heine-Feier; 19. Januar 1908, München, 1908

Pinthus, Kurt, Der Dichter Manfred Sturmann; BIGZ, 1. Februar 1936

Possart, Ernst von, Hermann Levi; München, 1901

Prys, Josef, Hebräische Büchereien im Gebiete des heutigen Bayern; BIGZ, 23. Mai und 11. November 1927

Prys, Josef, Die Familie von Hirsch auf Gereuth; München, 1931

Prys, Josef, Zum Anteil der Familie von Hirsch auf Gereuth am Kampfe um die bayerische Judenemanzipation; ZGJD, V, Berlin, 1935

Rapp, Franz, Goethe und München; München, 1949 (1. Auflage 1932)

Regler, Gustav, Das Ohr des Malchus; Köln, 1958

Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten, Ortsgruppe München, Unsere gefallenen Kameraden; mit Geleitwort von Dr. Leo Baerwald; München, 1929

Reichsbund Jüdischer Frontsoldaten, Die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen, 1914—18, Berlin, 1932

Rösemeier, Charlotte, Münchener satirische Zeitschriften, 1900—21; Würzburg, 1939

Rosenfeld, Else R. Behrend-, Ich stand nicht allein; Hamburg, 1949

Roth, Eugen, Der Maler Siegfried Ziegler; BIGZ, 15. März 1930

Roth, Eugen, Das Schweizerhäusl; München, 1950

Roth, Eugen, Simplicissimus; Hannover, 1954

Roth, Joseph, Panoptikum; München, 1930

Roth, Joseph, Werke; Drei Bände, Köln, 1956

Rothschild, Paul, Von unserem Gruppenleben; BIGZ, 1926, S. 283

Saphir, M. G., Der Judenfeind; in Der Deutsche Horizont, I, München, 23. Okt. 1831

Sauerbruch, Ferdinand, Das war mein Leben; Bad Wörishofen, 1951

Schaalmann, Adolf, Jüdische Lehrkurse der Israelitischen Kultusgemeinde München; BIGZ, 8. November 1926

Scharl, Placius, Die ehemalige Gruftkirche am Gruftgäßchen in München; in Kalender für katholische Christen, 1867, München, 1866

Scher, Peter und Hermann Sinsheimer, Das Buch von München; München, 1928

Schmidt, Albert, Die neue Synagoge in München; in Deutsche Bauzeitung, Nr. 17 und Nr. 20, 1886

Schmidt, Albert, Die neue Synagoge in München; mit zehn Lichtbildern, München, 1889

Schoenberner, Franz, Confessions of a European Intellectual; New York, 1946

Schöpflich, Eduard, Zur Geschichte der Juden in München; JE, 26. Februar und 2. April 1926

Schöpflich, Eduard, Zur Geschichte der Juden in München; in Das Bayerland, 1926, S. 613

Schöpflich, Eduard, Zur Geschichte der Juden in München; BIGZ, 1. Juli 1926

Schuler, Alfred, Dichtungen; 1930

Schuler, Alfred, Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß; Leipzig, 1940

Schwend, Karl, Bayern zwischen Monarchie und Diktatur; München, 1954

Seelig, Carl, Albert Einstein; Zürich, 1954

Segall, Jakob, Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in München, 1875—1905; Berlin, 1910

Siegert, Max, Aus Münchens schwerster Zeit; München, 1928

Sinsheimer, Hermann, Gelebt im Paradies; München, 1953

Solleder, Fridolin, München im Mittelalter; München, 1938

Spaeth, Emil, Synagogenbauten in München; in Das Bayerland, 2. Oktoberheft, 1926

Spies, Gerty, Gedichte; München, 1947

Spies, Gerty, Wie ich es überlebte; in Hochland, München, April 1958

Stemplinger, Eduard, Ernte aus Altbayern; München, 1936

Stern, Hedwig, Zur Gründung einer jüdischen Haushaltungsschule in München, BIGZ, 3. Dezember 1925

Stern, Karl, Die Feuerwolke, Salzburg, 1954

Straus, Elias, Der Jüdische Reichsverband; JE, 25. Juni 1926

Straus, Elias, Die Verhältnisse in den jüdischen Großgemeinden insbesondere in der Kultusgemeinde München, JE, 22. November 1918

Straus, Elias, Sigmund Fraenkel, BIGZ, 6. November 1925

Straus, Elias, Rabbiner Dr. Heinrich Ehrentreu, BIGZ, 9. Februar 1927

Straus, Elias, Alfred Neumeyer, BIGZ, 8. März 1927

Straus, Rafael, Verwechslung von München und Regensburg, ZGJD, II, Berlin, 1931

Straus, Rahel, Rede auf der Makkabäerfeier der Zionistischen Ortsgruppe München, JE, 29. Dezember 1922

Strauß, A., Ein jüdisches Museum in München, JE, 15. Juni 1928

Strauß, Richard und Stefan Zweig, Briefwechsel (Herausgeber W. Schuh), Frankfurt, 1957

Striedl, Hans, Geschichte der Hebraica-Sammlung der Bayer. Staatsbibliothek; in Festschrift zum Orientalisten-Kongreß; München, 1957, Wiesbaden, 1957

Sturmann, Manfred, Althebräische Lyrik, Einleitung von Arnold Zweig; München, 1923

Sturmann, Manfred, Herkunft und Gesinnung; Berlin, 1935

Süskind, W. E., Das fünfte Jahrzehnt; in Almanach des S. Fischer Verlags — Das 70. Jahr, Frankfurt, 1956

Synagoge in München, Grundsteinlegung zur —, am 26. July 1824, München, 1824

Synagoge in München, Grund-Pläne, Durchschnitte und Façade der —; München, 1825

Synagoge in München, Feyerliche Einweihung der —; 21. April 1826, München, 1826

Synagoge in München, Programm und Liturgie für die Einweihung der neuen —; am 16. September 1887, München, 1887

Tannenbaum, Eugen, Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden; Berlin, 1915

Theilhaber, Felix A., Schicksal und Leistung; Berlin, 1931

Thoma, Ludwig, Erinnerungen; Band I der Gesammelten Werke, München, 1956

Thoma, Ludwig, Das Säuglingsheim; München, 1913

Toller, Ernst, Justiz; Berlin, 1927

Toller, Ernst, Quer durch; Berlin, 1930

Tucholsky, Kurt, Man sollte mal...; Frankfurt, 1957

Uhde-Bernays, Hermann, Im Licht der Freiheit; Wiesbaden, 1947

Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden, Verfassung des —; München, 1927

Verband der Israelitischen Wohltätigkeits-Vereine und Anstalten in München, Die Wohlfahrtseinrichtungen innerhalb der Israelitischen Kultusgemeinde in München; München, 1914

Vallentin, Antonia, Das Drama Albert Einsteins; Stuttgart, 1955

Vossler, Karl, Jüdische Herkunft und Literaturwissenschaft; in „Der Morgen", Berlin, 1926

Vossler, Karl, Politik und Geistesleben; München, 1927

Vossler, Karl, Gedenkrede für die Opfer an der Universität München; München 1947

Wahl, Fritz, Rätezeit in München; in „Die Gegenwart", Frankfurt, 26. Oktober 1956

Walter, Bruno, Thema und Variationen; Stockholm, 1947

Wäscher, Hermann, Das deutsche illustrierte Flugblatt; Dresden, 1956

Wassermann, Jakob, Mein Weg als Deutscher und Jude; Berlin, 1921

Wassermann, Jakob, Lebensdienst; Berlin, 1938

Wassermann, Ludwig, Das jüdische Vereinsleben in München; JE, 12. Febr., 1915

Weil, Julius, Um den jüdischen Lehrling; BIGZ, 15. Februar 1930

Weinberg, M.; Episoden aus der Geschichte der Juden in Bayern; BIGZ, 1. Jan., 1926

Weiner-Odenheimer, Paula, Die Berufe der Juden in München; in Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, 1916, nachgedruckt JE, 18. und 25. August 1916

Weisenborn, Günther, Der lautlose Aufstand; Hamburg, 1953

Weizmann, Chaim, Memoiren; Zürich, 1953

Wenng, Ludwig, Die Judenfrage vor der bayerischen Kammer der Abgeordneten; München, 1901

Werner, Coßmann, Antrittspredigt; 22. März 1895, München, 1895

Werner, Coßmann, Worte der Erinnerung an —; München, 1918

Werner, Paul, Die bayerische Räte-Republik; Leipzig, 1920

Westenrieder, Lorenz, Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft, I.; München 1788

Wiechert, Ernst, Der Totenwald; München, 1946

Wieland, Heinrich, Nachruf auf Richard Willstätter; Bayer. Akademie der Wissenschaften; München, 1948

Wiener Library, The, German Jewry; Catalogue Nr. 3, London, 1958

Willstätter, Richard, Juden in der modernen Welt; BIGZ, 1. September 1930

Willstätter, Richard, Aus meinem Leben; Herausgeber A. Stoll, 2. Auflage, Weinheim, 1958

Wolff, Joseph Heinrich, Urkundliche Chronik von München; I und II, München, 1852 und 1854

Wolfskehl, Karl, Die Stimme spricht; Berlin, 1934

Wolfskehl, Karl, An die Deutschen; Zürich, 1947

Zentner, W., Gastfreundliches München; München, 1946

Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden, Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland; Berlin, 1932

Zimmermann, Albert, Gustav Meyrink und seine Freunde; Hamburg, o. J. (etwa 1917)

Zweig, Arnold, Juden auf der deutschen Bühne; Berlin, 1927

Zweig, Arnold, Verklungene Tage, München, 1950

Der Verlag dankt den Folgenden für die großzügige Unterstützung dieses Gedenkbuches

Ministerpräsident Dr. Hanns Seidel

800-Jahr-Feier der Stadt München
Festverein München 1958 e. V.

Bayerischer Rundfunk

Norddeutscher Rundfunk

L. Bernheimer KG.

Münchner Bank eGmbH.

Bayerische Vereinsbank

Bayerische Motoren-Werke AG.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

Bankhaus August Lenz & Co.

Bankhaus Maffei & Co.

Sektkellerei Nymphenburg

Alois Kienle GmbH.

Südhausbau GmbH.